This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

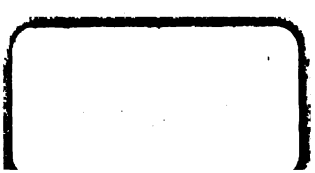
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

THE SPINGARN COLLECTION
OF
CRITICISM AND LITERARY THEORY
PRESENTED BY
J. E. SPINGARN



Johann Christoph Gottscheds,
der Weltw. und Dichtk. öffentl. Lehrers zu Leipzig, der königl. Preuß. Churfl. Mainzischen, wie auch der Bononischen Akad. der Wiss. Mitgliedes

Ausführliche Redekunst,

Nach Anleitung
der alten Griechen und Römer,
wie auch der neuern Ausländer,
in zweenen Theilen verfasset;
und itzo mit den Zeugnissen der Alten und Exempeln
der größten deutschen Redner erläutert.

Statt einer Einleitung ist das alte Gespräch,
von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit,
vorgesetzet.

Die fünfte Auflage.

Mit Röm. Kaiserl. Kön. Poln. und Churf. Sächs. allerg. Freyheit.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf. 1759.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
271589A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Vorrede.

Bey dieſer neuen Auflage meiner ausführlichen Redekunſt will ich dem geneigten Leſer mit allen Vorreden der erſten Auflagen gar nicht beſchwerlich fallen; ſondern nur kürzlich dasjenige melden, was etwa einem künftigen Litterator von der Hiſtorie deſſelben zu wiſſen nöthig und nützlich ſeyn kann.

Im 1728sten Jahre, gab ich im Förſteriſchen Verlage zu Hannover, zuerſt meinen Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunſt heraus. Die nothwendigſten Regeln, die ein Cicero und Quintilian von derſelben gegeben hatten, waren darinn kürzlich vorgetragen: und an ſtatt der Einleitung hatte ich das ſchöne Geſpräch von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit, das Quintilian, oder Tacitus geſchrieben haben ſoll, vorgeſetzet. Zu Beyſpielen hatte ich zwo philippiſche Reden aus dem Demoſthen, und zwo aus dem Cicero, nebſt Fleſchiers Lobrede auf den Turenne beygefüget. Ich las alle halbe Jahre über dieß Handbuch. Es fand auch auswärts Beyfall, und in wenigen Jahren waren die Abdrücke verkaufet.

Im 1735ſten Jahre ſah ich mich alſo genöthiget, eine etwas vollſtändigere Aus-

arbei-

Vorrede.

Bey dieſer neuen Auflage meiner ausführlichen Redekunſt will ich dem geneigten Leſer mit allen Vorreden der erſten Auflagen gar nicht beſchwerlich fallen; ſondern nur kürzlich dasjenige melden, was etwa einem künftigen Litterator von der Hiſtorie deſſelben zu wiſſen nöthig und nützlich ſeyn kann.

damals schon hin und her zu regen begann, durch dieß Gegengift, einiger maßen zu steuren. Sodann hatte ich bey der neuen Ausgabe meiner kritischen Dichtkunst den Schluß gefasset, alle meine eigene Gedichte wegzulassen: weil gewisse Lästerer solches, als eine unerhörte Verwägenheit ausgeschrieen hatten. Nun ward ihnen zwar ihre Unwissenheit und Bosheit, in denen zu Halle ans Licht tretenden kritischen Bemühungen, auf eine zulängliche Art verwiesen, und vertrieben. Gleichwohl aber hielt ichs für rathsamer, meine Leser und Zuhörer auf fremde Beyspiele zu verweisen: und eben das fand ich für gut, bey meiner Redekunst ins Werk zu richten; zumal meine eigene Reden in einem besondern Bande ans Licht treten sollten, und wirklich bald darnach heraus kamen.

Auch in dieſer dritten Geſtalt fand mein Buch noch immer den vorigen Beyfall und gieng dergeſtalt ab, daß es im Winter zwiſchen 1749 und 1750, gleich nach meiner Rückkunft aus Wien, abermal aufgeleget werden mußte. Dieß geſchah nun mit einigen wenigen, doch nicht ſehr erheblichen Veränderungen und Zuſätzen. Meine Grundregeln waren nämlich auf die menſchliche Natur, auf die Abſichten eines jeden vernünftigen Redners gerichtet, und ſtimmeten mit den Vorſchriften und Beyſpielen der größten Männer des griechiſchen und römiſchen Alterthums überein. Sie konnten alſo, auch nach der ſorgfältigſten Prüfung, keiner Aenderung nöthig haben: es wäre denn, daß ſich die menſchliche Natur ändern; oder irgendwo Redner aufſtehen ſollten, die gar nicht die Abſicht hätten, bey ihren Zuhörern Beyfall und

Glauben zu finden. Nur die Ueberſetzung des Geſpräches von Rednern verglich ich nochmals mit dem Grundtexte: und bey der Anzahl der Beyſpiele, vertauſchte ich, aus gewiſſen Urſachen, die königsdorffiſche Lobrede auf Kaiſer Leopolden, mit der gundlingiſchen auf den König in Preußen; ſetzte auch ſonſt im zweyten Theile einige Beyſpiele von Staats- und Hofreden, als Muſter hinzu, die ich von ihren Fehlern geſäubert, und nach itziger Schreibart eingerichtet hatte.

So dachte ich nun, daß meine Redekunſt ein beſtändiges Lehrbuch auf Univerſitäten bleiben ſollte, und ich dachte nichts weniger, als daß ich noch zweyerley oratoriſche Arbeiten würde übernehmen müſſen. Allein es hatten ſich verſchiedene geſchickte Schulmänner belieben laſſen, ſich meiner Redekunſt auch auf

ihren

ihren Trivialſchulen zu bedienen; um der Jugend beyzeiten gute Begriffe von dieſer freyen Kunſt beyzubringen. So viel Verbindlichkeit ich ihnen dafür ſchuldig ward, ſo begierig ward ich, dieſe ihre gütige Geſinnung gegen meine Arbeit, zu verdienen. Sie bemerkten nämlich bald, daß ihnen ein ſo großes und weitläuftiges Lehrbuch bey ihren Untergebenen zu beſchwerlich wäre; und wünſchten alſo einen bequemen Auszug, zum Gebrauche der Schulen zu haben. Nun hatten ſich zwar anderwärts, theils akademiſche, theils auch Schullehrer gefunden, die ſolche Auszüge aus meinem Buche zu ihren Lehrſtunden gemachet hatten, die faſt von Wort zu Wort, aus meinem Buche genommen waren; ob ſie es gleich nicht für nöthig gehalten hatten, ſolches der Welt zu bekennen. Man weis den Namen, den ein ſolches Verfahren bey der

gelehrten Welt zu führen pflegt: und ich könnte sie deswegen öffentlich bestrafet haben, wenn ich in Zeitungen und Monathschriften ihre Namen und Räubereyen angezeiget hätte. Allein ich bin allezeit mehr zum Glimpfe, als zur Strenge geneigt gewesen; und war hier, theils durch ein so stilles Geständniß ihres Beyfalls bey meinen Lehren, theils dadurch befriediget, daß nur die wahren Regeln der Jugend eingeflößet würden; es möchte nun geschehen, unter welchem Namen es wollte.

Doch hielt ich es endlich für rathsam, selbst Hand ans Werk zu legen, und eine solche längst verlangte Schulrhetorik ans Licht zu stellen. Ich that es im 1754sten Jahre, und zwar unter dem Titel der **Vorübungen der Beredsamkeit**, zum Gebrauche der Gymnasien und größern Schulen u. s. w. in 8. Ich setzte mir

dar-

darinnen die Progymnasmata eines Theons, eines Aphthons, und andrer Alten zu Mustern; und wieß, was Knaben, die noch keine Wissenschaften und Sachen im Kopfe haben, in Schulen für oratorische Vorbereitungen treiben können. Und obgleich ein gewisser stolzer Schulmann glaubte: daß ich der Schuljugend zu wenig zugetrauet hätte, indem sie viel schwerere Dinge zu treiben geschickt wäre: so ist doch mein Buch von den meisten andern sehr wohl aufgenommen, und bereits wieder aufgelegt worden; weil man es an den meisten Orten sehr brauchbar gefunden, und es in unzählige Schulen eingeführet hat.

Den besten Beweis, daß mein Tadler unrecht gehabt, kann ich daher nehmen: daß selbst akademische Lehrer, meine Vorübungen geschickt befunden, sie mit ihren Zuhörern durchzugehen, und

sie

ſie darnach zu üben. Das war aber freylich meinen Abſichten und den vermutheten Fähigkeiten akademiſcher Bürger gar nicht gemäß. Daher ſann ich denn nach, woher es wohl kommen möchte; daß man lieber mein kleines Schulbuch, als meine ausführliche Redekunſt, zum Grunde der Vorleſungen auf hohen Schulen geleget? Meine eigene Erfahrung hatte michs gelehret, daß in den letzten Jahren, die wenigſten meiner Zuhörer ſich das Buch, worüber ich las, angeſchaffet hatten. Warum? Es war ihnen allmählig zu theuer geworden: ſeitdem die Armuth der meiſten Studierenden, und ſo viel andre Ausgaben auf hohen Schulen, ihnen ein Leſebuch, das über einen Thaler koſtete, zu ſehr verſalzen hatte. Ich ſah alſo wohl ein, daß es rathſam wäre, ein kürzeres und wohlfeileres Handbuch abzufaſſen, welches ein Lehrling der

Rede-

Redekunſt ſich für einen halben Gulden, anſchaffen könnte. Dieſes that ich denn, und ſtellte es vorigen Winter ans Licht; hoffe auch dadurch, den Regeln der wahren Beredſamkeit nicht nur einen wahren Dienſt, ſondern auch unzähligen Anfängern einen Gefallen gethan zu haben.

Mittlerweile aber, daß ich alſo allen allerley zu werden bemühet geweſen, war auch die vierte Ausgabe meiner ausführlichen Redekunſt wieder abgegangen: und der Herr Verleger ſchickte ſich zu einer neuen an. Ich ſah auch ſehr wohl ein, daß meine vorigen Auszüge, dieſes Buch anwachſenden, ja bereits in Aemtern ſtehenden Rednern, nicht unnütz gemachet haben könnten. Es hielt nämlich noch ſehr viele Anmerkungen, Erläuterungen und Beyſpiele von allen Arten der Beredſamkeit in ſich, die in jenen Vorbe-

reitungen, und kurzen Begriffen nicht ſtatt gefunden. Ich fand mich alſo verbunden, auch dieſe vollſtändigere Arbeit den Liebhabern eines deutlichen Unterrichts nicht zu entziehen; ſondern ihn vielmehr noch nützlicher und brauchbarer zu machen. Und davon will ich hier noch ein paar Worte melden.

Was alſo in den vorigen Ausgaben zu finden geweſen, das trifft der geneigte Leſer hier auch an. Er findet aber noch etwas mehr. Eine Menge ſchöner Zeugniſſe **Ciceros**, **Quintilians**, des **Seneca** und des **Gellius**, erläutern hier meine Regeln viel öfter und beſſer, als in den vorigen Ausgaben geſchehen. Im zweyten Theile ſind zwar ein paar kleine Ueberſetzungen aus dem **Curtius** und **Livius** weggeblieben, weil ich dieſelben bereits in den Vorübungen, oder in der akademiſchen Redekunſt angebracht: dafür,

für aber habe ich die in der letzten Auflage weggelassene gundlingische Lobrede hier wieder mit eingeschaltet. Man trifft also hier die sechs berühmtesten und stärksten Lobreden beysammen an, die unser Vaterland hervorgebracht; und zwar nach der Zeitordnung, wie sie dies Jahrhundert 1705. 1707. 1714. 1719. 1725. und 1733 geliefert hat. Hier wird man das Wachsthum und die volle Stärke der deutschen Beredsamkeit wahrnehmen; und mit Vergnügen sehen können, daß unser Vaterland eben nicht Ursache habe sich seiner Kinder zu schämen.

Dieses ist es alles, was ich dem geneigten Leser von meiner itzigen Bemühung zu sagen habe. Die Sammlung meiner eigenen Reden wird in kurzem auch zum zweytenmale ans Licht treten. Nimmt nun ein Liebhaber der Wohlredenheit auch noch des sel. M.

Schul-

Schulzens Muſter der Beredſamkeit, aus den beſten geiſtlichen und weltlichen Rednern unſers Vaterlandes, und die Beobachtungen vom rechten Gebrauche und Misbrauche deutſcher Redensarten dazu: ſo wird er Hülfsmittel genug haben, ſich eine ziemliche Stärke in der Beredſamkeit zu erwerben. Hiermit lebe derſelbe wohl, und bleibe meinen geringen Bemühungen, die freyen Künſte zu befördern, ferner gewogen.

Geſchrieben den 25ſten des Häumonds 1759.

Das Geſpräch von Rednern, oder Von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit,

welches einige dem Tacitus, andere dem Quintilian zuſchreiben, im 1728ſten Jahre aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzet.

Vorbericht der Ausgabe von 1739.

Ich habe bey der zweyten Ausgabe meiner ausführlichen Redekunst den Vorsatz nicht unausgeführt lassen wollen, den ich, schon bey der ersten Auflage gehabt; nämlich das alte Gespräch von Rednern, an statt einer Einleitung, voranzuschicken. Außer vielen schönen Gedanken von den freyen Künsten überhaupt, findet man darinn ein Vorurtheil der damaligen Zeiten, von dem Vorzuge der neuern Redner vor den alten, widerleget; welches auch heute zu Tage bey vielen seinen Nutzen haben kann. Hernach wird man wahrnehmen, daß, bey dem Verfalle der römischen Beredsamkeit, viele sich eingebildet: die rechte Schönheit und Stärke derselben bestünde in künstlich gedrechselten Einfällen, weitgesuchten Gedanken, und sehr poetischen Ausdrückungen, die recht musikalisch abgemessen wären. Auch dieses ist ein Vorurtheil unsrer Zeiten, darinnen der gute Geschmack einer natürlichen und ungeschminkten Wohlredenheit kaum wieder hergestellet worden: da sich schon Verführer finden, die alle ihre Sätze mit einem falschen Glanze überfirnissen; und die unvorsichtige Jugend dadurch auf Abwege führen. Es wird also dieß Gespräch, auch in diesem Stücke, zum Gegengifte dienen; und wenigstens einige auf den rechten Weg einer vernünftigen und ungekünstelten Beredsamkeit zurücke bringen.

Geſpräch von Rednern.

Du frageſt mich, Juſtus Fabius, woher es doch komme, daß man vor Zeiten ſo viel vortreffliche Redner gehabt; itzo aber faſt ganz und gar nichts von dem alten Ruhme vorhanden ſey: ſo gar, daß auch der Namen eines Redners faſt ins Vergeſſen gerathen? Denn wir legen ja denſelben bloß jenen Alten bey: die itzigen beredten Leute hergegen werden Sachwalter, Fürſprecher, Rechtsbeyſtände, oder ſonſt mit einem andern Namen genennet. Nun würde ich mich kaum unterſtehen, dir auf eine ſo wichtige Frage zu antworten: weil ich entweder unſrer heutigen Köpfe Fähigkeit in übles Anſehen bringen würde, wenn ich behaupten wollte, daß wir es jenen Alten nicht gleich thun könnten; oder die Schwäche unſrer Urtheilskraft verrathen müßte, wenn ich ſagte, daß wir es nicht ſo hoch zu bringen verlangten. Allein ich werde dir nur eine Unterredung der beredteſten Männer dieſer Zeit wiederholen dörfen; die ich in meiner Jugend einmal, von eben dieſer Frage haben ſprechen hören. Deshalben werde ich keines großen Witzes, ſondern nur eines guten Gedächtniſſes benöthiget ſeyn, dasjenige vorzutragen, was von jenen vortrefflichen Leuten, entweder aufs ſcharfſinnigſte ausgedacht, oder doch recht nachdrücklich vorgetragen worden. Und da ſie nicht alle einer Meynung waren; ein jeder aber, ſeine Gedanken zu behaupten, ſehr wahrſcheinliche Gründe vorbrachte, dadurch er den Character ſeines Gemüthes und Verſtandes ausdrückte:

so werde ich mich eben der Ordnung und eben der Gründe bedienen, um die ganze Sache aufs getreulichste vorzustellen. Es fehlte nämlich auch an einem Gegner nicht, der ganz das Widerspiel behaupten wollte; das Alterthum verlachte und verspottete, und die heutige Beredsamkeit der Geschicklichkeit aller Alten weit vorzog.

Des folgenden Tages, als Curiatius Maternus seinen Cato öffentlich vorgelesen hatte, in welchem Trauerspiele er die Größesten der Stadt beleidiget haben sollte; weil er mehr an seinen Helden, als an sich selbst, gedacht hatte, so daß in der ganzen Stadt davon gesprochen ward: kamen M. Aper und Julius Secundus, die beyden geschicktesten Köpfe unter unsern Fürsprechern, zu ihm; die ich nicht nur vor Gerichte fleißig hörete, sondern auch zu Hause, und auf öffentlichen Plätzen eifrigst begleitete, und deren Einfälle und Gespräche, ja alle ihre Reden, ich mir, als ein junger Mensch, begierigst aufzeichnete. Denn ob wohl die meisten boshafter Weise dafür hielten, daß Secundus keine fertige Sprache hätte; Aper aber mehr durch seinen hurtigen Kopf, und sein gutes Naturell, als durch Unterricht und Gelehrsamkeit, den Ruhm eines Redners erlanget hätte: so fehlte es doch weder dem Secundus an einer reinen, wohlgefaßten und leichtfließenden Sprache; noch dem Aper an der gewöhnlichen Wissenschaft: welche er nicht so wohl versäumet hatte, als vielmehr verachtete; nicht anders, als wenn er durch seinen unermüdeten Fleiß destomehr Ehre einlegen würde, wenn sein guter Kopf sich auf keine andre Hülfsmittel fremder Künste zu verlassen schiene.

Als wir nun in des Maternus Zimmer hinein traten, fanden wir ihn über dem Buche sitzen, welches er des vorigen Tages öffentlich abgelesen hatte. Ist dir nicht ein wenig bange, Maternus, wegen des Geschwätzes der Uebelgesinneten? sprach Secundus zu ihm: und kannst du deiner anzüglichen Tragödie noch wohl gut seyn? Oder hast du sie vielleicht deswegen wiederum vorgenommen, daß du sie mit größerm Fleiße übersehen, dasjenige, was zu übeln Auslegungen Anlaß gegeben hat, ausstreichen; und einen, wo nicht bessern, doch nicht so gefährlichen Cato, ans Licht stellen willst? Du

Du magst sie selbst lesen, wenn dirs beliebt, gab er zur Antwort: so wirst du eben das darinn finden, was du mich vorlesen gehöret hast. Hat aber Cato ja noch etwas vergessen, so wird es künftig Thyestes nachholen. Denn zu diesem Trauerspiele habe ich schon den Entwurf im Kopfe. Daher eile ich mit diesem so sehr, daß ich es heraus gebe; damit ich hernach mit allem Fleiße auf etwas neues denken könne.

So wirst du denn deiner Tragödien gar nicht satt? erwiederte Aper; so gar, daß du alle deine Rechtshändel fahren lässest, und alle deine Zeit, wie bisher mit der Medea, also itzo mit dem Thyestes, zubringest? So viele Angelegenheiten deiner Freunde, ja so vieler Colonien und Städte Bedürfnisse fodern dich aufs Rathhaus; denen du kaum gewachsen seyn würdest, wenn du dir gleich nicht noch mehr zu thun machen; und den Domitius, und den Cato, das ist, unsre Historien und unsre römische Namen, den Fabeln der Griechen an die Seite setzen möchtest.

Deine Schärfe würde mich irre machen, erwiederte Maternus, wenn wir es nicht schon gewohnet wären, immer mit einander zu streiten. Denn du höreſt niemals auf, die Poeten zu verfolgen: ich aber, dem du die Trägheit in Führung der Rechtssachen vorwirfst, höre niemals auf, die Poesie wider dich zu vertheidigen. Desto lieber ist mirs, daß wir hier einen Richter bekommen haben, der mirs entweder verbiethen kann, künftig mehr Verse zu machen; oder, welches ich lange gewünschet habe, welcher mich durch sein Ansehen noch mehr anspornen wird, die Kleinigkeiten der gerichtlichen Gelehrsamkeit, dabey ich mirs sauer genug habe werden lassen, bey Seite zu setzen; und mich auf eine weit heiligere und prächtigere Beredsamkeit zu legen.

Ehe mich Aper zum Richter annimmt, versetzte Secundus, will ich das thun, was rechtschaffene und bescheidene Richter zu thun pflegen: diese entschuldigen sich nämlich, eine Streitigkeit zu entscheiden; wenn es offenbar ist, daß sie einer Partey mehr zugethan sind, als der andern. Denn wem ist es unbekannt, daß mir niemand weder an Freund-

schaft, noch an Umgange näher ist, als Salejus Bassus; der so wohl ein wackerer Mann, als ein trefflicher Poet ist? Und wenn die Poesie angeklaget wird: so weis ich in Wahrheit keinen schuldigern Beklagten zu finden, als eben ihn.

So wohl Salejus Bassus, gab Aper zur Antwort, als wer sonst die Poesie liebet, und durch Gedichte Ruhm suchet, soll hier sicher seyn: wenn er nur keine Rechtshändel zu führen geschickt ist. Aber daß solches dem Maternus zu statten kommen sollte, das werde ich nimmermehr leiden. Ihn allein werde ich anklagen, als der zu einer recht männlichen und zierlichen Beredsamkeit gebohren ist: wodurch er sich Freunde machen und erhalten, sich ganze Nationen verbindlich machen und Provinzen gewinnen kann; und doch eine Kunst versäumet, die in unsrer Republik überaus nützlich, zu Ehrenämtern so beförderlich, dem Ruhme unsrer Stadt so zuträglich, und zur Verherrlichung unsers Reiches bey allen Völkern, so geschickt ist, als keine andre in der Welt. Denn sollen von Rechts wegen alle unsre Worte und Werke zum allgemeinen Nutzen abzielen: was wird denn rathsamer seyn, als sich in einer Kunst zu üben; wodurch man allezeit fertig und bereit ist, seinen Freunden Schutz, den Fremden Hülfe, den Bedrängten Heil zu verschaffen, den Neidern und Feinden hingegen Furcht und Schrecken einzujagen; selbst aber ganz sicher, und, so zu reden, mit einer unaufhörlichen Leibwache umgeben seyn kann? in einer Kunst, deren Vermögen und Nutzbarkeit sich, wenns uns wohl geht, in der Vertheidigung andrer Leute äußert; in eigner Gefahr aber, ein besser Gewehr abgiebt, als Panzer und Schwert: weil sie den Bedrängten nicht nur schützen, sondern auch den Gegner entweder vor Gerichte, oder vorm Rathe, oder vor dem Kaiser, angreifen kann. Was hat neulich der epirische Marcell, dem ihm gehässigen Rathe sonst anders, als seine Beredsamkeit entgegen setzen können? Denn da er hiemit gewaffnet war; so machte er die ganze Weisheit des Helvidius zu Schanden, der sich im Reden gar nicht geübet hatte.

Ich

Ich mag von dem Nutzen der Beredſamkeit nichts mehr hinzuſetzen: weil ich nicht vermuthe, daß Maternus mir widerſprechen werde. Ich komme alſo auf die Anmuth der Wohlredenheit, welche man nicht nur einen oder den andern Augenblick, ſondern faſt alle Tage, ja jede Stunde, genießt. Denn was iſt einem muntern, freyen und zu ehrbaren Beluſtigungen gebohrnen Gemüthe wohl ſüßer, als ſein Haus täglich voll anſehnlicher Leute zu ſehen: von welchen er weis, daß ſie weder Geldes wegen, noch weil er keine Erben hat, noch ſeiner Bedienungen halber; ſondern um ſein ſelbſt willen, zu ihm kommen? ja, daß wohl gar die Reichen, und Mächtigen, ſich bey ihm, als einem armen und jungen Menſchen einfinden; und ihm entweder ihre eigenen, oder ihrer Freunde Sachen auftragen. Kann einen wohl entweder der Reichthum, oder eine große Macht ſo ſehr ergetzen; als wenn man ſieht, daß bejahrte und graue Männer, denen alle Welt gewogen iſt, bey dem größten Ueberfluſſe aller Dinge geſtehen: daß es ihnen an dem allerbeſten fehlet? Was hat man nicht ferner für eine Begleitung von Bürgern, wenn man ausgeht? was für ein Anſehen machet es nicht auf den Straßen? Was für Ehrerbiethung vor Gerichte? Was iſt es nicht für eine Luſt, mitten unter einer großen Verſammlung aufzuſtehen, welche ganz ſtille iſt, und auf einen einzigen die Augen richtet? von dem Volke umringet und gedränget zu werden, welches in eben die Gemüthsbewegungen geräth, die der Redner angenommen hat? Ich erzähle hier nur die gemeinen Beluſtigungen der Redner, die auch ein Ungelehrter wahrnehmen kann. Denn dasjenige heimliche Vergnügen, das nur denen, die da reden, allein bekannt iſt, übertrifft ſie noch ſehr weit.

Denn bringet man eine mit Fleiß ausgearbeitete Rede zum Vorſcheine: ſo iſt auch die Luſt dabey ſo wichtig und dauerhaft, als der Vortrag ſelbſt. Iſt man mit einer kürzlich übernommenen Sache, noch ein wenig bekümmert und furchtſam aufgetreten: ſo iſt es einem um deſto lieber, wenn es auch bey dieſer Bangigkeit gut abläuft. Aber das aller-

gröſseste Vergnügen entsteht endlich, wenn man sich waget, aus dem Stegreife, und ohne alle Vorbereitung zu reden. Denn wie auf dem Felde, wo zwar vieles mit groſser Sorgfalt geackert und gebauet wird, dennoch dasjenige allzeit angenehmer ist, was von sich selber wächst: so ist es auch mit dem Verstande beschaffen. Soll ich von mir selber gestehen, wie mir dabey zumuthe ist: so bin ich gewiß diejenigen Tage, da ich zu gröſsern Ehren kam, und, ob ich gleich von schlechtem Herkommen bin, zum Zunftmeister und Stadtrichter gemachet wurde, so vergnügt nicht gewesen, als diejenigen: wann ich, nach meiner wenigen Beredsamkeit, entweder einen Beklagten glücklich zu vertheidigen; oder vor den Hunderten eine Sache nach Wunsche vorzutragen; oder auch vor dem Kaiser, seine eigenen Bedienten zu verantworten, Gelegenheit gehabt habe. Alsdann dünket es mich, daß ich über alle Zunftmeister, über alle Stadtrichter und Bürgermeister weit weg bin; ja ich empfinde ein solches Vergnügen, daß ich fast auſser mir bin. Entsteht nun dasselbe bey andern nicht auch, so kömmt es daher: weil es weder von kaiserlichen Befehlen, noch aus der Gewogenheit anderer Leute, sondern aus mir selbst den Ursprung hat.

Welche Kunst bringet wohl so viel Ruhm und Ehre, als die Beredsamkeit? Die Redner sind ja nicht nur bey den Arbeitsamen und Beschäfftigten in der Stadt; sondern auch bey der wohlgerathenen und hoffnungsvollen Jugend berühmt. Wessen Namen pflegen wohl die Aeltern ihren Kindern zu allererst beyzubringen? Wen pflegt wohl der gemeine Pöbel, im Vorbeygehen, mehr bey Namen zu nennen, und mit Fingern zu weisen? So gar die Fremden, und Ankömmlinge suchen, wenn sie hier angelanget sind, diejenigen zu sprechen, von welchen sie schon zu Hause so viel vernommen haben; und wollen sie auch von Person kennen lernen. Ich wollte wetten, daß der jetztgedachte **Marcellus Eprius** und **Crispus Vibius**; denn ich bediene mich lieber neuer, als alter Exempel, an den äuſsersten Enden der Erden eben so bekannt sind, als zu **Capua** und **Vercelle**, woher sie gebür-

gebürtig ſeyn ſollen. Und das kömmt nicht etwa von des einen großem Vermögen und Reichthume her; wiewohl ſie auch dazu durch ihre Beredſamkeit gelanget ſeyn können; ſondern bloß von ihrer Wohlredenheit: deren göttliches Weſen und himmliſche Kraft zu allen Zeiten Proben gewieſen hat; wie hoch es ein Menſch durch die Fähigkeit ſeines Verſtandes bringen könne. Aber, dieſes alles, wie ich ſchon vorhin erwähnet habe, iſt das handgreiflichſte, was man nicht einmal gehöret haben, ſondern nur mit eigenen Augen ſehen darf.

Denn je geringſchätziger und verächtlicher ihr Herkommen iſt, je armſeliger und kümmerlicher ihre Umſtände in der Jugend geweſen; deſto herrlichere Beweisthümer geben ſie ab, den Nutzen der Beredſamkeit darzuthun. Sie haben kein anſehnliches Geſchlecht, kein Vermögen, ja beyderſeits keine ſonderliche Aufführung. Der eine iſt ſo gar unanſehnlich von Perſon. Doch ſind ſie ſchon ſo viel Jahre her, die anſehnlichſten Leute in der Stadt, und ſo lange es ihnen beliebet hat, die vornehmſten Sachwalter geweſen; ſie ſtehen noch itzo in des Kaiſers Gnade oben an, haben alles in Händen, und werden von ihm ſelbſt mit einer gewiſſen Ehrfurcht geliebet. Denn Veſpaſian, dieſer ehrwürdige und wahrheitliebende Greis, ſieht es wohl: daß alle ſeine übrigen Freunde ihr Glück bloß ihm zu verdanken haben, welches er ſo reichlich ausſchellen kann, als er will: Marcell und Criſpus aber hätten ſeine Freundſchaft durch etwas erlanget, was ſie von keinem Fürſten bekommen hätten, auch nicht bekommen könnten. Die Bilder, Ehrennamen, und Säulen, ſind unter ſo vielen andern herrlichen Vorzügen, ſo zu ſagen, das geringſte: und doch wird man ſie ſo leicht nicht aus den Augen ſetzen, als den Reichthum; welcher gleichwohl leichter von jemanden geſchmähet, als verachtet wird.

Mit ſo vielem Ruhme, mit ſo vielen Ehrenzeichen und Schätzen, findet man die Häuſer derjenigen erfüllet, die ſich von Jugend auf den Rechtshändeln und der Beredſamkeit gewidmet haben. Hingegen Gedichte und Verſe, wo-

mit Maternus sein ganzes Leben zuzubringen wünschet, als woher unsre ganze Streitigkeit den Ursprung hat; bringen ihren Verfassern weder Ansehen noch Nutzen. Die Belustigung dabey ist kurz, das Lob aber, so daraus entsteht, ist sehr eitel und fruchtlos. Ich weis zwar, daß du weder dieses, noch was ich bald hernach sagen werde, gern hören magst; doch sage mir einmal, Maternus: was hilft es, wenn Agamemnon oder Jason bey dir geschickt redet? Wer wird dadurch vertheidiget? Wer geht voller Verbindlichkeit gegen dich nach Hause? Wer begleitet, grüßet, oder verehret unsern Salejus, einen trefflichen Dichter? oder, wenn das etwa rühmlicher klinget, den unvergleichlichen Poeten? Wenn seinem Freunde, oder Verwandten, oder ihm selber etwas begegnet: so nimmt er seine Zuflucht zu diesem Secundus; nicht aber zu dir, der du ein Poet bist. Er bittet dich nicht, Verse für sich zu machen: dieses kann er selbst aufs zierlichste und lieblichste. Dennoch, wenn er ein ganzes Jahr, Tag vor Tag, ja auch manche Nacht, zur Verfertigung eines Buches angewandt hat: so muß er noch selbst herum gehen und bitten, daß man sich nur die Mühe nehme, es anzuhören. Und auch das geschieht nicht einmal umsonst; denn er muß sich ein Haus borgen, sich einen Hörsal bauen, Stühle und Bänke miethen, und Bücher austheilen. Wenn nun sein Vorlesen aufs allerbeste gelingt: so genießt er sein ganzes Lob nur ein paar Tage lang, da es gleichsam in der ersten Blüthe ist; denn es kömmt zu keiner Reife, bringt auch keine tüchtige Frucht. Kein Mensch wird deswegen sein Freund, niemand suchet sein Client zu werden; niemand drücket sich eine von ihm empfangene Wohlthat ins Gemüth: sondern er höret nur ein unbeständiges Geklingel, leere Stimmen und empfindet nur eine flüchtige Belustigung.

Wir lobten es neulich, als eine sonderbare Freygebigkeit Vespasians, da er dem Bassus fünfhundert Sestertien geschenket hatte. Es ist auch in der That etwas herrliches, die Mildigkeit der Fürsten durch seinen Witz zu verdienen. Allein um wieviel trefflicher ist es nicht, sich selbst solche Vortheile

theile zuwege zu bringen, ſo oft man ihrer im Hausweſen bedarf, und ſein Vermögen ſeiner eigenen Freygebigkeit zu danken zu haben? Hierzu kömmt noch, daß ein Poet, der etwas rechtes ausarbeiten will, den Umgang ſeiner Freunde verlaſſen, die Annehmlichkeit der Stadt meiden, und alle übrigen Verrichtungen unterlaſſen; ja, wie ſie ſelber ſagen, in Luſtwälder und Häyne, das iſt in die Einöden, entweichen muß.

Was die Ehre und das Lob anlanget, darnach ſie einzig und allein ſtreben, und welches ſie für die einzige Belohnung ihrer Arbeit halten: ſo wird auch dieſes den Poeten lange nicht ſo reichlich, als den Rednern zu Theil. Denn die mittelmäßigen Poeten kennet niemand; die guten aber ſind nur wenigen bekannt. Wann erſchallet wohl der Ruf von einem vorgeleſenen Gedichte in der ganzen Stadt? geſchweige denn, daß er ſich in ſo vielen Provinzen ausbreiten ſollte. Wo kömmt wohl einer aus Aſien, oder Spanien, daß ich itzo unſer Gallien vorbeygehe, nach Rom; der nach dem Salejus Baſſus fragen ſollte? Fraget ja jemand nach ihm, und hat man ihn einmal geſehen: ſo geht man vorüber, und iſt ſo ſehr damit zufrieden, als wenn man ein Gemälde, oder eine Bildſäule geſehen hätte.

Doch will ich dieſe meine Rede nicht ſo verſtanden haben, als ob ich diejenigen, denen die Natur die Geſchicklichkeit zur Beredſamkeit verſaget hat, hindern wollte, Verſe zu machen: wenn ſie nur ihre Zeit durch dieſe gelehrte Bemühung angenehm vertreiben, und ihren Namen berühmt machen können. Ich halte alle Arten der Beredſamkeit für heilig und ehrwürdig. Nicht nur unſre Trauerſpiele, oder Heldengedichte, ſondern auch die angenehmen oder verliebten Elegien, die bittern Satiren, die Scherz- oder Sinngedichte, und was die Wohlredenheit noch ſonſt für Gattungen haben mag, das alles halte ich höher, als alle andre Künſte und Wiſſenſchaften. Sondern ich habe mit dir zu thun, Materne; weil du, da dich die Natur zu dem höchſten Gipfel

der

der Beredsamkeit treibt, demnach unten stehen bleibst; das bessere verläßt, und das schlechte erwählest.

Was meynest du, wenn du in Griechenland gebohren wärest, wo es kein Schimpf ist, auch leichtsinnige Künste zu treiben; und dir die Götter des Nikostratus Kräfte gegeben hätten: so würde ich es nicht zulassen, daß du die starken Schultern und die zum Kampfe gebohrnen Arme, mit Pfeilwerfen oder dem Tellerspiele beschimpfen solltest. Auf gleiche Weise rufe ich dich itzo, aus den Hörsälen und von den Schaubühnen, aufs Rathhaus, zu Processen und zu wahrhaftigen Streitigkeiten: zumal, da du dich nicht einmal dadurch entschuldigen kannst, was sonst den meisten zur Ausflucht dienet; als wenn nämlich die Poesie sich nicht so viel Feinde machte, als die Beredsamkeit. Denn dein herrliches Naturell ereifert sich doch: nicht zwar einem Freunde zu gefallen; sondern du beleidigest andre, um des Caro willen. Da entschuldiget sich nun die Beleidigung weder durch die Nothwendigkeit deiner Pflicht; noch durch die Redlichkeit eines Sachwalters, noch durch die Hitze im Reden. Du scheinst vielmehr mit gutem Bedachte eine merkwürdige Person, die mit großem Nachdrucke sprechen könnte, erwählet zu haben.

Ich merke schon, daß du antworten kannst: dieses bringe eben den größten Ruhm zuwege; daher entstünde der Beyfall aller Zuhörer, und deswegen redete die ganze Stadt davon. Ganz recht: aber so entschuldige dich nur nicht mehr, mit der Liebe einer ruhigen und sichern Lebensart; da du dir ja die größesten Leute zu Gegnern wählest. Wir sind vergnügt, die Privatstreitigkeiten unsrer Bürger auszuführen. Ist es nun dabey nöthig, einem bedrängten Freunde zu gut, die Ohren der Mächtigen zu beleidigen: so hat man doch seiner Pflicht ein Genügen gethan; und das kann die genommene Freyheit sattsam entschuldigen.

Als dieses Aper, nach seiner Gewohnheit, heftig und mit erhabener Stimme, gesprochen hatte, lächelte Maternus ganz ruhig, und sagte: ich hatte mich schon fertig gemachet, die Redner eben so lange anzuklagen, als Aper sie gelobet hat. Denn ich dach-

dachte, daß er von ihrem Lobe auf die Verkleinerung der Poeten kommen, und die Dichtkunſt herunter machen würde. Aber er hat mich durch ſeine Kunſt beſänftiget; indem er es zugegeben hat: diejenigen, welche nicht geſchickt wären, die Redekunſt zu treiben, möchten immer Verſe machen.

Was mich anlanget, wiewohl ich mich vieleicht durch die gerichtliche Beredſamkeit hätte hervor thun können: ſo habe ich doch durch das Vorleſen der Tragödien angefangen, berühmt zu werden; ſonderlich als ich die gottloſe Gewalt des Nero, die auch die Gelehrſamkeit entweihete, unterdrücket und gebrochen habe. Wenn ich alſo vorizo einigen Ruhm und Namen erlanget habe: ſo bin ich ſolches mehr meinen Gedichten, als meinen Reden, ſchuldig. Ja ich habe beſchloſſen, mich gänzlich von den gerichtlichen Verrichtungen los zu machen. Ich wünſche mir auch die Begleitung ſo vieler Leute, und die große Menge derer, die mir aufwarten wollen, eben ſo wenig; als die ehernen Säulen und Bilder, die ſich aber ſchon wider meinen Willen in mein Haus gedrungen haben. Was meinen Zuſtand anbetrifft, ſo ſetzet mich die Unſchuld in eine größere Sicherheit, als die Beredſamkeit: ich beſorge auch nicht, daß ich jemals, auf dem Rathhauſe ein Wort werde verlieren dörfen: es müßte denn andern zu gut geſchehen.

Was die Wälder und Gebüſche anlanget, und die Einſamkeit, die mir Aper vorgeworfen hat; ſo bringen ſie mir ſo viel Vergnügen, daß ich es mit unter die vornehmſten Früchte der Poeſie rechne: wenn ich weder in dem Geräuſche der Stadt, noch bey dem Gezänke der Nachbarn auf der Gaſſe, noch unter dem Wehklagen und den Thränen der Verbrecher, meine Verſe machen darf. Mein Gemüth entweicht an unſchuldige und reine Oerter, und genießt eines recht heiligen Aufenthalts. Dieſes iſt der erſte Urſprung der Beredſamkeit; hier ſind ihre innerſten Heiligthümer verborgen! In dieſer Geſtalt und Kleidung iſt ſie zuerſt den Menſchen erſchienen; und in diejenigen Seelen eingekehret, die noch von keinen Laſtern befleckt waren. So haben auch die Orakel geredet.

Denn

Denn diese kurze gewinnsüchtige und blutige Beredsamkeit ist neu, und aus der Bosheit der Menschen entstanden; ja wie du selbst sagest, Aper, sie ist an statt der Schwerter und Spieße erfunden worden.

Hingegen war das eine glückselige, und daß ich poetisch rede, eine recht güldne Zeit, da man so wohl an Rednern, als an Lastern einen Mangel; an Dichtern und Poeten aber einen Ueberfluß hatte: welche nur tugendhafte Thaten besungen, nicht aber die lasterhaften vertheidigten. Niemand genoß mehr Ehre, als sie; und zwar erstlich bey den Göttern, derer Antworten sie kund machten, und deren Gastmahlen sie beywohneten; nachmals auch bey den Nachkommen dieser Götter, und den ansehnlichsten Königen: bey welchen man in den Geschichten keinen Sachwalter; wohl aber einen Orpheus und Linus, und wenn man etwas weiter zurück geht, den Apollo selbst antrifft.

Dünket dich aber dieses gar zu fabelhaft und erdichtet; so wirst du mir doch das zugeben, Aper: daß Homerus bey den Nachkommen eben so viel Ruhm, als Demosthenes, erlanget hat; und die Ehre des Euripides und Sophokles in keine engere Gränzen eingeschlossen ist, als das Gerücht, welches Lysias und Hyperides sich erworben haben. Du wirst auch heutiges Tages mehrere finden, die lieber Virgils, als Ciceros Ruhm zu haben wünschen würden. Auch ist keine Schrift des Asinius und Messala so berühmt, als Ovids Medea, und des Varius Thyestes.

Selbst das Glück der Poeten und ihren glückseligen Aufenthalt, scheue ich mich nicht, mit dem unruhigen und beängstigten Leben der Redner, zu vergleichen. Obgleich diese durch ihre Gefährlichkeiten und Zänkereyen bis zur Bürgermeisterwürde gestiegen sind: so will ich mir doch lieber die sichere und einsame Stille Virgils wählen, dabey es ihm weder an Augusts Gnade, noch an des römischen Volkes Hochachtung gefehlet hat. Es bezeugens Augusts eigene Briefe; es bezeugets auch das Volk selbst: welches, als auf der Schaubühne ein Gedicht Virgils vorgelesen ward, aufgestan-

geſtanden; und da Virgilius von ungefähr zugegen war, und mit zuhörete, ihm eben die Ehre, als dem Auguſtus ſelbſt erwieſen hat.

Auch zu unſern Zeiten wird Secundus Pomponius dem Domitius Afer weder an Anſehen, noch an einem dauerhaften Ruhme im geringſten weichen. Denn was haben doch Criſpus und Marcell, auf die du dich berufeſt, was haben ſie doch für ein ſo beſonderes Glück? Iſt es etwa dieſes, daß ſie ſelbſt in Furcht ſchweben, und von andern gefürchtet werden? Daß ſie täglich um etwas angeſprochen werden, darüber man ihnen gehäßig wird? Daß ſie durch ihre Schmäucheley gefäſſelt ſind, und weder von den Regenten für rechte Sclaven, noch von uns für recht frey gehalten werden? Wo iſt denn ihre ſo große Macht? So viel vermögen ja ſonſt auch die freygelaſſenen Knechte!

Mich aber, ſaget Virgil, mögen die lieblichen Muſen nur fern von allen Sorgen und Bekümmerniſſen, fern von dem Zwange, etwas mit Widerwillen zu thun, zu den heiligen Wäldern und Brunnen führen; wo ich weder die unſinnigen und ſchlüpfrigen Gerichtsſtäten, noch das fürchterliche Gerücht davon erfahren darf. Es wecke mich weder das Geräuſch der Clienten, noch das Keuchen der Bedienten auf. Ich mag auch aus Ungewißheit des Künftigen, an ſtatt einer Verpfändung, kein Teſtament machen. Ich will nicht mehr Güter beſitzen, als ich nach eigenem Belieben vermachen kann, an wen ich will, wenn mein letzter Tag ſich einſtellen wird. Man ſetze mein Bild auch nicht traurig und mit verdrüßlichen Gebärden; ſondern freudig und mit bekränztem Haupte auf mein Grab. Ja auch meines Gedächtniſſes wegen, darf ſich niemand die geringſte Mühe machen.

Kaum hatte Maternus dieſes, faſt ganz entzückt und begeiſtert, ausgeredet, als Vipſanius Meſſala ins Zimmer trat: und da er aus ihren aufmerkſamen Gebärden vermuthete, daß ſie etwas wichtiges vorhätten; ſprach er: bin ich etwa zu ungelegener Zeit darzwiſchen gekommen, da ihr mit einer heimlichen Sache, die viel Nachdenkens brauchet, beſchäfti-

get seyd? Gar nicht! gar nicht, versetzte Secundus, ich wollte, du wärest eher gekommen. Denn du würdest dich so wohl an der wohlgefaßten Rede unsers Apers vergnüget haben, wodurch er den Maternus ermahnete, sich mit allen Kräften auf die gerichtliche Beredsamkeit zu legen; als auch an des Maternus freudiger, und wie es Poeten zusteht, recht kühner Vertheidigungsrede für seine Gedichte, darinn er sich mehr poetisch, als redneriſch, hat hören lassen.

Ich würde mich nicht nur über diese Unterredung sehr ergetzet haben, versetzte Messala; sondern ich vergnüge mich auch itzo über euch, daß ihr, als solche wackere Männer, und die größesten Redner dieser Zeit, nicht nur bey lauter Rechtshändeln und gerichtlichen Reden eure Köpfe anstrenget; sondern auch solche Unterredungen hinzu setzet, die so wohl das Gemüth erquicken, als die Gelehrsamkeit erweitern; ja denen so wohl, mit welchen ihr streitet, als andern, die nur davon hören, die allersüßeste Belustigung zuwege bringen. Ich sehe auch, daß es nicht weniger an dir gelobet wird, mein Secundus, daß du des Julius Asiaticus Leben beschreibst, und uns also zu mehr dergleichen Büchern Hoffnung machest; als an dem Aper, daß er die akademischen Streitigkeiten noch nicht ganz hindansetzet, und seine Nebenstunden lieber nach Art der neuern Lehrer der Beredsamkeit, als nach Art der alten Redner, anwenden will.

Hierauf versetzte Aper: du höreſt gar nicht auf, Messala, die alten vormaligen Dinge zu loben und zu bewundern; die Gelehrsamkeit unsrer Zeiten hingegen auszulachen und zu verachten. Denn so habe ich dich oft reden hören, da du weder deines Bruders, noch deiner eigenen Beredsamkeit eingedenk wareſt, und behaupteteſt: daß heute zu Tage kein Mensch ein Redner sey. Das dünkte mich nun desto vermögener gehandelt zu seyn, je weniger du den Vorwurf besorgeteſt: es wäre höchst unbillig, dir selbst die Ehre abzusprechen, welche dir doch ein jeder zugestünde.

Es

Es reuet mich weder dieſes geſaget zu haben, erwiederte Meſſala; noch glaube ich, daß Secundus, oder Maternus, oder du ſelbſt, Aper, anderer Meynung ſeyſt: obwohl du bisweilen das Gegentheil vertheidigeſt. Und ich wollte, daß jemand von euch die Urſachen dieſes unendlichen Unterſchiedes unterſuchen, und dasjenige bekannt machen möchte, was ich ſelber oft bey mir erwäge. Denn womit ſich ſonſt andre tröſten, das machet mir die Schwierigkeiten noch deſto größer. Ich ſehe nämlich, daß es den Griechen eben ſo geht: indem der Prieſter Niketes, und wer ſich ſonſt noch itzo in Epheſus und Mitylene mit großem Geſchreye hören läßt, eben ſo weit von dem Aeſchines und Demoſthenes entfernet iſt, als Aper, oder Africanus; oder als ihr ſelbſt vom Cicero, oder Aſinius abgewichen ſeyd.

Das iſt eine wichtige Frage, ſprach Secundus; die auch wohl verdienet, unterſuchet zu werden. Aber wer wird dieſelbe beſſer ausführen können, als du; da du nicht nur ein trefflich gelehrter Mann, und ein ſehr witziger Kopf biſt, ſondern auch der Sache mit Fleiß nachgedacht haſt?

Ich will euch meine Gedanken davon eröffnen, gab Meſſala zur Antwort: wenn ihr mir darinnen behüflich ſeyn wollet.

Für zweene will ich dirß verſprechen, verſetzte Maternus. Denn ſo wohl ich, als Secundus, wollen dasjenige nachholen, was du nicht ſo wohl vergeſſen, als vielmehr für uns übrig laſſen möchteſt. Denn daß Aper anderer Meynung zu ſeyn pflegt, das haſt du vorhin ſchon geſaget: und er geſteht es ſelbſt. Er machet ſich ſchon ſeit geraumer Zeit fertig, wider uns zu ſtreiten; und kann es unmöglich leiden, daß wir in dem Lobe der Alten ſo einmüthig ſind.

Freylich, erwiederte Aper, werde ich unſre Zeiten durch eure Verſchwörung nicht ungehöret und unvertheidiget verdammen laſſen. Zuförderſt aber werde ich fragen, was ihr durch die Alten verſtehet? und welche Zeiten der Redner ihr dadurch anzeigen wollet? Denn wenn ich von Alten reden höre, ſo verſtehe ich Leute, die vor langen Zeiten gelebet haben.

Es schwebt mir ein Ulysses und Nestor vor Augen, die fast 1200 Jahre vor uns gestorben sind. Ihr aber führet den Demosthenes und Hyperides an, von denen es doch bekannt genug ist, daß sie zu Philipps und Alexanders Zeiten geblühet; doch so, daß sie diese beyden überlebet haben. Daher erhellet nun, daß noch nicht viel über vierhundert Jahre zwischen uns und dem Demosthenes verflossen sind. Vergleichet man nun diese Dauer mit der Schwachheit unsrer Körper, so kann sie vielleicht jemanden lang vorkommen: hält man sie aber gegen die Natur der Zeit, und gegen die unermeßliche Ewigkeit; so wird sie uns sehr kurz und ganz neulich bedünken. Denn wie Cicero im Hortensius schreibt: so ist dann allererst ein großes und wahrhaftiges Jahr vorbey, wenn der Himmel und alle Gestirne wiederum eben dieselbe Stellung bekommen; welche Zeit aber 12854 von unsern Jahren in sich begreift. Ist nun dem also, so erhellet ja, daß euer Demosthenes, den ihr für einen Alten ausgebt, nicht nur in demselben Jahre, sondern gar in einem Monathe mit uns gelebet habe.

Allein ich komme auf die lateinischen Redner, unter welchen ihr vermuthlich nicht den Menenius Agrippa; der noch einiger maßen alt heißen könnte, unsern heutigen beredten Leuten vorziehen wollet: sondern Cicero, Cäsar, Cälius, Calvus, Brutus, Asinius und Messala sind es; von welchen ich doch gar nicht begreifen kann, warum ihr sie vielmehr zu den alten, als itzigen Zeiten rechnen wollet. Denn vom Cicero selbst anzufangen, so ist ja derselbe, nach dem Berichte seines Freygelassenen, des Tiro, unter dem Bürgermeisteramte des Hirtius und des Pansa, den 7 Id. Decembr. ermordet worden: eben das Jahr, da Augustus sich selbst und den Q. Pedius an die Stelle der itzt gedachten Bürgermeister, zu Nachfolgern ernennet hat. Setzet nun die 56 Jahre, die Augustus regieret hat, setzet die 23 Jahre des Tiberius hinzu, hernach die fast vollkommenen 4 Jahre des Cajus, ferner die zweymal 14 Jahre des Claudius und Nero, ein Jahr des Otto, Galba und Vitellius, und end-

endlich 6 Jahre des itzigen glückſeligen Regiments des Veſpaſians: ſo werden es vom Tode Ciceros bis auf den heutigen Tag, kaum 120 Jahre ſeyn; das iſt, es wird kaum ein Menſchenalter heraus kommen.

Ich ſelbſt habe in Britannien einen Greis geſehen, der geſtund, daß er bey der Schlacht zugegen geweſen, darinnen man den Cäſar, der ihre Inſel angreifen wollen, von den Ufern abzuhalten und zurück zu treiben geſuchet. Wenn alſo dieſer Mann, der bewaffnet wider den Cäſar gefochten, entweder gefangen, oder freywillig, oder ſonſt durch ein Schickſal, nach Rom gekommen wäre; ſo würde er nicht nur den Cicero und Cäſar reden gehöret, ſondern auch noch unſern heutigen gerichtlichen Vorträgen beygewohnet haben.

Als neulich den Bürgern Getränke ausgetheilet wurde, habet ihr ſelbſt ſo manchen alten Mann geſehen, der da erzählete: daß er auch vom Auguſtus, mehr als einmal, dergleichen ausgetheilet bekommen. Daraus iſt offenbar, daß ſie auch den Corvinus und Aſinius können gehöret haben. Denn Corvinus hat bis in die mittlern Zeiten Auguſts gelebet; Aſinius aber faſt bis in die letztern Jahre deſſelben. So reißet denn die Zeiten nicht ſo von einander, und nennet diejenigen nicht mehr alte Redner; die doch von einerley Zuhörern gekannt, und alſo mit einander genau verknüpfet und verbunden worden.

Dieſes habe ich nun euch zum Voraus erwähnen wollen, zu zeigen, daß alle die Ehre, die einer Zeit durch den Ruhm und Preis dieſer Redner zuwachſen kann, noch itzo vorhanden ſey; und uns weit mehr zugehöre, als dem Servius Galba, dem Cajus Carbo, und andern, die wir mit beſſerm Rechte alte Redner nennen könnten. Sie ſind nämlich rauh und unzierlich, grob und unförmlich; die alſo Calvus und Cälius, ja Cicero ſelbſt lieber nicht hätten nachahmen ſollen.

Denn itzo will ich noch ſtärker und verwägener ſtreiten; wenn ich nur vorher erinnert haben werde: daß die Beredſamkeit von Zeit zu Zeit ihre Geſtalt und ihr ganzes Anſehen ändert. Wie nämlich, in Vergleichung des alten Cato,

C. Gracchus reicher und vollstimmiger redet: so spricht auch Crassus weit schöner und zierlicher, als Gracchus; Cicero viel deutlicher, artiger und erhabener, als beyde; Corvinus endlich weit sanfter und annehmlicher, auch mit weit auserlesenern Worten, als Cicero. Hier frage ich nun nicht einmal, wer von ihnen beredter sey? Ich bin vergnügt, daß ich erwiesen habe: die Beredsamkeit habe nicht immer einerley Ansehen; sondern man finde sogar bey denen, die ihr für alte Redner haltet, verschiedene Gattungen der Wohlredenheit: dasjenige sey nicht flugs schlechter, was einiger maßen anders ist; und daß es bloß der menschlichen Bosheit zuzuschreiben sey, wenn nur das Alte gelobet, das Neuere hingegen verächtlich gehalten wird.

Zweifelt auch wohl jemand, daß es nicht Leute gegeben, die den Appius Cäcus mehr, als den Cato bewundert haben? Wir wissen ja, daß es dem Cicero selbst an Spöttern nicht gefehlet; denen er aufgeblasen und schwülstig, nicht nachdrücklich genug, gar zu hochtrabend und ausschweifend, endlich auch nicht recht attisch geschienen? Du hast sonder Zweifes des Calvus und Brutus Briefe an den Cicero gelesen, daraus du leicht sehen kannst: daß Calvus dem Cicero matt und entkräftet, Brutus hingegen schläfrig und fahrläßig zu seyn bedünket habe. Cicero aber hat von dem Calvus hören müssen, daß er locker und kraftlos wäre; imgleichen von dem Brutus, daß er gebrochen und ohnmächtig sey; wenn ich mich seiner eigenen Worte bedienen darf.

Fragest du mich darum; so halte ich dafür, daß sie alle Recht gehabt haben: ich will aber gleich auf jeden ins besondre kommen; denn itzo rede ich von allen zugleich. Die Bewunderer des Alterthums pflegen die Gränzen desselben gleichsam da zu bestimmen, wo Cassius Severus eintrifft; als welcher zuerst von der alten Art der Wohlredenheit abgewichen seyn soll. Ich behauptete aber, daß er solches weder aus Schwachheit des Verstandes, noch aus Unwissenheit; sondern mit gutem Bedachte, und nach reifer Ueberlegung gethan habe. Er sah nämlich wohl, wie ich

nicht

nicht längſt erwähnet habe: daß, nach Beſchaffenheit der Zeiten und Verſchiedenheit der Zuhörer, auch die Geſtalt und Art der Beredſamkeit geändert werden müſſe.

Das vormalige ungeſchickte und grobe Volk konnte leicht die elendeſte Rede anhören, und lobte denjenigen noch, der einen ganzen Tag mit Reden zubrachte. Daher hielt man ſo viel auf weitläuftige Vorbereitungen, auf lange Reihen weit hergeholter Erzählungen, auf praleriſche Eintheilungen, auf tauſend Gattungen von Beweisthümern; und was noch über das in den trockenen Schriften des Hermagoras und Apollodorus, den Rednern vorgeſchrieben wird. Hatte aber jemand gar ein wenig Philoſophie gerochen, und einen Satz daraus in ſeine Rede gebracht; ſo ward er bis in den Himmel erhoben. Und das war kein Wunder; denn das war dazumal etwas neues und unbekanntes: und die meiſten Redner hatten damals weder von den Regeln der Redekunſt, noch von den Lehren der Weltweisheit das geringſte gefaſſet.

Nachdem aber das alles itzo ſo gemein geworden iſt; daß kaum jemand unter den Zuhörern ſteht, der nicht etwas in Wiſſenſchaften gethan haben ſollte, wenn ers gleich nicht gar zu weit darinn gebracht hätte: ſo muß man gewiß einen ganz andern und ungewohnten Weg ſuchen, dadurch der Redner den Ohren keinen Ekel erwecke. Sonderlich muß dieſes bey ſolchen Richtern geſchehen, die nach ihrer Macht und Gewalt, nicht aber nach Recht und Billigkeit urtheilen; die ſich keine Zeit vorſchreiben laſſen, ſondern ſie ſelbſt beſtimmen; auch nicht Zeit haben zu warten, bis es dem Redner belieben wird, von der Sache ſelbſt zu reden, ſondern ihn oft ſelbſt erinnern; ja die, wenn er etwa Ausſchweifungen machen will, ihn zurück rufen, und ihm zu verſtehen geben, daß ſie eilen müßten.

Wer würde heutiges Tages einen Redner dulden, der von ſeiner ſchwachen Geſundheit eine Vorrede halten wollte; welches doch Corvinus meiſtentheils gethan? Wer würde fünf Bücher wider den Verres abwarten? Wer würde von einer Ausflucht und von einer Formel, ſolche unendlich große

Schriften leiden, dergleichen wir für den Marcus Tullius und für den A. Cäcina leſen? Der Richter kömmt itzo dem Redenden zuvor, ja er mag ihn gar nicht hören; wo er nicht entweder durch den Strom der Beweisgründe, oder durch die Farben der Sprüche, oder durch den Glanz und Putz der Beſchreibungen, eingenommen wird.

So gar der anweſende Pöbel, und die ab- und zugehenden Zuhörer, ſind ſchon einer muntern und zierlichen Rede gewohnt, und können das finſtre und unartige Weſen des Alterthums eben ſo wenig leiden; als wenn jemand auf der Schaubühne, entweder des Roſcius oder des Ambivius Turpio Gebärden machen wollte. Noch mehr, auch die jungen Leute, die ſich erſt aufs Studiren legen, und ihres Nutzens halber ſich zum Stadtrichter halten; die wollen itzo nicht nur zuhören, ſondern auch etwas artiges und denkwürdiges mit ſich nach Hauſe bringen. Ja ſie erzählens einander, und ſchreibens oft bis in die Provinzen und Colonien: wenn jemand, in einer von ſeinen Reden, entweder etwas ſcharfſinniges und kurzgefaßtes vorgebracht; oder wenn irgend eine Stelle, durch einen ausgeſuchten und poetiſchen Zierrath, hervorgeleuchtet hat.

Denn man fodert itzo von Rednern auch ſchon einen poetiſchen Putz: nicht zwar einen ſolchen, der nach dem altfränkiſchen Accius und Pacuvius ſchmecket; ſondern der aus des Horaz, Virgils und Lucans Heiligthümern genommen iſt. Indem ſich nun unſre Zeiten nach dergleichen Ohren und Urtheilen bequemen, ſo ſind ſie auch ſchöner und zierlicher geworden. Doch ſind deswegen unſre Reden nicht unkräftiger, weil ſie mit Luſt angehöret werden. Denn wer wollte darum unſre Tempel für hinfälliger halten, weil ſie nicht aus grobem Kalke und aus ungeſtalten Ziegeln gebauet werden, ſondern von Golde und Marmor glänzen?

Die Wahrheit zu geſtehen, ich kann mich bey einigen Schriften der Alten kaum des Lachens enthalten; bey andern aber kaum des Schlafes erwehren. Selbſt Calvus, der doch, wo mir recht iſt, ein und zwanzig Bücher nachgelaſſen hat, thut mir kaum in einer oder der andern Rede ein Gnügen.

gen. Ich ſehe auch nicht, daß andre mir hierinn widerſprechen. Denn wer lieſt wohl des Calvus Schriften wider den Aſinius oder Druſius? Hingegen ſind ja die Anklagen, ſo wider den Vatinius geſchrieben worden, in den Händen aller Gelehrten, ſonderlich aber die zweyte Rede. Denn ſie iſt in Worten zierlich, und in Sprüchen nach den Ohren der Richter bequemet: daraus man ſieht, daß Calvus ſelbſt wohl gewußt habe, was beſſer wäre; und daß es ihm nicht an dem Willen, erhabener und zierlicher zu reden, ſondern am Geiſte und an Kräften gefehlet habe.

Was ſoll ich von den cälianiſchen Reden ſagen? Diejenigen von denſelben gefallen uns, entweder ganz, oder zum Theile, worinnen wir die Zierrathen und die Hoheit unſrer Zeiten wahrnehmen. Die ſchmutzigen Redensarten aber, die gedehnte Schreibart, die unförmlichen Sätze endlich, ſchmecken nach dem Alterthume. Ich glaube auch nimmermehr, daß jemand ſo gar altväteriſch geſinnt ſeyn ſollte, daß ihm Cälius in dem, wo er die alte Art noch behält, gefallen ſollte.

Wir wollens zugeben, daß C. Cäſar, wegen ſeiner trefflichen Gedanken und unzähligen Geſchäffte, durch ſeine Beredſamkeit weniger gethan, als es ſein göttlicher Witz zu erfodern ſchien. Wir wollen auch den Brutus ſeiner Philoſophie überlaſſen: denn ſelbſt ſeine Bewunderer geſtehen, daß er in ſeinen Reden ſeinem anderweitigen Ruhme nicht gleich kömmt; es wäre denn, daß jemand entweder Cäſars Rede für den Samniter Decius, oder des Brutus für den König Dejotarus, nebſt andern dergleichen ſchläfrigen Werken, leſen, oder gar auch ihre Poeſien bewundern wollte.

Denn ſie haben auch Verſe gemacht, und in die Bibliotheken gebracht; die aber nicht beſſer gerathen ſind, als des Cicero Gedichte: wiewohl ſie glücklicher dabey geweſen, als er; weil itzo die wenigſten etwas davon wiſſen. Aſinius ſelbſt, ob er wohl näher bey unſern Zeiten gebohren worden, dünket mich doch unter den Meneniern und Appiern ſtudiret zu haben. So viel iſt gewiß, daß er den Pacuvius und

Accius nicht nur in Trauerspielen, sondern auch in seinen Reden nachgeahmet hat: so hart und trocken ist er. Diejenige Rede aber ist, wie der menschliche Körper, allererst schön, worinnen weder die Adern hervorragen, noch die Geheine zu zählen sind; sondern wo ein gesundes und gemäßigtes Geblüt die Glieder erfüllet, die vollen Mäuslein erhebet, die kleinsten Adern roth färbet, und der Haut ein liebliches Ansehen giebt. Den Corvinus will ich schonen: weil es nicht bey ihm gestanden, die Munterkeit und Zierlichkeit unsrer Zeiten nachzuahmen.

Ich komme auf den Cicero, der mit seines gleichen eben den Streit gehabt, den ich mit euch habe. Denn diese bewunderten die Alten, er aber zog die Beredsamkeit seiner Zeiten vor; und übertraf die Redner seiner Zeiten durch nichts so sehr, als durch seine Beurtheilungskraft. Er hat zuerst die Reden ausgeputzet, zuerst eine Wahl in Worten beobachtet, und in die Schreibart Kunst gebracht. Er hat sich zuerst der Munterkeit beflissen, und schöne Lehrsprüche ersonnen; sonderlich in denen Reden, die er im Alter, und am Ende seines Lebens gemachet hat: das ist, nachdem er weiter gekommen war, und durch Fleiß und Erfahrung gelernet hatte, welches die beste Art der Beredsamkeit wäre.

Denn seine ersten Reden sind nicht von den Fehlern des Alterthums gesaubert. Er ist langweilig in Eingängen, weitläuftig in Erzählungen, saumselig in Nebendingen. Er fasset langsam Feuer, und wird selten recht hitzig. Wenige Sätze schließen sich schön, so daß etwas scharfsinniges in dem Gemüthe zurücke gelassen würde. Man kann sich nichts daraus anmerken, nichts andern erzählen, und es sieht nicht anders bey ihm aus, als in einem groben Gebäude: wo zwar alle Wände fest und dauerhaft sind, wo aber nichts polirtes und glänzendes gefunden wird. Meiner Meynung nach, muß ein Redner, wie ein guter Hausvater, nicht nur in einem solchen Hause wohnen, wo er vor Wind und Regen sicher ist; sondern welches auch gut aussieht, und schön ins Auge fällt. Er muß nicht nur solchen Hausrath haben, der ihm zu nothwendigem Gebrauche zulänglich ist; sondern auch von Gold

und

und Edelgesteinen, die man gern in Händen haben, und oft ansehen wolle. Einige Arten muß er bey Seite schaffen, als altväterisch und übelstehend; kein Wort muß gleichsam schimmlicht oder rostig seyn. Kein Satz muß, nach Art der Chroniken, langwierig und verwirrt geschlossen werden. Er meide die ungereimten und albernen Possen. Er wechsle die Art des Ausdruckes ab, und schließe nicht allezeit auf einerley Weise.

Ich will itzo das Glückstad und das Ius Verrinum * bey ihm nicht auslachen. Ich will auch das so oft gebrauchte esse videatur nicht anführen, womit er so gern zu schließen pflegt. Denn ich habe auch das vorige wider Willen angeführet, und viel andre Dinge ausgelassen: die doch von denen, die sich alte Redner nennen, allein bewundert und nachgeahmet werden. Ich will keinen nennen, und bin vergnügt, daß ich die Gattung von Leuten anzeige. Ihr aber werdet euch gleich auf diejenigen besinnen, die lieber den Lucil, als den Horaz, lieber den Lucrez, als den Virgil, lesen; welche die Wohlredenheit deines Aufidius Bassus, oder Servilius Nonianus, in Vergleichung des Sisenna und Varro, anstinket; die unsrer Lehrer der Beredsamkeit Schriften verabscheuen und hassen, des Calvus Bücher hingegen bewundern; die, wenn sie nach der alten Art vor Gerichte plaudern, kein Mensch hören will; ja die so gar der Gegenpart kaum erdulden mag. So elend und ungestalt sieht diejenige Gesundheit aus, damit sie so pralen: aber durch ihr Fasten werden sie so matt. Selbst in unserm Körper sind die Aerzte mit einer Gesundheit nicht zufrieden, die mit einem bekümmerten Gemüthe verbunden ist. Es ist nicht genug, nicht krank zu seyn; man muß auch stark, lustig und munter seyn. Wer nichts mehr, als gesund ist, der ist von der Unpäßlichkeit nicht weit entfernet.

* Dieses kömmt in einer Rede wider den Verres vor, und ist ein bloßes Wortspiel: weil es einmal ein Gesetz, so Verres gegeben, das andremal aber eine Brühe von Schweinenfleisch heißen kann. Dieses war nun freylich für einen Cicero etwas kindisches, und wird ihm mit Rechte vorgerücket.

Ihr aber, o ihr beredten Leute! fahret doch fort, euren Zeiten durch die allervollkommenste Beredsamkeit Ehre zu machen; so wie ihr denn thun könnet und wirklich thut. Denn ich sehe, daß du, Messala, die allermunterſten Stellen der Alten nachahmest. Ihr aber, Maternus und Secundus, wisset in eure Ernsthaftigkeit den schönsten Zierrath und Ausputz der Redensarten zu mischen. Ihr brauchet solche Erfindungen, so viel Ordnung, und wisset, so oft es die Beschaffenheit der Sachen erfodert, so reich, so kurz, so zierlich und so ungezwungen zu reden, so die Affecten auszudrücken, so die Freyheit zu mäßigen: daß wenn gleich unsre Zeit aus Bosheit und Neid euch nicht sattsam verehret, dennoch die Nachkommen nach Verdienste von euch urtheilen werden.

Als Aper dieses ausgeredet hatte, sprach Maternus: Sehet ihr nun den Nachdruck und Eifer unsers Apers? Mit was für einem Strome der Beredsamkeit hat er nicht unsre Zeiten vertheidiget? Wie mannigfaltig und wortreich hat er nicht die Alten herum genommen? Mit wie vielem Geiste und Witze, ja auch mit was für Kunst und Gelehrsamkeit, hat er nicht von ihnen selbst die Waffen geborget, womit er sie selber angreifen könnte? Du aber, Messala, mußt deswegen, deines Versprechens nicht vergessen. Denn wir verlangen weder, daß jemand die Partey der Alten vertheidigen solle; glauben auch nicht, daß jemand unter uns, die wir itzo gelobet worden, mit denen zu vergleichen wäre, die Aper so sehr angegriffen hat. Er selber ist dieser Meynung nicht im Ernste zugethan; sondern er hat, nach Art der alten Weltweisen, von welcher ihr so viel haltet, diese Gegenpartey zu halten übernommen. Mache uns also keine Lobrede der Alten, denn der allgemeine Ruf lobet sie zur Gnüge; sondern zeige uns nur die Ursache an, warum wir von ihrer Beredsamkeit abgewichen sind: insonderheit da er erwiesen hat, daß nicht mehr als hundert und zwanzig Jahre nach Ciceros Tode verflossen sind.

Hierauf erwiederte Messala: Ich will deiner Vorschrift folgen, Maternus. Denn den Aper darf man nicht lange wider-

widerlegen, der ſich zuerſt in den Wortſtreit einließ, daß jene mit Unrecht Alte genennet würden, da ſie doch nur vor hundert Jahren gelebet haben. Ich werde mich um das Wort nicht zanken. Er mag ſie unſre Vorfahren nennen, oder wie es ihm ſonſt beliebt: wenn man nur geſteht, daß die Beredſamkeit ihrer Zeiten größer geweſen, als die unſrige. Ja ich werde auch demjenigen Theile ſeiner Rede nicht widerſprechen, darinn er behauptete: daß man zu einer und derſelben Zeit, geſchweige denn in verſchiedenen Zeiten, verſchiedene Arten der Beredſamkeit gehabt habe. Denn wie unter den attiſchen Rednern, dem Demoſthenes der Vorzug eingeräumet wird; hernach aber Aeſchines und Hyperides und Lyſias und Lykurgus folgen; und wie dieſes Alter der Redner durch allgemeinen Beyfall den Vorzug erhalten hat: ſo hat auch bey uns Cicero die andern Redner ſeiner Zeit übertroffen; Calvus und Aſinius und Cäſar und Cälius und Brutus, werden gleichergeſtalt allen ihren Vorgängern und Nachfolgern vorgezogen.

Daran iſt nichts gelegen, daß ſie in einigen Stücken von einander unterſchieden ſind, wenn ſie nur überhaupt übereinkommen. Es mag Calvus kürzer, Aſinius vollſtimmiger, Cäſar prächtiger, Cälius beißender, Brutus anſehnlicher, Cicero aber heftiger, völliger und gewaltiger geredet haben: ſie haben doch alle eben dieſelbe geſunde Beredſamkeit beſeſſen; ſo daß man in ihnen überall eine Verwandſchaft des Verſtandes und Willens antrifft, man mag von ihren Schriften, welche man will, zur Hand nehmen; ob ſie gleich von verſchiedenem Geiſte und Naturelle geweſen ſind. Denn daß ſie ſich unter einander aufgezogen, wie man denn in ihren Briefen hier und da einige Spuren des Neides antrifft; das iſt nicht ein Fehler der Redner, ſondern der Menſchen. Denn ich glaube, Calvus und Aſinius und Cicero ſind zuweilen neidiſch und misgünſtig geweſen; haben auch die andern Schwachheiten der menſchlichen Natur an ſich gehabt.

Von dem einzigen Brutus glaube ich, daß er nicht aus Bosheit oder Neid, ſondern ſchlechtweg und aufrichtig ſeine

Ge-

Gedanken eröffnet habe. Denn sollte derjenige wohl den Cicero beneidet haben, der mir nicht einmal den Cäsar beneidet zu haben scheint? Was den Ser. Galba und C. Lälius anlanget, und was er noch sonst für Alte verspottet hat, das erfodert keinen Vertheidiger. Denn ich gestehe, daß ihrer Beredsamkeit, die gleichsam noch in der Wiege lag, und die noch nicht zu Kräften gekommen war, noch viel gefehlet habe. Im übrigen, wenn ich außer der allervollkommensten Art zu reden, mir eine Gattung erwählen soll; so will ich mir lieber des Gracchus seine Gewaltsamkeit, oder des L. Crassus reifes und männliches Wesen, als die Schnörkel des Mäcenas, und den Schellenklang Gallions wünschen. So gar viel besser steht es einem Redner an, ein rauhes Kleid anzuziehen, als einen gezwungenen und gekünstelten Hurenschmuck zu tragen.

Denn das ist gewiß keine oratorische, ja nicht einmal männliche Art der Zierrathe, deren sich die meisten heutigen Sachwalter bedienen; wenn sie an frechen Reden, an leichtsinnigen Sätzen und Sprüchen, und an verwägenen Redensarten, es einem Komödianten oder Lustigmacher gleich thun wollen. Ja, welches kaum erlaubt ist anzuhören, so pralen viele damit, als ob es eine besondere Ehre, ein großer Ruhm, oder ein trefflicher Witz an ihnen wäre, daß ihre Aufsätze abgesungen und gleichsam hergetanzet würden. Daher entsteht der schändliche und verkehrte, aber doch gewöhnliche Ausruf: daß unsre Redner zärtlich reden; unsre Komödianten aber beredt tanzen!

Zwar läugne ich nicht, daß Cassius Severus, den sich Aper ganz allein zu nennen unterfangen hat, in Vergleichung seiner Nachfolger, allein ein Redner genennet werden könne: wiewohl in dem größesten Theile seiner Schriften mehr Kraft, als gesundes Geblüte ist. Er hat zuerst die Ordnung aus den Augen gesetzet, die Bescheidenheit und Schamhaftigkeit in Worten vergessen, und selbst die Waffen, womit er streitet, übel eingerichtet: so daß er, aus Begierde seinen Gegner zu verletzen, sich selbst entblößt; und mehr zu

zanken,

zanken, als zu kämpfen ſcheint. Im übrigen, wenn man, wie ich gedacht, ihn mit den folgenden vergleicht, ſo iſt er an mannigfaltiger Gelehrſamkeit, an Artigkeit des Ausdruckes, und an der Stärke ſeiner Kräfte den übrigen weit überlegen; von welchen aber Aper keinen einzigen zu nennen, und auf den Kampfplatz zu führen, ſich getrauet hat.

Denn ich erwartete, daß er nach der Anklage des Brutus, Aſinius, Cälius und Calvus, uns ein anderes Heer aufführen, und entweder mehrere, oder doch eben ſo viele nennen würde: von welchen er einen dem Cicero, den andern dem Cäſar, und ſo weiter, einen dem andern entgegen ſetzen könnte. Nun aber iſt er zufrieden, daß er die alten Redner namentlich herunter gemachet hat; und erkühnet ſich nicht, einen von den folgenden zu loben, es wäre denn etwa überhaupt und insgemein. Mich dünket, er hat beſorget, er möchte viele beleidigen, wenn er nur einige anführen würde. Denn welcher Schüler ſchmäuchelt ſich nicht mit der Einbildung: daß er dem Cicero noch vorgehe; aber zunächſt nach dem Gabinian folge? Ich aber werde mich nicht ſcheuen, ſie einzeln zu nennen: damit es aus Exempeln deſto deutlicher erhelle, wie die Beredſamkeit ſtufenweiſe abgenommen habe.

Eile doch, ſprach hier Maternus, und halte lieber dein Verſprechen: denn wir verlangen keinen Beweis, daß die Alten größere Redner geweſen ſind, als welches zum wenigſten ich, gern zugebe; ſondern wir fragen nur, woher es komme? davon du vorhin zu handeln verſpracheſt; als Aper die Beredſamkeit der itzigen Zeiten bewunderte, und dich durch die Verachtung deiner Vorfahren beleidigte.

Ich bin durch Apers Rede gar nicht beleidiget, ſprach jener: und ihr müßt es gleichfalls nicht übel nehmen, wenn euch vieleicht etwas hartes zu Ohren käme: denn ihr wiſſet ja, daß es die Art der Unterredungen ſo mit ſich bringet, ſeine Meynungen, der Freundſchaft unbeſchadet, heraus zu ſagen.

Fahre derowegen fort, ſprach Maternus, und rede von den Alten mit der alten Freyheit: von welcher wir noch mehr, als von der alten Beredſamkeit abgewichen ſind.

Dar-

Darauf versetzte Messala: ihr wollet keine verborgene Ursachen von mir hören, die entweder dir, Maternus, oder dem Secundus, oder dem Aper unbekannt wären; sondern ihr leget mirs auf, unser aller Meynung an den Tag zu legen. Denn wem ists unbekannt, daß die Wohlredenheit sammt den übrigen Künsten, nicht aus Schuld der Menschen, sondern aus Nachläßigkeit der Jugend, aus Sorgloſigkeit der Aeltern, aus Unwiſſenheit der Lehrmeiſter, und aus Vergeſſenheit der alten Gebräuche, von dem alten Gipfel ihres Ruhmes herunter gekommen? Alle dieſes Unheil nun, iſt zu erſt in der Stadt Rom entſtanden, hernach durch ganz Italien ausgebreitet, und itzo ſchon bis in die Provinzen gedrungen: ob wohl unſer eigenes uns am beſten bekannt iſt.

Ich will nur von der Stadt allein, und von dieſen einheimiſchen Laſtern reden, die uns von Jugend auf ankleben, und ſich mit den Jahren häufen; wenn ich nur zuvor erſtlich von der Ernſthaftigkeit und ſcharfen Kinderzucht unſrer Vorfahren, etwas weniges werde erinnert haben. Zuförderſt ward vorzeiten ein Sohn, der einem jeden von ſeiner keuſchen Ehegattinn gebohren war, nicht in der Kammer einer gemietheten Amme; ſondern in dem Schooße und an der Bruſt ſeiner Mutter erzogen: deren vornehmſte Sorgfalt auf das Hausweſen und auf die Kinderzucht gerichtet war. Es ward aber eine etwas bejahrte und wohlgeſittete Blutsfreundinn erwählet, welcher man die Auferziehung aller Kinder eines Hauſes anvertrauete; in deren Gegenwart weder etwas ſchändliches geredet, noch etwas unanſtändiges gethan werden dorfte: ja die nicht nur den Unterricht und die Sitten der Knaben, ſondern auch ihre Spiele und müßige Stunden, mit einer gewiſſenhaften Ehrbarkeit einzurichten wußte.

So wiſſen wir, daß Cornelia der Gracchen, Aurelia Cäſars, und Accia Auguſts Auferziehung beſorget; aber auch treffliche Leute an ihnen erzogen haben. Dieſe Zucht und ſtrenge Aufſicht nun dienete dazu, daß das gute und unverderbte Naturell jedes Kindes, durch keine Bosheit verwahrloſet werden, ſondern von ganzem Herzen die guten Künſte

lieb

lieb gewinnen möchte: und wenn ſie entweder zum Soldatenleben, oder zur Rechtsgelehrſamkeit, oder zur Beredſamkeit Luſt hätten, ſich darauf allein legen, und das allein mit Ernſt treiben müßten.

Wenn aber itzo ein Kind kaum zur Welt gebohren worden, ſo wird es einer griechiſchen Magd übergeben; der man noch einen von den nichtswürdigſten Bedienten zugiebt, der zu keinem rechtſchaffenen Dienſte geſchickt iſt. Durch deren alberne Mährlein und Fratzen werden die zarten und unwiſſenden Gemüther ſo gleich eingenommen: und kein Menſch im Hauſe giebt Acht darauf, was in Gegenwart des jungen Herrn geſprochen oder gethan wird. Selbſt die Aeltern gewöhnen die Kinder weder zur Frömmigkeit, noch zur Beſcheidenheit; ſondern zur Geilheit und Frechheit: wodurch ſich unvermerkt ein unverſchämtes Gemüth, und die Verachtung ihrer ſelbſt und andrer Leute einſchleicht.

Nun aber bedünket mich, daß die eigenen und beſondern Laſter dieſer Stadt ſchon faſt in Mutterleibe Wurzel faſſen; nämlich die Liebe zur Komödie, zu Fechterſpielen und die Luſt zu Pferden. Iſt nun das Gemüth einmal davon eingenommen und beſeſſen: wie wenig Platz bleibt doch für die freyen Künſte übrig? Wie wenige wird man finden, die zu Hauſe von etwas anderm reden? Was für Geſpräche gehen doch unter jungen Leuten im Schwange, wenn wir in die Hörſäle kommen? Selbſt die Lehrmeiſter unterreden ſich wohl von keinem Dinge öfter. Denn ſie ſammlen ſich die Schüler, nicht durch eine ſtrenge Zucht; nicht durch die Proben ihres Verſtandes; ſondern durch das freundliche Grüßen, und durch die Reizungen der Schmäucheley.

Ich übergehe die erſten Anfangsgründe der Lernenden, wo ſie ſelbſt wenig ausarbeiten, ſich um keine Kenntniß der Scribenten bekümmern, die Alten nicht leſen; auch ſich weder die Sachen, noch die Menſchen, noch die Zeiten, mit ſattſamem Fleiße bekannt machen: ſondern man läßt ſich nur Redner kommen, von deren Handwerke ihr bald hören werdet, wenn

es

es zuerſt in die Stadt aufgenommen worden, und in wie ſchlechtem Anſehen es damals geſtanden hat.

Ich muß hier nothwendig meine Gedanken auf diejenige Zucht wenden, die jene Redner gehabt haben, deren unendliche Arbeit, tägliches Nachſinnen, und beſtändige Uebungen in allen Gattungen der Gelehrſamkeit, uns in ihren Büchern vor Augen liegen. Ihr kennet Ciceros Buch, welches er Brutus nennet: wo er am Ende (denn von ferne thut er von den alten Rednern Meldung) ſeinen Anfang, ſein Wachsthum, ja ſo zu reden, ſeine Auferziehung in der Beredſamkeit erzählet. Beym Q. Mutius habe er das bürgerliche Recht gelernet; bey dem akademiſchen Philo, und dem ſtoiſchen Diodorus, habe er alle Theile der Weltweisheit völlig gefaſſet. Ja er ſey nicht einmal mit dieſen Lehrern zufrieden geweſen, die er zu Rom hätte haben können; ſondern wäre durch Achaja und Aſien gereiſet, damit er den ganzen Inbegriff mannigfaltiger Künſte lernen möchte.

Und in der That ſieht man aus Ciceros Schriften, daß er weder in der Meßkunſt, noch in der Muſik, noch in der Sprachkunſt, noch in irgend einer andern freyen Kunſt, unwiſſend geweſen. Er hat die ſubtileſte Diſputirkunſt, die Sittenlehre, und Naturwiſſenſchaft verſtanden. Und ſo verhält ſichs, ihr wackern Männer! ſo entſteht aus einer großen Gelehrſamkeit, aus vieler Kunſt und Wiſſenſchaft, die wunderwürdige Beredſamkeit. Denn die Kräfte und Fähigkeiten eines Redners laſſen ſich nicht, gleich andern Dingen, in ſo enge und ſchmale Gränzen einſchließen. „Das iſt erſt ein Redner, der von allen „Materien, nach Erfoderung der Sachen, und nach Beſchaf„fenheit der Zeiten, ſchön und zierlich; doch ſo reden kann, daß „die Zuhörer dadurch beluſtiget und überredet werden.„

Dieſes war die Meynung jener Alten; dazu hielten ſie es für nöthig, ſich nicht nur in den Rednerſchulen hören zu laſſen: auch nicht in erdichteten und ganz unwahrſcheinlichen Streitigkeiten, nur die Zunge und Kehle zu üben; ſondern ſich in den Wiſſenſchaften feſt zu ſetzen, darinnen vom Guten und Böſen, von der Ehrbarkeit und Schändlichkeit, von der Gerechtigkeit und

Un-

Ungerechtigkeit gehandelt wird. Denn das ſind diejenigen Materien, davon ein Redner ſprechen muß. Vor Gerichte nämlich redet man faſt immer von Billigkeit, und in Berathſchlagungen von der Ehrbarkeit; doch ſo, daß man beydes oft durch einander miſchet. Davon kann aber niemand zierlich und ausführlich reden, als wer die menſchliche Natur, das Weſen der Tugenden, die Bosheit der Laſter, und endlich die Mittelding wohl kennet, die weder zu Tugenden noch zu Laſtern gerechnet werden.

Aus dieſen Quellen fließt auch, daß derjenige den Richter viel leichter, entweder zum Zorne reizen, oder beſänftigen wird, der da weis, was der Zorn iſt; daß man leichter ein Mitleiden erregen wird, wenn man weis, was Barmherzigkeit iſt, und wodurch ſie erwecket wird. Iſt nun ein Redner in dieſen Künſten geübt, ſo mag er bey geneigten oder widerwärtigen, bey neidiſchen oder traurigen, oder furchtſamen Leuten reden: ſo wird er allezeit die Gemüther in ſeiner Gewalt haben, und ſie gleichſam im Zügel halten. Er wird alle Vorſtellungen ſo einrichten, wie es die Natur eines jeden erfodern wird; und er wird ſeine Rede mit derjenigen Klugheit mäßigen, die er auf allerley Fälle in Bereitſchaft hat.

Bey einigen wirket eine kurzgefaßte, ſcharfe, und mit Vernunftſchlüſſen angefüllte Schreibart mehr Beyfall; und bey dieſen wird man viel ausrichten, wenn man ſich auf die Disputirkunſt geleget hat. Andern gefällt eine weitläuftige, gleichförmige und aus den gemeinſten Meynungen hergeleitete Rede beſſer. Dieſe zu bewegen, muß man von der peripatetiſchen Secte etwas borgen: denn dieſe wird uns ſolche bereits fertige, und zum Kampfe zubereitete Schlußreden an die Hand geben. Die akademiſchen Weiſen werden uns ſtreitbar, Plato wird uns erhaben, Xenophon lieblich machen. Ja ſelbſt Epikurs und Metrodors ehrbare Vergrößerungen anzunehmen, und ſich derſelben, nach Erfoderung der Sachen, zu bedienen, das wird dem Redner nicht

unanständig seyn. Denn wir wollen keinen vollkommenen weisen Mann, auch keine stoische Republik einrichten; sondern einem jungen Menschen Anleitung geben, der nicht nur etliche Künste, sondern alle, ganz ausführlich hören soll.

Eben deswegen trieben die alten Redner auch das Bürgerrecht, die Grammatik, die Musik und Geometrie. Denn es fallen viel Processe vor, wo man die Rechtsgelahrheit brauchet; in den meisten aber hat man auch wohl der andern Wissenschaften nöthig. Es antworte mir auch niemand: es sey schon genug, wenn man sich im Nothfalle etwas weniges davon, als in einem kurzen Begriffe, beybringen lasse. Denn es ist ein großer Unterscheid, ob man sich dessen als eines Eigenthums bedienet, oder ob man es gleichsam nur von andern geborget hat: und man höret es gleich, ob der Redner das, was er vorbringt, selbst versteht; oder ob er es nur entlehnet hat.

Hernach aber zieret uns die Wissenschaft vieler Künste, wenn wir gleich gar nicht daran denken, und leuchtet auch da hervor, wo man es gar nicht vermuthen sollte. Und das bemerken nicht nur die Gelehrten unter den Zuhörern, sondern auch das gemeine Volk. Dieses rühmet alsofort von ihm, daß er rechtschaffen studiret habe, alle Stufen der Beredsamkeit durchgegangen, ja wirklich ein Redner sey. Denn ich selbst halte dafür, daß niemand ein Redner werden könne, auch niemals gewesen sey; es sey denn, daß er mit allen Künsten und Wissenschaften versehen vor Gerichte, wie ein Soldat mit allen Waffen im Felde, erschienen ist.

Dieses aber wird von den heutigen Fürsprechern so versäumet, daß man in ihren Vorträgen auch den Abschaum der gemeinsten Redensarten, ja die schändlichsten Schnitzer wider die Sprache wahrnimmt: daß sie die Gesetze nicht verstehen, die Rathsschlüsse nicht kennen, und das Stadtrecht verachten. Die Weltweisheit, und die Sprüche der Weisen scheuen sie gar. Dabey aber schränken sie die

Bered-

Beredſamkeit in ſo enge Säze und Perioden, als wenn ſie aus ihrem Reiche vertrieben wäre: ſo gar, daß die vormalige Fürſtinn aller Künſte, die mit dem anſehnlichſten Gefolge die Gemüther einnahm, nunmehr ganz beſchnitten und in die Enge gezogen, ohne allen Puz, ohne alles Anſehen, ja ich könnte faſt ſagen, ohne alle edle Freyheit, wie eins von den ſchmuzigſten Handwerken, gelernet wird.

Dieſes halte ich nun für eine von den vornehmſten Urſachen, warum wir ſo weit von der Beredſamkeit der Alten abgewichen ſind. Verlanget man Zeugniſſe davon? wen kann ich wohl mit mehrerm Rechte anführen, als unter den Griechen den **Demoſthenes**; von welchem man berichtet, daß er der fleißigſte Schüler des **Plato** geweſen? Und **Cicero** ſelbſt geſteht, wo ich nicht irre, mit eben den Worten: daß er alle ſeine Wohlredenheit nicht bey den Lehrern der Beredſamkeit, ſondern in den Spaziergängen der Akademie gefaſſet habe.

Es giebt noch andre, und zwar ſehr wichtige Urſachen, die aber billig von euch ausgeführet werden müſſen. Denn ich habe das Meinige nunmehr gethan, und nach meiner Gewohnheit ihrer viele dadurch beleidiget; welche, wenn ſie dieſes alles hören ſollten, gewiß ſagen würden: ich hätte durch die Lobeserhebung der Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit, die ich einem Redner für nöthig erachte, meine eigene Thorheiten rühmen wollen.

Meines Erachtens, verſezte **Maternus**, haſt du deiner Pflicht noch zur Zeit ſo wenig ein Gnügen gethan, daß du vielmehr kaum angefangen, und faſt nur den Grundriß und Entwurf dazu gemachet haſt. Denn du haſt nur geſaget, was die alten Redner zu lernen gewohnt geweſen, und den Unterſcheid zwiſchen unſrer Trägheit und Unwiſſenheit, und ihrem eifrigen und fruchtbaren Fleiße gewieſen. Das übrige erwarte ich nach: denn wie ich von dir gehöret habe, was ſie verſtanden haben, und was wir nicht verſtehen; ſo wollte ich nun auch gern vernehmen, durch was für Uebungen die jun-

gen Leute, und die sich vor Gerichte eingefunden, sich fest zu setzen und zu bestärken gewohnt gewesen. Ich zweifle nämlich nicht, daß du nicht mit mir dafür halten solltest: die Beredsamkeit bestehe nicht so wohl in einer Kunst und Wissenschaft, als in einer Fertigkeit und Uebung; wie denn auch diese alle, meiner Meynung beyzupflichten scheinen.

Als nun **Aper** und **Secundus** ihm Beyfall gegeben hatten, hub **Messala** gleichsam von neuem an, und sprach: Weil es euch denn dünket, daß ich den Grund und Ursprung der alten Beredsamkeit sattsam erwiesen habe; indem ich gezeiget, in was für Künsten die alten Redner pflegten unterrichtet zu werden: so will ich nun zu ihren Uebungen fortfahren. Nun ist zwar in den Künsten selbst schon einige Uebung, und niemand kann so viel verborgene und mannigfaltige Dinge fassen; wo nicht zur Wissenschaft ein Nachsinnen, zum Nachsinnen eine Fertigkeit, zur Fertigkeit eine Stärke der Beredsamkeit kömmt: daraus denn folget, daß es einerley ist, ob man dasjenige vernimmt, was man ausspricht; oder dasjenige ausspricht, was man vernommen hat. Wem aber dieses dunkel vorkömmt, und wer die Wissenschaft von der Uebung absondert, der wird gewiß das zugeben: daß ein Mann, der in allen diesen Künsten unterwiesen, und wohl darinn bewandert ist, ein weit größeres Geschick zu den eigentlichen Rednerübungen mitbringen wird.

Wann also bey unsern Vorfahren ein Jüngling, der dem Rathhause und der Beredsamkeit gewidmet war, zu Hause wohl erzogen, und in guten Künsten wohl unterwiesen worden: so ward er von seinem Vater, oder von einem Verwandten, zu dem vornehmsten Redner in der Stadt geführet. Diesem folgte er nach, diesen verehrte er, dessen Reden wohnte er so wohl vor Gericht, als bey den Versammlungen des Volkes beständig bey; so daß er bey allen seinen Streitigkeiten und Zänkereyen zugegen war, und, so zu reden, im Kriege selbst stritten lernte.

Hier-

Hieraus erwuchs jungen Leuten viel Nutzen, eine groſſe Standhaftigkeit und viel Verſtand; indem ſie gleichſam am hellen Mittage ſtudireten, und mitten in der Gefahr ſtreiten lernten: wo niemand ungeſtrafet etwas Thörichtes vorbringen konnte, was nicht entweder vom Richter verworfen, oder ihm vom Gegner wäre aufgerücket worden; ja welches nicht die Advocaten ſelbſt verachtet hätten. Daher wurden ſie gleich in einer wahren und unverderbten Beredſamkeit geübet: und ob ſie gleich einem Redner vor allen andern anhiengen, ſo lernten ſie doch alle Sachwalter ihrer Zeit, vor vielerley Gerichten und in mancherley Sachen, kennen; ja ſie hatten im Volke ſelbſt eine Menge von allerhand Ohren, aus deren vielfältigen Urtheilen ſie leicht höreten, was an einem jeden gelobet und getadelt wurde.

Auf ſolche Art fehlte es ihnen weder an den beſten und auserleſenſten Lehrmeiſtern, die ihnen nicht eine Larve, ſondern die wahre Geſtalt der Wohlredenheit wieſen; noch an Wiederſachern, die nicht mit Rappieren, ſondern mit bloßen Schwertern kämpfeten. Der Zuhörer Anzahl war allezeit groß, allezeit neu, allezeit aus günſtigen und feindſeligen zuſammengeſetzet; ſo daß weder das Gute, noch das Schlimme verborgen bleiben konnte. Ihr wiſſet nämlich wohl, daß der groſſe und dauerhafte Ruhm in der Wohlredenheit, eben ſo wohl bey dem Gegenparte, als bey denen, die uns zugethan ſind, erworben wird; ja daſelbſt noch beſtändiger anwächſt, und beſſer zu Kräften kömmt.

Wann nun dergeſtalt derjenige Jüngling, von dem ich geredet habe, bey ſolcher Anführung ein Schüler der gröſſeſten Redner, ein Zuhörer in der Gerichtsſtube, und ein beſtändiger Zeuge der Rechtshändel geweſen; wenn er durch fremde Proben unterrichtet und geübet worden; wenn er durch das tägliche Anhören die Geſetze kennen gelernet; wenn ihm die Richter nicht mehr fremde, die Menge Volks etwas gewohntes, die Ohren der Zuhörer bekannt waren: alsdann ſage ich, war ein ſolcher

junger Menſch allen Proceſſen gewachſen; er mochte nun entweder eine Anklage oder eine Vertheidigung unternehmen. Im 19ten Jahre hat L. Craſſus den Carbo, im 21ſten Cäſar den Dolabella, im 22ſten Aſinius Pollio den Cato; und Calvus endlich, nicht viel älter, den Vatinius, durch diejenigen Reden angegriffen, die wir noch mit Bewunderung leſen.

Itzo hergegen werden unſre Bürſchchen auf die Schulkathedern derer geführet, die man Rhetores nennet, und die nur kurz vor dem Cicero aufgekommen ſind. Daß ſie unſern Vorfahren nicht ſonderlich angeſtanden haben, das erhellet daraus: daß unter den Sittenrichtern Marc. Craſſus und Domitius, ihnen anbefohlen worden, dieſe Schulen der Verwägenheit, zu ſchließen. Aber wir, wie ich ſagen wollte, werden in dieſe Schulen gebracht; wo es ſchwer fällt, zu entſcheiden: ob der Ort an ſich, oder die Mitſchüler, oder die Art des Studirens ſelbſt, mehr Schaden ſtiften?

Denn der Ort ſelbſt hat nichts ehrwürdiges an ſich, als woſelbſt lauter eben ſo unerfahrne Leute, als wir ſelbſt ſind, angetroffen werden. Von den Mitſchülern iſt auch nichts zu lernen, da Knaben vor Knaben, und Jünglinge vor Jünglingen mit gleicher Sicherheit reden und zuhören. Die Uebungen ſelbſt ſind größtentheils widerſinniſch. Denn es werden bey dieſen Lehrmeiſtern hauptſächlich zweyerley Arten von Materien geübet; nämlich Ueberredungen und Streitigkeiten. Die Ueberredungen nun, die, ihrer Meynung nach, leichter ſind und weniger Klugheit erfodern, werden den Knaben überlaſſen; die Streitigkeiten aber den Erwachſenen aufgetragen. Allein, wie klingen dieſelben, und wie unvergleichlich ſind ſie abgefaſſet!

Es geſchieht nämlich, daß die Ausarbeitung ihrer Materie gleichförmig wird, welche aber der Wahrheit ganz entgegen läuft. Daher kömmts, daß ſie entweder die Belohnungen der Tyrannenmörder; oder die Heurathen geſchwächter Weibsperſonen; oder Mittel wider die Peſt; oder die Blutſchande der

Mut-

Mütter, und was ſonſt in Schulen täglich, vor Gerichte aber entweder ſelten, oder niemals vorkömmt, mit ſtolzen Redensarten ausführen. Wenn ſie aber aufs Rathhaus kommen, und einen wahrhaften Proceß führen ſollen, ...

NB. Hier fehlt ſehr viel, und das folgende ſpricht nicht mehr Meſſala, ſondern Maternus, ſo, daß der Schluß des Meſſala, imgleichen alles, was Secundus noch geſaget hat, ſammt einem Stücke von des Maternus Worten, gänzlich verloren worden.

. . . die Sachen gedenken, aber nichts niedriges und verwerfliches vortragen konnte. Die große Beredſamkeit iſt wie das Feuer. Sie wird durch die Materie unterhalten, durch die Bewegung erreget, und durch das Brennen immer heller. Auf die Art iſt auch in unſerer Stadt die Wohlredenheit der Alten angewachſen. Denn wenn gleich auch zu unſern Zeiten die Redner dasjenige erhalten hatten, was in einer ſtillen, ruhigen und glückſeligen Republik erlanget werden konnte: ſo dünkte ſie doch in der damaligen Verwirrung und Frechheit, daß ſie etwas mehrers erhalten hätten: angeſehen bey der allgemeinen Unordnung, und dem Mangel eines einzigen Oberhaupts, ein jeder Redner nur ſo viel Klugheit zu beſitzen ſchien, ſo viel er das unbeſtändige Volk überreden konnte.

Daher kam die Menge von Geſetzen, daher kamen die vielen Reden der oberkeitlichen Perſonen, die faſt Tag und Nacht auf der Katheder blieben. Daher kamen die Anklagen der mächtigſten Verbrecher, und die Feindſchaften, die man ſo gar den Häuſern zugeſchworen; daher kamen die Parteyen unter den Vornehmen, und die unaufhörlichen Uneinigkeiten des Volkes und Rathes. Obwohl nun dieſes alles die Republik zerrüttete; ſo übte es doch die Beredſamkeit der damaligen Zeiten, und ſchien ſie mit vielen Belohnungen zu überhäufen. Denn je ſtärker jemand in der Beredſamkeit war; deſto leichter kam er zu Ehrenſtellen, deſtomehr ward er darinn ſeinen Amtsgenoſſen vorgezogen, deſto beliebter war er bey den Fürſten, deſto größer ward ſein Anſehen beym Rathe, deſto bekannter und berühmter ward er beym Pöbel.

Ja sie hatten auch auswärtige Völker im Ueberflusse zu Clienten. Giengen sie in eine Provinz ab, oder kamen sie daher zurück, so wurden sie von der Oberkeit gefürchtet und verehret. Ihnen schien auch das Stadtrichter- und Bürgermeisteramt gleichsam zu winken. Und wenn sie gleich im Privatstande lebten, so waren sie doch nicht ohne alle Gewalt; da sie so wohl den Rath, als das Volk durch ihr Ansehen regierten. Ja sie bildeten sich selber ein, daß niemand in der Stadt eine ansehnliche Stelle, ohne die Beredsamkeit, weder erlangen noch erhalten könnte.

Und das war kein Wunder, indem sie wohl gar wider ihren Willen vors Volk gestellet wurden. Es war auch nicht genug, im Rathe seine Stimme zu geben, wenn man dieselbe nicht mit Verstande und Beredsamkeit zu vertheidigen wußte: da man sich selbst verantworten mußte, wenn man beneidet oder eines Lasters beschuldiget würde; da man so gar kein öffentliches Zeugniß, abwesend oder schriftlich, sondern bloß persönlich und mündlich ablegen mußte. Dergestalt kam zu den Belohnungen der höchsten Beredsamkeit, auch noch die Nothwendigkeit und der Vortheil.

Beredt zu seyn, das war etwas Schönes und Rühmliches: aber stumm und sprachlos zu seyn, das ward für häßlich gehalten. Daher wurden sie nicht weniger durch die Ehrliebe, als durch die Belohnungen gereizet, dahin zu streben; daß sie vielmehr in der Zahl der Advocaten, als der Clienten, seyn möchten; daß ihnen die von ihren Vorfahren hinterlassenen Bekanntschaften nicht entgiengen; daß sie nicht als Faulenzer, die zu keinem Ehrenamte geschickt wären, entweder gar keines erhalten, oder das erhaltene nicht lange beybehalten möchten.

Ich weis nicht, ob euch die alten Schriften zu Gesichte gekommen, die noch in Bibliotheken aufbehalten, und itzo von dem Mutianus zusammen gezogen werden; ja bereits in eilf Bänden von Acten, und drey Bänden von Briefen, ans

Licht

Licht getreten ſind. Daraus iſt zu erſehen: daß Cn. Pompejus und Marc. Craſſus nicht nur an Kräften und an Tapferkeit, ſondern auch an Geiſt und Beredſamkeit ſehr viel vermocht; daß die Lentuler und Meteller und Luculler und Curionen, nebſt den übrigen Vornehmen, viel Fleiß darauf gewandt; und daß zu dieſen Zeiten niemand ohne die Beredſamkeit zu einiger Macht gelanget ſeyn.

Hierzu kam noch die Vortrefflichkeit der Sachen, und die Wichtigkeit der Rechtshändel, die der Beredſamkeit gewiß nicht wenig behülflich ſind. Denn es iſt ein großer Unterſcheid, ob man von einem Diebſtahle, oder von einer Gerichtsformel, oder von einem Verbothe zu reden hat; oder ob man von der Erkaufung der Stimmen an Wahltagen, von Plünderung der Bundesgenoſſen, und von erſchlagenen Bürgern ſpricht? Iſt es gleich beſſer, wenn dergleichen Dinge nicht geſchehen; und iſt gleich derjenige Zuſtand des gemeinen Weſens glücklicher, da wir dergleichen nicht auszuſtehen haben: ſo gaben doch dergleichen Begebenheiten der Beredſamkeit wichtige Materien an die Hand. Denn je ſchwerer die Sachen ſind, deſto ſtärker werden auch die Gemüthskräfte des Redners: und niemand wird eine berühmte Rede verfertigen, als der eine Sache von ſattſamer Wichtigkeit auszuführen bekömmt.

Fürwahr! Demoſthenes iſt nicht durch die Reden berühmt worden, die er wider ſeine Vormünder gehalten hat. Auch Cicero iſt nicht durch die Vertheidigung des P. Quinctius, oder des Licinius Archias zum großen Redner geworden. Catilina, Milo, Verres und Antonius haben ihm dieſen Ruhm gebracht! Ich will hiermit nicht ſagen: es wäre der Republik zuträglich geweſen, böſe Bürger zu haben, damit die Redner eine reiche Materie zu Reden haben möchten: ſondern, wie ich ſchon bisweilen erinnert habe, es fragt ſich hier von einer Kunſt, die leichter in unruhigen und verwirrten, als in ruhigen Zeiten empor gekommen iſt.

Wem ist es unbekannt, daß es besser sey, im Frieden zu leben, als durch den Krieg beläſtiget zu seyn? und doch hat der Krieg mehr tapfere Helden hervor gebracht, als der Frieden. Mit der Beredsamkeit verhält sichs eben so. Denn je öfter jemand, so zu reden im Treffen gewesen ist, je mehr Streiche man bekommen und gegeben hat, je wichtiger endlich der Gegner ist: desto schärfer streitet derjenige, der sich in einen so harten Kampf gewaget hat; desto muthiger und kräftiger wird er in die Gemüther der Menschen wirken, welchen mit der gar zu sichern Ruhe nicht viel gedienet ist.

Ich komme auf die Einrichtung und Gewohnheit der alten Gerichte. Ist gleich dieselbe heutiges Tages geschickter und besser; so war sie doch vorzeiten der Beredsamkeit zuträglicher. Da war niemand gezwungen, in gewissen wenigen Stunden seine Rede zu vollenden; es stund frey, die Sache des folgenden Tages wiederum vorzunehmen. Ein jeder wählte sich selbst, wie lange er reden, wie viel Tage, und wie viel Fürsprecher, er haben wollte. Cnejus Pompejus hat in seinem dritten Bürgermeisteramte zuerst die Beredsamkeit eingeschränket, und ihr gleichsam einen Zügel angeleget; doch so, daß alles vor Gerichte, alles nach den Gesetzen, alles beym Stadtrichter, ausgeführet werden mußte.

Aber was für große und wichtige Dinge wurden nicht hieselbst vormals ausgemachet? Dieses erhellet daraus, daß die Hunderte, wo heutiges Tages die vornehmsten Rechtshändel geführet werden, so sehr durch den Glanz der übrigen Gerichte verdunkelt wurden; daß weder vom Cicero, noch vom Cäsar, noch vom Brutus, noch vom Cälius, noch vom Calvus; kurz, von keinem großen Redner, eine Rede vorhanden ist, die daselbst wäre gehalten worden. Ich nehme die Rede aus, die Asinius für die Erben der Urbinia gehalten; aber erst in den mittlern Zeiten Augusts: nachdem schon eine friedliche Zeit, die beständige Ruhe des Volkes, die anhaltende Einigkeit des Rathes, und die Zucht dieses großen

Kai-

Kaiſers, wie alles übrige, alſo auch die Beredſamkeit ſelbſt, friedlicher gemachet hatte.

Man wird es vieleicht für eine lächerliche Kleinigkeit halten, was ich ſagen werde: aber ich will es doch ſagen, zum wenigſten darum, damit es zum Lachen dienen möge. Was meynet ihr wohl, was es der Beredſamkeit für eine Niederträchtigkeit zuwege gebracht habe, daß wir itzo in den engen Kleidern, gleichſam als Geſchloſſene und Gefangene, mit dem Richter ſchwatzen? Und wie viel Kräfte haben nicht die kleinen Säle und Kammern, wo itzo faſt alle Reden gehalten werden, der Beredſamkeit entzogen? Denn wie man ein edles Roß an der großen Laufbahn erkennet: ſo muß auch ein Redner einen freyen Platz und großen Raum haben; und wo das nicht iſt, da wird ſeine Beredſamkeit ſchwach und matt werden.

Selbſt die gar zu große Sorgfalt, und ängſtliche Künſtelung in der Schreibart, iſt der Wohlredenheit gänzlich zuwider. Denn der Richter fraget oftmals, wo man den Anfang machen wolle? und darnach muß man ſich richten. Oft unterbricht der Advocat die Beweisgründe, und heißt die Zeugen ſtille ſeyn. Bey dem allen iſt etwa kaum einer oder der andre Zuhörer zugegen; und alles geht, ſo zu reden, in einer Wüſteney vor. Ein Redner aber muß ein Geſchrey und Frohlocken um ſich haben, und faſt wie auf einer Schaubühne ſtehen. Dieſes wiederfuhr den alten Rednern faſt täglich, da ſehr viele und ſehr vornehme Leute die Gerichtsſtäten enge machten; da auch die Clienten, die Zünfte des Volkes, die Geſandten der Städte, ja ganze Theile von Italien, den Beklagten oft Beyſtand leiſteten; da das römiſche Volk glaubte, daß in den meiſten Gerichten von ſeinen eigenen Freyheiten und Rechten geurtheilet würde.

Es iſt ja bekannt, daß C. Cornelius, M. Scaurus, T. Milo, L. Beſtia, und Vatinius, durch den Zuruf der ganzen Stadt, theils angeklaget, theils vertheidiget worden;

den; und daß also selbst der Eifer eines uneinigen Volkes auch den allerschläfrigsten Redner aufmuntern und anfeuren können. Daher haben wir denn auch Reden übrig, die in solchen Fällen gehalten worden, und darnach man die Fähigkeit ihrer Urheber am meisten zu beurtheilen pflegt. Zu dem allen kamen noch die öftern Versammlungen des Volkes; ferner das Recht, welches ein jeder hatte, auch den allermächtigsten anzugreifen, und selbst der Ruhm, der aus der Feindschaft erwuchs: da viele Redner sich nicht einmal scheueten, den P. Scipio, den Sylla, oder den Cn. Pompejus anzutasten, und die größten Männer zu beleidigen. Man weis die Natur des Neides: und daher kam es, daß auch Lustigmacher bey dem Volke wider die Großen Gehör fanden. Was müssen denn alle diese Umstände den Rednern für Feuer und Muth eingeblasen haben?

Ich rede also hier von keiner friedfertigen und ruhigen Kunst, die sich durch Redlichkeit und Bescheidenheit erhält: sondern diese große, diese merkwürdige Beredsamkeit, ist eine Tochter der Frechheit, welche man thörlich eine Freyheit nannte; eine Gesellinn des Aufruhrs; ein Sporn des ungezähmten Pöbels; eine Kunst, die ungehorsam, halsstarrig, verwägen und stolz ist, ja in keiner wohleingerichteten Republik entsteht. Denn wo hören wir, daß in Lacedämon, oder in Kreta, welche Städte ein strenges Recht und eine scharfe Zucht hatten, ein großer Redner aufgestanden ist? Auch die Macedonier und Persianer, ja alle Völker, die mit einerley Regimente zufrieden waren, haben keine Beredsamkeit verstanden. Die allermeisten Redner sind Rhodiser und Athenienser gewesen, woselbst das unverständige Volk alles in Händen hatte; ja wo fast ein jeder alles in allem vermochte.

Selbst unsre Stadt, so lange sie in der Irre gieng, so lange sie Parteyen hegte, und sich durch ihre Uneinigkeit selbst aufrieb; so lange auf dem Rathhause kein Frieden, vor

Ge-

Ruhe, vor den Großen keine Ehrerbiethung, keine Obrigkeit keine Schranken waren: so lange sie ohne Zweifel eine kräftigere Beredsamkeit hervor; auch ein ungebautes Feld zuweilen ein saftiges Kraut hervor treibt. Aber die ganze Beredsamkeit der Gracchen hat der Republik so viel nicht genützet, als ihre Gesetze geschadet haben: und selbst die schönste Wohlredenheit Ciceros, kann einen so bedaurenswürdigen Tod, als der seinige gewesen ist, nicht ersetzen.

So ist denn selbst unser Rathhaus, das von den alten Rednern noch übrig ist, eben kein Merkmaal einer recht wohleingerichteten Republik. Denn woher kömmts, daß uns niemand zu Hülfe rufet, es sey denn, daß er etwas verbrochen hat, oder elend ist? Welche Stadt begiebt sich in unsern Schutz, wo sie nicht entweder von ihren Nachbarn, oder von innerlichen Unruhen geplaget ist? Was für Provinzen vertheidigen wir sonst, als beraubte oder gedrückte? Aber es wäre ja besser, daß man nicht klagen dörfte; als daß man sich Recht verschaffen muß. Wäre irgend eine Stadt zu finden, wo niemand Unrecht thäte; so würde ein Redner unter diesen Unschuldigen so vergeblich, als der Arzt bey den Gesunden seyn. Wie nun die Arzneykunst bey gesunden und starken Völkern den geringsten Nutzen hat, auch am unvollkommensten bleibt: so ist auch der geringere Ruhm der Redner eine Frucht guter Sitten, und ein Zeichen gehorsamer Bürger.

Was bedarf man im Rathe weitläuftige Stimmen, wenn die Rechtschaffensten gleich einig sind? Was ist es nöthig, viele Versammlungen des Volkes anzustellen, da nicht unerfahrne und unwissende Leute, sondern ein einziger, und zwar der Weiseste regieret? Was brauchet es vieler Anklagen, da man so selten etwas verbricht? Was brauchts langer und hämischer Vertheidigungen, da die Gnade des Richters den Nothleidenden zuvor kömmt? Glaubet

mir

mir nur, ihr wackern, und so viel es euch nöthig ist, ihr beredte Männer! wenn ihr in den vorigen Zeiten gelebet hättet, jene Redner aber in den itzigen lebten, indem etwa eine Gottheit diesen Wechsel mit euch getroffen hätte: so würde es weder euch an dem großen Ruhme in der Wohlredenheit; noch ihnen an der heutigen Mäßigkeit und Bescheidenheit gefehlet haben. Da aber niemand zu gleicher Zeit ein großes Lob und eine gewünschte Ruhe erlangen kann; so genießt man doch lieber der Glückseligkeit seiner Zeiten, ohne dem andern die seinige vorzurücken.

Hier beschloß Maternus, und Messala sagte: Ich hätte wohl etwas einzuwenden, und wollte auch wohl wünschen, daß von etlichen Dingen noch ausführlicher gehandelt würde: allein der Tag ist zum Ende. Das kann schon ein andermal geschehen, sprach Maternus, wann es dir gut dünkern wird, dich von dem, so dir noch dunkel geschienen, mit mir zu unterreden. Indem stund er auf, umarmete den Aper, und sprach: ich werde dir die Poeten zu Feinden machen; Messala aber wird die Alten wider dich aufwiegeln. Und ich, versetzte Aper, werde die heutigen Lehrer der Beredsamkeit, mit ihren Schülern wider euch aufhetzen. Man lachte von beyden Theilen, und wir giengen auseinander.

Aus-

Ausführliche
Redekunst.

Erster,
Allgemeiner Theil.

Juvenal.

Cara nutrix quid enim dulci magis optet alumno,
Quam ſapere, et fari ut poſſit, quæ ſentiat?

Hiſtoriſche Einleitung
Vom Urſprunge und Wachsthume der Beredſamkeit bey den Alten, imgleichen von ihrem itzigen Zuſtande in Deutſchland.

I. §.

Dasjenige, was den Menſchen zur Beredſamkeit geſchickt und fähig macht, das iſt die Gabe, die er vor allen andern Thieren beſitzet, ſeine Empfindungen, Gedanken und Gemüthsbewegungen mit deutlichen und vernehmlichen Wörtern auszudrücken. Ich ſage mit Wörtern, und ſchließe dadurch alle andre Gattungen der Zeichen aus, die ſonſt vielleicht auch zur Erklärung unſrer Gedanken gebrauchet werden könnten. Denn geſetzt, daß es nicht unmöglich, auch vielleicht natürlicher wäre, durch die Bewegung der Hände und Finger einem andern ſeine Meynung zu verſtehen zu geben; wie Werenfels in einer Diſſertation zu behaupten geſuchet, und wovon Leibnitz (in ſeinen Collectan. Etymolog.) eine Probe gegeben hat: ſo würde doch eine ſolche Sprache nimmermehr zu der Vollkommenheit zu bringen geweſen ſeyn, dazu man es durch die Töne des Mundes gebracht hat. Vielweniger würde eine ſonderbare Wohlredenheit; und am allerwenigſten eine vollkommene Beredſamkeit dabey haben entſtehen können.

II. §.

Dergeſtalt iſt nun zwar die Sprache des Menſchen der Grund aller Beredſamkeit; doch iſt ſie an ſich ſelbſt noch die Beredſamkeit nicht. Es verhält ſich damit faſt, wie mit dem Gehen und dem Tanzen oder Laufen. Ein jeder Tänzer oder Läufer muß zuvor gehen können: aber nicht alle, die da gehen, können auch geſchickt tanzen, oder mit ſonderbarer Behendigkeit laufen. Es wäre in dieſer Abſicht gut, daß man auch die Wörter, ſprechen und reden, im gemeinen Gebrauche ſo unterſcheiden möchte. Jenes könnte man allen Menſchen einräumen, die den Gebrauch ihrer Zunge hätten, ihre Gedanken andern mitzutheilen: dieſes aber müßte man nur denen zugeſtehen, die mit beſonderer Weitläuftigkeit, Geſchicklichkeit und Lebhaftigkeit, von einer jeden Sache ihre Gedanken zu erklären wüßten. Zum wenigſten gründet ſich auf dieſen Unterſcheid auch derjenige, den man zwiſchen der Sprachkunſt und Redekunſt gemachet, und zu machen Urſache gehabt hat.

III. §.

Hieraus iſt nun überaus leicht zu ſehen, daß die Sprache weit älter ſeyn muß, als die Beredſamkeit. Es ſey nun, daß dem erſten Menſchen die Sprache anerſchaffen worden, oder daß er ſelbige allmählich erfunden; indem er, nach Veranlaſſung ſeiner Empfindungen und Gedanken, allerley Töne von ſich gegeben, und ſelbige als Zeichen gewiſſer Dinge beſtändig damit verknüpfet hat: ſo iſt es doch gewiß, daß das erſte Sprechen nicht ſogleich eine wohlgeſetzte Rede; und der erſte Menſch nicht ſogleich ein geſchickter Redner geweſen ſeyn kann. Die älteſte Sprache muß, in den erſten Jahren der Welt, eine ſehr unvollkommene Sprache geweſen ſeyn. Die Anzahl der Dinge, deren man dazumal nöthig hatte, war ſehr geringe; der Umgang unter ſo wenigen Menſchen, und bey ſo wenigen Begriffen, war ſehr ſparſam: alſo mußten ihre Unterredungen nothwendig ſehr mager bleiben. Folglich waren auch ihrer Worte nicht viel; folglich dachten ſie mehr, als ſie ſprachen: wofern das noch denken heißt,

wenn

wenn man ein bloß anſchauendes, und kein ſymboliſches Erkenntniß von Dingen hat. Denn ſo viel iſt wenigſtens ausgemachet, daß unſre Gedanken, durch den Gebrauch der Wörter, zu weit größerer Deutlichkeit gelangen.

IV. §.

Es iſt leicht zu ſchließen, daß nach und nach, bey anwachſender Menge der Menſchen, und bey zunehmender Anzahl der zum bequemen Leben gehörigen Dinge, auch die Sprache der erſten Menſchen wortreicher geworden. Z. E. Wenn Seth die Sternſeherkunſt, Jubal die Muſik, und Tubalkain das Schmiedehandwerk erfunden: ſo iſt kein Zweifel, daß ſie nicht ihre Sprache mit verſchiedenen neuen Wörtern bereichert haben ſollten, die ihr Vater Adam noch nicht gewußt hatte. So gieng es nun allmählich fort: und es muß ohne Zweifel lange gedauret haben, ehe die erſte Sprache zu einigem Reichthume, ich will nicht ſagen, zu großem Ueberfluſſe, gekommen iſt. Noah, der von allen vorhergehenden Zeiten ſeinen Vortheil gezogen hatte, ward alſo ſchon geſchickt, ein nachdrücklicher Bußprediger der erſten Welt zu werden. Vielleicht hat aber die älteſte Sprache niemals eine große Schönheit erlanget, wenn man ſie mit den heutigen Sprachen vergleichen will. Die hebräiſche iſt ſchon von vielen Sprachkundigen einer Armuth in Worten, und großen Unvollkommenheit in ihren Ausdrückungen überwieſen worden. Man kann davon den Herrn le Clerc, in ſeinem Werke über die Bücher Moſis, und in der Arte Critica, ſelbſt nachſchlagen. Wäre nun dieſe nicht einmal die älteſte Sprache geweſen; wie von vielen nicht ohne Grund vermuthet wird: ſo kann man leicht denken, daß es mit der allererſten noch viel ſchlechter müſſe ausgeſehen haben.

V. §.

Was uns Moſes von den Reden der Patriarchen, vor und nach der großen Waſſerfluth, erzählet, das ſtimmet mit unſern Vernunftſchlüſſen vollkommen überein. Die Geſpräche, ſo er uns von denſelben aufgezeichnet hat, werden immer deſto ausführlicher, angenehmer und beweglicher: je neuer die

Zeiten ſind, darinn ſie vorgefallen ſind. Man könnte gar ſagen, daß ſich in den Unterredungen Abrahams mit den drey Engeln, und der Söhne Jakobs, mit dem Joſeph in Aegypten, die erſten Funken der hebräiſchen Beredſamkeit gewieſen hätten. Doch nach dieſer Zeit ſcheint die Wohlredenheit, unter Leuten, die mit der Viehzucht umgiengen, ein ſchlechtes Wachsthum gehabt zu haben. Die Aegyptier hergegen müſſen, zum wenigſten bey Hofe und unter ihren Prieſtern, ſchon mehr Fertigkeit im Reden erlanget haben. Denn wir ſehen, daß Moſes, der in aller ihrer Weisheit unterrichtet geweſen, nachmals bey Ausführung ſeines Volkes, und in der Wüſten bis an ſein Ende, ſolche Proben einer erhabenen, durchdringenden und feurigen Beredſamkeit abgeleget; die man ohne allen Unterricht, und ohne alle vorhergehende Uebung, nicht wohl von jemanden vermuthen kann.

VI. §.

Sein Nachfolger Joſua iſt nicht weniger ein Redner, als ein Kriegsheld geweſen: wie abermal die Proben zeigen, die wir von ſeinen Anreden an das Volk noch haben. Unter den Richtern, bis auf Samuels Zeiten, mag es auch ſo manchen gegeben haben, der mächtig in Worten geweſen: von dem letzten aber iſt es gewiß, daß er nachdrücklich und hertzrührend zu reden gewußt; wie aus ſeinen Strafpredigten, theis an das Volk, theils an den König Saul, ſattſam abzunehmen iſt. Was David und Salomon, nebſt allen Propheten, die theils zu ihren, theils in folgenden Zeiten in Iſrael aufgeſtanden ſind, für eine Beredſamkeit beſeſſen haben, das lehren uns ihre Schriften zur Gnüge. Die jüdiſche Beredſamkeit hat den höchſten Gipfel erreichet, als Jeſaias und Jeremias; jener zwar in der erhabenen und prächtigen, dieſer aber in der beweglichen Art des Ausdruckes geprediget und geſchrieben haben. Durch die babyloniſche Gefängniß aber hat nicht nur die Sprache der Hebräer, ſondern auch ihre Beredſamkeit einen ſolchen Stoß bekommen; daß ſie endlich beyde ganz in Verfall gerathen ſind, und ſich niemals wieder haben erholen können.

VII. §.

VII. §.

Unter allen ſo genannten barbariſchen Völkern, hat es nirgends eine Beredſamkeit gegeben, davon uns irgend einige Spuren übrig geblieben wären. Die einzigen Griechen haben ſich durch ihre beſondere Lebhaftigkeit des Geiſtes, hervor gethan; und nebſt den meiſten andern Künſten und Wiſſenſchaften, auch die Beredſamkeit von ſich ſelbſt erfunden, und zur Vollkommenheit gebracht. Wenn wir dem Cicero glauben wollen, ſo ſind ihre erſten Poeten, Orpheus und Amphion, auch ihre erſten Redner geweſen: indem er es ihren überredenden Vorſtellungen zuſchreibt, daß die damals noch wilden Menſchen, ſich in Geſellſchaften und Städte vereiniget, Ordnungen und Geſetze eingeführet haben, und geſittete Völker geworden ſind. Dieſes iſt auch ſo unwahrſcheinlich nicht; denn beyde Künſte biethen einander die Hand: und obgleich dieſe großen Männer, das Volk erſtlich durch ihre Lieder und Seytenſpiele zuſammen gelocket, eingenommen, und zur Aufmerkſamkeit bewogen haben mögen; ſo iſt es doch leicht zu denken, daß ſie nicht immer werden geſungen und geſpielet haben. Ohne Zweifel haben ſie alſo die Leute, durch gute Gründe und wahrſcheinliche Verheißungen vieles Guten, allmählich bewogen, eine andre Lebensart anzufangen: und folglich ſind ſie nicht nur Dichter, ſondern auch Redner geweſen.

VIII. §.

Daß man zu Homers Zeiten die Beredſamkeit ſchon in großem Werthe gehalten habe, das erhellet daher: daß dieſer Poet ſeinen Neſtor und Ulyſſes, allemal als ein Paar beredte Helden abgeſchildert hat. Geſetzt nun, daß die Reden, die er ihnen in den Mund leget, nur erdichtet ſind: ſo kann es ihm doch wohl aus alten Nachrichten und Erzählungen bekannt geweſen ſeyn; daß wirklich dieſe beyde Könige alle übrige griechiſche Fürſten, an Beredſamkeit übertroffen haben: und alſo wäre, auch zur Zeit des trojaniſchen Krieges, ſchon eine gewiſſe Wohlredenheit im Schwange gegangen. Zum wenigſten aber iſt Homer ein Redner geweſen: wie ſolches die in ſeinen Gedichten häufig eingeſtreuten Reden ſei-

ner Helden, zur Gnüge bezeugen. Denn ob ſie gleich in Verſen abgefaſſet ſind, und Theile einer großen Fabel ausmachen: ſo hören ſie doch nicht auf, Proben von der Beredſamkeit ihres Verfaſſers abzugeben; der gewiß auch in ungebundener Rede, ſeine Gedanken würde ausführlich, nachdrücklich und lebhaft vorzutragen gewußt haben, wenn es ihm nur beliebt hätte. Eben das iſt von den Poeten der Griechen überhaupt, ſonderlich aber von den tragiſchen, zu ſagen. Auch dieſe haben die trefflichſten Spuren der Beredſamkeit blicken laſſen; wenn ſie ihren Helden auf der Schaubühne die allerſchönſten, beweglichſten und oftmals erhabenſten Reden in den Mund geleget haben.

IX. §.

Nächſt der Beredſamkeit der Poeten, iſt nun wohl die Wohlredenheit der Weltweiſen die älteſte. Es war nicht anders möglich, als daß diejenigen, die in die Sachen eine beſſere Einſicht hatten, als andre, auch beſſer davon reden mußten. Denn ihre Begriffe andern beyzubringen, mußten ſie ja bequeme Worte ſuchen: und dadurch ward auch die Sprache um ein vieles bereichert, und zum Ausdrucke tiefſinniger und gründlicher Vernunftſchlüſſe, allmählich bequemer gemachet. Nun rühmen die Alten zuerſt von dem athenienſiſchen Geſetzgeber **Solon**, daß er eine beſondre Gabe, wohl zu reden, beſeſſen habe. Hernach wird **Anaxagoras**, des Sokrates, Euripides und Iſokrates Lehrmeiſter in der Weltweisheit, auch deswegen gerühmet, weil er beredt geweſen; und es iſt kein Zweifel, daß dieſe Schüler ihm nicht auch darum viel ſollten zu danken gehabt haben. Daß **Sokrates** eine Beredſamkeit beſeſſen, der faſt niemand zu widerſtehen vermocht, das kann aus den Geſprächen mit ſo vielen Leuten, dadurch er ſeine Lehren ausgebreitet, ſattſam geſchloſſen werden. Zum wenigſten zeiget ſeine Schutzrede, die uns **Plato** aufgezeichnet hat, eine Probe von einer recht philoſophiſchen und ungeſchminkten Beredſamkeit. Wo bleibt noch **Plato** ſelbſt, der, nach dem Urtheile der Kenner, ſo ſchön geredet und geſchrieben hat; daß die Muſen, und Jupiter ſelbſt

ſo,

ſo, wie er, geredet haben würden, wenn ſie griechiſch hätten ſprechen wollen. Und wie ſchön muß nicht Theophraſtus geredet haben, da er bloß dieſer Gabe halber einen Namen bekommen, der ihm nichts geringers, als einen göttlichen Mund beyleget?

X. §.

Von einer andern Gattung war diejenige Wohlredenheit, die von den Geſchichtſchreibern der Griechen ausgeübet worden; und die deswegen die hiſtoriſche heißen könnte. Herodot iſt der erſte darunter, und hat dadurch die Ehre erlanget, daß er der Vater der Hiſtorie genennet worden. Seine Schreibart iſt ſeinen Landsleuten ſo angenehm vorgekommen; daß man bey den olympiſchen Spielen, wo er ſelbige dem aus Griechenland verſammleten Volke vorgeleſen, ſeinen Büchern die Namen der neun Muſen beygeleget hat. Thucydides, hat zwar eine ſehr kurzgefaßte, körnigte und dunkle Art des Ausdruckes gebrauchet: gleichwohl iſt ſeine Schreibart auch für ſehr ſchön gehalten worden; und man lieſt, daß ſelbſt Demoſthenes ſein ganzes Buch, achtmal mit eigener Hand abgeſchrieben, ja gar auswendig gekonnt habe. Cicero in ſeinem Brutus geſteht, daß vor demſelben und dem Perikles kein Buchſtab vorhanden geweſen, der rednermäßig geklungen hätte. Was ſoll man endlich von dem Xenophon ſagen, der des Sokrates Schüler, und Platons Mitſchüler geweſen; und alſo zu denen Zeiten gelebt, als Iſokrates gleichſam der griechiſchen Beredſamkeit ein ganz neues Anſehen gab? So viel iſt gewiß, daß ſeine Schreibart allezeit für die ſchönſte gehalten worden, die ein Hiſtorienſchreiber ſich zum Muſter zu nehmen hätte.

XI. §.

Ich komme auf die Regenten ganzer Republiken, die gleichfalls ihrer Beredſamkeit halber berühmt geworden. Dahin gehöret anfänglich Piſiſtratus, der zu Solons Zeiten Athen regierte; ferner Kliſthenes und Themiſtokles, von deren Reden an das Volk gleichfalls bey den Alten viel Weſens gemachet wird: zumal da dieſer letztere, auch an

Staatsklugheit und Tapferkeit, damals ſeines gleichen nicht gehabt hat. Bald darauf kamen Alcibiades, Kritias und Theramenes, die auch theils Regenten, theils ſonſt anſehnliche Leute waren, und vor andern geſchickt zu reden wußten: obwohl ihre Art des Ausdruckes ſehr kurz, abgebrochen, viel reicher an Sachen, als an Worten, und alſo etwas dunkel geweſen ſeyn ſoll. Alle dieſe aber, die am atheniſchen Ruder geſeſſen haben, hat Perikles, durch ſeine Geſchicklichkeit im Reden, weit übertroffen: auf deſſen Lippen die Göttinn der Ueberredung ihren Siz gehabt haben ſoll. Unter dieſe Zahl aber ſind auch Demoſthenes und Demetrius Phalereus zu zählen; ob ſie gleich auch in der folgenden Claſſe mit Recht vorkommen können. Jener hat den höchſten Gipfel einer ernſthaften, nachdrücklichen und pathetiſchen Beredſamkeit erreichet; dieſer aber hat eine ſanfte, anmuthige, und mehr beluſtigende, als rührende Art der Wohlredenheit beſeſſen.

XII. §.

Bisher haben wir die Geſchicklichkeit, wohl zu reden, bey Leuten geſuchet, die eben kein Handwerk aus der Beredſamkeit gemachet. Allein alle dieſelben, den einzigen Demoſthenes ausgenommen, waren mehr durch ihr Naturell, als durch die Kunſt, zu leidlichen, oder zu nachdrücklichen und anmuthigen Rednern geworden. Die Redekunſt ſelbſt hatte ſehr ſpät ihre ordentlichen Lehrer und Schüler gefunden. Denn um des Sokrates Zeiten allererſt, als ſchon alle andere Künſte, ja ſelbſt die Weltweisheit, im gröſten Flore zu Athen waren, fanden ſich erſt Leute, die ſich unterfingen, Regeln zu geben, wie man eine gute Rede zu machen hätte. Gorgias der Leontiner, Thraſimachus von Chalcedon, Protagoras der Abderit, Prodikus der Ceier, und Hippias der Eleer, waren die erſten Lehrmeiſter der Beredſamkeit. Dieſe rühmten ſich mit praleriſchen Worten einer Kunſt, dadurch man eine ſchlechte und ungerechte Sache vor Gerichte gewinnen könnte. Sokrates widerſetzte ſich, wie billig war, dieſen ſophiſtiſchen Kunſtgriffen; und verſpottete die Meiſter der-

derſelben bey aller Gelegenheit. Ja man bemerket, daß aus ſeiner Art, vernünftig und natürlich zu denken, zumal da er ſelbige auf lauter moraliſche Wahrheiten wandte, die ins gemeine Leben ihren gewiſſen Einfluß hatten, auch der Beredſamkeit ein groſſes Licht aufgegangen. Denn allerdings ſind aus ſeiner philoſophiſchen Schule die beredteſten Männer folgender Zeiten entſtanden.

XIII. §.

Um eben die Zeiten, doch da jene ſchon alt waren, ſtund endlich Iſokrates auf, der eine viel beſſere Art der Beredſamkeit einführete. Er ſchaffete das ſchwülſtige und hochtrabende Zeug ſeiner Vorgänger ab, und führte den oratoriſchen Wohlklang in ſeinen Sätzen ein, darauf man vorhin nicht geſehen hatte. Zwar war er ſelbſt kein öffentlicher Redner; allein er ſchrieb für andre Leute Reden, die ſie vor Gerichte hielten. Als er nun deswegen oft ſelbſt vor Gericht gefodert ward, ſo hörte er auf, Reden zu machen; und befliß ſich nur, die Redekunſt öffentlich zu lehren, um andern die Regeln beyzubringen, darnach ſie ſelbſt etwas geſchicktes ausarbeiten könnten. Sonderlich hat er die Lehre von Perioden und ihrem Wohlklange, beſſer, als ſeine Vorgänger, verſtanden; aber auch zuweilen noch gewiſſe Spielwerke darinnen geliebet, die von ſeinen Nachfolgern abgeſchaffet worden. Dieſe waren Lyſias, Hyperides und Aeſchines, welche zwar alle viel Lob verdienet; dennoch aber dem Demoſthenes, als dem vollkommenſten unter allen griechiſchen Rednern den Vorzug haben laſſen müſſen. Cicero zum wenigſten, weis keinen ihm gleich zu ſetzen, geſchweige denn vorzuziehen: der doch nicht nur aller dieſer beredten Männer Schriften in Händen hatte; ſondern ſie auch, als ein Meiſter in der Redekunſt, zu beurtheilen wußte.

XIV. §.

Der Verfall der griechiſchen Beredſamkeit hub ſich mit dem Demetrius Phalereus an, der ſich als ein Jüngling hervor that, da jene alle, theils ſchon alt, theils geſtorben waren. Er hatte ein ſehr liebliches und ſanftes Naturell: da-

her wurden auch ſeine Reden ſeiner Gemüthsart gemäß, das iſt, mehr gelinde, als nachdrücklich; mehr ſchmäucheln, als ſtark und durchdringend. Er beſtritt und bezwang ſeine Zuhörer nicht, ſondern er ergetzte ſie nur. Er bemühte ſich nur um den Ruhm, daß er ſchön geredet hätte; nicht aber um das Lob, daß er auch Stacheln in den Gemüthern ſeiner Zuhörer zurück gelaſſen hätte: wie ſolches Eupolis von dem Perikles geſchrieben hat. Daß in den folgenden Zeiten dieſes Verderben der wahren Beredſamkeit noch weiter um ſich gegriffen habe, das kann man aus Lucians Schriften abnehmen; darinn er ſich öfters über die ſophiſtiſchen Schwätzer ſeiner Zeit beſchweret hat. Ja er hat, in einer eigenen Schrift von den Rednern, nämlich dem Rhetorondidascalus, die Kunſtgriffe ſeiner Zeiten, ohne Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, durch bloße Verwägenheit und Uebung beredt zu werden; und die denſelben entgegen geſetzte mühſame Arbeit der alten Redner, unter einem allegoriſchen Bilde ſehr ſchön abgemalet. Wie hoch er den Demoſthenes gehalten, das kann aus der herrlichen Lobſchrift, die er demſelben gemachet hat, genugſam abgenommen werden *.

XV. §.

Es iſt Zeit auf die Lateiner zu kommen. Auch hier iſt in den älteſten Zeiten, da ihre Sprache und Sitten noch ganz rauhe waren, gar keine Spur der Beredſamkeit gefunden worden. Der erſte, von dem man es gerühmet findet, daß er wohl zu reden gewußt habe, iſt M. Cornelius Cethegus, der noch vor dem Ennius gelebet, und von ihm das Lob der Wohlredenheit (ſuaviloquentiæ) erhalten hat. Es heißt:

is dictus ollis popularibus olim,
Qui tum vivebant homines, atque ævum agitabant,
Flos delibutus populi, Suadæque medulla.

Cicero,

* Beſiehe Lucians auserleſene Schriften, die ich deutſch ans Licht geſtellet habe.

Cicero, dem ich ſowohl dieſe Nachricht, als das meiſte vorhergehende zu danken habe, machet die Anmerkung: daß ein Redner mit Recht die Blume ſeines Volkes heißen könne; und daß Ennius, durch die Suada, eben ſo viel, als Eupolis durch die Göttinn Πειθω, verſtanden habe; der er auf des Perikles Lippen den Siß gegeben hat. Um die Zeit des andern puniſchen Krieges, und alſo etwa 150 Jahre vor Cicerons beſten Zeiten, hat auch M. Cato den Ruhm eines guten Redners erlanget. Doch iſt die Sprache dazumal noch ſehr grob geweſen; wie aus des Nävius Schriften erhellet, der zur Zeit dieſer Männer gelebet hat. Obwohl nun zu Cicerons Zeiten kein Menſch mehr die Reden deſſelben las, ja faſt niemand kannte: ſo lobet doch ſelbiger deſſen Nachdruck im Loben, ſeine Schärfe im Tadeln, ſeine Scharfſinnigkeit in Sprüchen, ſeine Geſchicklichkeit in dem deutlichen Vortrage, und in Ausführung der Materien. Denn man hat damals noch 150 von ſeinen Reden in Händen gehabt; ſeiner andern Schriften nicht zu gedenken. Kurz, Cicero vergleicht ihn mit dem Hyperides und Lyſias bey den Griechen; und entſchuldiget ſeine altväteriſche Art der Ausdrückungen, mit der rauhen Sprache damaliger Zeiten.

XVI. §.

Vieler andern zu geſchweigen, die Cicero im Brutus, aus dieſen Zeiten als Redner gelobet hat: ſo können wir doch den P. Scipio Africanus und den Lälius nicht ganz vorbey gehen, von deren Reden zu ſeinen Zeiten noch verſchiedene übrig geweſen. Gleichwohl iſt Lälius dem Scipio allezeit an Beredſamkeit vorgezogen worden: nicht anders, als wenn es für einen Mann zu viel Ruhmes wäre, zugleich ein groſſer Held, und doch in Künſten vortrefflich zu ſeyn. Doch hat zu ihrer Zeit Servius Galba, außer Streit, alle andre an Beredſamkeit übertroffen. Dieſer hat zuerſt angefangen, in ſeinen Reden von dem Hauptſatze zuweilen ein wenig auszuſchweifen, um den Zuhörer entweder zu ergetzen, oder zu rühren. Er hat auch ſeine Materie entweder zu ſchmücken, oder zu vergrößern; die Affecten zu erregen, oder hübſche

Lehr-

vergleichlichen Gabe im Vortrage, an der feurigen Einbildungskraft, an dem brennenden Eifer gefehlet, dadurch Cicero alles, was ihn hörete, dahin riß, und ſich unterwarf. Dadurch hat er es nun verdienet, daß ihn alle nachfolgende Zeiten, und namentlich die großen Kenner und Meiſter in der Kunſt, Quintilian, Plinius der jüngere, und der Urheber des Geſprächs, von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit, für den römiſchen Demoſthenes; ja für das Meiſterſtück der Kunſt und Natur, in dieſem Stücke, gehalten haben. Man leſe auch nach, was Plutarch und Rapin von dieſen beyden beredten Männer für geſchickte Vergleichungen gemachet haben.

XIX. §.

Wie aber alle Dinge, wenn ſie bis aufs Höchſte geſtiegen ſind, wiederum zu fallen beginnen: ſo iſt es auch mit der römiſchen Beredſamkeit gegangen. Kaum war Cicero todt, ſo gerieth die Wohlredenheit unter den Kaiſern in eine ſolche Abnahme: daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſah. Es fand ſich zwar noch ein Aſinius, ein Calvus, ein Cälius, und ein Gallias, die ſich auch einigen Ruhm erwarben: allein bey Kennern fanden ſie den Beyfall ihrer Vorgänger nicht mehr. Das machet, die alte republicaniſche Regierungsforme ward unter den Kaiſern geändert; die Sitten der Römer wurden viel niederträchtiger und laſterhafter; und die vorige Freyheit verkehrte ſich in eine ſclaviſche Schmäucheley gegen die Großen des Reiches: und dabey mußte ja die Beredſamkeit zu Grunde gehen. Caſſius Severus ward für den erſten merklichen Verderber derſelben gehalten. Hierzu kam noch, daß, um des Nero Zeiten, Seneca und andre, eine gar zu gekünſtelte Art des Ausdruckes einführeten, darinn alles ſinnreich, wohlklingend und geſtrnißt ſeyn ſollte. Selbſt Quintilian, Tacitus und Plinius zeigen uns die Spuren davon: und obgleich dieſer letztere mit der Beredſamkeit ſeiner Zeiten nicht zufrieden war, und ſich für einen Bewunderer und Nachahmer Cicerons ausgab: ſo ſieht man doch, daß er die natürliche

und

und ungezwungene Schreibart deſſelben nicht hat erreichen können. Er iſt, ſo gar in ſeiner Lobrede auf den Trajan, überall zu künſtlich: man wollte denn ſagen, daß in dieſer Art von reden, davon uns Cicero kein Muſter gelaſſen, allerdings eine ſcharfſinnigere Schreibart herrſchen müſſe, als in andern gerichtlichen Reden.

XX. §.

Nach der Zeit haben ſich unter den folgenden Kaiſern die Redner mehr und mehr von der rechten Bahn verirret. Die zwölf alten Lobreden auf verſchiedene römiſche Monarchen, die uns von ihnen übrig geblieben, zeigen einen von Tage zu Tage anwachſenden üblen Geſchmack; und ein hochtrabendes, ſchwülſtiges und ungeſundes Weſen in Gedanken und Ausdrückungen. Dieſe Seuche der wahren Wohlredenheit hat theils von den Einfällen barbariſcher Völker in Italien, theils aber auch von dem ſclaviſchen Triebe, großen Herren zu ſchmäucheln, ihren Urſprung genommen. Denn da man dieſe ſchon bey lebendigem Leibe, als Götter, zu verehren anfing: ſo wollte man auch ganz übermenſchliche Dinge von ihnen ſagen. Daher kamen denn auch alle die natürlichen und zu hoch getriebenen Gedanken, damit ſolche Redner ihre Schriften ausputzeten. Eine Haupturſache dieſes verderbten Geſchmackes aber mochte auch wohl der ſchlechte Werth ſeyn, darinn alle Gelehrſamkeit und alle freye Künſte von den Kaiſern und allen Großen des römiſchen Hofes gehalten wurden. Die Macht und die bloße Willkühr herrſcheten damals: der Verſtand war alſo bey dem Hofe eines Tyrannen nichts nütze. Wo man aus Liebe zur Schwelgerey und Wolluſt, den Ausſprüchen der Vernunft nicht Gehör geben will, da ſieht man es lieber, daß ſie ſchweigt. Und ſo unterdrückte man endlich dieſelbe bey allen Unterthanen; als die ſich bey ſolchen Regenten, durch einen blinden Gehorſam, am glücklichſten machen konnten. Wo nun keine geſunde Vernunft mehr im Schwange geht, und wo keine Wiſſenſchaften mehr blühen; da muß nothwendig auch die Beredſamkeit in Verfall gerathen.

XXI. §.

XXI. §.

Ein jeder wird ſich leicht einbilden können, daß in den folgenden barbariſchen Zeiten, zugleich mit der übrigen Gelehrſamkeit, auch alle Beredſamkeit verloren gegangen. Die wildeſten Völker aus dem nordlichen Theile von Europa richteten das occidentaliſche Kaiſerthum zu Grunde; und ſo mußten freylich alle freye Künſte und Wiſſenſchaften verfallen, die vorhin in Italien geblühet hatten. Dieſe Barbarey dauerte viele Jahrhunderte, und obwohl indeſſen das griechiſche Kaiſerthum noch beſtund: ſo war doch auch daſelbſt die Gelehrſamkeit in gar keinem Flore. Die Kaiſer und ihre Staatsbedienten, kannten und liebten die Wiſſenſchaften nicht, ja die Geiſtlichen haſſeten ſie gar. Es waren faſt lauter unruhige und kriegeriſche Zeiten, darinn die Muſen das Haupt nicht empor heben konnten. Die republikaniſche Freyheit der griechiſchen Städte hatte längſt aufgehöret: und alſo hatte auch die Tochter derſelben, die wahre Beredſamkeit, ihren vorigen Glanz verlohren. Endlich ward das orientaliſche Kaiſerthum ein Raub der Türken und Saracenen. Doch eben dieſe Veränderung, die, allem Anſehen nach, der Gelehrſamkeit und den freyen Künſten, das Garaus in Europa hätte machen ſollen; dienete auf eine ſonderbare Weiſe zu einer Veranlaſſung, daß ſie ihr Haupt in Italien wieder empor zu heben anfingen. Denn die aus Griechenland geflüchteten Gelehrten, brachten ihre Wiſſenſchaften und Bücher mit ſich dahin; und verurſachten alſo, daß auch die alte lateiniſche Gelehrſamkeit wieder hervorgeſuchet ward.

XXII. §.

Es iſt meine Abſicht hier nicht, alle diejenigen namhaft zu machen, die, zu Wiederherſtellung der Beredſamkeit, in Wälſchland das Ihrige beygetragen haben: vielweniger will ich alle ihre Verdienſte beurtheilen. Es iſt bekannt, daß Petrarcha einer der erſten geweſen, der den guten Geſchmack wieder eingeführet hat: wie ſeine Schriften davon zur Gnüge zeigen. Es iſt uns Deutſchen mehr daran gelegen, zu wiſſen: wer in Deutſchland an der Einführung der freyen Künſte gear-

gearbeitet habe. Ich ſage von der Einführung, und ſetze alſo zum Grunde, daß ſie in unſerm Vaterlande vorhin ganz fremde geweſen. Denn obgleich verſchiedene, aus beſondrer Liebe zu ihrem Vaterlande, zu behaupten geſuchet; daß auch die alten barbariſchen deutſchen Völker, eine Art der Beredſamkeit unter ſich gehabt haben: ſo iſt es doch mit derſelben ſo ſchlecht beſtellt geweſen, daß ſich die Mühe kaum verlohnet, viel Weſens davon zu machen. Man ſehe nach, was im achten Theile des zweyten Bandes der Beyträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, N. IV, bey Gelegenheit einer Diſſertation, von der Beredſamkeit der alten Deutſchen, davon geſaget worden. Wo nun keine Gelehrſamkeit blühet, da kann unmöglich die wahre Beredſamkeit im Schwange gehen! Welches Volk iſt aber jemals unwiſſender geweſen, als die alten Einwohner Deutſchlandes, die Scythen und Celten, die Gothen, Sachſen, Franken, Longobarden und Allemannen? Es wird alſo wohl dabey bleiben, daß wir die Urſprünge der deutſchen Beredſamkeit in viel neuern Zeiten ſuchen müſſen.

XXIII. §.

Hier iſt nun freylich Kaiſer **Karl** der Große ſeines Ruhmes nicht zu berauben, den er ſich durch die Liebe und Verbeſſerung der deutſchen Sprache erworben hat. Er hat die Lieder der alten Dichter geſammlet, ſelbſt eine deutſche Sprachlehre geſchrieben, den Monathen und Winden deutſche Namen gegeben, u. d. m. Allein dieſe löbliche Bemühung deſſelben hat nicht viel mehr gefruchtet, als daß nach ſeinen Zeiten einige Reime mehr gemachet worden, als vor ihm: die Beredſamkeit hergegen, hat bey der Unwiſſenheit der damaligen Jahrhunderte, noch gar nicht empor kommen können. Die Mönche waren damals alles in allem, und ihr Vortheil erfoderte es, alles in einem barbariſchen Lateine abzuhandeln. **Ottfried** in ſeiner Vorrede zu den Evangelien, verweiſt dieſes ſeinen Franken, auf eine patriotiſche Art. Daher blieb denn die deutſche Sprache noch eben ſo rauh, als zuvor. **Friedrich** der Rothbart, und **Heinrich** der VI. liebten die Poeſie ſehr: und die Gedichte ihrer Zeiten zeigen, daß die Uebungen der vornehmſten

Leute die Dichtkunst und Sprache damals um ein vieles verbessert. Rudolph von Habspurg fing an, in Reichsgeschäfften die deutsche Sprache zu brauchen. Kaiser Maximilian kam endlich zuerst auf die Gedanken, alle Schriften von Reichsangelegenheiten in deutscher Sprache abfassen zu lassen; dadurch es denn geschah, daß dieselbe durch die Federn der geschicktesten Leute, mehr und mehr ausgeputzet, bereichert, und zur Wohlredenheit allmählich geschickt gemacht ward. Zu eben dieser Zeit haben Rud. Agricola, und Conrad Celtes sich angelegen seyn lassen, die freyen Künste, die damals in Italien schon im schönsten Flore waren, auch in Deutschland gemein zu machen. Was sie sich in dieser Absicht für Mühe gegeben, wie ihnen dieselbe gelungen, und was für Ruhm und Belohnungen sie davon getragen, das hat Hr. Sen. Brucker in seinem Ehrentempel, und Lotter in einer eigenen Rede ausführlich zusammen getragen; die in den Reden und Gedichten der hiesigen deutschen Gesellschaft, mit befindlich ist. So viel ist gewiß, daß diese wackern Männer sehr viel zu Vertreibung der vormaligen Barbarey in Deutschland beygetragen, ob sie gleich um die deutsche Sprache insonderheit sich keine Mühe gegeben haben.

XXIV. §.

Im XVIten Jahrhunderte fingen Ulrich von Hutten, D. Murner, u. a. m. an, sich auch um das Deutsche Mühe zu geben. Zu gleicher Zeit fanden sich viele Uebersetzer der alten griechischen und römischen Schriftsteller, die unsre Sprache mit vielen vortrefflichen Sachen bereicherten. Man fing auch an, allerhand Chroniken, Geschicht- und Städtebücher, ja gerichtliche Formulare, oder Proceßordnungen und Notariatkünste zu schreiben; die man damals auch Rhetoriken nennte. Schon im 1484sten Jahre kam bey Anton Sorgen in Augspurg, ein Formulary, darinn begriffen sind, allerhand Briefe, auch Rhetorik ꝛc. heraus. Die erste deutsche Rhetorik aber, hat meines Erachtens Meister Friedr. Riedrer, unter dem Titel: Spiegel der waren rhetoric, Vß Marco Tullio Cicerone, vnd andern getütscht ꝛc. Straßburg Anno

no IV hundert IX, oder 1509. in fol. drucken laſſen. Im 1532ſten J. kam zu Tübingen, bey Morharten, Rhetorica, und Formulare teutſch; und zwey Jahre hernach zu Frankf. bey Egenolfen, Formulare teutſchet Rhetorik ans Licht; die aber mehr für Sachwalter dienen ſollten: worauf auch Caſpar Goldwurm, etwas beſſers, aus Cicerone, Quintiliano, Erasmo, unter dem Titel: Schemata Rhetorica, deutſch, 1545, zu Marburg in 8. heraus gegeben. Doch hat Deutſchland in dieſem Falle niemanden mehr zu verdanken, als dem gelehrten Melanchthon, der auch im Abſehen auf ſeine Verdienſte, in Beförderung der freyen Künſte und Wiſſenſchaften, mit Recht der allgemeine Lehrer deſſelben genennet worden. Er war nämlich hier eben das, was Erasmus in den Niederlanden war, und führte ſeine Schüler auf die Regeln und Exempel der alten Griechen und Lateiner; als auf die rechten Quellen des guten Geſchmackes. Er ſchrieb ſelbſt eine Rhetorik, die auch gewiß nach dieſen Muſtern eingerichtet iſt, und die geſundeſten Regeln der wahren Beredſamkeit in ſich hält. Es iſt ein Wunder, daß ſelbige nachmals ſo ins Vergeſſen gerathen: indem Voſſius faſt allein, in niedrigen und hohen Schulen die Oberhand bekommen hat. Denn es iſt gewiß, daß Melanchthons Redekunſt der voſſiſchen, wo nicht vorzuziehen, doch gewiß gleich zu ſetzen iſt.

XXV. §.

Allein der Erfolg iſt erſt etwas ſpät nachgekommen. Zwar gab auch im Anfange des XVIIten Jahrhunderts Joh. Rudolph Sattler zu Baſel, eine deutſche Rhetorik, und Inſtructionem Oratoris heraus: allein dieß half nicht viel. Es ſind faſt volle hundert Jahre verfloſſen, in welchen ſich kein einziger Redner in Deutſchland hervor gethan, deſſen Ruhm bis auf unſre Zeiten gekommen wäre: ſo viel Zeit brauchte es, ehe der vom Melanchthon ausgeſtreute Samen der freyen Künſte recht aufgehen konnte! Dieſes geſchah endlich um die Zeiten des gelehrten Schleſiers, Martin Opitz von Boberfeld, der nicht nur in gebundener, ſondern auch in ungebundener Schreibart einen ganz neuen Geſchmack eingeführet hat. Die

große Kenntniß der Alten, hatte dieſen großen Mann in den Stand geſetzet, ſeinen Landesleuten ein ganz unverhofftes Licht in den freyen Künſten anzuzünden. Durch das Leſen der beſten Weltweiſen hatte er ſich einen Vorrath der ſchönſten Materien, und eine Fertigkeit, wohl und natürlich zu denken, erworben. Durch den beſtändigen Umgang aber mit den alten Rednern und Poeten, hatte er ſich auch die Fähigkeit zuwege gebracht, ſeine Gedanken deutlich und zierlich auszudrücken: wie dieſes auch die proſaiſchen Schriften ſattſam zeigen, die wir in ſeinen Werken finden. Zu gleicher Zeit half ſein Freund, **Auguſt Buchner**, der in Wittenberg die Dichtkunſt lehrete, dieſen guten Geſchmack ausbreiten. Seine lateiniſchen Reden zeugen von einer großen Stärke in der Beredſamkeit, und es iſt kein Zweifel, daß aus ſeiner Schule die geſchickteſten Männer in freyen Künſten gekommen ſeyn müſſen. Um eben dieſe Zeit iſt auch die fruchtbringende Geſellſchaft entſtanden: die zum wenigſten für den Reichthum und für die Reinigkeit der Sprache mit gutem Nachdrucke geeifert hat.

XXVI. §.

Zu allem Unglücke aber fiel damals, der allen Künſten und Wiſſenſchaften ſo verderbliche dreyßigjährige Krieg ein. Dieſer hinderte den Fortgang und das Wachsthum alles Guten in der Gelehrſamkeit. Denn ſo bald **Opitz** todt war, auch **Flemming** mit ihm zugleich geſtorben; ſo war außer **Schotteln**, dem Sprachlehrer, und etlichen Poeten, als **Simon Dachen**, **Joh. Riſten**, **Tſcherningen**, **Andr. Gryphen**, **Schochen** und **Joh. Franken**, faſt niemand in Deutſchland, der die Alten kannte; oder ſich die freyen Künſte hätte angelegen ſeyn laſſen. Die Beredſamkeit ſonderlich ſchlief dazumal ganz und gar ein; indem wir unter allen damaligen Lehrern der Beredſamkeit auf hohen und niedrigen Schulen, faſt keinen einzigen nennen können, der ſich nur einiger maßen in der lateiniſchen oder deutſchen Wohlredenheit hervor gethan hätte. Endlich gab **Joh. Matth. Meyfart**, ein öffentlicher Lehrer zu Erfurt, 1630 eine ſehr hübſche Redekunſt, oder deutſche Rhetorica, ans Licht, als kaum das Kriegsweſen ein Ende genommen

nommen hatte; welchem hernach auch 1662 Kindermann mit ſeinem deutſchen Redner gefolget iſt. Gegen das Ende des XVIIten Jahrhunderts, das iſt, um das 1680ſte Jahr allererſt, ward alles wieder rege, was ſo lange gleichſam unter der Aſche gelodert hatte. Lohenſtein, Erasmus Franciſci, Puſendorf, Heinr. Ansh. von Ziegler, Fuchs, Canitz, Beſſer und Chriſtian Thomas, wurden faſt zugleich unter den deutſchen Rednern und Scribenten berühmt; und haben der deutſchen Sprache und Beredſamkeit auf verſchiedene Weiſe gute Dienſte gethan.

XXVII. §.

Meine Abſichten leiden es nicht, die Verdienſte aller dieſer Männer um die Wohlredenheit ausführlich zu beurtheilen. Vielleicht bin ich auch derjenige nicht, der ſich ein Recht anmaßen darf, ſolches zu thun: ſo viel aber darf ich wohl ſagen, daß man bey den meiſten einen geſunden Geſchmack, einen reinen und regelmäßigen Ausdruck, und eine ziemliche Lebhaftigkeit des Geiſtes antrifft. Dennoch ſchreiben Lohenſtein und Franciſci, auch Ziegler in der Baniſe, gar zu hochtrabend; Fuchs aber, Puſendorf und Ziegler, in ihren hiſtoriſchen Büchern, ſind nicht rein von dem Miſchmaſche fremder Sprachen geweſen. Canitz, Beſſer und Thomas aber ſind von dieſen Fehlern viel freyer geblieben, und haben nicht nur eine ſehr natürliche Art zu denken; ſondern auch eine reinere Schreibart eingeführt, als zu ihrer Zeit im Schwange gegangen. Es iſt auch unſtreitig, daß wir dem großen Beyfalle, den ihre Schriften überall gefunden, den guten Geſchmack, der endlich bey uns überhand genommen, größtentheils zu danken haben.

XXVIII. §.

Ohne Zweifel werden ſich viele wundern, warum ich noch mit keinem Worte an Chriſtian Weiſen gedacht: der doch allein mehr oratoriſche Schriften um dieſe Zeiten heraus gegeben, als alle übrige Schulmänner ſeiner Zeit, zuſammen genommen. Allein dieſes iſt mit gutem Bedachte geſchehen: denn ſelbiger iſt mehr für einen Verderber, als Beförderer der Beredſamkeit in Deutſchland zu halten. Zwar ſein na-

türlicher Witz und muntrer Kopf hatten ihn fähig gemachet, viel Gutes zu ſtiften: allein, da es ihm an der Kenntniß der Alten fehlete; ſo hat er eine von ihm ſelbſt erdachte Art der Wohlredenheit ausgehecket, die ſich kaum für die kindiſche Fähigkeit der Schulknaben, geſchweige denn für Männer, ſchickete, die in wichtigen Aemtern die Beredſamkeit brauchen ſollten. Er wollte nämlich aus Kindern Redner machen: die doch weder Gelehrſamkeit noch Erfahrung, noch ein reifes Urtheil in ihrer Gewalt hatten. Daher mußte er ſie ausſchreiben lehren, und ihnen eine Kunſt beybringen, aus allerley zuſammen geſtoppelten ſo genannten Realien, eine Schulchrie zu verfertigen, die weder in Gedanken noch in Ausdrückungen etwas beſonders, ja nicht einmal etwas leidliches hatte. Zugleich führte er durch ſein Exempel das Miſchmaſch lateiniſcher, franzöſiſcher und wälſcher Wörter in unſrer Sprache ein; welches bis auf dieſe Zeiten gedauret hat: und alſo iſt es gewiß, daß er mit ſeinen Büchern, der Beredſamkeit in Deutſchland mehr geſchadet, als genützet hat.

XXIX. §.

Auch außer ihm ſind in dieſem Jahrhunderte ſehr viele Lehrer der Beredſamkeit aufgeſtanden, die aber theils lohenſteiniſch, theils weiſianiſch, theils noch viel ärger als beyde, geſinnet geweſen; und alſo der Ausbreitung des guten Geſchmacks nicht wenig im Wege geſtanden haben. Unter jene rechne ich Chriſtian Schrötern und Joh. Chr. Männlingen, die uns durchaus ſo reden lehren wollten, wie die Helden im Arminius ſprechen: unter dieſe aber zähle ich Hübnern und Uhſen, imgleichen Talandern und den bekannten Menantes. Indeſſen ſind die beyden letzten noch die beſten: weil ſie gleichwohl die Redekunſt auf die höhern Schulen vorbehalten, und ſie ſchon für vernünftige Leute, nicht aber wie jene, für Kinder, eingerichtet haben. (Beſiehe hiervon der deutſch. Geſ. eigene Schriften und Ueberſ. II. Th. p. 236.) Zur dritten Claſſe aber zähle ich, nebſt dem berufenen Riemer, der mit ſeinen Sternrednern und Regentenrednern ſchon das vorige Jahrhundert verwirret hatte, den bekannten Weidling: der mit ſeinen

nen oratoriſchen Hofmeiſtern und Schatzkammern vollends alles auf den höchſten Gipfel gebracht, was nur in der Wohlredenheit ungereimt ſeyn kann. Des einzigen Gottfr. Polyk. Müllers Abriß einer gründlichen Oratorie, und Benjam. Neukirchs Buch von den deutſchen Briefen ſind werth, daß ſie in dieſem Stücke der Wohlredenheit zu Muſtern dienen. Denn ſie ſind auf eine geſunde Vernunft gegründet, und nach den beſten Beyſpielen der franzöſiſ. Scribenten eingerichtet.

XXX. §.

Von einzelnen Reden haben wir von 1705 Königsdorfs Lobrede auf Kaiſer Leopolden, und von 1709 Benjam. Neukirchs ſeine, auf die Königinn von Preußen Sophia Charlotte aufzuweiſen. Sie ſind aber beyde, bey dem vielen Guten und Schönen, nicht ganz ohne Tadel. Beyde Redner haben ſinnreich und erhaben ſchreiben wollen: ſie haben aber das Maaß überſchritten, und ſich in beyden übernommen. Neukirch macht zu viel Spielwerke in Gegenſätzen und andern Spitzfindigkeiten: Königsdorf aber ſcheint mir immer auf Stelzen zu gehen, und viel zu ſtolz zu ſeyn, als daß er ſich jemals zu uns andern ehrlichen Leuten, auf die platte Erde herunter laſſen ſollte. Gleichwohl verdienen beyde noch geleſen zu werden, nachdem ich meine Leſer dagegen verwahret habe; weswegen man ſie auch am Ende dieſer Redekunſt finden wird. Viel beſſer gefällt mir Nic. Hieron. Gundlings 1715 gehaltene Rede auf Friedr. Wilhelmen, König in Preußen. Hierinn ſehe ich einen gelehrten, nicht aber pedantiſchen; einen lebhaften, aber nicht ausſchweifenden; einen ſinnreichen, aber nicht phantaſtiſchen Redner. Er ſchreibt rein und wohlfließend, und doch nicht mager; vernünftig, und doch nicht trocken; feurig, aber nicht ſchwülſtig oder raſend. Mit einem Worte, wenn ich die canitziſche Lobrede auf die brandenburgiſche Churprinzeſſinn vom 1688ſten Jahre ausnehme: ſo iſt dieſe gundlingiſche faſt die einzige, die eine geſunde Art der Wohlredenheit in dieſer Art an ſich zeiget. Aber das Gegentheil davon in allen Stücken kann diejenige Lobrede abgeben, die Lehms auf Kaiſer Carls des VI. Vermählung 1708 hier in Leipzig drucken

laſſen: als welche für ein rechtes Meiſterſtück eines phantaſtiſchen und faſt unſinnigen Redners zu halten iſt.

XXXI. §.

Nichts iſt mehr übrig, als daß ich noch von den Reden groſſer Herren, und von andern ſolchen Sammlungen fremder Reden etwas gedenke. Man kann ſich aber leicht einbilden, daß hierinn, außer denen, die ich ſchon beurtheilet habe, ſo wohl einige gute, als auch viele ſehr ſchlechte, enthalten ſeyn werden. Die Zahl der letzten aber übertrifft die erſten zehnfach; indem es ein Vorzug neuer Zeiten iſt, daß die gröſten Herren insgemein die kleinſten Redner ſind; ganz anders, als es vorzeiten in Athen und Rom geweſen. Der Ausgeber dieſer ſo weitläuftigen Sammlung hat nicht die geringſte Wahl darinn gehalten, und alles, was er bekommen können, und was nur halb einer Rede ähnlich geſehen, drucken laſſen; damit nur ſein Buch groß würde. Er hat auch wohl gethan, daß er die Fortſetzung dieſer Sammlung einen Labyrinth der Beredſamkeit geheißen. Man kann ſich nämlich in der That darinnen verirren: nur iſt das der Unterſcheid, daß dieſe Irrgänge nicht von ſeiner Kunſt, ſondern von dem bloßen Zufalle herrühren. Von Rechtswegen ſollte ſich niemand an ſolche Sammlungen fremder Reden machen, als der ſelbſt eine Einſicht in die Regeln der Beredſamkeit hätte: wie dieſes in lateiniſchen Reden hier und anderwärts geſchehen iſt. Es iſt uns gar nicht daran gelegen, daß wir viel gedruckte Reden haben: vielmehr würde es Deutſchland eine Ehre ſeyn, wenn es einen einzigen Demoſthenes, oder einen Cicero, aufzuweiſen hätte.

XXXII. §.

Ich bin fertig mit den Schickſalen der Beredſamkeit in Deutſchland, bis auf das 1720ſte Jahr: als in welchem ich ſelbſt die Augen aufzuthun, und die Beredſamkeit mit Verſtande zu treiben angefangen. Damals las ich alles, was mir von oratoriſchen Schriften vorkam, mit dem gröſten Eifer; weil ich auf die geſchickte Art denken mußte, meine Wiſſenſchaft wieder an den Mann zu bringen. So weit ſollen ſich alſo auch meine Urtheile nur erſtrecken; ob ich gleich von ihle-

benden

benden Rednern und Lehrern der Redekunſt noch verſchiedene zu rühmen wüßte. Allein ich traue mirs zum theile nicht zu, von ſo gelehrten und berühmten Männern zu urtheilen, die ich gröſtentheils hochſchätze und nachzuahmen ſuche: theils aber will ich auch mit Fleiß bey der in meiner kritiſchen Dichtkunſt beobachteten Lehrart bleiben, daß ich die Lebendigen weder lobe noch tadele; als bey welcher Regel ich mich noch zur Zeit ſehr wohl befunden habe. Ich habe hierinn den Cicero ſelbſt zum Vorgänger, der in ſeinem Brutus, nachdem er von allen verſtorbenen Rednern ſeine Gedanken frey geſaget hatte, die lebendigen nicht nennen wollte*. Ich muß ohnedieß beſorgen, daß ich ſchon durch mein freyes Urtheil von den Todten; oder durch mein Stillſchweigen von einigen, die mancher ſich vieleicht zu ſeinen Helden erwählet hat, vielen meiner Leſer misfallen werde.

XXXIII. §.

So viel will ich nur überhaupt, von dem itzigen Zuſtande der Beredſamkeit in Deutſchland ſagen, daß ſelbige, ſeit 1720 ohngefähr, ein ganz andres Anſehen gewonnen hat, als ſie vormals gehabt. Es ſind nämlich ſolche Redner und Scribenten in verſchiedenen Provinzen und Städten unſers weitläuftigen Vaterlandes aufgeſtanden, die ſo wohl in der philoſophiſchen als oratoriſchen und hiſtoriſchen Schreibart uns rechte Meiſterſtücke gewieſen haben. Und es iſt kein Zweifel, daß die durch den Freyh. von Wolf gereinigte Weltweisheit, und die dadurch ſehr beförderte Art, natürlich zu denken; mancherley wöchentliche Schriften, die nicht minder die Verbeſſerung des Geſchmackes und der Schreibart, als der Sitten zur Abſicht gehabt; nebſt den verſchiedenen Geſellſchaften, die zur Ausübung unſrer Sprache an verſchiedenen Orten aufgerichtet worden, nicht ein vieles dazu ſollten beygetragen haben. Von dieſen werden dereinſt unſre Nachkommen ein unparteyiſches Urtheil fällen.

* In hoc ſermone noſtro ſtatui neminem eorum, qui viverent, nominare, ne vos curioſius eliceretis ex me, quid de quoque judicarem. Eos, qui jam ſunt mortui, nominabo.

Das I. Hauptſtück.

Was die Redekunſt ſey, imgleichen von der Beredſamkeit und Wohlredenheit überhaupt.

I. §.

Die Redekunſt, die wir hier abhandeln wollen, iſt eine vernünftige Anleitung zur wahren Beredſamkeit. Griechiſch wird ſie die Rhetorik, lateiniſch die Oratorie genennet. Ariſtoteles im II. Cap. des I. B. ſeiner Rhetorik ſaget: ſie ſey ein Vermögen, in jeder vorkommenden Sache wahrzunehmen, was zur Ueberredung dienlich ſeyn kann *. Dieſe Beſchreibung iſt der unſrigen nicht zuwider: denn in ſo weit die Redekunſt einem ſchon bekannt iſt, und von ihm gebrauchet wird; in ſo weit iſt ſie freylich ein ſolches Vermögen, dasjenige wahrzunehmen, was in jeder vorkommenden Materie, davon er reden ſoll, zur Ueberredung der Zuhörer beyträgt. Ich aber habe dieſelbe als eine Lehre angeſehen, die einem Menſchen zu ſolchem Vermögen verhilft, oder ihn beredt machet. Cicero, wie er in ſeinen rhetoriſchen Büchern nicht ſonderlich ſyſtematiſch geſchrieben, alſo hat er auch von der Redekunſt keine eigentliche Erklärung gegeben. Doch heißt er ſie im erſten Buche von der Erfindung beyläufig, artificioſam eloquentiam. Hier hat er wiederum mehr auf denjenigen geſehen, dem die Redekunſt ſchon beywohnet; als auf ein Buch, daß dieſelbe lehren ſoll. Denn da iſt ſie freylich eine künſtliche Beredſamkeit, die nach gewiſſen Regeln ihren Vortrag einrichtet: da hergegen die natürliche Wohlredenheit gewiſſer Leute, bloß auf das Naturell, auf den Umgang und auf die Uebung ankömmt. Bald hernach aber nennet er ſie beſſer, doctrinam dicendi. Quintilian ** merket an,

* Ἔστω δὴ ἡ ῥητορικὴ δύναμις περὶ ἕκαστον τοῦ θεωρῆσαι τὸ ἐνδεχόμενον πιθανόν.

** im 14. Cap. ſeines II. Buches.

an, daß das Wort Oratorie im Lateiniſchen nicht eigentlich ſo viel bedeute, als Rhetorik; ſondern vielmehr nur eine gute Ausſprache oder einen geſchickten Vortrag. Ja er ſetzet hinzu, daß auch im Griechiſchen das Wort Rhetorik eine doppelte Bedeutung habe; einmal als ein Beywort, Ars rhetorica, hernach aber als ein ſelbſtändiges Nennwort, als Philoſophia, Muſica: und da heißt es ſo viel, als Eloquentia. Nachdem er nun dieſelbe ſorgfältig eingetheilet: ſo nennet er die Rhetorik im erſten Verſtande, eine Wiſſenſchaft, wohl zu reden *; welches mit unſrer obigen Beſchreibung auf eins hinaus läuft.

II. §.

Von den Neuern hat niemand die Redekunſt beſſer beſchrieben, als der oben ſchon gerühmte Melanchthon. In dem erſten Capitel ſeiner Rhetorik ſaget er: ſie ſey eine Kunſt, welche die Art und Weiſe, recht und zierlich zu reden, lehret **; und er ſetzet hinzu, daß er ſeine Regeln, die er den Anfängern in der Beredſamkeit zu gut geſchrieben, eine Rhetorik nenne. Außer dieſem brauche ich von unſern Landesleuten keinen anzuführen: nur ein Paar Franzoſen will ich noch zum Ueberfluſſe zu Hülfe nehmen. Der erſte ſey P. Lami, der uns in ſeiner Art de parler eine recht gute Redekunſt geliefert hat; ob ſie gleich viel Dinge in ſich hält, die zu einer allgemeinen philoſophiſchen Sprachkunſt gehören. Im 1. Cap. des Vten Buches auf der 365 S. heißt es ***: Der Begriff der Redekunſt begreife ſo wohl eine Kunſt zu überreden, als zu reden, in ſich. Hier ſieht man, daß er nicht allein die Beredſamkeit, ſondern auch die Wohlredenheit zum Gegenſtande der Redekunſt machet. Der andre mag Rollin ſeyn, der in einem ganzen Bande ſeiner Manier, die ſchönen Künſte

* Bene dicendi ſcientiam.

** Rhetorica eſt ars, quae docet viam ac rationem recte et ornate dicendi.

*** L'idée de la Rhetorique comprend l'art de perſuader, auſſi bien, que celle de parler.

ünſte zu lehren und zu lernen, von der Redekunſt gehandel
t. Dieſer ſaget: auf der 2. S. des II. Th. Die Redekunſt
ſtünde aus Vorſchriften, die auf Grundſätze des natürlichen
erſtandes und der geſunden Vernunft gegründet wären; und
eſe wären nichts anders, als vernünftige Anmerkungen, die
on geſchickten Leuten über die Reden der beſten Redner ge-
achet; nachmals aber in Ordnung gebracht, und in gewiſſe
auptſtücke eingetheilet worden *.

III. §.

Aus dieſem allen wird man ſattſam erkennen: daß die Redekunſt mit der **Beredſamkeit** nicht für einerley zu hal-
n; und wie eines von dem andern unterſchieden ſey. Jene
theoretiſch, dieſe praktiſch. Jene giebt die Grundlehren und
egeln der Beredſamkeit; dieſe hergegen übet ſelbige aus:
ne kann man verſtehen, ohne jemals eine einzige Rede aus-
earbeitet oder gehalten zu haben: dieſe aber kann man nicht
nders, als durch eine lange Uebung im Schreiben und Reden
langen. Gleichergeſtalt kann man zwiſchen den Wörtern, **Wohlredenheit** und **Beredſamkeit** einen Unterſchied an-
erken: ungeachtet wir ſie bisher faſt in einerley Bedeu-
ng gebrauchet, und mit einander verwechſelt haben. Die Wohlredenheit drücket nach dem Klange des Wortes, nichts
eiter aus, als eine Fertigkeit wohl; das iſt, zierlich, und an-
uthig zu reden, oder zu ſchreiben. Sie beſteht alſo faſt
nzlich in einer guten Schreibart, oder in vernünftigen und
ohl ausgedrückten Gedanken. Sie iſt vielen Arten der
enſchen eigen, die mit dem Schreiben oder Reden zu thun
ben; ohne daß man ihnen die Beredſamkeit beylegen kann.
E. Ein Geſchichtſchreiber, ein Briefſteller, ein dogmatiſcher
ribent, kann den Ruhm erlangen, daß er ſchön ſchreibe:
und

* Ces preceptes, heißt es, fondés ſur les principes du bon ſens
e la droite raiſon, ne ſont autre choſe, que des Obſervations
rieuſes, faites par d'habiles gens, ſur les diſcours des meil-
s Orateurs, qu'on a enſuite redigées par ordre, et reunies
de certains chefs.

und doch wird ihn noch niemand einen Redner nennen. Die Alten pflegten dergleichen Leute diſertos homines, ſcriptores venuſtos et elegantes; nicht aber eloquentes oder oratores zu nennen.

IV. §.

Wir müſſen nämlich durch die Beredſamkeit, im eigentlichen und engern Verſtande, eine Geſchicklichkeit verſtehen, ſeine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen. Ich ſtreite hier mit niemanden, der, an ſtatt des Wortes Geſchicklichkeit, lieber Wiſſenſchaft, Vermögen oder Fertigkeit brauchen will. Meines Erachtens läuft es auf eins hinaus; wenn man nur nicht durch eins davon, alles übrige ausſchließt: denn in der That müſſen ſie alle zuſammen genommen, bey demjenigen angetroffen werden, dem man die wahre Beredſamkeit beylegen will. Das ganze Hauptwerk in der obigen Erklärung von der Beredſamkeit iſt der Zweck derſelben; nämlich die Ueberredung. Auf dieſe muß die ganze Bemühung des Redners abzielen; dieſe muß er zu erreichen im Stande ſeyn, wenn er dieſen Namen mit Recht führen will. Sie ſchließt die Bewegung der Gemüther mit in ſich; weil dieſe oft ein nothwendiges Mittel iſt, jene zu erlangen. Ein Redner iſt alſo nicht zufrieden, wenn man ihn gern höret, wenn man ſeine ſchöne Schreibart lobet, ſeine hübſchen Gedanken und ſinnreiche Ausdrückungen erhebet. Er geht viel weiter, und fodert ungleich mehr von ſeinen Zuhörern. Man ſoll ihm in ſeinem Vortrage auch vollkommen beypflichten; man ſoll mit ihm einerley Meynung annehmen; man ſoll das für wahr und für falſch halten, was er dafür hält; man ſoll endlich lieben und haſſen, zürnen und beneiden, frohlocken und trauren, hoffen und fürchten, ſuchen und fliehen, ja thun und laſſen, was und wie es ihm gefällt; wenn, und wo, und wie es ihm nur gut dünket. Wer dieſe Abſichten nicht hat, wenn er redet; oder auch die gehörigen Mittel dazu nicht in ſeiner Gewalt hat, der rühmet ſich umſonſt einer wahren Beredſamkeit.

V. §.

V. §.

So groß der Unterſcheid dieſer beyden Begriffe dergeſtalt iſt: ſo ſehr iſt es zu bewundern, daß man bisher in unſerm Vaterlande denſelben faſt gar nicht erkannt, vielweniger im Reden beobachtet hat. Man hat insgemein einen guten Stiliſten ſchon für einen guten Redner gehalten; und einen anmuthigen, zierlichen Ausdruck, der nur die Ohren und die Einbildungskraft gekützelt hat, eine Beredſamkeit genennet. Sonderlich hat man in lateiniſchen Reden und Schriften die Reinigkeit der Wörter und Redensarten, nach den Muſtern des beſten Alters der römiſchen Sprache, für die Haupteigenſchaft einer guten Beredſamkeit gehalten. Wie viel dieſe falſche Einbildung zum Verderben der wahren Beredſamkeit beygetragen habe, das iſt nicht auszuſprechen. Denn dadurch iſt eine ſo ernſtliche, männliche und philoſophiſche Kunſt, als die Redekunſt iſt, in ein mageres, kindiſches und grammatiſches Wörterſpiel verwandelt worden. Die Reinigkeit und Schönheit einer Sprache muß ein Redner allerdings nicht verachten oder verſäumen. Eine jede Sprache, die man redet oder ſchreibt, muß man unſtreitig aufs allerbeſte reden und ſchreiben. Aber wenn man nun ſolches in der größeſten Vollkommenheit thut: ſo iſt man deswegen noch kein Redner. Die Wohlredenheit könnte man zur Noth einem ſolchen Wortheiden noch zugeſtehen; dafern er nur mit ſeinen auserleſenen Worten auch auserleſene, neue und ſchöne, oder wenigſtens vernünftige Gedanken zum Vorſcheine brächte. Da aber auch dieſes nicht allemal geſchieht, und alſo die ganze Kunſt in einer leeren Wortkrämerey beſteht, die ohne Geiſt und Kraft, ohne Wahrheit und Nachdruck iſt: ſo kann man leicht denken, wie wenig man ſolchen ängſtlichen Stiliſten die Beredſamkeit ſelbſt zugeſtehen könne.

VI. §.

Doch ſelbſt die Beredſamkeit iſt nicht von einerley Art. Dieſen wichtigen Unterſcheid recht ins Licht zu ſetzen, müſſen wir auf die Mittel ſehen, wodurch die Ueberredung der Zuhörer bewerkſtelliget werden kann. Dieſe haben, als Menſchen,

ſchen, Verſtand und Willen: und beyde muß ein Redner gewinnen können, wenn er dieſelben zum Beyfalle bewegen, oder überreden will. Nun läßt ſich der Verſtand eines Menſchen niemals anders, als durch Gründe und Urſachen gewinnen, etwas für wahr oder falſch zu halten. Auch einfältige Leute glauben nicht gern etwas, auf das bloße Wort deſſen, der es ihnen ſaget: es müßte denn eine bloße Geſchichte ſeyn, dabey ſelbiger zugegen geweſen wäre; oder die er doch beſſer wiſſen könnte, als ſie ſelbſt. Ja wenn gleich der Pöbel, auch in dogmatiſchen Dingen, ſeinen Lehrern und Vorgeſetzten manches ohne Beweis zu glauben ſcheint; ſo iſt doch dieſes nur ein Scheinglauben. Der Verſtand iſt nicht recht davon verſichert, und folglich iſt das Erkenntniß von ſolchen Wahrheiten nicht lebendig. Bey dem geringſten Zweifel, der ihm aufſtößt, fällt der Glauben weg. Eben ſo iſt es mit dem Willen. Auch dieſer läßt ſich nicht ohne die Vorſtellungen des Guten und Böſen lenken: dieſe aber nennet man Bewegungsgründe. Und alſo iſt es gewiß, daß die ganze Ueberredung auf den Gründen beruhet, deren ſich ein Redner gegen ſeine Zuhörer bedienet.

VII. §.

Es ſind aber ſo wohl die Beweis- als Bewegungsgründe zweyerley. Denn entweder ſind ſie wohl gegründet, und aus guten Quellen hergeleitet, wie die Vernunftlehre es fodert: ſo daß man verſichert ſeyn kann, dasjenige, ſo dergeſtalt erwieſen wird, ſey unfehlbar wahr, falſch, gut, oder böſe. Oder es ſind bloße Scheingründe, die nur dem erſten Anſehen nach gut zu ſeyn ſcheinen; bey genauer Unterſuchung aber unrichtig befunden werden. Z. E. ſollte ich jemanden eine Lobrede halten, und erwieſe die Vortrefflichkeit derſelbigen Perſon, aus ihren großen Eigenſchaften, die ſie in verſchiedenen Gelegenheiten, durch unläugbare Proben erwieſen; aus den Dienſten, die ſie der Kirche, dem Fürſten und dem Vaterlande geleiſtet; aus den Thaten, die ſie gethan; oder aus den Schriften, die man von ihr in Händen hätte: ſo würden alle dieſe Beweiſe wohl gegründet, und überredend ſeyn.

Wenn

Wenn aber jemand aufſtünde, und ſeine Lobrede nur auf das alte, berühmte und gelehrte Geſchlecht, auf das Vaterland oder die Vaterſtadt, auf den merkwürdigen Tag der Geburt, auf den ſchönen Namen, auf die Glücksgüter und äußerliche Geſtalt, auf die Gnade großer Herren, auf die erlangten Ehrentitel oder zuſammengebrachten Reichthümer, ja endlich wohl gar auf das Alter, und auf den ſonderbaren Todestag desjenigen gründen wollte, den er zu loben vorhätte: ſo würden alle dieſe Gründe keine logiſche Prüfung aushalten. Man könnte nämlich auf dieſe Art dem allerelendeſten Menſchen eine Lobrede halten, der ſein Lebenlang weder ein Fünkchen Verſtand, noch die geringſte Spur einiger Tugend erwieſen hätte. Diejenige Beredſamkeit nun, welche ſich der erſten Art der Beweisgründe bedienet, die der Vernunft und Wahrheit gemäß ſind, wollen wir eine wahre; die aber, welche ſich nur bloßer Scheingründe bedienet, die in der That nichts beweiſen, wollen wir eine falſche Beredſamkeit nennen.

VIII. §.

Wie ſich nun die wahre Beredſamkeit von der falſchen durch die Mittel unterſcheidet, deren ſie ſich beyde bedienen: ſo ſind ſie auch der Abſicht nach unterſchieden. Man kann es leicht denken, daß ſich Irrthümer und Unwahrheiten nicht durch gute Gründe erweiſen laſſen: denn wenn das angienge, ſo wäre zwiſchen beyden gar kein Unterſcheid mehr. Folglich kann denn eine falſche Beredſamkeit auch die Ausbreitung der Unwahrheiten zur Abſicht haben: da hergegen die wahre Beredſamkeit bloß allein die Wahrheit, und ihre Ausbreitung und Fortpflanzung zum Zwecke hat. Mit praktiſchen Dingen verhält ſichs nicht anders. Wer ſeinen Zuhörern mit Scheingründen etwas zu thun oder zu laſſen anräth, der kann auch das Laſter dergeſtalt fortpflanzen und die Tugend auszurotten ſuchen. Denn wie wäre es möglich, zu dieſen Abſichten gute Bewegungsgründe auszuſinnen? Die Tugend müßte ja mit den Laſtern einerley ſeyn; wenn das angienge. Folglich hat denn die wahre Beredſamkeit allezeit das Beſte ihrer Zuhörer zur Abſicht: die falſche hergegen machet

ſich

sich kein Bedenken, ihnen auch zu schaden. Doch will ich nicht behaupten, daß diese es allezeit in der That so böse meynen. Auch bey den besten Absichten lassen sich von ungeschickten Leuten schlechte Mittel anwenden. Viele wünschen zwar der Wahrheit und Tugend durch ihre Reden zu dienen: sie haben aber nicht Verstand und Gelehrsamkeit genug, solches auf gehörige Art zu thun. Sie brauchen schwache Beweise, wo sie die stärksten haben könnten; blaß aus Mangel der Einsicht. Sie haben keine Vernunftlehre gelernet, und wissen also die Scheingründe nicht von ächten zu unterscheiden: daher beschimpfen sie die wichtigsten Wahrheiten durch ihren schlechten Vortrag, der nur aus einer falschen Beredsamkeit herrühret.

IX. §.

Bey den Alten hat die falsche Beredsamkeit sonderlich vor Gerichte ihren Siß gehabt: wo man nicht minder die bösen, als die guten Sachen vertheidigen mußte. Denn die damaligen Sachwalter mußten Redner seyn, und sich also auf Kunstgriffe legen, auch den ungerechtesten Handlungen ihrer Clienten eine Farbe zu geben. Dazu halfen ihnen nun die dialektischen Disputirkünste, dadurch man alles wahrscheinlich machen könnte: und die rhetorische sogenannte Topik, davon Aristoteles ganze Bücher geschrieben. Doch diese falschberühmte Kunst ist, bey allen rechtschaffenen Leuten, bald in Verachtung gerathen: zumal da ihre Liebhaber, die Sophisten, sich mit ihrer Unwissenheit, Unverschämtheit, und pralerhaften Windmacherey selbst verhaßt machten. In neuern Zeiten hat man, zum wenigsten in Deutschland, die Beredsamkeit aus den Gerichtsstuben verbannet; und sie also von der Nothwendigkeit, schlimme Sachen zu vertheidigen, befreyet. Allein es fehlet gleichwohl an Gelegenheiten nicht, wo sich dieselbe, in allerley Geschäfften, zur Verdunkelung der Wahrheit und Ausbreitung der Unwahrheit, muß brauchen lassen. Dahin gehören nun hauptsächlich schmäuchelhafte und unverdiente Lobreden; Reden, welche zu Vertheidigung ungegründeter Lehren gehalten werden; ja auch

alle die, ſo zwar Wahrheiten, aber auf eine ungegründete Art, und mit unzulänglichen Beweiſen vortragen. Wo bleiben endlich die vielen Reden, worinn man nicht einmal die Abſicht hat, ſeine Zuhörer zu überreden? die alſo nur aus einem verworrenen Geſchwätze beſtehen; darinn man nur ſeine Beleſenheit, und den mit großer Mühe geſammleten, oder gar von andern erborgten Reichthum der Vorrathsbücher zu zeigen willens iſt.

X. §.

Ob nun wohl aus dem bisherigen ein jeder leicht begreift, was wir durch die **Ueberredung** verſtehen: ſo muß ich doch noch mit wenigem zeigen, wie dieſelbe von einer **Ueberführung** unterſchieden ſey. In meiner Vernunftlehre iſt ſolches zwar bereits geſchehen; doch gehöret es hieher auch: und alſo muß ich es nicht vorbey laſſen. Einen **überführen**, heißt einen durch eine Reihe unumſtößlicher Vernunftſchlüſſe, die aus den erſten Gründen hergeleitet werden, oder durch eine Demonſtration, zum Beyfalle bewegen, ja dazu nöthigen und zwingen. Dieſe Art, andern Wahrheiten beyzubringen, gilt nur da, wo man ſein Erkenntnis auf den höchſten Grad der Gründlichkeit getrieben; und zugleich ſolche Zuhörer vor ſich hat, die eine ſo geübte Vernunft beſitzen, daß ſie eine lange Kette von Schlußreden faſſen, und einſehen können. Nun iſt es leicht zu denken, daß ein Redner weder allezeit ſo viel Einſicht von den Sätzen, die er vorträgt, haben kann; noch auch, wenn er ſie gleich hätte, überall ſolche geſchickte Zuhörer antreffen würde, die eines ſo gründlichen Vortrages gewohnt wären. Daher ſchicket ſich für ihn nichts beſſer, als die **Ueberredung**; das iſt ein Vortrag der Wahrheit durch wahrſcheinliche Gründe, die auch ein Zuhörer von mittelmäßigem Verſtande ohne alle Mühe faſſen und einſehen kann. Dieſe Art der Beweiſe läßt ſich nun überall finden, wo nur Wahrheit zu vermuthen iſt. So gar in hiſtoriſchen Wahrheiten, wo der Beweis durch Zeugen, oder die **Ueberzeugung**, ſtatt findet, kann man ſich derſelben bedienen, wenn es an Zeugen fehlen ſollte. **Cicero** hat, in ſeinen Reden dieſes gewieſen, wo es

ſich

ſich nämlich fragete: ob dieſer oder jener etwas gethan habe, oder nicht? als z. E. in den Reden für den Sextus Roſcius, und für den Milo.

XI. §.

Doch iſt es hier meine Meynung gar nicht, zu verbiethen, daß ein Redner entweder kein demonſtratives Erkenntniß beſitzen; oder doch von ſolchen Sätzen, die ſich demonſtriren laſſen, gar nicht reden müſſe. Nein, die Gründlichkeit iſt eine ſehr gute Eigenſchaft aller Gelehrten; und ſie wird alſo auch an einem Redner kein Fehler ſeyn. Vielweniger wird es zu tadeln ſeyn, wenn man ſeinen Zuhörern Wahrheiten vorträgt, die demonſtriret werden können. Je gründlicher ein Redner einen Satz einſieht, deſto leichter wird es ihm fallen, andere davon zu überreden: hingegen würde es ihm ſchwer ſeyn, andern eine Meynung beyzubringen, die er ſelbſt nur obenhin unterſuchet hätte, und davon er ſelbſt noch nicht überredet wäre. Unſere Meynung geht nur dahin, daß er ſich in ſeinem Vortrage nicht der allergrößeſten Schärfe im Erklären und Beweiſen bedienen ſoll, die von den Weltweiſen gefodert wird: geſetzt, daß ſeine vorhabende Materie ſolches zuließe, und er ſelbſt die beſte Fähigkeit dazu hätte. Solche ſtarke Speiſe ſchicket ſich für die gemeine Art der Zuhörer nicht. Dieſe haben ſo viel Aufmerkſamkeit, Geduld und Fertigkeit im Schließen nicht, als ein Schüler der höhern Wiſſenſchaften haben muß. Er würde alſo entweder nichts von dem allen verſtehen, was man ihm ſagete; oder gar nicht einmal zuhören. Der Redner muß ſich von ſeiner Höhe ein wenig herunter laſſen, und auch von gelehrten Dingen ohne alle Kunſtwörter, und, ſo viel möglich in der gemeinen Sprache reden, die ein jeder verſteht. Er muß in ſeinen Beweiſen nur bis auf Sätze zurück gehen, die ein jeder einräumet, ob ſie gleich noch weiter erwieſen werden könnten. Er muß endlich nicht gar zu viel Vernunftſchlüſſe hintereinander machen; als wodurch er den Verſtand ſeiner Zuhörer nur abmatten und überhäufen würde.

XII. §.

Aus dem bisherigen wird es sich nun auch unschwer begreifen lassen, warum ich gesaget habe, daß die Beredsamkeit eine Geschicklichkeit sey, seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden. Es versteht sich nunmehr nämlich, daß man Einfältigen, zum Vortheile der Irrthümer, zwar auch durch die falsche Beredsamkeit, ein Blendwerk vormachen könne: aber daß für die wahre Beredsamkeit hauptsächlich alle Arten der Wahrheiten gehören. Hier ist in der That nichts ausgeschlossen, was nur einiger maßen von Wichtigkeit ist, und den Fleiß eines Redners verdienet. Es verdienet aber denselben ein jeder Satz, davon er seine Zuhörer gern überreden möchte; weil es ihnen nützlich und nöthig, auch dem gemeinen Besten zuträglich ist, davon überredet zu seyn. Dahin gehören also alte und neue, theoretische und praktische, dogmatische und historische Wahrheiten; mit einem Worte, alles, wovon sich ein wahrscheinlicher Beweis führen läßt. Die Regeln, welche die Redekunst davon giebt, sind allgemein, und schicken sich auf alles, was eine Wahrheit ist, und andern vorgetragen werden soll, um sie davon zu überreden. Es wäre also vergeblich, wenn man die Redekunst nach den Materien abtheilen wollee. Die Zuhörer sind allezeit Menschen, die Verstand und Sinne, einen Willen und Begierden haben. Hieraus müssen also auch einerley allgemeine Regeln fließen, die man in allen Reden beobachten muß, wenn man die Absicht der Ueberredung glücklich erreichen will.

XIII. §.

Soll aber die Redekunst, wie gleich anfangs gedacht worden, eine vernünftige Anweisung zur Beredsamkeit seyn; so muß dieselbe nicht in gewissen willkührlich angenommenen Regeln bestehen; sondern auf die Natur des Menschen gegründet, und aus der Absicht des Redners hergeleitet werden. Nichts ist in Wissenschaften und freyen Künsten vernünftig, als was auf gute Gründe gebauet ist. Diese sind aber nicht die Meynungen und Zeugnisse großer

Leute;

Leute; nicht die Exempel derer, die hier oder dort für Redner gehalten werden; nicht das Neue oder das Alte, in ſo weit es neu oder alt iſt: ſondern die unveränderliche Natur des Menſchen, als mit welchem ein Redner zu thun hat. Ein Bildſchnitzer geht anders zu Werke, wenn er ein hölzernes, als wenn er ein ſteinernes Bild verfertigen will: ſein Gegenſtand und ſeine Materie ſchreiben ihm die Regeln vor, darnach er ſich richtet. Was würde er ſagen, wenn man ihm eine neue Methode angeben wollte, das Holz in die Länge zu ſägen, und in die Queere zu ſpalten? So iſt es in der Redekunſt gleichfalls. Man muß die Vernunftlehre und die Sittenlehre zu Hülfe nehmen, und den Verſtand und Willen des Menſchen kennen lernen. Wer dieſes nicht thut, der kann weder gute Regeln der Beredſamkeit vorſchreiben, noch die vorgeſchriebenen recht glücklich beobachten. Alle neue ausgekünſtelte Methoden taugen nichts, wenn ſie von dieſer Richtſchnur abweichen. Auch die Alten werden von uns nur darum zu Lehrern und Muſtern angeprieſen, weil ſie ihre Regeln und Exempel nach dieſer Vorſchrift eingerichtet haben. Ihr Anſehen ſoll alſo unſern Regeln keine Kraft geben: ſondern ihr Beyfall ſoll uns nur, wider den Vorwurf der Neuerung, zur Rechtfertigung dienen.

XIV. §.

Indeſſen rathe ich einem jeden, der dieſe meine Redekunſt leſen wird, mit meiner Anleitung nicht ſchlechterdings zufrieden zu ſeyn. Ich bin ſo neidiſch nicht, daß ich andern die Quellen misgönnen ſollte, daraus ich ſelbſt meinen Durſt gelöſchet habe. Man leſe alſo des großen Weltweiſen Ariſtoteles rhetoriſche Bücher, ſowohl die er an den Theodektes, als an Alexandern den großen, geſchrieben hat. Iſt man der franzöſiſchen Sprache kundig, ſo kann man die Ueberſetzung der erſten, die Caſſandre uns geliefert hat, ſo lange brauchen, bis uns jemand eine deutſche liefern wird. Man nehme unter den andern griechiſchen Lehrern der Beredſamkeit auch den Longin dazu, der in ſeinem Buche vom Erhabenen, wenigſtens im Abſehen auf die Schreibart, ſehr nützlich zu gebrauchen

chen ist. Auch Lucian ist in den oben angeführten Stellen, und sonst hin und wieder, mit Nutzen zu lesen. Von den Lateinern aber ist Cicero in allen seinen rhetorischen Schriften, die ich nicht alle erzählen mag, der vollkommenste Lehrmeister der Redekunst. Man muß sie alle mit Fleiß lesen, wenn man sich recht fest setzen, und die große Einsicht dieses Mannes vollkommen kennen lernen will. Auch das Gespräch von den Rednern, oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, muß man zu Hülfe nehmen, wenn man sich einen rechten Begriff von der alten Beredsamkeit machen will: weswegen ich es auch diesem Werke, an statt einer Einleitung, vorgesetzet habe. Endlich lese man auch den Quintilian; wo nicht ganz, doch wenigstens die ersten und letzten Bücher desselben: als worinn das meiste, auch zu unsern Zeiten noch, brauchbar ist; da hingegen die mittlern sich mehr auf die gerichtliche Beredsamkeit der Alten beziehen.

XV. §.

Auch von neuern Anleitungen zur Redekunst etwas zu gedenken: so muß ich einige Franzosen in diesem Stücke rühmen, und zwar lauter solche, die ich selbst gelesen, und den Regeln der Alten gemäß befunden habe. Darunter ist nun der Jesuit Rapin einer der besten, der nicht nur von der Beredsamkeit, sondern auch von der Dichtkunst, Historie und Philosophie die vernünftigen Gedanken ans Licht gestellet hat. Auch seine Vergleichung (comparaison) Ciceros und Demosthens ist hier mit Nutzen nachzulesen. Nächst diesem muß ich den obgedachten P. Lami und seine Art de parler loben. Eines Ungenannten Tractat, de la Rhetorique selon les preceptes d'Aristote, de Ciceron et de Quintilien etc. die zu Paris 1728. in 8. heraus gekommen, ist auch sehr zu loben. Fenelons Gespräche von der Beredsamkeit sind überaus schön, und die Reflexions sur l'Eloquence, die man außer denselben hat, sind auch nicht ohne Vortheil zu gebrauchen. In Rollins obangeführtem ausbündigen Werke, wie man die schönen Künste und Wissenschaften lernen kann, handelt ein ganzer Band auf eine sehr gründliche Art von der Redekunst.

Wo

Wo bleiben nun noch einige kleinere Schriften, die auch dahin gehören? Z. E. des P. Bouhours Maniere de bien penſer dans les Ouvrages d'eſprit; des Herrn Furetiere Nouvelle allegorique de la guerre, dernierement arrivée dans le Royaume de l'Eloquence; des Herrn le Faucheur Tractat, de l'Action de l'Orateur, den einige dem berühmten Conrard zuſchreiben; ein andres kleines Werkchen, unter dem Titel: Methode nouvelle pour bien animer un diſcours; und endlich eine kleine Rhetorik, L'eloquence du Tems, die einem Frauenzimmer zu gut geſchrieben worden? Man ſehe auch in der deutſchen Geſellſchaft eigenen Schriften und Ueberſetzungen I. Theil, a. d. 420. S. das von Hrn. Prof. Mayen überſetzte Werkchen, der Redner genannt.

XVI. §.

Von deutſchen Rhetoriken kann ich unter denen, deren Verfaſſer bereits todt ſind, keine einzige loben, als Philipp Melanchthons ſeine; und Prof. Polykarp Müllers. Von den übrigen habe ich ſchon oben meine Gedanken geſaget. Von Anleitungen itztlebender Gelehrten zur Redekunſt hätte ich zwar verſchiedene Lobſprüche zu ſagen: wenn ich es nach meiner obigen Regel thun dörfte. Ich würde nämlich zum Theile für einen Schmäuchler angeſehen werden: zum Theile aber würde ich auch diejenigen erzürnen, von denen ich nichts ſagen möchte; und ein bloßes Stillſchweigen würde ſchon die Kraft eines Tadels haben. Weil es alſo das Anſehen bekömmt, als ob ich dieſe meine Redekunſt ganz allein für etwas gutes ausgäbe: ſo geſtehe ich es ſelbſt, daß alles Gute, was ſie in ſich hält, nicht aus meinem Kopfe entſprungen, ſondern von den Alten, und nächſt ihnen, von den itzterwähnten Ausländern entlehnet iſt. Dieſen habe ich alle meine rhetoriſche Wiſſenſchaft zu danken: und wer ihre Schriften ſelbſt leſen will, der kann mein Buch entbehren. Daß ich aber nicht bey allen §. §. die Stellen aus ihnen anführe; das kömmt theils daher, weil ich keine Sammlungsbücher habe, darinn ich die zu meinen Regeln gehörigen Zeugniſſe gleich finden könnte; theils weil ich überhaupt kein Freund von ſolchem

Mischmasche aus allen Sprachen und Zungen bin. Ich habe auch alle gemeldte Bücher mit solchem Fleiße gelesen, und, bey meinen vieljährigen oratorischen Lectionen, über meinen Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunst, so viel darüber nachgedacht, daß mir alles darinn so eigen geworden ist, als ob ichs selbst erfunden hätte. Wem daran gelegen ist, der kann sich die ähnlichen Stellen aus den Alten selbst anmerken, und am Rande hinzuschreiben, wo sie stehen sollen: wie ich denn auch bey der akademischen Redekunst sehr viele angeführet habe und hier mittheilen will.

Das II. Hauptstück.

Von dem Charactere eines Redners, und von denen ihm dienlichen Vorbereitungen.

I. §.

Durch einen Redner verstehe ich einen gelehrten und rechtschaffenen Mann, der die wahre Beredsamkeit besitzt. Ich schließe also aus der Zahl der Redner die Sophisten und alle Schwätzer aus, die entweder eine falsche Beredsamkeit besitzen; oder nur viele Worte machen, aber keinen Menschen dadurch überreden, vielweniger jemanden bewegen, etwas zu thun oder zu lassen. Man nenne also dergleichen Leute Windmacher, Plauderer, oder wie man will: genug, daß sie den Namen der Redner nicht verdienen. Wollte man aber diese Benennung in einer so allgemeinen Bedeutung nehmen, daß alle, die sich ihrer Zunge mit einer gewissen Fertigkeit zu bedienen wissen, dieselbe bekämen; wie man etwa einen jeden Schmierer einen Maler, oder jeden Reimschmied einen Poeten zu nennen pflegt: so wird dieses ein bloßer Misbrauch seyn; dem man nicht anders, als durch einen vielfältigen Unterscheid, unter großen, mittelmäßigen und schlechten Rednern, wird abhelfen können.

Wei-

Weiter schließe ich auch von dem Namen eines Redners alle bloße Stilisten aus, die zwar in dogmatischer, historischer und epistolischer Schreibart, ihre Gedanken sehr geschickt zu entwerfen wissen; aber dessen ungeachtet keines von denen Stücken in ihrer Gewalt haben, welche ich oben zur Beredsamkeit erfoderte. Doch behaupte ich deswegen nicht, daß ein Redner sich ohne eine schöne Art des Ausdruckes behelfen könne oder solle. Nein, er brauchet auch dieselbe wohl, zu Beförderung seiner Absicht: aber das Hauptwerk ist sie nicht. Die Beredsamkeit begreift zwar die Wohlredenheit in sich, aber nicht umgekehrt.

II. §.

Ich habe gesaget, ein Redner sey ein gelehrter Mann; und dadurch behaupte ich: daß kein Ungelehrter ein Redner seyn könne. Man wird mir dieses leicht zugeben, wenn man erwägen will, was für eine weitläuftige Wissenschaft zur wahren Beredsamkeit gehöret. Ein Redner muß von allerley vorkommenden Dingen so zu reden vermögend seyn, daß er sich Beyfall erwirbt, und auch diejenigen zu seiner Meynung bringet, die ihr vorhin zuwider waren. Dazu gehöret nun sehr viel: denn fürs erste muß er selbst die Sache, davon er redet, vollkommen innen haben; ja sie besser, als seiner Zuhörer, einsehen. Nun laufen aber die meisten Materien der gewöhnlichen Reden, in eine von den so genannten vier Facultäten, oder doch in eine von den freyen Künsten. Alle diese aber gehören zur Gelehrsamkeit: und wer sie versteht, der ist ein Gelehrter. Zwar wollen wir auch einigen Unstudirten es gar gern einräumen, daß sie in gewissen Dingen, die zu ihrer Lebensart gehören, eine ziemliche Geschicklichkeit und Fertigkeit im Reden besitzen: allein das ist eine bloße Wohlredenheit; dazu eine natürliche Lebhaftigkeit des Geistes, ein Reichthum in Worten und Gedanken, und ein öfterer Umgang mit Leuten schon zulanget. Gesetzt aber, daß einige unter den so genannten Unstudirten, das ist, Leuten, die kein Latein können, zuweilen weit mehr durch ihr Reden ausrichteten, und wohl gar ihre Zuhörer überreden, er-

hitzen und zu gewissen Dingen aufbringen könnten: so würde ich ihnen sogleich unter den Gelehrten einen Platz einräumen. Denn nothwendig müssen Personen von dieser Geschicklichkeit mehr wissen, als der gemeine natürliche Verstand einem jeden geben kann. Sie müssen entweder im französischen und in andern heutigen Sprachen; oder wenigstens in ihrer Muttersprache ein vieles gelesen haben, welches ihnen zu einer solchen Stärke im Reden behülflich gewesen. Das Erkenntniß der Sachen nämlich, nicht aber der Sprachen, machet gelehrt: und selbst die griechischen Redner sind ja bloß in ihrer Muttersprache zu aller der Wissenschaft gelanget, die sie zu ihrer Kunst nöthig gehabt haben.

III. §.

Zum andern aber muß ein Redner nothwendig den Verstand und Willen seiner Zuhörer kennen, und auf die gehörige Art anzugreifen wissen. Jener soll überredet, dieser aber gelenket werden: wie wird nun ein Mensch dazu vermögend seyn, der sich die Kräfte der Seelen gar nicht bekannt gemachet hat; der die Quellen der Vorurtheile nicht entdecken; die irrigen Meynungen nicht in ihren Wurzeln ausforschen; die heimlichen Triebfedern der Begierden nicht auskundschaften, und die neuen Bewegungsgründe seinen Zuhörern nicht recht ans Herz legen kann? Daher gehöret denn hauptsächlich die Vernunft- und Sittenlehre für einen Redner: und da beyde in der Psychologie, oder der Lehre von der menschlichen Seele ihren Grund haben: so gehöret auch hauptsächlich diese dazu. Ein wildes Pferd kann man unmöglich recht regieren, wenn man seine Tücke nicht kennet. Kein Gleichniß ist geschickter, den Zustand einer Menge Volkes, die einem Redner zuhöret; und die Pflicht eines Redners zu entwerfen. An Gewalt ist ein muthiger Gaul seinem Reiter weit überlegen: es kömmt bloß auf die Art und Geschicklichkeit an, womit dieser sich zum Herrn darüber machen muß. Gleichergestalt hat auch ein Redner nichts zu befehlen. Keiner von seinen Zuhörern ist so schlecht, der ihm nicht den Gehor-

sam

ſam verſagen würde, wenn er es ſo anfangen wollte: aber durch Glimpf und vernünftige Vorſtellungen, läßt ſich das wildeſte Herz gewinnen. Dazu gehöret nun Einſicht in den Verſtand und Willen des Menſchen; das iſt, eine gute Vernunft und Sittenlehre*.

IV. §.

Ich könnte von dieſer Nothwendigkeit, die Philoſophie zu verſtehen, aus Ciceros Schriften noch ein vieles ſagen. Ich könnte den Demoſthen, als einen fleißigen Schüler Platons zum Muſter darſtellen. Ich könnte auch den Perikles noch dazu anführen, welchen Sokrates, in dem Phädrus des Plato, nur deswegen allen übrigen Rednern ſeiner Zeit vorgezogen: weil er den Anaxagoras fleißig gehöret hatte; der doch ein bloßer Naturkundiger war. Hatte nun auch das phyſikaliſche Erkenntniß eines Redners ſo viel Einfluß in ſeine Beredſamkeit: was wird nicht dasjenige, was wir ihm aus der Weltweisheit als nöthig angeprieſen haben, ſeinen unbeſchreiblichen Nutzen überall zeigen? Ich könnte ferner nach dieſen Vorgängern ſagen: daß man in einer Rede weder deutliche Erklärungen, noch gründliche Beweiſe, die doch zur Ueberredung unentbehrlich ſind, ohne die Philoſophie geben könne; ja daß man von den Pflichten und Handlungen der Menſchen, von Tugenden und Laſtern, und tauſend andern Dingen, die unaufhörlich vorkommen, nichts rechtes würde ſagen können, wenn man die Weltweisheit nicht inne hätte. Allein ich muß dieſes nur kürzlich faſſen, um auch den Quintilian noch zum Zeugen anzuführen. Die-

* Cicero in ſeinem Brutus c. VI. ſaget: Dicere bene nemo poteſt, niſi qui prudenter intelligit: quare qui eloquentiæ veræ dat operam, dat prudentiæ. Und in dem III. Capitel ſeines Redners an den Brutus ſchreibt er: Fateor me oratorem, ſi modo ſim, aut etiam quicumque ſim, non ex rhetorum officinis, ſed ex Academiæ ſpatiis exſtitiſſe. Bald darauf aber machet er den Schluß: Poſitum ſit igitur in primis, quod poſt magis intelligetur; ſine Philoſophia non poſſe effici, quem quærimus, eloquentem.

Dieſer erzürnet ſich in ſeiner Vorrede recht, das man die Lehren der Weisheit von der Beredſamkeit getrennet, und zwo ganz beſondere Wiſſenſchaften daraus gemachet. Er behauptet: von rechtswegen ſollten der weiſe Mann und der Redner allezeit in einer Perſon beyſammen ſeyn: und ſo wäre es auch vorzeiten geweſen. Bloß aus Faulheit hätte man hernach beydes von einander geriſſen; und zwar dazumal, als die Zungen der Redner angefangen, feil zu ſtehen. Denn da hätten die Böſen ſich der Beredſamkeit, zu Vertheidigung ſchlimmer Sachen, gemisbrauchet, und die guten Sitten ganz verlaſſen. Endlich ſchließt er ſo: ein Redner ſolle ein ſolcher Mann ſeyn, der mit Recht ein Weiſer heißen könne; und der ſo wohl an guten Sitten, als an Wiſſenſchaft und Beredſamkeit, vollkommen ſey *.

V. §.

Von den übrigen Künſten und Wiſſenſchaften, ſind die beyden angeführten Meiſter der Redekunſt gleichfalls der Meynung, daß ein Redner ſie nicht entbehren könne. Sie wollen, er ſolle die Alterthümer und Geſchichte, die Rechtsgelehrſamkeit, die Mathematik, die Muſik, die Malerkunſt, ja faſt alles übrige verſtehen, was der menſchliche Witz nur erfunden hat. Allein man muß dieſes nicht ſo ſchlechterdings annehmen. Die Wiſſenſchaft vieler Dinge iſt allerdings einem Redner ſehr zuträglich. Je weitläuftiger ſein Erkenntniß iſt, deſto beſſer und ausführlicher wird er von tauſend Dingen reden können. Alle Wiſſenſchaften haben eine gewiſſe Verbindung mit einander: ſo gar, daß man keine vollkommen verſtehen kann, wenn man von den andern gar nichts weis. Ja wenn man von einer gewiſſen Materie noch ſo geſchickt zu reden weis, und von den andern Dingen gar nichts verſteht: ſo kann man oft ſehr lächerliche Fehler begehen, die einen Redner in Verachtung bringen. Geſetzt alſo, daß man nur ein geiſtlicher, oder politiſcher, oder juriſtiſcher,

* Sit igitur orator vir talis, qualis vere ſapiens appellari poſſit; nec moribus modo perfectus, ſed etiam ſcientia, et omni facultate dicendi.

ſcher, oder ein Schulredner werden wollte: ſo würden einen doch die übrigen Gattungen des Erkenntniſſes, theils vor Fehlern bewahren, theils zieren, theils in ein gewiſſes Anſehen ſetzen; welches allerdings zur Ueberredung auch etwas beyträgt. Denn einem Manne, den man für ſehr gelehrt hält, giebt man viel eher Beyfall, als einem ſolchen, der in den meiſten Arten des Erkenntniſſes für ganz unwiſſend gehalten wird. Wir rathen es alſo gleichfalls einem jeden, der ein Redner zu werden gedenket, keine freye Kunſt, keine Wiſſenſchaft für unnöthig und unnützlich zu halten. Man muß ſich außer ſeiner Hauptſache, ſo viele Dinge bekannt machen, als nur möglich iſt: damit man in allen Gattungen des Erkenntniſſes, wo nicht für geſchickt, doch nicht für ungeſchickt gehalten werde.

VI. §.

Ich habe ferner oben geſaget: ein Redner müſſe auch ein rechtſchaffener Mann ſeyn; und dieſes geht auf ſeinen Willen, oder auf ſeine Sitten. Auch dieſes haben die Alten, ſonderlich Cicero und Quintilian von ihm gefodert. Der letztere ſchreibt dieſes ausdrücklich*, und beweiſt dieſe Eigenſchaft hauptſächlich daher; weil ein boshafter Mann, der dabey beredt wäre, dem gemeinen Weſen höchſt ſchädlich ſeyn würde. Er ſetzet hinzu, daß alle ſeine Mühe, die er, einen zum Redner zu machen, angewandt, ſehr übel angewandt ſeyn würde: wenn er zum Verderben des menſchlichen Geſchlechts, nicht einen Soldaten, ſondern einen Mörder mit den Waffen der Beredſamkeit ausgerüſtet hätte. Ja er hält dafür, es wäre beſſer geweſen, daß der Menſch ſtumm gebohren würde; als daß er dieſe Gabe des Himmels zum Schaden des gemeinen Weſens anwenden ſollte. Der Beweis iſt gut, aber er geht noch weiter, und zeiget: daß man nicht einmal ein Redner werden könne, wenn man nicht ein rechtſchaff-

* Siehe Inſtit. Orat. XI. B. I. Cap. Sit ergo nobis Orator, quem inſtituimus, is, qui a M. Cicerone finitur, *vir bonus*, dicendi peritus.

ſchaffener Mann iſt *. Denn da ein Redner Verſtand und Klugheit beſitzen müſſe: ſo könne derjenige ja unmöglich Verſtand haben, der aus freyer Wahl das Böſe dem Guten vorzieht; noch auch derjenige Klugheit beſitzen, der ſich muthwillig, entweder den Strafen der Oberkeit, oder doch den Foltern eines böſen Gewiſſens ausſetzet. Hernach würde ja ein Boshafter allezeit, ſo wohl von den Weltweiſen, als von dem Pöbel, für einen Thoren gehalten. Weil nun ein Thor unmöglich ein guter Redner ſeyn kann: ſo könne es auch ein Boshafter unmöglich werden.

VII. §.

Man kann noch verſchiedene Betrachtungen hinzuſetzen, dieſes deſto wahrſcheinlicher zu machen. An einem Redner muß alles etwas zur Ueberredung beytragen; folglich auch ſeine Gemüthsart, und ſein Wandel. Man iſt ohne Zweifel viel geneigter, einem rechtſchaffenen, tugendhaften Manne, in dem, was er vorbringet, Beyfall zu geben; als einem gottloſen, ungerechten, boshaften und leichtfertigen Menſchen. Wer es mit niemanden gut meynet, der findet keinen Glauben. Ein jeder iſt mistrauiſch gegen ihn: denn man vermuthet einen Betrug, auch wenn er ſich am redlichſten ſtellet. Ein jeder fürchtet, er möchte etwa aus Eigennutz, oder andern böſen Abſichten die Sachen verdrehen. Hergegen wenn man den Redner für einen ehrlichen und redlichen Mann hält: ſo glaubet man ihm oft auf ſein bloßes Wort. Man kennet ſeine Liebe zur Wahrheit und Tugend, und dieſe gute Meynung giebt allen ſeinen Sätzen einen Nachdruck. Ein ſolcher Redner war in Rom M. Porcius Cato. Wenn er jemands Vertheidigung übernahm: ſo war der Proceß ſchon halb gewonnen, ehe er noch zu reden anfing. Seine ſtrenge Tugend überredete einen jeden, daß er die Sache nicht vertheidigen würde, wenn ſie nicht gerecht wäre. Cicero empfand dieſes einmal, als er eine Sache wider ihn zu führen hatte.

* Longius tendit hoc judicium meum. Neque enim tantum id dico, eum, qui ſit Orator, virum bonum eſſe oportere: ſed neſuturum quidem Oratorem, niſi virum bonum.

hatte. Er mußte daher nicht nur wider die Gründe der Gegenpartey; sondern auch wider das Ansehen ihres Vertheidigers, Catons streiten. Er mußte eine Abschilderung der stoischen Philosophie machen, und dadurch Catons Tugend als gar zu rauhe und strenge vorstellen, um dadurch seine Anklage in etwas verdächtig zu machen. Aus dem allen erhellet, daß allerdings ein Redner ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse; wenn er seinen Zweck, die Ueberredung der Zuhörer mit leichter Mühe erhalten will. Die Einwürfe, die darwider gemacht werden können, habe ich in einer eigenen Rede widerleget, die man in der Sammlung derselben nachschlagen kann.

VIII. §.

Nachdem wir den Character eines Redners nach seinem Verstande und Willen beschrieben haben: so müssen wir ihn auch nach seinen übrigen Gemüthskräften und natürlichen Gaben abschildern, die er besitzen muß, wenn er nur etwas mehr als ein mittelmäßiger Redner werden will. Es gehöret aber fürs erste zu einem Redner eine große **Scharfsinnigkeit**. Diese ist eine Fertigkeit, viel an einem Dinge wahrzunehmen, und sich also von jeder vorkommenden Sache, in der Geschwindigkeit einen deutlichen Begriff zu machen. Man nennet diese Gabe sonst einen hurtigen und fähigen, auch wohl einen aufgeweckten und muntern Kopf; jenes in eigentlichem, dieses in verblümtem Verstande: uud nichts ist einem Redner nöthiger, als dieses. Ein langsamer und schläfriger Mensch schicket sich zu nichts weniger, als zur Beredsamkeit. Ein Redner muß auf alles Achtung geben, was bey einer jeden Sache, in allerley Umständen, bey allerley Zuhörern, zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, zu seinem Vortheile, oder zu seinem Nachtheile dienen kann. Die Anzahl aller dieser Dinge ist oft sehr groß: und wenn er zu jedem davon viel Zeit brauchete; so würde er langsam fertig werden. Vielmals kann er auch nicht alle Dinge und Umstände vorher sehen, und muß mitten im Reden allererst einen Schluß fassen, was er sagen will: wie P. Gisbert, (s. Eloquence chretienne) vom heiligen

Au-

Augustin ein solch Exempel anführt. Folglich ist es denn nothwendig, daß ein Redner viel Scharfsinnigkeit besitzen muß; als die ihn allein fähig machet, auf tausenderley Dinge so aufmerksam zu seyn.

IX. §.

Nächst dieser, muß er auch eine starke **Einbildungskraft**, und einen lebhaften **Witz** besitzen. Dieser ist eine Fertigkeit, die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen, wenn sie gleich so merklich nicht wären: jene aber ist eine Fähigkeit, die vergangenen und vormaligen Bilder der Dinge, sich wiederum als gegenwärtig vorzustellen, so bald man im geringsten darzu veranlasset wird. Der Nutzen des Witzes zeiget sich nicht nur in der Erfindung schöner Gleichnisse, als die mit den verglichenen Sachen allemal eine Aehnlichkeit haben müssen; sondern auch in den verblümten Redensarten, als in welchen mehrentheils gewisse Gleichnisse liegen. Doch ist der Witz sonderlich zu den sogenannten guten Einfällen nöthig, die vermöge der Einbildungskraft durch Veranlassung der gegenwärtigen Dinge, hervor gebracht worden. Denn diese geht allezeit auf die Aehnlichkeiten der Dinge, der Begriffe, der Wörter, der Eigenschaften, Zufälligkeiten und Wirkungen. Ja es ist zuweilen genug, daß wir an gewisse Sachen nur einmal zu gleicher Zeit gedacht haben; wenn wir bey Gelegenheit des einen, wieder auf das andere kommen, und uns dasselbe vorstellen wollen. Dadurch fällt nun einem witzigen Kopfe tausenderley ein, daran ein anderer nicht denket. Jemehr ein solcher schon jemals nachgedacht, erfahren oder gelernet hat; desto mehr Einfälle hat er auch, bey jedem vorkommenden Dinge. Ja durch die verschiedene Verbindung der Begriffe, bringt er oft ganz neue Bilder hervor, daran noch niemand gedacht hat; die aber allemal gut sind, wenn sie nur die Prüfung einer guten Urtheilskraft überstehen können. Diese Gemüthskräfte nun machen es, daß ein Redner den Vorwurf der Magerkeit und Trockenheit in seiner Schreibart vermeiden, ja auch im äußerlichen alles durch einen muntern Vortrag beleben kann.

X. §.

X. §.

Endlich gehört zu einem guten Redner auch ein gutes und getreues Gedächtniß. Dieſes gründet ſich zwar auf eine gute Einbildungskraft; äußert aber ſeinen Nutzen noch auf beſondere Art. Was würde es einem Redner helfen, wenn er noch ſo ſorgfältig alles überleget hätte, wodurch er ſeine Zuhörer überreden kann: wenn er ſelbiges nicht behalten, und zu rechter Zeit hervor geben könnte? Auch an der Ordnung der Beweisgründe und Sätze iſt viel gelegen: aber auch dieſe muß uns das Gedächtniß anweiſen, wenn wir im Reden nicht irre werden wollen. Mit den Ausdrückungen, die man mit Fleiß ausgeſonnen hat, gewiſſe Gedanken lebhafter und nachdrücklicher vorzubringen, hat es eben die Bewandniß. Es iſt alſo in allen dieſen Abſichten höchſtnöthig, daß ein Redner ein ſtarkes Gedächtniß habe. Wir wollen damit nicht behaupten, als ob ein Redner allezeit ſeine Reden von Wort zu Wort auswendig lernen müßte. Dieſes iſt nur Anfängern nöthig, die ſich noch nicht ſo viel zutrauen können, daß ſie allezeit an Sachen und Worten einen genugſamen Zufluß haben würden, um nicht gar ſtecken zu bleiben; oder doch elendes Zeug zu plaudern. Wir wollen nur ſagen: daß ein Redner die Vorbereitung zu ſeinen Reden nicht ganz vergeblich anſtelle, daß er nicht das Beſte vergeſſe, das Nöthigſte auslaſſe, das Hinterſte zuförderſt vorbringe; dazu ſey ein gutes Gedächtniß vonnöthen. Denn je beſſer dieſes iſt, deſto weniger wird er irre werden; deſto unerſchrockener und herzhafter wird er in ſeinem Vortrage ſeyn: indem er nicht beſorgen darf, daß er anſtoßen oder ſtecken bleiben möchte.

XI. §.

Doch kömmt es bey dieſer Herzhaftigkeit eines Redners, auch nicht allein auf das Gedächtniß an. Es gehöret darzu, als eine neue Eigenſchaft eines guten Redners, auch ein unerſchrockenes Gemüth. Dieſes giebt theils das Naturell einem Menſchen, theils aber kömmt es von der Auferziehung und von dem Umgange mit Leuten her. Nichts iſt nämlich einem Redner ſo unanſtändig und hinderlich, als die Blödig-

keit und Furchtſamkeit des Gemüthes. Die von Natur mit dieſer Schwachheit behaftet ſind, ſchicken ſich gar nicht zur Beredſamkeit. Sie ſind viel zu kleinmüthig, ſich in eine ſolche Gefahr zu wagen: wo man zwar viel Ehre, aber auch viel Schande einlegen kann. Oft kömmt aber die Blödigkeit bey jungen Leuten, nur aus der einſamen Lebensart, darinnen man ſie erzieht; oder ſie entſteht aus der Ehrliebe, die in ihnen ſteckt, und die ſie nicht herzhaft werden läßt, ſo lange ſie ſich ſelbſt noch nicht viel zutrauen. Dieſe beyden Hinderniſſe zu heben, muß man junge Knaben in öffentlichen Schulen unterrichten laſſen; damit ſie es gewöhnet werden, unter vielen Zuhörern aufzutreten und etwas laut herzuſagen; auch durch die Vergleichung ihrer Geſchicklichkeit mit andern Ungeſchickten, eine gewiſſe Zuverſicht zu ſich ſelbſt bekommen mögen. Könnte man aber dazu kein Mittel finden: ſo muß man theils die Knaben, von Jugend auf, unter viele Leute bringen, daß ſie in dem Umgange mit andern die Blödigkeit ablegen lernen; theils muß man ſie, durch das Lob ihres Wohlverhaltens und ihrer bereits erlangten Gelehrſamkeit, zu einigem Vertrauen auf ſich ſelbſt bringen: bis ſich endlich, mit wirklich anwachſender Geſchicklichkeit, auch die Herzhaftigkeit einfindet.

XII. §.

Und das wären nun die Gemüthseigenſchaften, die ein Redner in hohem, oder doch ziemlichem Grade beſitzen muß, wenn er etwas rechtes in ſeiner Kunſt leiſten will. Im Abſehen auf den Leib, muß er eine wohlgebildete Geſtalt haben. Es muß kein Fehler an ſeinem Körper ſeyn, der in die Augen fällt; das iſt, er muß weder lahm, noch höckericht, weder blind, noch einäugicht, noch ſo ſehr ſchielend ſeyn, daß man ſolches in der Ferne merken könnte. Hat er aber außer dem allen, auch eine anſehnliche Länge, und eine angenehme Geſichtsbildung: ſo iſt es deſto beſſer für ihn. Alcibiades iſt die ſchönſte Mannsperſon ſeiner Zeit in Athen geweſen; und darum hat er mit ſeinen Reden ſo viel Beyfall gefunden. Wohlgebildete Leute ſieht man gern an; und wenn ſie reden,

ſo finden ſie viel leichter Gehör und Beyfall, als andere: zumal, wenn ſie auch alles mit anſtändigen Minen, und mit einer ernſthaften Leutſeligkeit vorzubringen wiſſen. Doch ſind die hauptſächlichſten guten Eigenſchaften eines Redners im Aeußerlichen, eine laute und anmuthige Stimme, eine deutliche und zierliche Ausſprache, und eine lebhafte Erhebung und Senkung des Tones in derſelben, die den Sachen, Worten und Gemüthsbewegungen gemäß iſt. Endlich brauchet er auch eine männliche und gravitätiſche Stellung des ganzen Leibes, nebſt den freyen und anſtändigen Bewegungen deſſelben *. Hat nun ein Redner alle dieſe Eigenſchaften beyſammen:

Tum pietate gravem ac meritis, ſi forte virum quem
Conſpexere, ſilent, arrectisque auribus adſtant:
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.

Virg. Aen. I.

XIII. §.

Nun fraget es ſich, wie man junge Leute, die ſich der Beredſamkeit widmen ſollen, auf die geſchickteſte Art zu erziehen, und zu dieſer ſo ſchweren Kunſt recht vorzubereiten habe? Quintilian hat in ſeinem erſten Buche ſehr weitläuftig davon gehandelt: alſo muß auch ich wohl etwas davon gedenken. Fürs erſte alſo, muß man einen jungen Knaben, nicht aus unbedachtſamen Gelübden, ſondern nach genauer Prüfung ſeines Naturells, der Beredſamkeit widmen. Es iſt thöricht, wenn Mütter ihre Leibesfrucht, noch ehe ſie ans Licht gekommen, der Kanzel weihen. Wie kann man es vorherſehen, ob ein ſolcher eingebildeter Samuel auch die gehörige Geſchicklichkeit von Natur dazu haben wird? Es gehöret ja ein geſunder dauerhafter Leib zu einem Redner, den man ſich durch keine Kunſt geben kann; es gehöret auch eine große Fähigkeit der Gemüthskräfte dazu, in deren Austheilung die Natur ſo ver-

* Neque enim refert videre, quid dicendum ſit, niſi id queas ſaluo & ſuaviter dicere. Ne id quidem ſatis eſt, niſi id, quod dicitur, ſit voce, vultu, motuque conditius: ſchreibt Cicero im XXIX. Capitel ſeines Brutus.

271389A

ſchwenderiſch nicht zu ſeyn pflegt. Man muß alſo die erſte Kindheit vorbey laſſen, bis es ſich äußert, was für Gaben ein ſolcher Knabe bekommen hat. Doch muß man dieſer Ungewißheit wegen, gleich in dem erſten und zweyten Jahre, ein Kind nicht aus der Acht laſſen. In dieſen Jahren lernet es die Sprache: und man muß ſorgen, daß es dieſelbe gut und zierlich ausſprechen lerne. Zu dem Ende müſſen die Wärterinnen nicht nur ſelbſt eine gute und deutliche, auch nicht pöbelhafte Ausſprache haben; ſondern auch verhindert werden, daß ſie, aus thörichter Gefälligkeit gegen die Kinder, nicht mit verſtümmelten und abgebrochenen Worten mit ihnen reden mögen *.) Am allerbeſten aber wäre es, wenn ſie, wie die Graccher in Rom, von ihren eigenen Müttern erzogen, und ſo wenig, als es möglich wäre, in den Händen und im Umgange des Geſindes gelaſſen würden. Denn was können ſie von dieſem anders, als eine gemeinere Sprache, viel pöbelhafte Vorurtheile, und böſe Sitten lernen?

XIV. §.

Sind nun die erſten drey Jahre vorbey: ſo iſt es Zeit, daß ein Knabe, der eine gute Fähigkeit an ſich blicken läßt, allmählich zum Leſen angeführet werde. Auch dieſes muß von einem Lehrmeiſter geſchehen, der eine gute Ausſprache hat; und ſonſt mit Kindern ſanftmüthig umzugehen weis **. Sonderlich muß ein ſolcher Achtung geben, daß ein Knabe ſich im Leſen nichts ſingendes, ſtehnendes oder ſtammlendes angewöhne:

* Has primum audiet puer, harum verba effingere imitando conabitur - - - - Et hæc ipſa magis pertinaciter hærent, quæ deteriora ſunt. Nam, bona facile mutantur in peſus: nunc, quando mala in bonum verteris? Non aſſueſcat ergo, ne dum infans quidem eſt, ſermoni, qui dediſcendus eſt. Quint. L. I. c. 1.

** Non alienum fuerit exigere ab his ætatibus, quo ſit abſolutius os. & expreſſior ſermo, ut nomina quædam verſusque affectatæ difficultatis, ex plurimis aſperrime coëuntibus inter ſe ſyllabis catenatos, & velut confragoſos, quam citiſſime volvant. Quint. l. c.

gewöhne: und daher iſt es nicht gut, daß man die Kinder in öffentliche Leſeſchulen gehen läßt. Denn das ſingende Weſen, welches ſie ſich daſelbſt im Leſen angewöhnen, klebet ihnen hernach auch in anwachſenden Jahren ſo ſtark an, daß ſie es nicht wieder los werden können. In dieſen Jahren iſt es auch ſehr gut, wenn man Kinder bey aller Gelegenheit kleine Glückwünſche an ihre Aeltern oder Großältern, Gönner oder andre Angehörige, auswendig lernen läßt, und mit einer gewiſſen Munterkeit herſagen lehret. Außer dem, daß ſie ihr Gedächtniß dadurch üben, ſo lernen ſie auch die Stimme auf eine anſtändige Art erheben und verändern; imgleichen in Stellungen und Bewegungen des Leibes, mit einer gewiſſen Freyheit und Munterkeit auftreten. Damit dieſes letztere deſto beſſer geſchehen könne, muß man ſie auch beyzeiten der Aufſicht eines Tanzmeiſters übergeben. Der muß ihnen zeigen, wie ſie die Füße ſetzen, den Leib gerade führen, den Kopf empor tragen, die Hände bewegen; und in allerley Umſtänden einem jeden, durch geſchickte Beugungen des Leibes, ihre Ehrerbiethung bezeugen ſollen. Wenn Kinder dieſes nicht in der erſten Kindheit lernen, ſo behalten ſie mehrentheils ein hölzernes Weſen an ſich, welches ihnen auch im Reden ſehr übel anſteht.

XV. §.

Wenn ſie nun zu Hauſe deutſch und lateiniſch, auch wohl franzöſiſch leſen gelernet, und irgend das ſechſte oder achte Jahr zurück geleget haben; ſo iſt es gut, daß man ſie in eine wohlbeſtellte öffentliche Schule ſchicket: dafern man nur an dem Orte, wo man iſt, dergleichen hat, oder auch die Koſten daran wenden kann, ſolches in der Fremde zu thun. Ich halte nämlich mit dem Quintilian dafür, daß es beſſer ſey, in Geſellſchaft vieler andern Knaben erzogen zu werden, wo einer den andern übertreffen, aufmuntern und anſpornen kann; als wenn man ganz allein erzogen wird, und alſo weder ſeine eigenen Kräfte recht gegen andre abmeſſen, noch die natürliche Blödigkeit ablegen lernet, die Kindern gemeiniglich ankleber. Ich weis es aus meinem eigenen Exempel, wie ſauer mirs in

dem Falle geworden, die Furchtsamkeit fahren zu lassen, die mir von der einsamen Auferziehung anhieng: welche ich bis zu meinen akademischen Jahren, von einem sehr treuen und sorgfältigen Vater, genossen; dem ich auch seine Mühe und Arbeit niemals werde verdanken können. Doch da wir nicht so wohl einen lateinischen, als einen deutschen Redner auferziehen wollen; die deutsche Sprache aber in den öffentlichen Schulen an wenig Orten getrieben, ja wohl gar von pedantischen Schulmeistern verachtet, und verdammet wird: so muß ein sorgfältiger Vater seinem Sohne, auch neben den öffentlichen Schulen, noch einen besondern Unterricht darinnen geben lassen. Es ist nämlich gut und nöthig, daß man Kindern nebst der lateinischen, auch eine deutsche Grammatik beybringen lasse, wie es die Römer mit dem Lateine zu machen pflegten *. Ferner muß man sie angewöhnen, deutsche Historienbücher zu lesen, und zwar lauter solche, die wohl geschrieben sind. Imgleichen muß man ihnen die Schriften der besten Poeten in die Hände geben, als woraus sie einen großen Reichthum in Worten und Redensarten fassen werden.

XVI. §.

Wenn sie nun bis zum 10ten und 12ten Jahre die lateinischen Autoren verstehen gelernet: so ist es Zeit, daß man sie aus den besten derselben, die kleinen Reden, die darinnen vorkommen, auswendig lernen, und mit einer gehörigen Art hersagen lasse. Denn die Lebhaftigkeit und Munterkeit, die in solchen kleinen Proben der Beredsamkeit bey den Alten angetroffen wird, drücket in das Gemüth der Knaben ein gewisses Bild; darnach sie künftig ihre eigene Sachen beurtheilen können. Man thut auch wohl, wenn man sie diese Reden übersetzen läßt, solche sattsam ausbessert, und sie das Deutsche von neuem auswendig lernen und hersagen läßt: damit sie um so vielmehr sehen mögen, daß sich auch in ihrer Muttersprache der

* Non longe itaque latina subsequi debent, & cito pariter ire. Ita fiet, ut quum NB. *æquali cura linguam utramque* tueri cœperimus, neutra alteri officiat. Quint. I. c. 1.

der Nachdruck und die Schönheit der lateinischen Sprache ausdrücken und erreichen lasse. Man muß aber in der Ausbesserung solcher Uebersetzungen fleißig Acht haben, daß kein latinismus, oder sonst etwas Ungeschicktes in den Redensarten und Wortfügungen mit unterlaufe. Denn wäre dieses, und sie lernten selbiges auswendig: so würden sie sich eben dadurch etwas Falsches ins Gedächtniß drücken, welches hernach schwerlich wieder zu verlernen wäre. Bey dem allen aber ist es auch noch gut, wenn man sie noch immer an Festtagen, und bey andern Gelegenheiten, kleine Reden halten läßt; die sie gleichwohl nicht selbst verfertiget, sondern nur auswendig gelernet haben dörfen.

XVII. §.

Man wird sich vielleicht wundern, warum ich noch nicht anrathe, die Knaben zur Ausarbeitung anzuhalten: allein ich thue es mit gutem Bedachte. Sie sollen nämlich nicht eher selbst etwas aus ihrem Kopfe zu schreiben anfangen, bis sie etwas gelernet haben, das sie schreiben können. Denn aus einem leeren Gehirne, darinn noch weiter nichts, als lateinische oder griechische Redensarten stecken, läßt sich nichts Kluges hervorbringen. Es ist genug, wenn sie erst die Schriften der Redner kennen, und ihre Schönheit wahrnehmen lernen. Man nehme also irgend nach dem 12ten Jahre, auch wohl später, einige Reden Ciceros mit ihnen vor, und lehre die Schüler, selbige nach den Worten und Sachen recht verstehen. Das erstemal, wenn man sie durchgeht, sey man zufrieden, daß sie dieselben dem Wortverstande nach erklären können, und die Alterthümer, so etwa darinn vorkommen, verstehen lernen. Aber zum andernmale, irgend auf der obersten Classe, mache man sie auf die Sachen aufmerksam, die darinnen vorkommen. Man erzähle ihnen die Umstände der Rechtssache, davon in einer solchen Rede gehandelt wird. Man zeige ihnen die Absicht des Redners, und die Mittel, die er dazu zu gelangen ausgedacht und angewandt hat. Man lehre sie die Gründe anmerken, womit er seinen Clienten verfochten, oder den Gegentheil angekla-

get. Man zeige ihnen aber auch die Affecten, die er zu Hülfe genommen, die Ausschweifungen, die Lehrsprüche, die schönen Einfälle, und alles, was zu Gewinnung der Gemüther etwas hat beytragen können. Dabey aber kann man auch auf den beyden obern Classen meine Vorübungen der Beredsamkeit mit ihnen durchgehen, und sie durch allerley kleine Ausarbeitungen geschickt machen, dereinst größere Sachen zu unternehmen.

XVIII. §.

Da nun bey solchen Uebungen und bey zunehmenden Jahren, auch die Urtheilskraft bey jungen Leuten immer reifer wird: so ist es nunmehr auch Zeit, ihnen einen Vorschmack von der Weltweisheit zu geben. Gegen das 15te Jahr ist ohnedem der Kopf zum Nachsinnen schon geschickt, und fähig genug, eine wohlgefaßte Vernunft- und Sittenlehre zu fassen: wenn es nur nicht an Lehrern fehlt, die selbige geschickt vorzutragen wissen. Dieses muß ihnen nun allererst den Kopf aufräumen, und ihnen ein Erkenntniß von vielerley Dingen beybringen. Hier müssen sie von allen vorkommenden Sachen Erklärungen und Beweise machen, Folgerungen daraus herleiten, Urtheile fällen, und Irrthümer widerlegen lernen. Alles dieses sind logische Künste, die aber ein Redner unmöglich entbehren; und die er sonst nirgends, als in der Vernunftlehre, recht lernen kann. Auch die andern philosophischen Wissenschaften, so entfernet sie auch von der Beredsamkeit zu seyn scheinen, muß man junge Leute mit Fleiß treiben lassen. Sie vertreiben die Unwissenheit, vertilgen den Aberglauben, und mancherley gemeine Irrthümer, und setzen einen in den Stand, von allem, was vorkömmt, vernünftig zu denken und zu reden. Doch ist kein Zweifel, daß die Lehre

* Neque vero dialecticis modo sit instructus, (Orator) sed habeat omnes Philosophiæ notos & tractatos locos. Nihil enim de religione, nihil de morte, nihil de pietate, nihil de caritate patriæ, nihil de bonis rebus aut malis, nihil de virtutibus et vitiis, nihil de officio etc. nihil inquam sine ea scientia, quam dixi, graviter, ample & copiose dici & explicari potest. Cic. in Or. c. 16. 34.

Lehre von der Seele und die ganze praktiſche Philoſophie, zumal nach der heutigen wolfiſchen Lehrart, einem künftigen Redner die allervortrefflichſten Dienſte thun muß *. Vor allen andern aber wird ein geiſtlicher Redner ſolche Vortheile daraus ziehen können, die ihm kein andres Buch ſo leicht verſchaffen wird.

XIX. §.

Wenn nun ein junger Menſch, bey ſolchen Uebungen in der Weltweisheit, auch in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, davon ich keine ausnehme, das Seinige gethan; dabey aber allezeit in ſeiner Mutterſprache die beſten Schriften, die ihrer Schönheit und Reinigkeit halber bekannt ſind, geleſen; ſich ſelbſt auch im Ueberſetzen aus andern Sprachen in die deutſche fleißig geübet hat: ſo kann er denn endlich auch einen tüchtigen Schüler der Redekunſt abgeben. Wenn er alſo, nach vorhergegangenen ſattſamen Vorbereitungen, in ſeinem 18ten Jahre dazu ſchreitet, ſo hat er noch nichts verſäumet. Ja wenn es ihm in jungen Jahren mit dem allen nicht gelungen wäre, ſo käme er auch im 20ſten nicht zu ſpät. Geſetzt aber, daß mancher wohl erſt in dieſen Jahren auf hohe Schulen zöge, und ſich daſelbſt erſt ein Paar Jahre mit philoſophiſchen und andern Wiſſenſchaften recht bekannt machen wollte: ſo würde er auch da viel beſſer thun, wenn er erſt in der Mitte ſeiner akademiſchen Jahre die Redekunſt ſelbſt zu faſſen bemühet wäre; als wenn er ſie entweder gleich im Anfange treiben, oder gar hindanſetzen wollte. Doch iſt es nicht genug, daß man ſich die Regeln der Redekunſt bekannt mache: die Uebung im Schreiben, Ausarbeiten, Ueberſetzen und Reden, muß allerdings das beſte thun **. Auch geübte Stiliſten verlieren allmählich ihre Fertigkeit, wenn ſie nicht in beſtändiger Uebung bleiben. Wie vielmehr wird

** Stilus enim intermiſſione paullum admodum de celeritate deperdit: promtum hoc, & in expedito poſitum, exercitatione continetur. Hac uti, ſic optimum eſt, ut quotidie dicamus audientibus pluribus, maxime de quorum ſimus judicio ſolliciti. Quintil. L. X. c. VII.

ein Anfänger nicht Urſache haben, ſich durch die Uebung eine Fertigkeit zu erwerben?

XX. §.

Die letzte Regel iſt noch übrig, die ich einem angehenden Redner zu geben habe: nämlich, daß er die beſten Redner ſeiner Zeit und ſeines Ortes fleißig hören, und ihnen alles dasjenige abmerken muß, was an ihnen entweder von andern gelobet wird, oder doch ihm ſelber gefällt. Es iſt nicht zu ſagen, was die Nachahmung, wie ſonſt überall, alſo ſonderlich in der Beredſamkeit, für eine Kraft hat. Ein vortrefflicher Redner, der an einem Orte aufſteht, wecket oft unzählige muntere Geiſter auf: die es ſonſt nicht würden gewußt haben, daß ſie eine Gabe zur Beredſamkeit hätten, wenn nicht das Beyſpiel und der Ruhm eines ſolchen Vorgängers ſie zur Nacheiferung gereizet hätte. Cicero würde vielleicht die Redekunſt nicht ſo heftig geliebet haben, wenn er keinen Hortenſius vor ſich geſehen hätte *: ſo wie Brutus ſich den Cicero zum Muſter der Beredſamkeit vorgeſtellet hat. Wäre mein Exempel nicht viel zu klein, als daß es hier angeführet zu werden verdiente, nachdem ich ſo große Männer genennet: ſo würde ich ſagen, daß mich zu Königsberg, in meinen akademiſchen Jahren, einige ſehr geſchickte Redner zur Nachahmung angeflammet. Doch dieſes würde dem obigen keine neue Kraft geben: darum iſt es beſſer, daß ich es mit Stillſchweigen übergehe.

* Duo tum excellebant Oratores, qui me imitandi cupiditate incitarent, Cotta, & Hortenſius. Cic. in Bruto c. 92.

Das III. Hauptſtück.

Von der Eintheilung der Redekunſt, und von den Theilen einer Rede, auch von ihren Hauptſätzen.

I. §.

Da wir nun das Werk ſelbſt angreifen, und die Redekunſt auf eine gründliche Art vortragen wollen: ſo fraget es ſich, wie wir dieſelbe abhandeln werden? damit wir weder etwas überflüßiges einmiſchen, noch irgend etwas nöthiges vergeſſen mögen. Wir werden aber ohne Zweifel unſrer Pflicht ein Gnügen thun, wenn wir alles das abhandeln und lehren werden, was ein Redner nothwendig beſitzen muß, wenn er eine Rede mit Beyfall und erwünſchter Wirkung halten will. Dazu gehöret nun fürs erſte, eine gute Erfindungskraft: welche ihm alle Materien, davon er redet, oder die Ausführung der Sätze, davon er redet, nebſt den Eingängen dazu, an die Hand geben muß. Zweytens gehöret hierzu eine gute Anordnung der erfundenen Materialien, dadurch alles ſeine rechte Stelle bekömmt. Drittens brauchet ein Redner die Ausarbeitung, oder die Schreibart; die ihm den gehörigen Ausdruck ſeiner Gedanken an die Hand giebt. Viertens bedarf er ein gutes Gedächtniß, alles, was er erfunden, angeordnet und ausgearbeitet hat, wohl auswendig zu behalten. Und endlich fünftens, bedarf er einen guten Vortrag, ſo wohl im Abſehen auf die Sprache, als auf die Bewegungen des Leibes. Der Verfaſſer der rhetoriſchen Bücher an den Herennius ſaget im II. Cap. des I. Buchs eben das *: und Cicero in ſeinem erſten Buche von der Erfindung im VII. Cap. ſtimmet völlig damit überein. Werden wir nun zu dieſen fünf Stü-

* Oportet igitur eſſe in oratore inventionem, diſpoſitionem, elocutionem, memoriam & pronunciationem.

Stücken eine zulängliche Anweisung geben: so werden wir ohne Zweifel eine ausführliche Redekunst zu Stande bringen.

II. §.

Ungeachtet nun diese fünf Stücke bey allen Reden in Betrachtung zu ziehen sind, so sind doch nicht alle Reden von einerley Gattung. Die Alten haben, so wohl in Griechenland, als in Rom, dieselben hauptsächlich in drey Classen abgetheilet: die sie die erweisende, die rathschlagende, und die gerichtliche Gattung, nenneten *. Zu der ersten Gattung gehörten alle Lob- und Schimpfreden auf Personen und Sachen: Z. E. des Plinius Lobrede auf den Trajan, und des Cicero catilinarische und philippische Reden. Zu der zweyten rechnete man die bürgerlichen Reden an das Volk freyer Republiken, von dem, was man in politischen Dingen zu thun, oder zu lassen hätte; dergleichen die philippischen und olynthischen Reden des Demosthenes, imgleichen Ciceros seine für das manilische Gesetz waren. Zu der dritten Gattung endlich, zählte man die Anklagen und Vertheidigungen der Clienten vor Gerichte; dergleichen die meisten ciceronischen Reden, imgleichen Demosthens Rede für den Kresiphon, oder von der Krone sind. Von allen diesen Gattungen ins besondere, haben so wohl Aristoteles, als der Urheber der Rhetorik an den Herennius; imgleichen Cicero selbst, und nach ihm Quintilian, hier und da gehandelt, und Regeln dazu vorgeschrieben. Es würde also leicht seyn, dieselben auch hier kürzlich vorzutragen, und ihren Gebrauch in heutigen Reden zu zeigen; als woselbst sie wenigstens stückweise statt finden, ja zuweilen auch wohl alle zugleich gebrauchet werden können. Allein die ganz veränderte Regimentsforme hat gemachet,

* *Cic. de Invent. L. I. c. 5.* Aristoteles autem, qui huic arti plurima adjumenta atque ornamenta subministravit, tribus in generibus rerum versari Rhetoris officium putavit, demonstrativo, deliberativo, judiciali.

machet, daß man in Deutschland die beyden letzten Arten so eigentlich nicht mehr brauchet; und also ist es nicht nöthig, sich lange dabey aufzuhalten.

III. §.

Indessen ist es doch gewiß, daß, in allen diesen Gattungen der Reden, die allgemeinen Regeln der Redekunst einerley sind. Man hat allenthalben einen Hauptsatz vor sich, davon man seine Zuhörer überreden will; es mag nun derselbe seyn von welcher Art er wolle: und überall wird man sich den Weg dazu durch einen Eingang bahnen müssen, der die Zuhörer aufmerksam machet, und den Redner bey ihnen in ein gutes Ansehen setzet. Ferner werden alle Sätze, von welcher Gattung sie auch seyn mögen, eine gewisse Erklärung erfodern, die entweder historisch oder dogmatisch seyn wird. Weiter wird man allezeit gewisse Beweisgründe zu Bestätigung seines Satzes nöthig haben, dadurch der Beyfall der Zuhörer erlanget werden muß. Die Beantwortung der Einwürfe, die theils wider den Huuptsatz, theils wider die Beweisgründe gemachet werden können, wird auch in allen Gattungen der Reden statt finden; dafern man nicht die Ueberredung unvollkommen lassen will. Die Erläuterung, die zum Zierrathe der ernsthaften Sachen, und zur Aufmunterung der Zuhörer pfleget eingestreuet zu werden, ist ebenfalls allenthalben nöthig. Und mit den Bewegungsgründen, welche die Affecten entweder rege machen, oder sie besänftigen können, ist es nicht anders beschaffen. Endlich ist es auch mit dem Beschlusse der Rede eben so bewandt: denn auch dieser kann nirgends ausbleiben. Folglich giebt es denn gewisse Haupt- und Grundregeln, die allenthalben vorkommen, ohne daß man sich um die besondern Gattungen der Reden bey den Alten bekümmern darf *.

IV. §.

* *Cic. L. I. de Inv. c. 14.* Hæ partes sex esse nobis omnino videntur: Exordium, Narratio, Partitio, Confirmatio, Reprehensio, Conclusio.

IV. §.

Z. E. der Hauptſatz in des Plinius Lobrede heißt: Trajanus iſt ein vortrefflicher Kaiſer; und der in des Cicero I. catilinariſchen Rede: Catilina iſt eine Peſt des römiſchen Staats. Beyde ſind alſo generis demonſtrativi. In des Demoſthenes philippiſcher Rede wird den Athenienſern der Krieg wider den macedoniſchen König angerathen; und in den olynthiſchen iſt nichts anders ſeine Abſicht: beyde gehören alſo zum genere deliberativo. In eben dieſes Redners Arbeit für den Kreſiphon iſt eine Vertheidigung dieſes wackern Mannes, und ſeiner ſelbſt, gegen die Anklage des Aeſchines enthalten: und alſo gehöret ſie zum genere judiciali. Wenn Cicero den Archias, oder den Ligarius, den Roſcius oder den Milo vertheidiget; oder gar den Verres anklaget: ſo gehören alle dieſe Reden zu dieſer letzten Claſſe. Nun überlege man alle dieſe Sätze; ſo wird man finden, daß alle oberwähnte Theile einer guten Rede darinn vorkommen werden. Man wird keinen davon entbehren können, wo man nicht entweder ſeines Zweckes, nämlich der Ueberredung, verfehlen; oder dieſelbe bey ſeinem Zuhörer unvollkommen laſſen will. In der That wird auch ein ſcharfſinniger Leſer, alles das in den angeführten Muſtern antreffen, wenn er ſie mit Bedacht durchgehen will: wie ſich ſolches leicht zeigen ließe, wenn es nicht hier zu weitläuftig fiele. Es bleibt alſo dabey, daß man, außer den Hauptregeln, ſich um die beſondern Vorſchriften der dreyen Gattungen derſelben bey den Alten, nicht bekümmern dörfe.

V. §.

Vielleicht iſt es aber nöthiger, die heutigen Gattungen der Reden in gewiſſe Claſſen zu theilen, und davon abſonderliche Regeln zu geben. Wir läugnen es nicht, daß es nicht heute zu Tage allerley Arten von Reden geben ſollte, davon die Alten nichts gewußt haben: Z. E. unſere Predigten, unſere Huldigungs- und Landtagsreden u. ſ. w. Allein ungeachtet wir von dieſen Arten, in dem zweyten Theile unſerer Redekunſt, ins beſondre handeln werden: ſo ändern doch

dieſelben

dieſelben in den allgemeinen Regeln der Redekunſt nichts. Denn geſetzt, daß wir alle heutige Reden, auch in drey Gattungen eintheilen wollten; nämlich in lobende, lehrende und complimentirende Reden, dahin ſich ganz bequem alle übrige Arten würden bringen laſſen: ſo würde doch auch dieſe Abtheilung in den Hauptbegriffen der Beredſamkeit nichts ändern. Die erſten beyden Gattungen nämlich, ſind vollſtändige, regelmäßige Reden, die alle obige Theile erfodern: die letzte Gattung aber verdienet, ſo zu ſagen, den Namen der Reden nicht; indem ſie nur nach Chrieenart abgehandelt zu werden pflegt, und mehr zur Wohlredenheit, als zur Beredſamkeit zu rechnen iſt. Wir wollen uns alſo, auch durch dieſe Einwendung, nicht irre machen laſſen; und in dieſem erſten Theile unſrer Redekunſt nur die allgemeinen Hauptregeln der Beredſamkeit vortragen, ſo wie ſie ſich allenthalben anbringen laſſen, wo man eine vollſtändige Rede zu halten willens iſt. Wer das Schwerere kann, der wird mit Kleinigkeiten leicht zurechte kommen.

VI. §.

Indem wir das Allgemeine, ſo alle vollſtändige Reden an ſich haben, unterſuchet und heraus gebracht haben: ſo haben wir zugleich gewieſen, worauf ſich die Erfindung, als die erſte Pflicht eines Redners, gefaßt zu machen hat. Es muß nämlich derſelbe I. Eingänge, II. Erklärungen, III. Beweisgründe, IV. Widerlegungen, V. Erläuterungen, VI. Bewegungsgründe, und VII. den Beſchluß zu erfinden im Stande ſeyn. Ich weis wohl, daß die Alten, an ſtatt der Erklärungen, von der Erzählung (narratione) redeten: allein daß dieſes einerley ſey, das wird ſich in dem eigenen Hauptſtücke davon zeigen. Ich weis ferner, daß die Alten nach der Erzählung, von einer Abtheilung (diviſione) handelten: allein dieſe gehöret nach unſrer Art, entweder mit zum Hauptſatze, oder ſie iſt gar nicht nöthig; wie gleichfalls im folgenden erhellen wird. Ferner weis ich auch, daß die Alten von den Erläuterungen keine beſondere Pflicht eines Redners machten,

wenn

wenn sie dieselben überhaupt erzählten. Siehe das II. Cap. des I. B. der Rhet. an den Herenn. Allein sie haben nichts desto weniger dieselben in ihren Reden gebrauchet, wie unter andern aus des Cicero Rede für den Archias zur Gnüge erhellet; auch ihren Schülern solche zu brauchen gerathen und vorgeschrieben. Endlich weis ich auch, daß selbst aus der Erregung der Gemüthsbewegungen, in angeführtem Orte, eben keine Hauptpflicht eines Redners gemachet worden: allein sonst sind in Aristotels Redekunst, und in Ciceros Schriften, unzählige Spuren, daß dieses ein höchstnöthiges Stück einer Rede sey. Ja sie haben dieselbe auch mit unter dem Beschlusse verstanden *.

VII. §.

Es ist ein Wunder, daß die Alten unter die Anzahl der Dinge, die man erfinden soll, nicht auch die Hauptsätze der Reden gerechnet haben. Denn das dörfte manchem leicht das allernöthigste, und das allerschwerste zu seyn bedünken, wenn er eine Rede machen soll; wovon, oder was er eigentlich reden solle? Allein die Reden der Alten waren gemeiniglich so beschaffen, daß ihnen nichts leichter fallen konnte, als den Hauptsatz derselben zu bestimmen. Denn was konnte es wohl, z. E. dem Plinius, für großes Kopfbrechen machen, den Inhalt seiner Rede zu erfinden; da es ihm von dem Rathe aufgetragen ward, dem Kaiser Trajan eine Lob- und Dankrede zu halten? ** Was konnte dem Demosthenes leichter fallen, als den Hauptsatz seiner Rede für den Ktesiphon fest zu setzen; da ihm derselbe die Vertheidigung seiner Unschuld, im Absehen auf die athenienſischen Gesetze auftrug? Was konnte eben diesem Redner weniger Mühe machen, als den Hauptsatz seiner philippischen Reden zu finden:

* *De Invent. L. I. c. 53.* Conclusio est exitus & determinatio totius orationis. Hæc habet partes tres, enumerationem, indignationem, & conquestionem.

** Nam & funebres laudationes pendent frequenter, ex publico officio, atque ex Senatus consulto magistratibus sæpe mandantur. Quint. L. III. c. 7.

den: da der bedrängte Zuſtand der Stadt Athen, und die anwachſende Macht des macedoniſchen Königes, Philippus, ihm genugſam zeigte; daß er die Athenienſer zur Gegenwehre anreizen, und den Philippus recht ſchwarz abmalen müßte? Und was konnte endlich dem Cicero leichter einfallen, als der Innhalt ſeiner catilinariſchen Reden; da die Gefahr der Stadt Rom, und die Bosheit dieſes Aufrührers ihm faſt alle Worte in den Mund legten? Es war nämlich mit ſolchen Reden kein Spielwerk, ſondern ein Ernſt. Sie redeten nicht bloß zum Zeitvertreibe, oder bloß ihren Wiß ſehen zu laſſen; ſondern in wichtigen Angelegenheiten. Daher gaben ihnen die Umſtände an die Hand, was und wovon ſie reden ſollten.

VIII. §.

Bey uns Neuern ſollte es von rechtswegen nicht anders ſeyn. Die öffentlichen Gelegenheiten, dabey ein Redner auftreten ſoll, geben ihm allezeit die Materien an die Hand, die er abzuhandeln hat: und man hat alſo um nichts weniger bekümmert zu ſeyn, als um den Hauptſatz ſeiner Rede. Z. E. geſetzt, es ſollte jemand eine Lobrede auf den Kaiſer Franz, auf den hochſeligen König, Friedrich Auguſt, auf den Prinzen Eugen, oder ſonſt auf ein hohes Haupt, auf einen Helden, großen Staatsmann, berühmten Gelehrten, oder auf einen andern Verſtorbenen geringerer Gattung halten. Was kann da dem Redner leichter fallen, als einen Hauptſatz zu ſeiner Rede feſt zu ſetzen? Das Lob der Perſon, welcher zu Ehren er reden ſoll, muß ihm alle andere Erfindungen aus dem Sinne bringen. Der Biſchof Fleſchier ſollte dem Marſchalle von Turenne eine Leichenrede halten, Nichts war hier leichter, als den Hauptſatz zu erfinden. Turenne war ein Held, ein Sieger, ein Ueberwinder. So ſtellet ihn auch ſein Lobredner vor. Wir wollen ſeine Worte ſelbſt hören:

> Hören ſie auf zu klagen, meine Herren, denn es iſt Zeit, ſein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen: wie dieſer mächtige Held, über die Feinde des Staats, durch ſeine Tapferkeit, über

die Neigungen seines Gemüths, durch seine Weisheit, und über die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt, durch seine Gottesfurcht triumphiret hat.

Eben so hat es dieser große Redner in seinen andern Lobreden gemacht, die wir auch deutsch haben: und eben so sollten es alle vernünftige Leichenredner machen, wenn sie ihr Handwerk verstünden. Das Lob ihrer Todten ist Hauptsatzes genug, wenn sie denselben nur gekannt haben; oder jemanden auf eine vernünftige Art zu loben wissen. Was brauchen sie da viel zu erfinden?

IX. §.

Mit andern Arten der Reden, die man lehrende nennen kann, hat es keine andre Bewandniß. Sie werden hauptsächlich in Kirchen und Schulen gehalten, und man führet darinn allezeit gewisse Lehrsätze aus, davon man den Verstand der Zuhörer überreden, und wozu man ihren Willen lenken will. Ein jeder Redner wird daselbst wissen, was Zeit und Ort, seine Zuhörer und andere Umstände von ihm verlangen. So habe ich bey dem hundertjährigen Andenken Martin Opitzens, den Satz: daß Opitz ein immerwährendes Lob in Deutschland verdienet; und bey dem Buchdruckerjubelfeste diesen: daß die Buchdruckerkunst dem menschlichen Geschlechte die wichtigsten Dienste geleistet habe; ausgeführet. Sonderlich muß ein jeder auf seine Fähigkeit sehen, was er am besten auszuführen vermögend ist; oder was sein Amt eigentlich für eine Art von Wahrheiten erfodert. So habe ich z. E. bey dem Antritte meiner poetischen Profeßion, den Satz: daß ein Poet, der zugleich ein Weltweiser ist, der Republik viel Vortheil bringe; und bey dem Antritte meines metaphysischen Lehramtes, den Satz: daß die Metaphysik eine höchstnöthige und nützliche Wissenschaft sey, ausgeführet. Auch in Parentationen, wo man nicht eben allemal ausführliche Lobreden halten kann,

oder

oder will, haben oft solche dogmatische Lobreden statt *. Allein auch hier kann es nicht schwer fallen, Sätze zu finden, die sich zur Sache schicken. Z. E. Bey dem Sarge eines Jünglings kann man behaupten: es sey gut jung zu sterben; bey dem Grabe einer Person, die lange zuvor krank gelegen, kann man erweisen: es sey eine Wohlthat Gottes, durch solche Vorbothen von seinem bevorstehenden Ende, gewarnet zu werden, u. d. m. wie ich bey solchen Gelegenheiten gethan habe. Siehe die Sammlung meiner Reden in der II. Abtheilung.

X. §.

Was endlich die Complimentirreden betrifft; darunter man billig alle Staats- und Hofreden, auch Landtags- und Huldigungsreden rechnet: so werden dieselben insgemein nur als Chrieen ausgeführet, und bedörfen also am allerwenigsten eines künstlich erdachten Hauptsatzes. Die Absicht einer solchen Rede giebt dem Redner allemal den Innhalt derselben an die Hand. Der Principal, der ihm zu reden befiehlt, saget ihm auch den Hauptsatz schon. Z. E. Bey Huldigungsreden heißt es: Der Landesherr verlanget von seinen Ständen den Eid der Treue. Die Antwort darauf hat diesen Hauptsatz: Die Stände sind willig und bereit, denselben abzulegen. In Landtagsreden kömmt es auf den Vortrag an, den der Fürst seinen Ständen will thun lassen; der aber gemeiniglich dahinausläuft: Der Herr bedarf Geld. Die Antwort darauf heißt, diesem zu folge: Die Stände wollen es in Ueberlegung ziehen. u. s. w. In Gesandtschaftsreden heißt es, nach Veranlassung der Angelegenheiten, mehrentheils: Mein Principal läßt seinen Glückwunsch, oder sein

* Die Alten nannten das Quæstiones infinitas. *Quint. L. III. c. V.* Infinitæ, (quæstiones) sunt, quæ remotis personis, & temporibus & locis, ceterisque similibus, in utramque partem tractantur, quod Græci θεσις dicunt, Cicero propositum, alii quæstiones universales civiles, alii quæstiones Philosopho convenientes.

Beyleid abſtatten; ſeine Freundſchaft verſprechen, oder um des Nachbars ſeine bitten; Bündniſſe oder Vermittelungen anbiethen, oder ſuchen, und dergleichen. Was es nun da überall für eine Schwierigkeit gebe, einen Satz zu erfinden, davon man reden ſoll, das fällt mir ſehr ſchwer zu begreifen. Ein Redner müßte kein kluger und verſtändiger, oder doch ein ganz unerfahrner Mann ſeyn, wenn ihm dieſes nur die geringſte Mühe machen ſollte. Dergleichen Leute aber müſſen ſich gar nicht unterfangen, öffentlich zu reden: denn wer nicht weis, was er ſagen ſoll, der thut am beſten, wenn er ſtill ſchweigt, und ſeinen Platz einem andern einräumet *.

XI. §.

Man wird uns zwar noch andre Arten der Reden vorgeben, da es nöthig zu ſeyn ſcheint, Regeln von Erfindung der Hauptſätze zu geben. Z. E. Wenn man in Parentationen keine ausführliche Lobreden halten will, oder ſolches nicht thun ſoll, oder es nicht thun kann; weil von dem Todten nichts zu ſagen iſt, als daß er gelebet hat, und geſtorben iſt: wo nimmt da der Redner eine Materie her? Ich antworte: fürs erſte müßte es ein Menſch von ganz elender Beſchaffenheit ſeyn, von dem man nicht etwas gutes ſollte rühmen können; wenn man ihn nur gekannt hat, und ſonſt einſieht, was in jedem Stande und in jeder Lebensart der Menſchen einiges Lob verdienet. Man führe doch nur aus: Cajus iſt ein kluger Handelsmann; Titius ein wackerer Soldat; Sempronius ein guter Hauswirth, Handwerksmann, Bürger und Ackersmann geweſen; Caja iſt eine fromme Matrone, treffliche Ehegattinn, kluge Mutter, verſtändige Hausfrau, oder tugendhafte Jungfrau geweſen. Oder wenn man nichts mehr weis, ſo ſage man, der Verſtorbene ſey ein guter Chriſt

* Sed mihi ſatis eſt, ejus eſſe Oratorem rei, de qua dicet ne inſcium. — — — De quibus ergo dicet? De quibus dicit. Similiter de artibus quoque, de quibus dicendum erit interim diſcet; & de quibus didicerit, dicet. *Quinct. L. II. c. 22.*

Chriſt geweſen. Die beſondern Umſtände der Leute, werden ſchon ſattſame Veränderungen der Ausführung an die Hand geben: es kömmt nur darauf an, daß der Redner eine ſattſame Einſicht in die Pflichten aller Stände und Lebensarten haben muß; und man kann hier mit dem Horaz ſagen:

Qui didicit, patriæ quid debeat, & quid amicis;
Quo ſit amore parens, quo frater amandus & hoſpes;
Quid ſit conſcripti, quod judicis officium; quæ
Partes in bellum miſſi ducis: ille profecto
Reddere perſonæ ſcit convenientia cuique.

Wir haben nämlich oben nicht vergebens eine weitläuftige Wiſſenſchaft, ſonderlich moraliſcher Wahrheiten, von einem Redner erfodert. Wer nun dieſelbe beſitzet, dem wird es an Materien zum Lobe nicht fehlen können: ſo wenig auch die Perſonen der Verſtorbenen der Welt ins Auge gefallen. Viele wackere Leute leben ſchlecht und recht in der Welt, und ſind doch bey ihrem ſtillen Wandel weit tugendhafter, als andere, die noch ſo viel Aufſehens machen. Sollte nun eine ſo ſtille Tugend ihres Lobes nicht ſo wohl würdig ſeyn, als oft die Scheintugenden anderer, die nur viel Geräuſch in der Welt gemachet haben?

XII. §.

Geſetzt aber, man wollte und ſollte keine Lobrede in ſolchen Fällen abfaſſen und halten: gut, ſo mache man in einer bloßen Chrie eine ſo genannte Parentation, die kein ſonderlicher Thema brauchet, als dieſes: Die Leidtragenden laſſen den Leichenbegleitern Dank abſtatten ꝛc. Wie dieſes in gewöhnlichen Abdankungen, oder Standreden ausgeführet werde, das wird ſich im zweyten Theile zeigen. Kommen auch, außer ſolchen Leichenreden, irgend noch Anwerbungsreden, Hochzeitreden, Strohkranzreden, imgleichen Grundlegungs- Einweihungs- und Vorſtellungsreden u. a. m. vor: ſo hat es eben die Bewandniß damit. Alle dieſe Arten gehören

hören zu den Complimenten, die kein rechtes Thema brauchen, und nur als Chrieen abgehandelt werden. Wollte aber jemand ja zum Ueberflusse einen rechten Hauptsatz dabey ausführen: so werden ihm sein Verstand und seine Gelehrsamkeit, imgleichen Zeit und Ort, nebst den übrigen Umständen seiner Zuhörer, oder eigenen Person, schon etwas an die Hand geben, daß sich dazu schicket, wie ich oben erinnert habe. Ich widerrathe aber dabey alles Ernstes, alle die Erfindungsquellen, die man sonst nach der vormaligen Redekunst angewiesen, und die in den Wappen, in den öffentlichen Zeitungen, in den Namen, oder in allerley Sinnbildern, Münzen und Ehrenpforten gesuchet worden. Alles dieses wunderliche Zeug ist zum Schimpfe der wahren Beredsamkeit erfunden worden; und hat seine Urheber und Nachfolger damit sattsam bestrafet, daß keiner davon jemals ein wahrer Redner geworden. Ein gleiches Schicksal drohe ich allen denen an, die sich noch etwa künftig in diese abgeschmackten Erfindungen verlieben sollten. Wer einmal fähig und geneigt ist, in seinem Hauptsatze die einfältigen Spuren der Natur zu verlassen, von dem kann man auch in der ganzen Ausführung nichts gesundes und natürliches hoffen. Bey dem unnatürlichen aber ist keine wahre Beredsamkeit zu erlangen möglich; man mag selbiges noch so sehr zu überkleistern und zu verstecken suchen.

XIII. §.

Indem ich dergestalt die allernatürlichsten, einfältigsten und ungekünstelten Hauptsätze anpreise: so werden viele mit Verlangen warten, was ich denn von den allegorischen oder schematischen Sätzen halte, die, eine lange Zeit her, in der Beredsamkeit geherrschet haben. Ich kann darauf sehr kurz antworten: daß ich nämlich gar nichts darauf halte, und sie für Ueberbleibsel eines barbarischen Geschmackes unter unsern Rednern ansehe. Mein Beweis ist leicht: weil nämlich aus der Beredsamkeit billig alles zu verbannen ist, was ihren Absichten nicht beförderlich ist, sondern denselben wohl gar zuwider läuft. Das thun aber die allegorischen und schematischen

tiſchen Hauptſätze. Sie helfen nicht das allergeringſte zur Ueberredung der Zuhörer, indem ſie die Sache, davon eigentlich die Rede handelt, weder deutlicher, noch wahrſcheinlicher machen; ſondern ſie vielmehr verdunkeln und verwickeln helfen, daß der Zuhörer um ſo viel weniger weis, was er davon halten ſoll *. Z. E. Wenn jemand bey dem Ableben eines großen Herrn, den Tod deſſelben mit dem Untergange der Sonne vergliche, und daraus das ſchematiſche Thema drechſeln wollte: Die untergehende Landesſonne: ſo würde dieſer Satz weder zur Erklärung, noch zum Beweiſe der großen Eigenſchaften eines Monarchen, noch zur Erregung der Traurigkeit, noch zum wirklichen Troſte des Landes etwas beytragen. Denn man würde in dem größten Theile der Rede, eine gezwungene Vergleichung eines Regenten mit der Sonne, anſtellen müſſen, und ſich dadurch nur die Zeit benehmen, den erblichenen Prinzen nach ſeinen Eigenſchaften und Thaten recht zu beſchreiben; den Unterthanen die Größe ihres Verluſtes lebhaft abzuſchildern, und andre weit nützlichere Materien abzuhandeln. Imgleichen, wer ein verſtorbenes junges Frauenzimmer, ſchematiſch als eine verblühete Roſe vorſtellen wollte: der würde zwar ſeinen Witz in Erfindung künſtlicher und weitgeſuchter Aehnlichkeiten zeigen können; aber ſehr wenig Hochachtung gegen die Verſtorbene, ſehr wenig Troſt für die Leidtragenden, dadurch zuwege bringen.

XIV. §.

Hernach erwäge man nur, daß die Alten den höchſten Grad in der Beredſamkeit haben erlangen können, ohne dergleichen

* Hierauf ſchicket ſich Quintilians Regel, vom Ausdrucke überhaupt, in der Vorr. des VII. B. Similiter illa translucida, & verſicolor quorundam elocutio, res ipſas effeminat, quæ illo verborum habitu veſtiuntur. Curam ergo verborum rerum volo eſſe ſollicitudinem. Nam plerumque optima rebus cohærent, & cernuntur ſuo lumine. At nos quærimus illa; tamquam lateant ſemper, ſeque ſubducant. Ita numquam putamus circa id eſſe, de quo dicendum eſt; ſed ex aliis petimus, & inventis vim afferimus.

gleichen allegoriſche Künſte zu gebrauchen. Wo hat doch Demoſthenes jemals ſeinen Athenienſern ein ſolch ſchematiſches Thema vorgetragen? Wie würde dieſes kluge Volk gelachet haben, wenn er ihnen in einer philippiſchen Rede, die Stadt Athen, unter dem Bilde eines von dem Habichte geſcheuchten Täubleins; oder eines von den Seeräubern verfolgten Schiffes, vorgeſtellet hätte? Würden ſie ihn nicht viel ärger ausgeziſchet haben, als da er zum erſtenmale unter ihnen auftrat, und weder das R recht ausſprechen, noch ſo laut reden konnte, daß man ihn in einiger Entfernung genug hätte hören können? Oder was würde man in Rom gedacht haben, wenn Cicero ſeinen Witz auf die Folterbank geſpannet hätte, den Catilina mit einem africaniſchen Leuen, oder gar mit einer hölliſchen Furie, zu vergleichen? Es würde ihm ſolches nicht ſchwerer gefallen ſeyn, als unſerm Lohenſtein, den Hofmannswaldau mit dem großen Pan zu vergleichen: von welcher Rede man den II. Band meiner Beytr. zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Spr. ꝛc. nachſehen kann. Aber ein ſo gezwungenes Weſen gefiel dieſem vernünftigen Redner nicht. Sein Kopf war viel zu philoſophiſch, als daß er ſich mit ſolchen läppiſchen Spielwerken hätte beſchäfftigen ſollen, womit Kinder ihre Zeit nicht einmal verderben ſollten. Er ſah wohl, daß er ſeinen Römern etwas ganz anders vorſagen müßte, um ihnen einen rechten Haß gegen dieſes Ungeheuer beyzubringen. Er heißt ihn zwar eine Peſt ſeiner Vaterſtadt: allein er führet dieſe Vergleichung nicht in der ganzen Rede aus. Ein Gleichniß anzubringen, und zuweilen metaphoriſch reden, das iſt deswegen kein Fehler: aber ganze ſchematiſche Reden zu machen, das iſt ganz ungereimt; und wenn es gleich von den größten Leuten geſchähe *.

XV. §.

* Majore animo aggredienda eſt eloquentia; quæ ſi toto corpore valet, ungues polire, & capellum reponere non putabit ad curam ſuam pertinere. Sed evenit plerumque, ut hac diligentia deterior etiam fiat oratio. Primum, *quia ſunt optima, minime accerſita* & ſimplicibus, atque ab ipſa natura profectis ſimilia. l. c.

XV. §.

Man pfleget die Hauptſätze auch in einfache und zuſammengeſetzte einzutheilen; auch wohl die einfachen, nach geſchehenem Vortrage, in Theile zu zerfällen, von deren jedem man hernach ins beſondre handelt. Nun iſt es allerdings gut, wenn ſo wohl eine Rede, als alle andre Werke des menſchlichen Witzes und Verſtandes, auf einer gewiſſen Einheit beruhet. Ein Heldengedicht muß, ſo wohl als eine komiſche, oder tragiſche Fabel, nur eine einzige Haupthandlung haben. Ein ſchönes Gemäld, welches eine Hiſtorie abbildet, muß nur eine Hauptſache darſtellen, davon alle übrige Figuren nur Theile abgeben. So ahmet man der Natur in ihren Werken nach, welche den Körpern ihrer Thiere zwar viele andre Gliedmaßen doppelt, aber nur ein einiges Herz, gegeben, welches alle übrige Theile belebet; nur eine Seele, die alles übrige regieret; nur ein Haupt, darinn dieſelbige ihren Sitz hat. Eine Rede alſo, die nur einen Hauptſatz hat, iſt die allervollkommenſte, und je einfacher derſelbe iſt, deſto ſchöner iſt er. Z. E. In des Demoſthenes II. philippiſchen Rede, iſt der Hauptſatz: Philippus iſt der Athenienſer Feind. Hier iſt nur ein Subject, und ein Prädicat: und kürzer kann kein logiſcher Satz ſeyn. Je mehr man ſich dieſer edlen Einfalt nähert, deſto ſchöner wird eine Rede. Des Plinius Lobrede hat gleichfalls einen ſehr einfachen Satz zum Grunde: Trajan iſt ein vollkommen guter Kaiſer. Auch Cicero, in ſeiner Rede für den Ligarius, ſetzet ſich zum Hauptſatze: Der unſchuldige Ligarius verdienet Gnade. Selbſt Fleſchier hat ſeinen Turenne durch den einzigen und einfachen Hauptſatz gelobet: Turenne iſt durchgehends ein Sieger geweſen. Man bemühe ſich alſo, ſo viel als möglich iſt, den ganzen Inhalt ſeiner Rede, die man noch ausarbeiten will, in einen ſo einfachen und logiſchen Satz zu faſſen, der ſich leicht verſtehen und behalten läßt.

XVI. §.

Gleichwohl aber will dieſes nicht allezeit ſo genau angehen: und wir haben auch von den größten Rednern Exempel, daß ihre Hauptſätze nicht ſo einfach ſind. Z. E. Cicero, in der Rede für den Archias, verſpricht darzuthun:

> Daß man den Archias nicht nur aus der Zahl der römiſchen Bürger, unter welche er bereits gehöret, nicht verſtoßen ſolle; ſondern, daß man ihn, wenn er noch nicht in ihrer Anzahl geweſen wäre, noch itzo in dieſelbe aufzunehmen verbunden ſeyn würde.

Da haben wir zweene Hauptſätze. Der erſte iſt: Man ſoll dem Archias ſein Bürgerrecht nicht nehmen; der andere: Man ſollte ihm ſelbiges geben, im Falle er es noch nicht hätte. Eben ſo iſt es mit Demoſthens erſter philippiſchen Rede bewandt. Es heißt:

> Mein Vorhaben iſt, euch zu zeigen, wie ſtark euer Kriegsheer ſeyn müſſe, wie viel Geld man brauchen werde, und wie man alles übrige aufs beſte anſchaffen und veranſtalten könne.

Hier ſcheint ſo gar ein dreyfacher Hauptſatz zu ſeyn. Man kann aber zur Entſchuldigung dieſes großen Redners ſagen: daß dieſes nur die Abtheilung oder Zergliederung ſeines kurzvorhergehenden viel einfachern Hauptſatzes iſt. Denn es heißt unmittelbar vorher: Nun komme ich erſt auf die Zurüſtungen, wodurch ihr euch aus der vorhandenen Gefahr befreyen könnet. Hierinn ſteckt ganz offenbar der logiſche Satz: Ihr Athenienſer müßt euch zum Kriege rüſten. Und da iſt er ſo einfach, als es möglich iſt. Eben das läßt ſich von Cicerons obigem Hauptſatze zeigen, wenn es darauf ankäme. Denn man darf den Hauptſatz nur ſetzen: Archias verdient das römiſche Bürgerrecht: ſo können die obigen beyden Sätze für die Abtheilung deſſelben angeſehen werden. So hat auch mein Hauptſatz zum Lobe der Buchdruckerkunſt, ſeiner Einigkeit unbeſchadet, eine ſolche Abtheilung: da ich nämlich zeige: daß ihre Erfindung der Gelehrſamkeit, dem Staate und der Religion unendlich viele Vortheile gebracht habe.

XVII. §.

XVII. §.

Die Abtheilungen der Hauptsätze, oder vielmehr der Reden, darinnen man sie ausgeführet hat, sind also nicht nur erlaubet, sondern auch zuweilen nothwendig. Ich sage mit Bedacht nur zuweilen: darum muß man aus der Abtheilung kein Handwerk machen. Wenn man nur ein Subject und ein Prädicat in dem Hauptsatze hat, so brauchet es keiner Abtheilung. Denn zu sagen, daß man seinen Satz erstlich erklären, hernach beweisen, hernach anwenden wolle; das heißt nicht die Materie der Rede, sondern überhaupt die Rede in die Theile zergliedern, daraus sie allezeit bestehen soll. Auch giebt die Erzählung der Beweisgründe, dadurch man etwas erhärten kann, keine Eintheilung ab, die etwas gelten könnte. Die meisten Redner haben mehr als einen Beweis: aber deswegen hat die Materie nicht so viel Theile. Endlich giebt es noch eine Art vielfacher Hauptsätze, nämlich da entweder mehr als ein Subject, oder mehr als ein Prädicat im Satze ist. Allein diese Art fällt hier auch noch gänzlich weg: indem man sonst zwo kleine Reden, an statt einer großen machen würde. Z. E. Wenn ich beweisen wollte, daß Alexander und Cäsar große Helden gewesen sind; oder daß Cäsar sehr gelehrt und tapfer gewesen: so müßte ich dort erst dem Alexander, hernach aber dem Cäsar eine Lobrede halten; hier aber würde ich zwar immer vom Cäsar reden, aber ihn erst zum Gelehrten, hernach aber zum Helden machen müssen. Da nun auch dieses ein Fehler seyn würde: so bleiben nur die folgenden Arten der Eintheilungen, als regelmäßig, übrig. I. Da entweder das Subject, als ein Begriff einer Gattung, vielerley Arten unter sich begreift, von welchen das Prädicat auch gilt; oder II. wo das Prädicat viele Arten unter sich hat, die dem Subjecte alle zugeeignet werden; III. da entweder das Subject ein Ganzes ist, welches viele verschiedene Theile unter sich begreift; oder IV. wo das Prädicat von solcher Beschaffenheit ist.

XVIII. §.

Nunmehr ist es auch leicht, die Regeln dieser Eintheilungen zu geben. I. Muß die Abtheilung vollständig seyn, oder alle Arten einer Gattung, alle Theile eines Ganzen in sich begreifen. Z. E. Wenn jemand erwiese, daß der Krieg schädlich wäre: so müßte er es nicht nur von demjenigen, da man jemanden angreift, und von dem, da man sich vertheidiget; sondern auch von dem Kriege, den man seinen Bundesgenossen zu gut führet, erweisen. Wenn jemand erwiese, daß man Gott lieben soll: so müßte er nicht nur zeigen, daß solches mit der Liebe der Erkenntlichkeit, und mit der Liebe des Verlangens geschehen müsse; sondern er müßte auch noch die reine Liebe, oder die Liebe des Wohlwollens hinzusetzen. Man muß II. in der Erzählung der Theile oder Arten eine Gleichheit beobachten; so daß man nicht größere und kleinere zugleich neben einander setze. Z. E. Wer von der Gelehrsamkeit erweisen wollte, daß sie einem Staate sehr zuträglich ist, der müßte nicht sagen: Er wollte dieses erst von den freyen Künsten, hernach von den Wissenschaften, und endlich von der Historie erweisen. Denn dieses letztere ist eine untere Gattung der Gelehrsamkeit, die schon unter den freyen Künsten begriffen ist. Man muß III. der Theile nicht zu viel machen, weil sie sonst dem Gedächtnisse zur Last werden möchten; da sie ihm zur Erleichterung dienen sollten. Ueber drey, oder höchstens über vier Theile muß also eine Rede nicht bekommen, wenn sie gut seyn soll. Nach diesen Anmerkungen wird man nunmehr dasjenige leicht beurtheilen können, was Cicero und Quintilian von den Abtheilungen gesaget haben: wo man nämlich finden wird, daß sie sich aus vielen Schwierigkeiten nicht zurecht zu finden gewußt. Nach eben diesen Regeln wird man auch die obangeführten Hauptsätze Demosthens, Cicerons und Fleschiers eingetheilet befinden; dessen Reden die Königl. deutsche Gesellschaft zu Königsberg, mit meiner Vorrede, vor etlichen Jahren ans Licht treten lassen.

Das IV. Hauptſtück.

Von Erfindung der Eingänge, ihren verſchiedenen Arten und Eigenſchaften.

I. §.

Wenn der Redner mit ſeinem Hauptſatze fertig iſt, ſo kann er den Eingang zu demſelben erdenken. Wir verſtehen dadurch eine kurze Rede, dadurch der Zuhörer zu der folgenden Abhandlung des Hauptſatzes vorbereitet wird *. Es iſt nämlich nicht rathſam, gleich ohne Eingang zu der Ausführung ſeiner Hauptmaterie zu ſchreiten. Die Zuhörer ſind von ſehr verſchiedener Art, und bringen ſehr mannigfaltige Gemüthsverfaſſungen mit ſich. Die eine aber iſt immer den Abſichten des Redners vortheilhafter, als die andre: und es wäre alſo gut, daß ſie alle darinn überein kämen. Um nun, ſo viel möglich iſt, eine Aehnlichkeit unter ihnen zu befördern, iſt es nöthig, ſie ſo vorzubereiten, wie ſie am geſchickteſten werden können, ſich von der vorhabenden Wahrheit überführen zu laſſen. Wenn dieſes nicht geſchieht, ſo hat entweder der Zuhörer Schuld, der nicht aufmerkſam iſt; oder die Perſon des Redners, wider welche der Zuhörer eingenommen iſt; oder die Sache ſelbſt, davon die Rede handelt, von welcher der Zuhörer nichts wiſſen mag. Dieſe Hinderniſſe nun zu heben, ſind die Eingänge beſtimmet. Sie ſollen nämlich den Redner angenehm, den Zuhörer aufmerkſam machen, und die Sache ſelbſt als merkwürdig vorſtellen. Dieſes iſt eben das, was Cicero will, wenn er ſaget: man müſſe ſich den Zuhörer geneigt, aufmerkſam und gelehrig (benevolum, attentum, docilem) machen.

II. §.

* Cicero im I. B. von der Erf. c. 15. ſagt: Exordium eſt oratio, animum auditoris idonee comparans, ad reliquam dictionem.

II. §.

Hieraus folget nun fürs erste, daß ein jeder Redner von rechtswegen seine Zuhörer kennen müsse; zum wenigsten diejenigen unter ihnen, an derer Beyfalle ihm am meisten gelegen ist. Wer unter ganz fremden Leuten auftritt, von derer Meynungen, Gewohnheiten, Vorurtheilen, Neigungen und Sitten er nicht das geringste weis, der wird schwerlich einen geschickten Eingang ersinnen können. Wäre es also möglich, daß ein Redner ein Herzenskündiger seyn, und alle geheime Gemüthsverfassungen seiner Zuhörer einsehen könnte: so würde es sehr viel zu seinen Absichten beytragen. Da aber das nicht möglich ist: so muß er sich zum wenigsten angelegen seyn lassen, aus genauer Betrachtung und Erwägung aller Umstände, der Zeit, des Ortes, der Veranlassung seiner Rede, der besondern Personen, die Theil daran haben, ihres Alters, Geschlechts und Standes, ihrer Lebensart, besondern Leidenschaften und Verbindungen unter einander, u. d. m. zu errathen, wie etwa der gegenwärtige Zustand ihrer Gemüther beschaffen sey? Geht dieses nicht bey allen, so geht es doch bey vielen, oder wohl gar bey den meisten an: und wenn man es so weit gebracht hat; so ist es hernach leicht, einen guten Eingang zu erfinden. So kannte Demosthenes die Athenienser, als er ihnen die philippischen Reden hielt. So kannte Cicero den Catilina, als er die erste; die Römer aber, als er die andern catilinarischen Reden ablegte. Anderer Exempel vorizo zu geschweigen.

III. §.

Zweytens wird ein Redner die Materie, davon er handeln will, in Betrachtung zu ziehen haben, und dabey sonderlich erwägen: ob sie dem Zuhörer als neu oder alt, als wichtig oder verächtlich, als nöthig oder unnöthig, als leicht oder schwer vorkommen möchte? Nachdem er nun dieselbe befindet, so muß er auch seinen Eingang einrichten; und sich entweder des gütigen Urtheils der Zuhörer geschickt zu seinem Vortheile bedienen, oder das ungünstige aus dem Wege zu räumen suchen. Nun pflegt das Neue, das Wichtige, das

Nöthi-

Nöthige und das Schwere ſich ohnedieß ſchon Aufmerkſamkeit zu erwecken: daher iſt es eine leichte Sache, in dem Eingange den Zuhörer in dieſem ſeinem Urtheile zu beſtärken, und ihn durch neue Gründe und vorläufige Vergrößerungen der Hauptſache, recht aufmerkſam zu machen. In dem Gegenfalle muß er ſich angelegen ſeyn laſſen, zu zeigen, daß die Sache eben nicht ſo alt, verächtlich, unnöthig, oder leicht ſey, davon er reden wolle. Er hoffe, daß ſie das Gegentheil davon urtheilen würden, wenn ſie ihm ihre Aufmerkſamkeit auf eine kurze Zeit gönnen wollten. Oder er muß es frey heraus geſtehen, daß die Sache zwar etwas altes ſey, aber ſie ſey deſſen ungeachtet wichtig, nöthig und ſchwer; oder, ſie ſey zwar nicht von großer Wichtigkeit, aber doch neu, nöthig, und nicht ohne Schwierigkeit; oder ſie ſey zwar nicht unter die nothwendigſten zu zählen, aber gleichwohl neu, wichtig und ſchwer; oder endlich, ſie ſey zwar leicht, aber doch neu, ſehr wichtig und nothwendig: wozu denn die beſondern Materien, davon er handeln will, leicht nähern Anlaß geben können *. So hoffe ich, die Claſſen der Materien beſſer nach dem heutigen Gebrauche eingetheilet zu haben, als wenn ich die ciceroniſchen **, beybehalten hätte.

IV. §.

Hat man ſeine Zuhörer dergeſtalt aufmerkſam gemachet: ſo ſind ſie zum Theile ſchon gelehrig und begierig geworden, den Redner anzuhören. Dieſes aber vollends zu bewerkſtelligen, muß der Redner ihnen die Verſicherung geben; daß er

* So ehrlich verfuhr Metellus Numidicus, da er als Cenſor, von Beförderung der Heurathen reden ſollte. Er geſtund, was er nicht läugnen könnte: Si ſine uxore poſſemus Quirites, eſſe; omnes ea moleſtia careremus. Sed quoniam ita Natura tradidit, ut *nec cum illis ſatis commode*, nec ſine illis ullo modo vivi poſſit: ſaluti perpetuæ potius, quam brevi voluptati conſulendum eſt. Gell. L. I. c. 6.

** Genera porro cauſarum plurimi quinque fecerunt. Honeſtum, Humile, Dubium, vel Anceps, Admirabile & Obſcurum. *Quint. L. IV. c. 1.*

er die Sache auf eine ſolche Art vortragen wolle, die dem Zuhörer die angenehmſte zu ſeyn ſcheint: z. E. er wolle die bekannteſte Sache auf eine ganz neue Art ausführen; das Dunkle viel beſſer ins Licht ſetzen, als andre vor ihm gethan; das Ungewiſſe viel richtiger erweiſen; die Irrthümer viel behutſamer vermeiden; die Quellen derſelben viel genauer entdecken; allerhand nützliche Warnungen hinzufügen; viel erbauliche Anmerkungen mit einſtreuen; die Widriggeſinnten gründlich widerlegen, und zu ſchanden machen u. ſ. w. Doch muß er nicht alle dieſe Verheißungen in jeder Rede, oder auf einmal thun; ſondern bald dieſe, bald jene, die ſich zu der vorhergehenden Sache ſchicket: damit es keine Pralerey zu ſeyn ſcheine. Imgleichen muß ein Redner auch Achtung geben, daß er nichts verſpreche, was er nicht zu erfüllen im Stande iſt. Ferner kann er zuweilen ſagen: dieſe Betrachtung wäre zu derjenigen Zeit nöthiger, als zu einer andern: ſie würde zu Beförderung ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt viel beytragen; die Zuhörer würden ſelbſt eine Probe von ihrer Gottesfurcht, von ihrer Liebe zur Tugend, Gelehrſamkeit oder Gerechtigkeit; imgleichen von ihrer Ehrfurcht gegen die Oberkeit, oder ihren Landesherren, auch gegen ihre Geſetze und löbliche Gewohnheiten, an den Tag legen, wenn ſie der Sache ein geneigtes Gehör gönnen wollten.

V. §.

Drittens nun, ſich ſelbſt bey dem Zuhörer beliebt zu machen, muß ein Redner auch auf ſeine eigene Perſon ſehen, und erwägen, wie die Zuhörer etwa gegen ihn ins beſondre geſinnet ſind. Weis er, daß er in gutem Anſehen ſteht, daß man ihn für einen rechtſchaffenen, die Wahrheit und Tugend liebenden Mann hält: ſo hat er ſchon viel gewonnen. Hat er darneben ein gutes äußerliches Anſehen, und iſt ſein Stand, Amt oder Geſchlecht ſo beſchaffen, daß es ihm Ehre machet: ſo iſt es deſto beſſer. Iſt aber dieſes alles nur von mittelmäßiger Art, oder gar den Zuhörern unbekannt: ſo muß ſich der Redner ſonſt bey ihnen einzuſchmäucheln, und ſich in ein gewiſſes Anſehen zu ſetzen wiſſen. Das ſchwerſte iſt hier,

zu sagen, wie solches geschehen kann? Fürs erste thut die Ehrerbiethung, die der Redner in Worten und Gebärden gegen die Zuhörer bezeiget, sehr viel. Es ist natürlich, daß man Leuten gewogen wird, die uns hoch achten, oder es doch auf eine ungezwungene Art zu thun scheinen. Folglich muß ein Redner auch dann, wann er in der That viel gelehrter und vornehmer wäre, als seine Zuhörer, sichs gleichwohl nicht merken lassen, als ob er solches glaubte, oder wüßte *. Er muß sich eine gewisse Bescheidenheit angewöhnen, und sich weder trotzig noch stolz bezeigen. So machte er Cicero in seiner Rede für das manilische Gesetz, welche er als Prätor vor dem versammleten Volke hielt **. Oder wo ja ein Redner seinen Zuhörern auch bittere Wahrheiten zu sagen hätte: so muß er sich schon im Eingange, als einen redlichen und aufrichtigen Mann darstellen, der die Wahrheit über alles liebet, es mit seinen Zuhörern gut meynet, und Gewissens oder Amts halber ihnen solche verdrüßliche Dinge sagen muß ***. So hat es Demosthenes in seiner ersten philippischen Rede gemachet. Wenn er sich nun durch die ganze Rede in diesem Character erhalten kann: so wird dieses die beste Einschmäuchelung von der Welt seyn: da hergegen die niederträchtigen Schmäuchelungen eines Bösewichts bey niemanden einen Eindruck machen werden.

VI. §.

* Inde illa Veterum circa occultandam eloquentiam simulatio, multum ab hac nostrorum tempore jactatione diversa. Quint. l. c.

** Nam quum per ætatem nondum hujus autoritatem loci contingere auderem, statueremque, nihil huc, nisi perfectum ingenio, elaboratum industria, afferri oportere; omne meum tempus amicorum temporibus transmittendum putavi.

*** *Quint. L. IV. c. 1.* Quare inprimis existimetur, veniſſe ad agendum ductus officio, vel cognatione, vel amicitia; maximeque, si fieri poterit, Reipublicæ aut alicujus certe, non mediocris exempli.

VI. §.

Wollen wir nun aus dem allen, kürzlich die Regeln der Eingänge ziehen: ſo werden folgende die hauptſächlichſten ſeyn. Der Eingang muß I. ganz ungezwungen und natürlich zur Rede paſſen: ſo daß es ſcheine, man habe ihn nicht anders machen können. Denn alle weit geſuchte Erfindungen bereiten den Zuhörer nicht zu, ſondern zerſtreuen nur ſeine Gedanken. Der Eingang muß II. nicht gemein ſeyn, ſo daß man ihn ſchon von andern, oder doch von demſelben Redner mehrmals gehöret hätte. Vielmehr muß er ganz neu zu ſeyn ſcheinen: z. E. wie des Cicero Eingänge in den Reden für den Cluentius und Ligarius ſind. III. Muß der Eingang einer Rede nicht mit dem Eingange einer andern vertauſchet werden können, ſondern ſich ſo genau zu ihr ſchicken, als kein andrer; zu einer andern aber, muß er ſich gar nicht reimen. IV. Daher muß denn ein guter Eingang mit ſeiner Materie ſo feſt verbunden ſeyn, daß er gleichſam ein Glied von dem ganzen Körper der Rede auszumachen ſcheine. V. Endlich muß er auch nicht zu lang ſeyn, damit er nicht den Zuhörer vor der Zeit überdrüßig mache. VI. Zum Beſchluſſe muß er auch die Abſichten des Redners nicht aus den Augen ſetzen, indem er irgend den Zuhörer weder aufmerkſam noch gelehrig, und den Redner nicht angenehm macht. Vielweniger wird es VII. zu dulden ſeyn, wenn er gar das Gegentheil davon wirkte.

VII. §.

Das bisherige gilt nun durchgehends in allen ordentlichen Reden, wo keine beſondern Umſtände vorfallen. Doch kann es auch nicht ſchaden, wenn auch zuweilen, an ſtatt des Einganges, eine kleine Abhandlung einer Materie, die zu dem Hauptſatze vorbereitet, angeſtellet wird. Ich ſage mit Fleiß eine kleine; denn es muß durchaus nicht eine ganze oder halbe Rede daraus werden: weil überhaupt die Eingänge kaum den ſechſten, fünften, oder höchſtens den vierten Theil der Rede ausmachen ſollen. Gleichwohl bleiben auch bey dieſer Art alle die obigen Regeln noch feſt. Ganz anders verhält ſichs

in außerordentlichen Fällen, wo der Redner in einem so starken Affecte ist, daß er gleichsam alle Regeln der Eingänge vergißt, und mit Gewalt alles das heraus stößt, was ihm die Gemüthsbewegung eingiebt. So ist des Cicero Eingang zu seiner ersten catilinarischen Rede beschaffen. Er brennet vor Eifer, den Catilina aus der Stadt los zu werden: darüber vergißt er es sogar, den Rath anzureden. Auch heute zu Tage könnte ein Redner in einem heftigen Schmerze, oder in einer außerordentlichen Freude, hierinn die Regeln ein wenig beyseite setzen. Es müßte aber sehr wahrscheinlich seyn, daß er wirklich in einem Affecte stünde; wenigstens müßte sein Ansehen, seine Sprache, nebst allen Gebärden, solches zeigen: sonst würde es lächerlich klingen und aussehen, eine Rede ohne einen gehörigen Eingang gemachet zu haben *.

Das V. Hauptstück.

Von den Erklärungen in einer Rede.

I. §.

Was wir die Erklärungen nennen, das hießen die Alten die Erzählung, (narrationem). Das kam aber daher, weil sie keine solche lehrende Reden hatten, als wir heute zu Tage haben, da man von allgemeinen Begriffen Hauptsätze abfasset. Fast alle ihre Reden handelten von einzelnen Dingen. Z. E. Athen muß sich wider den Philippus zum Kriege rüsten; Philippus

* Exordium sententiarum & gravitatis plurimum debet habere, & omnino omnia, quæ pertinent ad dignitatem in se continere; propterea, quod id optime faciendum est, quod Oratorem auditori maxime commendat: splendoris & festivitatis & concinnitudinis minimum; propterea, quod ex his suspicio quædam apparationis, atque artificiosæ diligentiæ nascitur; quæ maxime orationi fidem, oratori adimit auctoritatem. Cic. L. I. Invent. C. XVIII.

iſt unſer Feind; Kteſiphon iſt unſchuldig; Archias iſt ein römiſcher Bürger; Ligarius iſt unſchuldig; man muß wider den Mithridates Krieg führen; Trajan iſt ein unvergleichlicher Kaiſer. Weil nun einzelne Dinge nicht anders erkläret werden können, als wenn man eine ausführliche Erzählung ihrer Umſtände anſtellet, und den Verlauf ihrer Begebenheiten beybringet: ſo haben die Alten den erſten Theil ihrer Reden allemal die Erzählung genennet. Wenn wir es aber itzo die Erklärung nennen wollen: ſo begreift dieſes Wort auch die Erzählung unter ſich. Denn wir theilen die Erklärungen in dogmatiſche nnd hiſtoriſche. Jene haben da ſtatt, wo man gewiſſe dunkle Wörter und Sachen deutlich zu machen ſuchet; dieſe aber ſind da nöthig, wo man gewiſſe Begebenheiten erzählen, oder gewiſſe Perſonen nach ihren Eigenſchaften beſchreiben muß, um dem Zuhörer einen rechten Begriff von dem Hauptſatze beyzubringen. Die erſtern ſind mehr in dogmatiſchen, dieſe letztern aber mehr in Lobreden und Complimenten nöthig: wiewohl doch keine die andre ganz ausſchließt.

II. §.

Daß nun ſolche Erklärungen nöthig ſeyn, das erhellet daraus: weil es unmöglich iſt, die Zuhörer von einem Satze zu überreden, den er noch nicht recht verſteht. Wie will man einer Wahrheit beypflichten, wenn man entweder ihr Subject oder ihr Prädicat, oder beydes zugleich nicht kennet? Nun ſind zwar mehrentheils die Wörter eines Satzes den Zuhörern bekannt genug: allein das ſind gemeiniglich nur klare Begriffe, die nicht zulänglich ſind, eine Sache recht einzuſehen. Man muß deutliche und ausführliche Begriffe von Worten und Sachen haben, wenn man ſicher urtheilen will, ob ein Satz wahr oder falſch ſey. Z. E. Cicero will in ſeiner Rede für das maniliſche Geſetz die Römer bereden, wider den Mithridates Krieg zu führen. Hier mochten die meiſten wohl wiſſen, daß Mithridates ein König in Oriente wäre: allein ſie wußten doch die beſondern Umſtände nicht;

daher

daher mußte es ihnen der Redner erklären *. Hierauf fährt er fort, zu erzählen, woher er das wiſſe, und welches der ganze Verlauf der Sache ſey. In Bithynien, welches eine römiſche Provinz war, hätte der Feind ſchon verſchiedene Städte eingeäſchert; das benachbarte Reich ihres Bundesgenoſſen, des Ariobarzanes, ſey ſchon ganz in Feindes Hand. Lucullus, der dem Feinde bisher widerſtanden, ſey zurück beruffen. Ein jeder Nachfolger, den man demſelben ordnen konnte, würde ſo leicht nicht im Stande ſeyn, in ſeine Fußtapfen zu treten. Es gehöre ein ſehr tapferer, erfahrner und berühmter Kriegesheld dazu, dieſe Feldherrnſtelle zu übernehmen und glücklich zu verwalten. Hierauf ſchließt er: Cauſſa quae ſit, videtis: nunc, quid agendum ſit, conſiderate. Denn durch eine ſolche ſummariſche Erzählung, wurden die Zuhörer in den Stand geſetzet, die Sache einzuſehen.

III. §.

Der andere Grund, warum die Erklärungen nöthig ſind, iſt dieſer, weil man ſich den Beweis dadurch ſehr erleichtert. In den meiſten Fällen kömmt die Wahrheit des Satzes, davon man die Leute überreden will, auf die ausführlichen Begriffe an, die man davon geben kann. Wer eine Sache wohl einſieht, der begreift oft von ſich ſelbſt, ob das Prädicat dem Subjecte zukömmt oder nicht. Z. E. Cicero will erweiſen, daß Archias ein römiſcher Bürger ſey. Was braucht er dazu mehr, als daß er erzähle: wer Archias ſey, wie er nach Italien gekommen, wo er ſich aufgehalten, wie lange er in Rom gelebet, in weſſen Hauſe er geweſen, was für Gönner er gehabt? Aus dem allen erhellet hernach ſogleich, daß er das Bürgerrecht erlanget gehabt. Imgleichen wenn Fleſchier zeigen will, daß Turenne überall ein Sieger geweſen: ſo darf er nur erklären, wer Turenne von Stand und Herkom-

* Er hebt alſo an: Atque ut inde oratio mea proficiſcatur, unde haec omnis cauſſa ducitur; bellum grave & periculoſum veſtris vectigalibus atque ſociis, a duobus potentiſſimis Regibus infertur, Mithridate & Tigrane &c.

ien ſey, wie bald er angefangen, die Waffen zu tragen, nter wem er gedienet, welchen Feldzügen er beygewohnet, o er zu erſt angefangen ein Heer anzuführen, was für feinde er geſchlagen, und was für Städte er erobert. Alles ieſes giebt den Beweis ſeines Hauptſatzes von ſich ſelbſt an ie Hand: da es hergegen unmöglich geweſen ſeyn würde, enſelben zu führen, wenn man das alles nicht zum Vorus geſetzet hätte. In dogmatiſchen Wahrheiten geht es ben ſo. Die beſten Beweiſe fließen aus den Erklärungen er Sachen und Wörter. Wer alſo ſeine Zuhörer zu den Beweiſen recht vorbereiten will, der darf nur den Hauptſatz ut erklären. Z. E. Wenn ich darthun wollte, daß ein Prediger ein guter Redner ſeyn müſſe: ſo dörfte ich nur echt erklären, was durch beydes zu verſtehen iſt.

IV. §.

Man muß aber nicht denken, als ob die Erklärungen nur leich im Anfange einer Rede nöthig wären: nein, ſie könen und müſſen überall gegeben werden, wo man ſie nöthig at. Bisweilen hat die Rede Theile, und da muß im Anfange eines jeden die nöthige Erklärung gegeben werden. . E. in der angezogenen Rede für das maniliſche Geſetz, heilet Cicero ſeine Abhandlung in drey Theile: er will erſt on der Art des Krieges, ſodann von ſeiner Größe, und ndlich von der Wahl des Feldherrn reden. Bey jedem on dieſen Stücken erkläret er ſich ausführlich: in den erſten eyden Stücken zwar hiſtoriſch; in dem letzten aber dogmaſch, oder philoſophiſch, durch die Beſchreibung eines vollommenen Feldherrn. Ich aber halte dafür, heißt es, ein eldherr müſſe folgende vier Eigenſchaften haben: die riegskunſt, die Tapferkeit, das Anſehen und das Glück *. uweilen muß ein Redner bey jedem Beweisgrunde etwas nkles deutlich machen, damit der Zuhörer deſſen Kraft recht

* Ego autem ſic exiſtimo, in ſummo imperatore quatuor a res ineſſe oportere, ſcientiam rei militaris, virtutem, auctoritatem, felicitatem.

recht einsehen und empfinden möge. Z. E. Fleschier will den Turenne als einen großen Geist vorstellen, und den Beweis dazu aus seiner Tapferkeit hernehmen. Dabey erkläret er uns dann erst, was er dadurch verstehe:

> Verstehen sie doch, meine Herrn, durch dieses Wort, nicht eine eitle, unbesonnene und verwegene Frechheit, welche die Gefahr um ihrer selbst willen suchet, die sich ohne Nutzen waget, und nichts als den Ruhm und die Hochachtung der Leute zum Zwecke hat. Ich rede von einer weisen und wohl eingerichteten Kühnheit ꝛc.

Bald darauf will er abermal zeigen, daß er ein kluger Herr gewesen sey; und diese Klugheit läßt sich daher beweisen, weil er die gröbste Art von Leuten, nämlich ein Kriegsheer, der Ehrbegierde fähig gemacht. Hier würde man die Folge so leicht nicht eingesehen haben, wenn man sich nicht deutlich vorgestellet hätte, was ein Kriegsheer ist. Darum erkläret es der Redner folgender gestalt:

> Denn was ist ein Kriegsheer meine Herren? Es ist ein Körper, der durch unzählich viele verschiedene Neigungen getrieben wird, und den ein geschickter Mann zur Vertheidigung seines Vaterlandes in Bewegung setzet. Es ist eine Schaar bewaffneter Menschen, welche den Befehlen ihres Oberhauptes blindlings folget, ob sie gleich seine Absichten nicht weis ꝛc.

V. §.

Von der ersten Art der Erklärungen, das ist von den historischen ins besondere, erfodert Cicero drey Eigenschaften, daß nämlich die Erzählung kurz, deutlich und wahrscheinlich sey *. Sie wird aber kurz seyn, wenn man sich von allen denen Umständen enthalten wird, die nicht zur Absicht dienen, oder zur Sache unmittelbar gehören: ferner wenn man auch alle die kleinen Nebendinge übergeht,

* Oportet igitur eam tres habere res, ut brevis, ut aperta, ut probabilis sit. Brevis erit, si unde necesse est inde initium sumetur, & non ab ultimo repetetur; & si, cujus rei satis erit summum dixisse, ejus partes non dicentur. L. I. Inv. c. 20.

die ſich von ſich ſelbſt verſtehen, oder aus dem vorhergehenden und nachfolgenden begreifen laſſen. Denn mancher meynet Wunder, wie kurz er erzählet, wenn er ſich kurzer Ausdrückungen und Sätze bedienet: da er doch die Hälfte davon hätte erſparen können. Z. E. Ich gieng zu ihm; ich kam ans Haus und klopfte an. Der Diener kam heraus; ich fragte nach dem Herrn: er ſagte, er wäre nicht zu Hauſe *. Hier ſind nicht der Worte, ſondern der Sachen zuviel; und ein andrer würde geſaget haben: ich gieng zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Beſiehe Cic. I B. von der Erf. im 20. C. Doch muß ein Redner auch nicht, aus übermäßiger Liebe zur Kürze, dasjenige auslaſſen, was zur völligen Erkenntniß der Sachen, und ſonderlich zum folgenden Beweiſe unentbehrlich iſt. Ein kleiner Umſtand giebt oft dem Zuhörer das nöthige Licht; ohne welches er nicht recht von dem Hauptſatze würde überredet worden ſeyn **.

VI. §.

Die andere Eigenſchaft einer guten Erzählung iſt, daß ſie deutlich ſeyn ſoll: denn wenn ſie an ſich ſelbſt dunkel wäre: wie könnte ſie dem Zuhörer etwas deutlich machen? Wir reden aber hier nicht ſo wohl von der Deutlichkeit, die aus der Schreibart entſteht; davon wir hernach handeln werden: ſondern wir verſtehen hier die Deutlichkeit der Sachen. Weil dieſe der Verwirrung entgegen geſetzet iſt: ſo iſt es leicht zu begreifen, daß man ſich vor derſelben aufs ſorgfältigſte zu hüten

* Nam plerisque breviter dicere videtur, qui ita dicit: accessi ad ædes; puerum evocavi: respondit: quæsivi dominum: domi negavit esse. Hic, tametsi tot res brevius non potuit dicere; tamen, quia satis fuit dixisse; domi negavit esse; sit rerum multitudine longius. Id. ibid.

** Non minus autem cavenda erit, quæ nimium corripientes omnia sequitur, obscuritas; satiusque est aliquid orationi superesse, quam deesse. Nam supervacua cum tædio dicuntur, necessaria cum periculo subtrahuntur. Quare vitanda etiam illa Sallustiana brevitas, & abruptum sermonis genus. Id. ibid.

hüten hat. Dieſes geſchieht, wenn man die Sachen in eben der Ordnung erzählt, in welcher ſie ſich zugetragen haben. Denn wer nicht der Zeit folget, der wirft alles durch einander: der Zuhörer kann alsdann unmöglich wiſſen, wo er iſt, oder hingehöret: weil er bald etwas aus der Mitte, bald etwas vom Anfange, bald wiederum vom Ende höret. Man fange alſo von forne an, und laſſe nichts nöthiges aus: damit man es nicht hernach allererſt nachholen müſſe. Endlich zertheile man zuweilen eine etwas lange Erzählung, und miſche auch einige Vernunftſchlüſſe mit unter: damit man den Zuhörer nicht überhäufe *. In ſeiner Rede für den Ligarius hat es Cicero eben ſo gemacht **: auch in ſeinen Reden wider den Verres ſind die trefflichſten Meiſterſtücke ſchöner Erzählungen zu finden ***. Man ſage aber auch nichts zweymal, wie einfältige Leute zu erzählen pflegen. Z. E. So fängt Cicero an zu erzählen, wer Archias ſey:

> Denn ſo bald Archias die Kinderſchuhe abgeleget, auch diejenigen Sachen beyſeite geſetzet hatte, wodurch Knaben zur Gelehrſamkeit vorbereitet werden, hat er ſich mit allem Fleiße aufs Schreiben und Dichten geleget. Zu Antiochia, als einer vormals ſehr berühmten und reichen Stadt, wo ein großer Zufluß von gelehrten Leuten iſt, und wo alle freye Künſte blühen, iſt er aus einem edlen Geſchlechte gebohren: und hier hat er ſich zu allererſt, durch ſeinen aufgeweckten witzigen Kopf, vor allen andern hervorzuthun angefangen. Nachmals iſt in allen Theilen von Aſien, und in ganz Griechenland, wo er nur hingekommen, ſo viel aus ihm gemachet worden; daß man überall mehr von ihm gehoffet, als von ſeinem Geiſte war gerühmet worden, und daß man bey ſeiner Ankunft mehr an ihm zu bewundern gehabt, als man von ihm gehoffet hatte.

* Dicam quæ acta ſint, ante ipſum rei contractum; dicam quæ in ipſo contractu; dicam, quæ poſtea. *Or. pro Cæcinna.*

** Adhuc, Cæſar, Q. Ligarius omni culpa caret. Domo eſt egreſſus, non modo nullum ad bellum, ſed ne ad minimam quidem belli ſuſpicionem. *pro Lig.*

*** Audiſtis, antea quæ acta ſunt: accipite nunc quæ inſequuntur.

VII. §.

Die dritte gute Eigenſchaft der Erzählung, iſt endlich die Wahrſcheinlichkeit. Dieſe wird erhalten, wenn man den Character der Perſonen, die Beſchaffenheit der Zeiten und der Oerter, die eingeführten Gewohnheiten und die Natur der Sachen recht vor Augen hat *. Dieſe Wahrſcheinlichkeit aber weicht zuweilen wohl gar von der ſtrengen Wahrheit ab: indem viele Dinge geſchehen, die doch nicht wahrſcheinlich ſind; viele hergegen ſehr wahrſcheinlich ſind, und doch nicht geſchehen. Ein Redner zwar bedienet ſich lieber deſſen, was zu ſeinem Zwecke dienet, als des Gegentheiles: zumal wenn auch jenes nicht ganz ungegründet iſt; dieſes aber ihm nicht ſchaden würde, wenn es den Zuhörern gleich bekannt würde. Denn in dieſem Falle würde auch die Ueberredung wegfallen, die aus der vorigen zwar wahrſcheinlichen, aber falſchen Erzählung entſtanden wäre. Ueberhaupt iſt es alſo doch beſſer, bey der bloßen Wahrheit zu bleiben, als erdichtete oder ungegründete Dinge zu erzählen. Ein Exempel giebt Cicero im Eingange zu der Rede für den Ligarius: wo er lieber frey geſteht, daß Ligarius in Africa auf der pompejaniſchen Partey geweſen, als daß er es hätte läugnen ſollen; da Cäſar es leicht beſſer wiſſen konnte **. Gleichwohl muß ein Redner ſeine Erzählung allezeit ſo einrichten, daß ſie zu ſeiner Abſicht, das iſt, zur Ueberredung der Zuhörer diene, und nichts in ſich halte, was derſelben zuwider läuft ***.

VIII. §.

* *Quint. L. IV.* c. 2. Aliqua enim naturaliter ſequuntur, & cohærent, ut ſi bene priora narraveris, judex (auditor) ipſe, quod poſtea fis narraturus exſpectet. Ne illud quidem fuerit inutile, ſemina quædam probationum ſpargere.

** Aliquando ſi deſtituti fuerimus his, etiam fatebimur vix eſſe credibile; ſed verum; & hoc magis agendum ſeelus (aut virtutem): neſcire nos quomodo factum ſit, aut quare? mirari! ſed probaturos. Id. ibid.

*** Quintilian im IV. B im II. Cap. ſchreibt: Supervacuam eſſe narrationem, quam judex noverit, ſi non modo factum quid

VIII. §.

Ueberhaupt iſt bey dieſen hiſtoriſchen Erklärungen noch dieſes anzumerken, daß man zuweilen auch die bekannteſten Dinge noch erzählen muß, die vielleicht die meiſten Zuhörer ſchon wiſſen, oder doch wiſſen wollen. Hierbey iſt aber eine Behutſamkeit nöthig, wenn man dieſelben nicht beſchämen, und ſich alſo nicht auffätzig machen will. Daher muß ein Redner ſagen: er wüßte es freylich wohl, daß die Sache den allermeiſten unter ihnen gar wohl bekannt ſey, ja daß einige unter ihnen ſie noch wohl beſſer innen hätten, als er ſelbſt. Man würde es ihm aber verzeihen, daß er um derer wenigen willen, die noch keine zulängliche Nachricht davon hätten, etwas davon beybringen müßte. Bisweilen ſpricht er: ſie wüßten es ſchon mehr, als zu wohl, daß ſich die Sache ſo und ſo verhielte: es würde ein Ueberfluß ſeyn, ſie zu erinnern, wie dieſes oder jenes ſich zugetragen hätte; er müßte ſich faſt ſchämen, nochmals zu wiederholen, was es mit der ganzen Sache für eine Bewandniß gehabt. Denn durch dergleichen höfliche Umſchweife gewinnt man die Gemüther der Zuhörer; als die es gern ſehen, wenn man ihnen keine Unwiſſenheit zutrauet: und gleichwohl bringet man alles dasjenige bey, was zu ſeinem Endzwecke nöthig iſt. So hat es Cicero gemachet, als er, in der Rede für den Murena, ſeinen römiſchen Rathsherren von der ſtoiſchen Philoſophie, der ſein Gegner Cato zugethan war, eine kurze Nachricht geben wollte. Er ſaget; weil er dieſe ſeine Rede weder vor dem unwiſſenden Pöbel, noch in einer Verſammlung von einfältigen Landleuten hielte: ſo wollte er etwas freyer von der Gelehrſamkeit reden, und dasjenige vorbringen, was ſowohl ihm ſelbſt, als ihnen allen bekannt und angenehm wäre; obgleich in der That die guten Römer nicht viel von der Philoſophie verſtunden.

quid ſit ſciet; ſed ita factum etiam, ut nobis expedit, opinabitur. Neque enim narratio in hoc reperta eſt, ut tantum cognoſcat judex; ſed aliquanto magis, ut conſentiat.

den. Darauf hebt er an: Fuit enim quidam summo ingenio vir, Zeno, cujus inventorum æmuli Stoici nominantur.

IX. §.

Endlich fraget sichs noch, ob man, in währender Erzählung einer Begebenheit, auch die Gemüthsbewegungen erregen dörfe? Wenn man hier ausführliche und weitläuftige Erregungen der Affecten versteht: so wäre es freylich noch viel zu frühe, den Zuhörer in den Erklärungen schon in Bewegung zu setzen. Allein wenn man es von kleinen Kunstgriffen, die den Schmerz, die Freude, das Mitleiden, die Furcht, den Haß, oder die Liebe erwecken können, versteht: so kann man sie allerdings bey guter Gelegenheit mit anbringen. Denn dadurch kann man unvermerkt den Zuhörer gewinnen, und ihn seiner Meynung zugethan machen. Es muß aber freylich solches nur im Vorbeygehen geschehen *. Ein Wort, ein kleiner Umstand, der in der Erzählung recht angebracht wird, thut bisweilen eine große Wirkung. So hat es Cicero in seiner Rede für den Ligarius recht künstlich gemachet, daß Cäsar, schon mitten in seinen Erzählungen, von allerley Gemüthsbewegungen hat gerühret werden müssen. Imgleichen hat er in einer seiner vermischten Reden, die Historie von dem in Sicilien gekreuzigten römischen Bürger so beweglich erzählet, daß nothwendig bey den Zuhörern ein Mitleiden hat entstehen müssen. Heute zu Tage, können Trauerredner gleich in der Erzählung von dem Leben des Verstorbenen, theils eine Hochachtung, theils die Liebe gegen ihn, theils eine Traurigkeit über seinen Verlust zu erregen suchen.

X. §.

* *Quint. L. IV.* Quo magis miror eos, qui non putant in narratione esse utendum affectibus. Qui, si hoc dicunt, non diu, nec ut in epilogo, mecum sentiunt. Effugiendæ enim sunt moræ. Ceterum, eccur ego Judicem nolim, cum eum doceo, etiam moveri?

X. §.

Wie man die dogmatischen Erklärungen machen müsse, das kann zwar die Vernunftlehre am besten zeigen: doch muß ein Redner noch etwas besonders dabey beobachten. Jene lehret, daß man deutliche und ausführliche Begriffe von einem Dinge geben muß, wenn man es einem andern erklären will. Z. E. Wenn ich sagen soll, was die Tapferkeit ist: so lehret mich die Morale nach logischen Regeln sagen: sie sey eine Tugend in großen Gefahren; oder eine Fertigkeit, in der Gefahr dem Gesetze der Natur ein Gnügen zu thun. Wenn ich ein Kriegsheer beschreiben soll, so sage ich philosophisch: es sey eine Menge von Kriegesleuten, die unter einem Anführer oder Feldherrn stehen. Denn die Weltweisen lieben in solchen Erklärungen die Kürze, und sagen nicht gern ein Wort zuviel. Ganz anders ist es mit den oratorischen Erklärungen beschaffen *. Ein Redner hat nicht allemal Leute von der größten Fähigkeit vor sich, die da vermögend wären, aus einer so kurzgefaßten Erklärungen ein genugsames Licht zu ziehen. Einfältige Leute wollen weitläuftigere Umschreibungen und ausführlichere Vorstellungen haben, wenn sie sich ein Ding recht lebhaft einbilden sollen. Man muß ihnen also die wesentlichen Merkmaale einer Sache, nach und nach, und auf allerley Art vorsagen. Wenn die eine Redensart irgend nicht zulänglich wäre, eine Sache sattsam abzuschildern, so bedienet man sich der andern und dritten auch noch. So machet es **Fleschier** in seinen Erklärungen, davon wir oben den Anfang gesehen haben. Es heißt in der ersten von der Tapferkeit:

Ich

* Erit igitur hæc facultas in eo, quem volumus esse eloquentem, ut definire rem possit; neque id, NB. faciat tam presse & anguste, quam in illis eruditissimis disputationibus fieri solet: sed cum explanatius, tum etiam uberius, & ad commune judicium, populareque intelligentiam accommodatius. Cic. Orat. c. 33.

Ich rede von einer weisen und wohl eingerichteten Kühnheit, die sich bey dem Anblicke ihrer Feinde anfrischet, in der Gefahr selbst alles durchschauet, und ihren Vortheil beobachtet: aber welche sich nach ihren Kräften mißt, zwar schwere Dinge unternimmt, allein nichts unmögliches angreift; welche nichts von demjenigen dem blinden Glücke überläßt, was durch Tugend kann erlanget werden. Endlich rede ich von einer Kühnheit, die, in Ermangelung guter Anschläge, alles wagen kann, und, bey der Beobachtung ihrer Pflicht bereit ist, sowohl im Siege zu sterben, als im Unglücke zu leben.

XI. §.

Doch muß man sich hier billig aller unnützen Umschweife und gleichvielbedeutenden Worte enthalten: denn wer nur in vielen und gleichgültigen Redensarten die Schönheit einer oratorischen Erklärung suchet, der verfällt in die Tavtologie. Man muß also dem Zuhörer die Sache gleichsam auf allen ihren Seiten vorhalten. Man muß sie in verschiedene Gesichtspuncte stellen; da er zwar immer dieselbe Sache, aber allezeit in einem andern Lichte zu sehen bekömmt. Ferner muß man die Deutlichkeit nicht hindern, indem man sie befördern will: indem man irgend, mit lauter hochtrabenden oder schwülstigen Metaphoren, eine an sich viel verständlichere Sache verfinstert. Ein Exempel von diesem Fehler giebt mir Lehms, in seiner Rede, auf die Vermählung Kaiser Carls des VI. Er will die Liebe beschreiben:

Die Liebe ist ein verborgenes, dabey aber unergründliches Etwas, welches seine geheime Regierung in der Seele durch eine unwissende Macht führet, den Gemüthern einen unbegreiflichen Trieb nach einer gleichen Uebereinstimmung, den übrigen Gliedern aber einen unvermeidlichen und höchstangenehmen Zug, einpräget, etwas unsern Augen gefälliges zu lieben, und solches nach vielen Geheimnissen, auch zu besitzen.

Hier sind beyde Fehler in ihrer Vollkommenheit zu sehen; viel unnütze Umschweife, und unverständlicheres Zeug, als die zu erklärende Sache selbst war. Denn welcher Zuhö-

rer

wer hätte es nicht vor der Erklärung weit beſſer verſtanden, was die Liebe iſt; als nach dem er dieſelbe ſo kauderwälſch beſchreiben gehöret?

XII. §.

Aus der Vernunftlehre iſt es bekannt, daß man einerley Sache, durch verſchiedene Worterklärungen beſchreiben kann, die doch alle gleich gut ſind. Eben ſo kann in der Beredſamkeit eine Sache in verſchiedenen Umſtänden ganz anders erkläret werden. Es richtet ſich aber ein Redner hierinn nach ſeinen Abſichten. Er malet ſeinem Zuhörer ein Ding nur von derjenigen Seite vor die Augen, wo es ſo ausſieht, wie er es gern haben will. Wann die Eigenſchaften, die er davon abſchildert, nur wahr ſind: ſo iſt er ſchon zufrieden, und ſein Zuhörer kann nichts mehr von ihm fodern. Z. E. Ein geiſtlicher Redner, der einen Angefochtenen zur Zuverſicht auf Gott ermuntern will, der muß ihm Gott auf eine ganz andere Art beſchreiben; als wenn er einem Ruchloſen eine Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit einjagen will. Wer eine Lobrede des Soldatenſtandes halten wollte, der würde ein Kriegsheer beſchreiben: als eine Vormauer des Staates, als eine Beſchützerinn der gerechten Sache, als eine Rächerinn des erlittenen Unrechts, als eine Schaar von Helden, die ihr Blut für ihr Vaterland wagen, und die Wohlfahrt des gemeinen Weſens weit höher, als ihr Leben achten. Allein Fleſchier, der die Klugheit eines Feldherrn aus der Erklärung eines Kriegsheers herleiten wollte, hat es mit gleichem Rechte ſo beſchrieben:

> Es iſt eine Menge mehrentheils geringer, und für Geld gedungener Seelen, welche, ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern ſuchen. Es iſt eine verwirrte Sammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorſame bringen; Verzagte ſind es, die man in den Streit führen; Verwägene, die man zurück halten, und Unſchuldige, die man zur Standhaftigkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehört nicht dazu, ſo viel verſchiedene Abſichten und Begierden zu leiten?

XIII. §.

XIII. §.

In solchen Erklärungen nun, muß man auch ein rechtes Mittel zu halten wissen, so daß man sie weder zu lang, noch zu kurz mache. Freylich ist es zuweilen rathsam, vielerley Dinge deutlich zu machen, die dem ersten Ansehen nach, nicht so gar nöthig zu seyn scheinen. Der Beyfall der Zuhörer muß aus ihrer Einsicht in die Sache entstehen: je vollkommener also diese durch die Erklärungen gemacht worden, desto leichter kann man die völlige Beypflichtung von ihnen hoffen. Man sinne also fleißig nach, was für Erklärungen etwa in den Beyfall des Zuhörers einigen Einfluß haben könnten; und alsdann lasse man sichs nicht verdrießen, alle dieselben geschickt anzubringen. Indessen aber muß man auch nicht gar zu weitgesuchte Dinge, gleichsam bey den Haaren, herzuziehen. Wer dieses thut, der verwirret den Zuhörer oft mehr, als er ihn unterrichtet: ja er bekömmt das Ansehen, als ob er nur mit seiner weitläuftigen Gelehrsamkeit pralen, und seine ganze Wissenschaft auf einmal ausschütten wollte. Man muß also in solchen Fällen allemal die Nothwendigkeit solcher Erklärungen erst begreiflich machen; oder sich entschuldigen, daß man sie vorbringet, auch wohl hinzusetzen: daß man es nur mit wenigen Worten thun wollte, weil man versichert wäre, daß es seine Zuhörer ohnedem schon wüßten; und was dergleichen Formeln mehr sind.

XIV. §.

Nunmehr fraget es sich noch, wo denn ein Redner alle diese historische und philosophische Erklärungen hernehmen solle? und da antworte ich: entweder aus der Gelehrsamkeit, oder aus der Erfahrung, oder aus eigenem Nachsinnen. Die Begebenheiten, darauf sich der Verstand eines Hauptsatzes oder eines Beweisgrundes stützet, sind entweder alt oder neu: ist jenes, so muß man sie aus Büchern; ist aber dieses, so muß man sie bald aus mündlichen Nachrichten, bald aus einer Erfahrung wissen. Z. E. Wer in einer Rede darthun wollte, daß Oesterreich den Orden des güldnen Vließes mit Rechte als Großmeister verwalte, der muß aus

den

den Geschichten die Erklärung von diesem Orden herholen. Wer aber von der pragmatischen Sanction, oder dem letztern französischen Kriege erweisen wollte: daß jene billig, und dieser unbillig sey; der würde in allerley politischen und historischen Büchern die nöthigen Umstände von beyden antreffen. Mit den philosophischen Erklärungen verhält sichs eben so. Von vielen Sachen, davon ein Redner zu reden hat, wird schon in gewissen Wissenschaften gehandelt; und diese müssen einem Redner geläufig und bekannt seyn. Von andern Dingen aber hat vielleicht vor uns noch niemand eine Erklärung gegeben; und da müssen wir selbst im Stande seyn, nach logischen und den obigen Regeln gute Beschreibungen zu machen.

XV. §.

Wem dieses ein schlechter Trost zu seyn bedünket, und wer andere Quellen der Erklärungen von uns fodert, der wisse: daß wir weder einen bessern Trost, noch andere Quellen für einen guten Redner wissen. Denn Reallexica, Schatzkammern und Goldgruben nachzuschlagen, und daraus dasjenige allererst zu lernen, was man doch andern schon beyzubringen willens ist, das können wir niemanden rathen. Ein Redner muß alle die Materialien, so er zu seiner Rede brauchet, selbst im Vorrathe haben; und einer Spinne ähnlich seyn, die alle ihre Fäden aus sich selbst hervorbringet. Man kann es auch bald hören, ob dasjenige, was jemand vorträgt, auf seinem eigenen Grunde und Boden gewachsen, oder nur entlehnet ist? Wenn man die Erkenntniß der Sachen, davon man redet, zuvor selbst recht verdauet, und gleichsam in Saft und Blut verwandelt hat; so klingt alles, was man sagt, weit gewisser und freyer. Hergegen, wer erst kurz zuvor auswendig gelernet hat, was er zu der Erklärung brauchet, der redet immer als ein furchtsamer Lehrling, machet auch zuweilen wohl gar Fehler. Man unterstehe sich also nicht, von Dingen zu reden, die man selbst erst noch lernen muß; und erinnere sich, daß wir eben nicht vergebens eine sehr weitläuftige Gelehrsamkeit

von einem Redner gefodert haben. Die Regel, die Horaz ſeinen Poeten gegeben, iſt einem Redner eben ſo nöthig.

Sumite materiam, veſtris, qui ſcribitis, aequam
Viribus, & verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri.

Von den Erklärungen in geiſtlichen Reden, ſehe man die von dem ſel. Probſte Reinbek herausgegebene Lehrart nach.

Das VI. Hauptſtück.

Von den Beweisgründen.

I. §.

Wir kommen auf das wichtigſte Stück der ganzen Redekunſt, welches von den Beweisgründen handelt. Hierauf kömmt in der Ueberredung alles an, und da dieſe der Hauptzweck der Beredſamkeit iſt: ſo ſieht man leicht, daß der Beweis das rechte Hauptwerk iſt, darauf ein Redner allen ſeinen Fleiß wenden muß. Alles übrige, was man in einer Rede ſagen kann, daß gehöret entweder nur zu den Zierrathen und Nebendingen; oder es iſt nur eine Vorbereitung zum Beweiſe; oder doch eine Folgerung aus demſelben. Der Beweis giebt alſo der ganzen Abhandlung ihre Feſtigkeit, ſo wie die Gebeine und Nerven dieſelbe dem menſchlichen Körper geben *. So wenig nhmlich ein Klump des beſten Fleiſches, und wenn es gleich mit der ſchönſten Hant überzogen wäre, zu den menſchlichen Verrichtungen geſchickt

* *Quint. L. IV. c. 3.* Ordine ipſo narrationem ſequitur confirmatio: nihil enim tam eſt conſequens, quam narrationi probatio. — — Iudex (auditor) enim feſtinat ad probationem, & quam primum certus eſſe ſententiæ cupit. Præterea cavendum eſt, ne ipſa expoſitio vaneſcat, averſis in aliud animis.

schickt seyn würde, wenn es ihm inwendig an Knochen und Sehnen fehlen sollte: eben so wenig kann eine Rede, die in der Schreibart, und in allen übrigen Stücken unverbesserlich wäre, ihren Endzweck erhalten, wenn es ihr an tüchtigen Beweisgründen mangelt. Man kann dieses nicht genugsam einschärfen, das es nur gar zu viel Leute giebt, die ein jedes weitläuftiges Gewäsch, es bestehe nun woraus es wolle, eine gute Rede nennen; wenn nur irgend die Schreibart darinn erträglich ist. Einige thun in ganzen Reden nichts anders, als daß sie etwas erklären. Andere pflegen lauter Erläuterungen und zusammengeraffte Zeugnisse eine gute Ausführung zu nennen. Noch andere meynen, man müsse mit lauter guten Einfällen, und sogenannten hübschen Gedanken, etliche Blätter füllen, wenn man eine Rede machen will. Wieweit aber dieses alles der Natur der wahren Beredsamkeit zuwider sey, das kann ein jeder selbst leicht abnehmen.

II. §.

Aus diesen Ursachen nun haben, sowohl Aristoteles, als Cicero und Quintilian, sehr weitläuftig und ausführlich von den Beweisgründen gehandelt: und auch ich würde ein ganzes Buch davon schreiben müssen, wenn ich in ihre Fußtapfen treten; und alles das beybringen wollte, was sie davon gesaget haben. Allein ich werde mich einer andern Lehrart bedienen, dabey sich die Sache sehr ins Kurze bringen läßt. Denn was die Lehren der Alten so weitläuftig machte, das waren die so genannten Loca, oder Classen und Fächer der Beweisgründe, darauf sie ihre Schüler verwiesen, wenn sie gute Beweise erfinden sollten. Die Anzahl derselben war nun entsetzlich groß, und die Erklärung und Exempel zu einer jeden nahmen sehr viel Platz weg *. In den heutigen Arten der Reden aber, und nach den Hauptregeln, die wir bereits zum Grunde geleget haben, können wir uns leicht ohne

* Cicero erkläret die Topica, per disciplinam inveniendorum argumentorum; und cap. 2. Topic. ad Trebatium heißt es: Itaque licet definire, Locum esse argumenti sedem; argumentum autem, rationem, quæ rei dubiae faciat fidem.

dieſe Topik der Alten behelfen. Wir verwerfen ſie aber deswegen nicht ganz und gar. In den gerichtlichen Reden war es ſehr dienlich, wenn man zu Erfindung gewiſſer Beweisgründe nur ein Regiſter durchlaufen dorfte, dadurch man auf gute Gedanken gebracht wurde. Wir haben aber itzo dergleichen Reden nicht mehr, und weder in unſern Lobreden, noch in Lehrreden, noch in Complimenten können uns die topiſchen Fächer etwas helfen. Folglich müſſen wir einen andern Weg gehen, wenn wir von den Beweisgründen brauchbare Regeln geben wollen.

III. §.

Zuförderſt ſetzen wir aus der Vernunftlehre zum Voraus, daß ſich ein jeder Satz beweiſen läßt, wenn es nicht entweder ein identiſcher Satz, oder ein Grundſatz iſt *. Eine jede Wahrheit iſt nämlich nur deswegen eine Wahrheit, weil ſie einen zureichenden Grund hat: den alſo derjenige einſehen muß, der ſie für eine Wahrheit erkennet. Die Wahrheiten hängen alle mit einander zuſammen, und die eine fließt aus der andern: ſo daß die eine nur darum wahr iſt, weil eine oder etliche andere wahr ſind. Daraus folget nun, daß ein Redner keinen einzigen Satz zum Hauptſatze ſeiner Rede wird wählen können, der ſich nicht beweiſen, das iſt, durch Anführung eines zulänglichen Grundes rechtfertigen ließe. Ein Beweis iſt alſo eine Rede, darinn man durch die Anführung eines Grundes behauptet, daß ein Satz vielmehr wahr als falſch ſey **. Wahr nennen wir hier, was mit andern bereits ausgemachten, oder bekannten Dingen übereinſtimmet; falſch aber iſt, was denenſelben zuwiderläuft. Es mag alſo ein Satz hiſtoriſch oder dogmatiſch, theoretiſch oder praktiſch, wahrſcheinlich oder gewiß ſeyn: ſo muß er ſich allezeit erweiſen

* Siehe das V. Cap. des erſten Th. meiner Vernunftlehre.

** Quint. L. V. im Eingange ſaget: denique ex quinque, quas judicialis materiæ fecimus partibus, quæcumque alia poteſt aliquando neceſſaria cauſæ non eſſe: lis nulla eſt, cui probatione opus non ſit.

weisen lassen. Und wenn ihn der Redner nur erst recht eingesehen hat, und sonst ein vieles, was damit einige Verwandschaft hat, auch gut versteht: so kann es ihm unmöglich schwer fallen, die Beweise desselben zu erfinden. Er darf sich nur selber fragen, warum er denselben für wahr halte? und warum er nicht vielmehr dem Gegentheile beypflichte? so wird es ihm gleich einfallen, wodurch er auch andre davon überreden können.

IV. §.

Ein historischer Satz ist ein solcher, darinn man von einem einzelnen Dinge etwas bejahet oder verneinet. Z. E. Petrus, der erste russische Kaiser, ist der größte Monarch seiner Zeiten gewesen; Friedrich August I. war ein Muster eines guten Regenten; Carl der VI. hat das Recht den Stanislaus von der polnischen Krone auszuschließen; das Haus Oesterreich hat ein Recht auf den Orden des güldenen Vließes u. d. g. Ein jeder sieht wohl, daß nicht nur die Hauptsätze aller Lobreden, dergestalt unter die historischen Sätze gehören werden; sondern daß es noch unzählige andre solcher Reden geben könne, die auf hohen und niedrigen Schulen vorkommen. Wenn es sich nun fraget, wo man die Beweisgründe zu dergleichen Sätzen hernimmt? So antworte ich, aus der Sache selbst, davon die Rede ist; nämlich aus der Historie, aus dem Staatsrechte, aus dem Rechte der Natur, oder aus dem Lebenslaufe desjenigen, dem die Lobrede gehalten werden soll. Der Redner muß nämlich die Sachen selbst wohl inne haben, davon er reden will. Wir haben es oben erwiesen, daß nicht Kinder und Unwissende, sondern gelehrte Leute allererst geschickt sind, gute Redner zu werden. Diese aber haben ihre Materie schon zuvor inne, oder sie haben sich wenigstens eine Zeit vorher darinn sattsam umgesehen, auch alle Gründe wohl untersuchet und auf die Probe gestellet. Diejenigen nun, die sie am tüchtigsten befunden haben, müssen sie beybringen, und dadurch ihre Zuhörer zum Beyfalle nöthigen.

V. §.

Hier sieht nun ein jeder, daß man, ohne alle topische Erfindungsfächer, gar leicht wird Beweisgründe finden können, wenn man nur kein Fremdling in den Geschichten und in den Wissenschaften ist, darein die historischen Sätze gewisser maßen laufen. Nur bey den Lobreden dünket manchem diese Hauptregel nicht zuzulangen. Man soll mehrentheils Leute rühmen, von denen in den Geschichtbüchern noch nichts geschrieben steht. Wo ist da etwas herzunehmen, wenn man nicht die Loca zu Hülfe nimmt, und aus den Namen, Aeltern, Vorfahren, Oertern, Zeiten, Reisen, Gütern des Glücks, Eigenschaften des Leibes und Gemüthes, Thaten und Tugenden u. s. w. gewisse Gründe herzuholen weis *? Wir verwerfen nicht alle diese Quellen, einen Menschen zu loben; können aber auch unmöglich einräumen: daß alle ohne Unterscheid, einen zulänglichen Beweis, von der Vortrefflichkeit einer Person abgeben. Die ersten von erzählten Stücken, sind nur sehr seichte Gründe eines Lobes; ja solche, die sich zwar für die falsche, nicht aber für die wahre Beredsamkeit schicken. Wer mich nicht anders zu rühmen weis, als wegen meines Namens, Geschlechtes, Vaterlandes u. s. w.; der lasse mich lieber gar ungelobet. Bloß die guten Eigenschaften des Verstandes und Willens, der gute Gebrauch der Gemüths- und Leibeskräfte, die löblichen Verrichtungen und Dienste, die man dem Staate, der gelehrten Welt, der Kirche, oder doch seiner Stadt, seinen Angehörigen und Mitbürgern erwiesen: diese allein, sage ich, verdienen ein wahrhaftiges Lob. Und wenn ein Redner hier den ausführlichen Lebenslauf eines solchen Menschen mit einem guten moralischen Erkenntnisse vereiniget; so wird er keine fernere Topiken brauchen.

VI. §.

* Cic. de Inv. L. I. c. 24. Ac personis has res attributas putamus: Nomen, naturam, victum, fortunam, habitum, affectionem, studia, consilia, facta, casus, orationes. S. meine Vorrede zu Fleschiers Lob- und Trauerreden, wo ich vom Dionysius von Halikarnaß in diesem Stücke geurtheilet habe.

VI. §.

Bey diesen historischen Beweisen fraget es sich nun: ob man auch die Scribenten anführen, oder wenn es neulich vorgefallene Begebenheiten sind, ob man auch die Zeugen angeben müsse, die durch ihre Aussage das behauptete bekräftigen? Was das erste anlanget, so ist ein Unterscheid unter Dingen zu machen, wovon mehr als einer geschrieben hat; und darüber die Geschichtschreiber eins sind, und unter denen, die entweder nur von einem Scribenten beschrieben worden, oder wohl gar von andern anders erzählet werden. Im ersten Falle brauchet man nur überhaupt die Geschichtschreiber aller Zeiten oder Nationen anzuführen. Käme es hoch, so dörfte man etliche Namen der berühmtesten schlechthin nennen, um sich bey den Zuhörern in das Ansehen zu setzen, daß man nichts ohne Grund vorgäbe. Aber im andern Falle brauchet es freylich mehr Behutsamkeit und Sorgfalt. Denn wo nur ein einziger Scribent etwas bezeuget, da muß man seine Glaubwürdigkeit vorher darthun; indem man zeiget, daß er die Sache recht habe sagen wollen. Die Vernunftlehre giebt hiervon mehrere Regeln an die Hand, und man muß dieselben desto mehr brauchen, wenn es wohl gar andere Geschichtschreiber giebt, die jenem widersprechen. Denn da muß man dieser ihr Ansehen verdächtig zu machen suchen, und zeigen, daß sie entweder die Sache nicht recht gewußt; oder doch aus Furcht, Parteylichkeit, Hoffnung, Eigennutz, oder Religionseifer, nicht aufrichtig beschrieben haben.

VII. §.

Was die neuern Geschichte anbetrifft, so sind sie abermal weyerley. Einige sind weltkündig, als z. E. Eugens Siege wider die Türken und Franzosen; Friedr. August I. Großmuth gegen seine Feinde, und seine Gnade gegen die Unterthanen. Da brauchet es nun keine besondere Zeugen, indem, so zu reden, die ganze Welt, das ganze Land, ja alle Zuhörer davon Zeugniß geben können. Indessen ist es gut, daß der Redner in solchen Fällen darauf dringet: wie

Cicero, in einer seiner philippischen Reden, ganz Italien, Sicilien und Africa, als so viel Zeugen, wider den Antonius aufführet. Wäre aber die Sache so weltkündig nicht: so müßte man auch wohl besondere Zeugen darstellen. So machte es Cicero in seiner Rede für den Archias, als er darthun wollte, daß er zu Heraklea das Bürgerrecht erlanget hätte. Da beruffet er sich auf das Zeugniß Luculls, der solches wisse, ja ihm zuwege gebracht habe; und auf die heraklienſischen Abgeordneten, die es bezeugten. Oftmals aber kann man solche Dinge auch aus den Folgen und Wirkungen gewisser Begebenheiten und Thaten darthun. Z. E. Jemand muß wohl gut Haus gehalten haben; denn er ist reich dadurch geworden. Ein andrer muß wohl gelehrt gewesen seyn, denn er hat treffliche Bücher geschrieben. Jemand muß doch eine gute Aufführung gehabt haben, denn er hat sich allenthalben Freunde gemacht. Jener muß nothwendig ein Verschwender seyn, denn er ist seines großen Erbtheils ungeachtet, an den Bettelstab gerathen, u. d. gl. *

VIII. §.

Ich muß doch von der bisher erwähnten Art der Beweise ein Exempel geben. Gundling wollte in seiner Lobrede auf den König Fr. Wilh. in Preußen, die er, bald nach dem Antritte seiner Regierung 1714. in Halle gehalten, darthun:

> Daß Friedrich Wilhelm das Wohlseyn seiner Unterthanen bis dahin weislich befördert, und deswegen einen unsterblichen und ewigen Nachruhm verdienet hätte.

Nach einer kurzen Erklärung, worinn das Wohlseyn des Volkes bestehe, fängt er an zu zeigen; daß erstlich die Wachsamkeit darzu nöthig sey: und daraus fließt sein erster Beweis: Denn, saget er, mein König ist wachsam, er regieret selbst,

* Darum saget auch Cicero: Confirmatio est, per quam *argumentando* nostræ causæ fidem, & auctoritatem, & firmamentum adjungit oratio. *De Inv. L. I. c.* 24.

selbst, und verläßt sich nicht auf andre. Ferner führet er die Beschützung des Staats, als das zweyte Mittel, die Wohlfahrt eines Reiches zu befördern, aus der Erklärung an; und das ist sein zweyter Beweis. Denn er zeiget: sein König sey tapfer, und habe seine Heere auf einen guten Fuß gesetzt. Der dritte Beweis seines Satzes ist von der Gerechtigkeit hergenommen, als welche zum Wohlseyn eines Staates das meiste beyträgt. Und auch da zeiget der Redner: daß sein König gerecht sey; indem er die langen Processe und die Menge der Advocaten hasse und abgeschaffet habe. Der vierte Beweis ist daher genommen, daß die Wohlfahrt des Staates durch den Reichthum der Bürger vermehret wird; und hier zeiget der Redner: sein König habe die Verschwendung, als die Ursache der Dürftigkeit, mehr durch sein Exempel, als durch Gesetze, abgeschaffet; und allen fleißigen Arbeitern Gelegenheit verschaffet etwas zu erwerben ꝛc. Siehe die Sammlung auserlesener Reden, die 1727. in Nordhausen herausgekommen ist, auf der 80. und folg. S. imgl. im II. Th. dieser Redekunst.

IX. §.

Mit den dogmatischen Hauptsätzen verhält sichs zwar etwas anders; doch kann man auch hier zur Erfindung ihrer Beweisgründe nichts bessers vorschlagen, als die rechte Einsicht in den Hauptsatz selbst. Diese Art von Sätzen kömmt hauptsächlich in Lehrreden vor, die in Kirchen und Schulen gehalten werden: und da laufen sie immer in eine gewisse Art der Wissenschaften, darinn die Gattung der Wahrheiten pflegt abgehandelt zu werden. Z. E. Wenn ein Gottesgelehrter eine Rede hielte, daß die Vereinigung der protestantischen Religionen mit der römischkatholischen unmöglich sey: so müßte er diesen Satz nothwendig aus den innersten Gründen der Gottesgelahrtheit erweisen. Oder wenn ein geistlicher Redner auf der Kanzel erweisen wollte, daß man Gott über alle Dinge lieben müsse: so müßte er diesen Satz aus der gründlichen Einsicht in das Wesen der Liebe, und aus der Erkenntniß Gottes und seiner Eigenschaften herleiten.

Und so in andern Materien. Folglich muß denn auch hier ein rechtschaffner Redner kein Fremdling in denjenigen Wissenschaften seyn, darinn er einen Redner abgeben will. Er muß lange zuvor, ehe er sich zu reden unterfängt, diejenige Art der Gelehrsamkeit aus dem Grunde gefasset haben, von der er seine Materien hernimmt. Ja zuweilen muß er in mehr als einer Wissenschaft zu Hause seyn, wenn er rechte gründliche Beweise von gewissen Sätzen führen will. Die Sachen haben oft eine große Verbindung unter einander: und mancher Satz hat seine Gründe in verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit. Je mehr sich nun ein Redner in allen denselben umgesehen hat: desto besser wird er im Stande seyn, gute Beweisgründe zu erfinden. Wenn er aber mit einem leeren Kopfe dergleichen Arbeit angreifen; oder von einer Sache reden wollte, die er gar nicht verstünde: so würde ihm die ganze Topik nichts helfen.

X. §.

Zum Exempel eines dogmatischen Satzes und seiner Beweise, soll uns des Hrn. Kanzl. von Mosheim Rede, von der Thorheit der Religionsspötter, dienen, die im II. Th. seiner heil. Reden enthalten ist. Nachdem er erkläret hat, was er durchs Spotten verstehe, saget er:

> Wenn die ganze Welt das Recht und die Freyheit hätte, zu spotten, so würde doch diese Freyheit da aufhören müssen, wo die Religion anfängt. Erwecket euch, meine Brüder! erwecket euch, unsern Beweis zu verstehen, und euren Wandel darnach einzurichten.

Hierauf kömmt der Iste Grund: weil es thöricht ist, da zu spotten, wo Gründe, Beweisthümer und Ursachen verlanget werden; II. weil es thöricht ist, in solchen Dingen zu lachen und zu scherzen, die wichtig und ernsthaft sind; III. weil es thöricht ja rasend ist, in einer Sache zu spotten, die doch wahr seyn kann, und die mit ungemeiner Gefahr für uns verbunden ist. Diese allgemeinen Grundsätze, die er vorher fest gesetzet und erwiesen hat, werden nun auf die Religionsspötter gezogen: indem der Redner zeiget, daß sie alles dasjenige

jenige thun, was darinnen für thöricht erkläret worden. Der IV. Grund, den er hinzuſetzet, iſt dieſer: weil es thöricht und unverſchämt iſt, zu ſpotten, wenn man ſelbſt Lehren und Dinge behauptet, die ein andrer mit größerm Rechte verlachen kann. Und auch dieſes wird auf die Religionsſpötter gedeutet. Ich übergehe auch hier das übrige dieſer vortrefflichen Rede, die man leicht ſelbſt nachſchlagen kann. Und wie es in dieſen neuern Beyſpielen beſchaffen iſt, ſo ſieht es auch in den Exempeln der Alten aus: wie man leicht wahrnehmen wird, wenn man mit vernünftigem Nachſinnen eine Prüfung derſelben anſtellen will.

XI. §.

Die dogmatiſchen Hauptſätze ſind entweder theoretiſch, oder praktiſch, das iſt, ſie handeln entweder von Dingen, die man bloß für wahr halten ſoll; oder von Sachen, die man thun und ausüben muß. Das Exempel, ſo ich im vorigen §. angeführet, giebt ein Beyſpiel eines theoretiſchen Satzes ab: und da ſieht man wohl ſelbſt, wo die Beweisgründe hergenommen worden; nämlich aus der Natur der Sache, und der gründlichen Einſicht in dieſelbe *. Was aber die praktiſchen Sätze anlanget, ſo würde es z. E. einer ſeyn, wenn ich aus eben dem Theile der mosheimiſchen Reden: die Pflicht der Heiligen mit dem leidenden Erlöſer zu leiden, abhandeln wollte. Es darf aber auch ein ſolcher Satz nicht eben theologiſch ſeyn: er kann moraliſch, öconomiſch oder politiſch ſeyn; und wird doch eben die Natur behalten. Z. E. Demoſthenes behauptet in der erſten philippiſchen Rede, daß man den Philippus bekriegen ſoll. Cicero in ſeiner Rede für den Ligarius, will den Cäſar bereden, demſelben Gnade wiederfahren zu laſſen. Wenn nun dieſe Uebungsſätze auch erwieſen werden müſſen, ſo pflegt man die Gründe

* Quintilian giebt folgendes Beyſpiel eines theoretiſchen Satzes mit ſeinem Beweiſe, L. IV. c. 14. Anima immortalis eſt. Nam quidquid ex ſe ipſo movetur, immortale eſt. Anima autem ex ſe ipſa movetur. Immortalis igitur eſt anima.

Gründe dazu, gemeiniglich aus den allgemeinen Bewegungsgründen des menschlichen Willens, herzunehmen. Diesen nun rühret bey seinem Thun und Lassen nichts, als das Böse und Gute, welches ihm sein eigener Verstand, als böse oder gut vorstellet. Will man also dem Willen beykommen, und ihn bewegen, etwas zu thun oder zu lassen, so muß man erst den Verstand überzeugen, daß dergleichen Handlung entweder gut oder böse sey.

XII. §.

Die Urtheile und Meynungen der Menschen vom Guten und Bösen sind sehr unterschieden: zumal bey einer vermischten Menge Volkes, die ein Redner gemeiniglich zu Zuhörern hat. Viele, und zwar die meisten, halten den bloßen Vortheil, andere die Ehre, andere die Lust für etwas gutes: das Gegentheil aber für böse. Einige, und zwar die Rechtschaffensten, halten alles, was vernunftmäßig, ehrbar, billig, und gerecht ist, für gut; und das Widerspiel misfällt ihnen, als etwas böses. Es giebt noch andere, die, einer natürlichen Trägheit wegen, nichts zu unternehmen pflegen, als was sehr leicht ist, und ohne alle Mühe, ja wohl gar mit Lust ausgeführet werden kann. Hergegen halten diese alles für böse, was schwer ist, oder doch viel Mühe machet, ja Verdruß und Schmerzen bey sich führet; auch ihnen wohl gar unnöthig oder unmöglich zu seyn scheint. Aus diesen allgemeinen Urtheilen, und Meynungen der Menschen, muß nun ein geschickter Redner die Bewegungsgründe zu seinen praktischen Sätzen hernehmen. Er darf also bey einer Sache, die man thun soll, nur zeigen: daß sie vernünftig, billig, gerecht, vortheilhaft, rühmlich, belustigend, leicht, anmuthig, nothwendig, ja unentbehrlich sey. Bey einer That aber, die man unterlassen soll, darf er nur darthun, daß sie unvernünftig, unbillig, ungerecht, schädlich, schändlich, schmerzlich, schwer, verdrüßlich, unnöthig und gar wohl zu entbehren sey. Kann er von etlichen oder von allen diesen Stücken den Verstand seiner Zuhörer über-

überreden: so wird ihm gewiß der Willen derselben keinen Widerstand mehr thun, sondern willig folgen.

XIII. §.

Ich will aber hiermit die andern Bewegungsgründe des menschlichen Willens, die sich sonst etwan äußern könnten, gar nicht ausschließen, ob sie gleich nicht so allgemein seyn möchten. Z. E. es könnte kommen, daß auch das, was gewöhnlich, oder ungewöhnlich; alt, oder neu und unerhört, von großen Leuten schon vor uns ausgeübet, oder noch von niemanden unternommen worden wäre, von jemanden für gut oder für böse gehalten würde. Es kömmt alles auf die Klugheit eines Redners an, dadurch er, die Meynung seiner Zuhörer geschickt zu errathen, und sich derselben zu seinen Absichten zu bedienen, wissen muß. Man muß nämlich dieselben durch ihre eigene Grundsätze, Vorurtheile und Neigungen zu lenken suchen; in soweit solches der Wahrheit und Tugend ohne Schaden geschehen kann. Die besten Bewegungsgründe sind freylich diejenigen, so von der Vernunft und Billigkeit hergenommen werden. Allein, wenn diese kräftig in den Willen eines Menschen wirken sollen: so muß er schon tugendhaft seyn, und bereit seyn, alles ohne Widerrede zu thun, was seine Pflicht mit sich bringet. Wo wird man aber jemals Gelegenheit finden, eine Rede vor lauter solchen Leuten zu halten? Werden nicht die meisten Zuhörer allezeit gewissen herrschenden Vorurtheilen zugethan, gewissen gewöhnlichen Lastern ergeben, und gewissen Neigungen nachzuhängen gewohnt seyn? Alle diese Dinge nun auszurotten, und seine Zuhörer ganz vernünftig und tugendhaft zu machen, das geht in einer Rede nicht an. Man muß sie also nehmen, wie man sie findet, und sich ihre Gemüthsart zu Nutze machen, so gut als man kann. Sind ja nicht alle Bewegungsgründe von einerley Kraft: so muß man allerley Arten derselben zusammen nehmen, damit man allerley Arten der Zuhörer dadurch gewinne und überrede.

XIV. §.

XIV. §.

An Exempeln aus alten und neuern Rednern, die ſich nach dieſer Vorſchrift gerichtet haben, kann es gar nicht fehlen. Weil Demoſthenes wußte, daß die Athenienſer zur Ehrliebe ſehr geneigt waren: ſo wußte er, in ſeiner erſten philippiſchen Rede, keinen beſſern Beweisgrund wider ſie zu brauchen, als daß es ihnen ſchändlich wäre, ſo nachläßig zu ſeyn, als ſie wären. Daher ſchmäuchelt er gleich im Eingange ihrer Ehrliebe mit ihren ehemaligen Thaten, wider die Lacedämonier. Er machet ihnen Hoffnung, daß ſie noch eben das würden thun können, wenn ſie nur wollten. Er beſchämet ſie, wegen ihrer kaltſinnigen Neugierigkeit, und nachdem er von den nöthigen Kriegsrüſtungen ausführlich geredet: ſo kömmt er wiederum darauf, daß er ihre bisherige Anſtalten und Kriegsverfaſſungen als lächerlich vorſtellet. Er beſchämet ſie durch die Vergleichung ihrer Luſtbarkeiten mit ihrem Kriegsweſen; deren jene ſehr ordentlich, dieſe aber ſehr ſchlecht beſtellet würden. Er vergleicht ſie mit einem ungeſchickten Fechter u. ſ. w. Kurz, er unterläßt nichts, wodurch er ihre ganze Ehrliebe zum Bewegungsgrunde des Krieges anwenden konnte. Cicero hat es nicht anders gemachet. In ſeiner Rede für das maniliſche Geſetz ſah er wohl, daß das römiſche Volk zum Geize geneigt war: daher ſuchet er allemal den Bewegungsgrund von dem Schaden hervor, den ſie an ihren Zöllen von dem Mithridates erlitten hätten, und noch ferner würden leiden müſſen, wenn ſie ihn nicht nachdrücklich bekriegen würden. In der Rede für den Ligarius wußte er wohl, daß Cäſar mehr durch die Ehre, als durch alles andre, zu bereden ſeyn würde, denſelben loszulaſſen. Daher brauchet er zwar die Gründe von der Billigkeit dieſer Vergebung, wegen der Unſchuld des Beklagten: aber er ſetzet überall ſo viel Lobſprüche und Schmäuchelreden gegen den Cäſar dazu; daß dieſer nicht im Stande blieb, ihm ſeine Bitte abzuſchlagen.

XV. §.

Noch einen Unterſcheid unter den Beweisgründen haben wir anzumerken, nachdem nämlich die Hauptſätze entweder

nur

nur wahrscheinlich, oder ganz augenscheinlich erwiesen werden können: denn sie sind also entweder ganz dringende, unumstößliche und demonstrative; oder nur wahrscheinliche Beweise. Keine von beyden Arten kann ein Redner verwerfen oder entbehren: und er brauchet allemal die besten davon, wenn er nur sieht; daß sie bey seinem Zuhörer etwas Gutes wirken können. So hat Cicero schon im I. B. von der Erfindung dieselben unterschieden *. Er erkläret darauf ferner, theils was ein nothwendiger, theils was ein wahrscheinlicher Beweis ist. Nämlich was unmöglich anders seyn kann, als so, das ist ein nothwendiger dringender Beweis: z. E. hat sie gebohren; so hat sie mit einer Mannsperson zu thun gehabt **. Was aber insgemein und nach dem Urtheile der meisten oder klügsten so zu seyn pflegt, das ist nur ein wahrscheinlicher Beweis. Z. E. Wenn sie eine Mutter ist; so wird sie ihren Sohn auch lieb haben: wenn er geizig ist; so wird er nach einem Eide nicht viel fragen. Ich führe dieses mit Fleiß aus dem Cicero an, um diejenigen zu widerlegen, die sich fälschlich einbilden: ein Redner dürfe sich niemals recht fester und bündiger Beweise bedienen: weil er nur mit der Wahrscheinlichkeit zufrieden wäre, ja seinen Zuhörern mit Fleiß die guten Gründe vorenthielte, und ihnen nur mit Scheingründen einen blauen Dunst vorzumachen bemühet wäre ***.

XVI. §.

* Denn so schreibt er im 29 Cap. Omnis autem argumentatio - - aut probabilis, aut necessaria debebit esse. Necessarie demonstrantur ea, quae aliter, ac dicuntur, nec fieri, nec probari possunt. Probabile autem est id, quod fere fieri solet, aut quod in opinione positum est; aut quod habet in se ad haec quandam similitudinem.

** Daß ich auf diese Schlußreden nicht zuerst dringe, beweist Quintil. L. V. c. 10. Quorum omnium tractatus versatur in Syllogismis — Si robur corporibus bonum non est, minus sanitas. Si furtum scelus, magis sacrilegium. Si abstinentia virtus; & continentia: Si mundus providentia regitur, administranda est respublica.

*** *Quint. L. V. c. 10.* Ἀπόδειξις est evidens probatio; ideoque apud Geometras γραμμικὴ Ἀπόδειξις dicuntur. — — Quidam

XVI. §.

Nun kann man es freylich nicht läugnen, daß nicht die Redner meistentheils nur wahrscheinliche Gründe anzuführen pflegten. Allein das kömmt nicht aus der Natur der Beredsamkeit, oder von ihrem Vorsatze und Gutachten her: sondern die Beschaffenheit der meisten Sachen läßt es nicht anders zu. Wo will man doch in allen Arten der Wahrheiten, dergleichen unwidersprechliche Beweisthümer hernehmen, die man Demonstrationen nennet? Sind denn alle Wissenschaften schon zu dem hohen Grade der Gewißheit gekommen, daß ihre Lehrsätze ganz unumstößlich erwiesen werden könnten? Vielweniger lassen sich in historischen Sachen solche augenscheinliche Beweise führen, die keinem Zweifel mehr unterworfen wären. Hat aber ein Redner gar von künftigen Dingen, die auf die Willkühr der Menschen ankommen, zu reden: wie will er es da zu völliger Gewißheit bringen? Er brauchet also die demonstrativen Beweise da, wo er sie hat: allein er muß, in den meisten Fällen, auch mit schlechtern zufrieden seyn. Doch weit gefehlet, daß er sie mit Fleiß schwach machen sollte, so stellet er sie vielmehr allezeit auf der stärksten Seite dar; und bemühet sich, ihnen einen solchen Grad der Gewißheit zu geben, das man nichts mehr fodern kann, ja oft vollkommen dadurch überredet wird. Und dadurch geht ja der Beredsamkeit an ihrem Werthe nichts ab. Behelfen sich doch alle Menschen im gemeinen Leben, im Handel und Wandel, in Regierungssachen, in Handhabung der Gerechtigkeit, und im Kriegswesen, mit der bloßen Wahrscheinlichkeit. Ja müssen doch die Schriftgelehrten, Rechtsausleger und Arzneyverständigen, sich damit befriedigen: so lange ihre Lehren durch Hülfe der Weltweisheit und Mathematik noch in keinen bessern Stand gesetzet

dam inesse epicherematis apodixin putant, & esse partem ejus confirmantem. Utrumque autem, quamquam diversi auctores eodem modo finiunt, ut sit ratio, *per ea quae certa sunt*, fidem dubiis afferens: quae NB. natura est omnium argumentorum: neque enim certa incertis declarantur.

ſetzet worden. So darf ſich denn auch die Beredſamkeit nicht ſchämen, daß ſie ſich gemeiniglich mit wahrſcheinlichen Gründen behelfen muß.

XVII. §.

Gleichwohl iſt es in der oratoriſchen Wahrſcheinlichkeit nicht mit einem jeden lahmen Gewäſche ausgerichtet, das irgend dem Anſehen nach, einen Grund in ſich hält, aber nichts weniger, als einen Beweis abgeben kann. Dieſes iſt eine Anmerkung, die ſehr nöthig iſt, die Sophiſten unſrer Zeiten zur Vernunft zu bringen; die uns bisweilen einbilden wollen, ſie bewieſen etwas, da doch ihr Geſchwätze gar keinen Vernunftſchluß in ſich hält. Ich will nur aus einem verſtorbenen Mitbruder dieſer leeren Wortkrämerzunft ein Exempel anführen. Lehms ſchreibt in ſeiner Lobrede auf Kaiſer Karlen den VI. bey deſſen Vermählung 1708, gegen das Ende alſo:

> Soll ein Demant ſeines gleichen zeugen: warum ſollten wir denn nicht auch die Meynung behaupten können, daß die mit einander verknüpften Seelen, auf eine uns zwar unbekannte, aber doch nicht unmögliche Art, neue Seelen oder neue Geiſter zeugen?

Hierinnen ſoll nun ein Schluß von einem ähnlichen Dinge auf das andre enthalten ſeyn: aber es fehlet nichts mehr, als daß erſtlich die Dinge einander nicht ähnlich ſind; und ſo dann, daß das erſte nicht wahr iſt. Denn worinn kömmt doch eine Seele mit einem Diamant überein? und wo hat man jemals gehöret, daß die Diamanten Junge hecken? Allein mein Redner fährt in ſeinem Beweiſe fort:

> Die Beſchaffenheit derſelben, und wie ſie die Liebe in ſich hegen, ja wie ſie dieſelbe bey andern ſo leicht, als der Zunder das Feuer erwecken, muß nothwendiger weiſe neue Seelen zeugen: weil man ja von der Liebe meldet, daß ſie durch die Seele der Augen entzündet, durch die Seele der Zunge beſtätiget, durch die Seele der Lippen befeſtiget, und durch die Seele der Seelen ewig verknüpfet werde.

Wenn dieſes nun ein bündiger Beweis iſt: ſo wird es gewiß dem Verfaſſer nicht ſchwer fallen, alles in der Welt zu beweiſen.

sen. Es ist nur schade, daß man ihn in dem berühmten Streite der Weltweisen und Gottesgelehrten, vom Ursprunge der Seelen, nicht zum Schiedsmanne erwählet hat: gewiß, der sogenannte Tradux würde von ihm vortrefflich demonstriret worden seyn. Denn wie wenig Mühe kostet es ihm, ein ganzes Schock Seelen zu erzeugen?

XVIII. §.

Die allgemeine Regel, die man hier geben kann, alle dieses Geplauder nichts bedeutender Worte zu vermeiden, ist diese: Man prüfe einen jeden Grund, den man von einem Satze angiebt, nach den Regeln der Vernunftlehre; und sehe, ob er auch eine richtige Folge in einer Schlußrede behaupten kann? Z. E. oben müßte ich sagen: was von einem Diamant gilt, das muß auch von einer Seele gelten. Nun zeuget ein Diamant den andern; also muß auch eine Seele die andre zeugen. Ein jeder sieht hier von sich selbst, daß kein einziger Fördersatz, ich will nicht sagen, wahr ist, sondern nur die allergeringste Wahrscheinlichkeit hat. Ich sage nicht, daß man alle seine Gründe in der Rede selbst so syllogistisch vortragen solle: ich will nur, daß ein Anfänger in der Beredsamkeit die Schlußreden, gleichsam als einen Probierstein seiner Gründe, brauchen soll; bis er eine solche Fertigkeit im gründlichen Denken erlanget hat, daß er solcher Prüfung weiter nicht bedarf. Denn wenn ein angeführter Grund hier die Probe nicht hält, und nicht aus einem Paare wahrscheinlicher Fördersätze den Schlußsatz herleitet: so tauget er gar nichts, und wird keinem Menschen zum Beyfalle bewegen. Auch Aristoteles hat schon unter den topischen Beweisgründen ein Register derjenigen Fächer oder Classen gemachet, die nur Scheingründe in sich enthalten, und deren sich die alten Sophisten zu bedienen pflegten, wenn sie eine faule Sache zu vertheidigen hatten *. Es wäre zu wünschen, daß

* In eo genere quod fere fieri solet, probabile hujus modi est. Si mater est, diliget filium; si avarus est, negliget jusjurandum. In eo autem, quod in opinione positum est, hujusmodi

daß auch unter unſern Rednern, die doch oft von den wichtigſten Dingen reden, nicht auch noch öfters ſolche Schnitzer wider die Vernunftlehre gemachet würden; ob ſie ſich gleich keiner ariſtoteliſchen Topik bedienen mögen *.

XIX. §.

Die alten theilten den Beweis in zweyerley Arten ein, die ſie inductionem und ratiocinationem nenneten **. Die Induction iſt eine Rede, darinn man den Zuhörer, durch Vorhaltung einiger ungezweifelten Dinge, welchen er den Beyfall nicht verſagen kann, nöthiget, auch dem vorhabenden Satze des Redners beyzupflichten, weil er mit jenen erſtern eine Aehnlichkeit hat. Dergeſtalt überführte ehemals Aſpaſia, Xenophons Ehegattinn von demjenigen, was ſie nicht geſtehen wollte, daß ſie nämlich mit ihrem Manne nicht zufrieden wäre. Sage mir, ſprach ſie, wenn deine Nachbarinn beſſer Gold und Silber hätte, als du: würdeſt du das ihrige nicht lieber wollen, als das deine? Ohne Zweifel das ihrige, ſprach ſie. Wie dann? wann ſelbige beſſere Kleider und koſtbarern Schmuck hätte, als du? Hätteſt du es nicht lieber, als das deine? Freylich wohl. Wohlan denn: wenn deine Nachbarinn einen beſſern Mann hätte, als du, würdeſt du denſelben nicht auch lieber wollen? Hierauf erröthete das Weib Xenophons. Eine ſolche Art zu beweiſen brauchen nun faſt alle Redner, weil ſie ſehr leicht zu begreifen iſt, und ſehr in die Sinne fällt. Es ſteckt auch ein guter Grund dahinter, der ſich nämlich auf den Grundſatz ſtützet: in ähnlichen Fällen haben ähnliche Dinge ſtatt. Wenn nun die Fälle nur Aehnlichkeit genug haben, und wenn die Wahrheiten, die

modi ſunt probabilia: Impiis apud Inferos pœnas eſſe præparatas. Cic. de Inv. 1.

* Alia ſunt, ut dixi, non neceſſaria, vel utrimque vel ex altera parte. Sol coloratus; at non utique, qui eſt coloratus a Sole eſt. Iter pulverulentum facit: ſed nec omne iter pulverem movet, nec quisquis eſt pulverulentus, ex itinere eſt. Quint. l. c.

** Siehe Ciceronis erſtes B. von der Erfind. im 31. C.

man als bekannt annimmt, nur ſo augenſcheinlich ſind, daß ſie ein jeder dafür annehmen muß: ſo geht man bey dieſer Vermuthung ähnlicher Fälle ſicher genug; daher denn auch der größte Theil der Menſchen ſich derſelben an ſtatt der Vernunft bedienet. Gundling in ſeiner Lobrede ſaget:

> Das aſſyriſche Reich zerfiel, als Sardanapal unter dem Frauenzimmer ſaß. Der perſiſche Zepter wurde ihren Regenten aus den Händen gewunden; da ſie mehr auf den äußerlichen Pracht, und hingegen die Macedonier mehr auf den ſchwarzen Harniſch hielten. Das ſtolze Rom fiel unter die ſtrenge Bothmäßigkeit der Barbarn, da ihre Kaiſer ſich in ein faules Leben verliebet hatten. Die Mohren kamen aus Africa nach Spanien, als ihnen der Spaniarden unzüchtiges und ſicheres Leben kund geworden ꝛc.

XX. §.

Was den Vernunftſchluß anlanget, ſo haben wir vorhin ſchon geſaget, daß ſich derſelbe in eine ordentliche Schlußrede muß bringen laſſen; und Cicero iſt darinn am angeführten Orte im 34. C. nicht nur eins mit uns; ſondern er fodert auch, daß ihn der Redner ſo gar in Form einer Schlußrede vortragen ſoll, wenn er eine rechte Ueberredung dadurch wirken will. Er geht noch weiter, und will, daß man den Oberſatz und den Unterſatz, wenn ſie einigermaßen zweifelhaft ſeyn ſollten, mit neuen Gründen beſtärken ſoll; ſo daß dergeſtalt ein oratoriſcher Beweis, der recht vollſtändig iſt, aus fünf Theilen beſtehen wird. Dieſe ſind I. der Oberſatz, II. ſein Beweis, III. der Unterſatz, IV. ſein Beweis, V. der Schlußſatz *. Doch fodert er die Beweiſe der Förderſätze nicht allezeit, ſondern nur auf den Fall, wenn ſie nöthig ſind: und ſo kann ein guter Beweis zuweilen auch aus vier, ja nur aus dreyen Theilen

* Quint. L. V. cap. ult Ceterum haec propoſitio (major) aut confeſſa eſt, aut probanda. Vt, qui beatam vitam vivere volet, philoſophetur oportet. Non enim conceditur: cetera ſequi, niſi confirmata prima parte, non poſſunt. Eſt et aſſumtio interim confeſſa: ut, Omnes autem volunt beatam vitam vivere. Interim probanda, ut illa.

Theilen beſtehen; bisweilen aber gar nur aus zween, wenn man ein ſogenanntes Enthymema, oder eine verſtümmelte Schlußrede, machen will, darinn entweder der Oberſatz oder der Unterſatz fehlet. So richtig dieſes alles iſt, ſo ſehr beſchämet Cicero dadurch die unphiloſophiſchen Schwätzer, die an nichts weniger, als an eine ordentliche Schlußrede, in ihren Beweiſen denken. Wir ſparen aber die ausführliche Abhandlung davon in das Hauptſtück, von der ordentlichen Einrichtung einer Rede; wo wir mehrere Anleitung zum überzeugenden Vortrage eines Beweiſes geben wollen. Sonſt iſt Quintilian auch der Meynung geweſen, daß eigentlich alle drey Sätze des Vernunftſchluſſes zu einem guten Beweiſe nöthig ſind*.

Das VII Hauptſtück.

Von der Widerlegung der Einwürfe.

I. §.

Wenn ein Redner ſeinen Satz mit guten Beweisgründen beſtätiget hat; ſo hat er zwar die allerwichtigſte Pflicht eines Redners erfüllet: allein er hat deswegen noch nicht ganz gewonnen. Es kann ja leicht kommen, und pflegt gemeiniglich zu geſchehen, daß ſeinem Zuhörer Einwürfe in den Sinn kommen, die ihn verhindern, daß er dem Redner ſeinen Beyfall entweder gar

* Mihi & plurimis nihilominus autoribus tres ſummum videntur. Nam ita ſe habet natura, ut ſit, de quo quæratur, & per quod probatur: tertium adjici poteſt, velut ex conſenſu duorum antecedentium. Ita erit prima intentio, ſecunda aſſumtio, tertia connexio. Nam confirmatio primae, ac ſecundæ partis exornatio, eisdem cedere poſſunt, quibus ſubjiciuntur. L. V. Cap. 14.

entzieht, oder doch nicht völlig geben kann. Vielmals iſt auch mancher Zuhörer gleich anfangs einer gegenſeitigen Meynung zugethan; weil er dafür hält, er habe ſehr guten Grund dazu. So lange er dieſe Einwürfe oder Gegenſätze für gegründet hält, ſo lange kann der Redner über ihn nicht triumphiren. Nichts iſt alſo zu einer vollkommenen Ueberredung nöthiger, als die Widerlegung der entgegen geſetzten Meynung, und die Beantwortung der Einwürfe: die man wider den Hauptſatz: oder wider die Beweisgründe des Redners machen kann *. Das ſchwerſte dabey iſt, alle dieſelben zu errathen. Denn der Einwendungen ſind zuweilen ſo viel, und ſo mancherley Arten; daß es faſt unmöglich ſcheint, ſie alle miteinander einzuſehen. Doch das Unmögliche fodert man nicht. Es iſt genug, daß ein geſchickter Redner diejenigen beantwortet, oder widerleget, die er vorher ſehen oder errathen kann. Ein Mann aber, welcher ſeine Materie inne hat, den Menſchen überhaupt, oder ſeine Zuhörer insbeſondere kennet, der wird ohne Zweifel die wichtigſten Einwürfe mit leichter Mühe vermuthen können.

II. §.

Wenn man nun einen, oder etliche ſolche Einwürfe errathen zu haben glaubet: ſo werden ſie ebenfalls, nach Beſchaffenheit der Hauptſätze, entweder etwas geſchehenes in Zweifel ziehen, weil ſie Zeugen für ſich haben, welche das Gegentheil beſtätigen; oder man wird gewiſſe Gründe haben, welche die gegenſeitige Meynung zu beſtärken ſcheinen. Beyde muß ein Redner zu entkräften wiſſen; ſo daß jene ihre Glaubwürdigkeit, dieſe aber ihre Wahrſcheinlichkeit verlieren. Wie dieſes nun zu bewerkſtelligen ſey, das muß die Vernunftlehre zeigen, wo man vom Widerlegen und Diſputiren

* Plures vero — — hoc tamen proprium atque præcipuum crederent opus, ſua confirmare et quæ ex adverſo proponerentur refutare. Quint. L. V. in Protem. item c. 13. *Refutatio* dupliciter accipi poteſt. Nam & pars defenſoris tota eſt poſita in refutatione — — — & hæc eſt proprie, cui in cauſſis quartus aſſignatur locus.

ären Regeln giebt. Denn obgleich die Zuhörer des Redners nicht selbst als Gegner das Wort führen, und ihre Einwürfe vortragen: so muß doch der Redner selbst ihnen zuvorkommen, ihre Stelle vertreten, und ihre Scheingründe, so gut als es möglich ist, vortragen. Dieses ist also seine erste Pflicht, wenn er gründlich widerlegen, und alle Zweifel aus dem Gemüthe seiner Zuhörer reißen will. Er muß aber den Einwürfen alle ihre Stärke lassen, die sie, nach der Meynung ihrer Verfechter, nur immermehr haben können. Er muß sie nicht verkehren, schwächen, oder das beste davon auslassen. Denn dieses würde wider die Aufrichtigkeit und Redlichkeit laufen, und nichts weiter wirken; als daß der Zuhörer auf seiner alten Meynung bliebe, und also nicht gewonnen würde. Es ist also am besten, daß der Redner die Einwürfe seines Gegners in aller ihrer Stärke, und mit aller Wahrscheinlichkeit vorträgt, deren sie nur fähig sind. Denn desto mehr Vertrauen wird er bey dem Zuhörer dadurch gewinnen.

III. §.

Ist nun der Einwurf dergestalt vorgetragen, so muß ihn der Redner auch beantworten. Gründet sich derselbe auf die Zeugnisse gewisser Scribenten, oder auf das Ansehen großer Leute: so muß man zusehen, ob es eine historische oder dogmatische Sache ist, davon man handelt. Wäre es dieses letztere, so ist es zwar gewiß, daß das Vorurtheil des Ansehens in Lehrsätzen nichts gilt: und also könnte der Redner diese Art von Einwürfen schlechterdings verwerfen. Allein weil der gemeine Mann gemeiniglich von den Aussprüchen gewisser Leute, als z. E. seiner Aeltern und Vorfahren, seiner Lehrer, der Gelehrten, oder andrer Leute, die im Ansehen stehen, sehr viel hält: so würde man durch eine bloße Verachtung solcher Zeugnisse nicht viel bey ihm ausrichten. Es ist also zuweilen weit klüger gethan: wenn man sich nach der Schwachheit seiner Zuhörer richtet, und ihnen die Zeugen, die sie für sich anführen, nicht gleich auf einmal verwirft. Man thut besser, wenn man sie durch einige Fragen allmählich

verdächtig machet: als z. E. ob denn diese Personen, die man selbst in allen Ehren hielte, nicht auch Menschen wären? Ob sie nicht auch zuweilen aus Schwachheit fehlen und irren könnten? Ob sie nicht vielleicht in diesem Falle, ohne genugsame Untersuchung, etwas für wahr angenommen hätten? Sie hätten ja wohl in andern Fällen etwas geglaubet, das doch nicht wahr gewesen wäre. Ferner kann man hinzusetzen: es wären auch nicht alle solche ansehnliche Leute allemal einerley Meynung; und also wüßte man noch nicht recht, wem man hier eigentlich glauben sollte. Man müßte daher die Sache lieber selbst untersuchen. Man hätte auch itzo viele Mittel und Wege, hinter die rechte Wahrheit zu kommen, die man vormals, oder an gewissen Orten, nicht gehabt hätte, u. s. w.

IV. §.

Wäre aber die Sache historisch, und zwar aus alten Zeiten hergenommen: so müßte man die Glaubwürdigkeit der Scribenten untersuchen, die solche bezeugeten. Man muß fragen, ob sie auch zu denselben Zeiten, in demselben Lande, und an so einem Orte gelebet, da sie es wohl hätten wissen können? Ob sie auch gute Nachrichten gehabt hätten? Ob sie nicht etwa parteyisch gewesen wären, welches man aus den Umständen beurtheilen muß. Man muß auch dem Zeugnisse eines einzigen Scribenten, die Nachrichten vieler andern entgegen setzen, die in größerm Ansehen stehen, und einhällig etwas bezeugen. Man muß auch wohl Exempel aus demselben Geschichtschreiber anführen, da er schon andre Fabeln und Unwahrheiten beschrieben hat, u. d. gl. Wäre aber die Sache erst neulich vorgefallen, und man beriefe sich auf lebendige Zeugen: so muß man auch diese verdächtig zu machen suchen. Zu dem Ende kann man sagen, diese Art von Leuten verdienete keinen Glauben. Sie hätten einem gemeinen Geschreye Gehör gegeben, ohne die Sache recht zu untersuchen. Sie wären entweder selbst betrogen worden, oder sie hätten andre hintergehen wollen. Sie hätten etwa eine scherzhafte Erzählung für eine ernstliche; eine Muthmaßung

für

für eine Gewißheit, einen Vorsatz für eine wirkliche That angenommen. Oder es wären gar Feinde von denen Personen, denen sie etwas nachgeredet hätten; ja sie wären einer andern Partey, Religion, Meynung, oder Secte unter den Gelehrten zugethan gewesen. Sie hätten wohl schon eher Unwahrheiten ausgebreitet, welche man eine geraume Zeit für wahr gehalten, und die man doch hernach falsch befunden: und man hätte ihnen in diesem Falle weit glaubwürdigere Zeugen entgegen zu setzen. Ja vielmal zeiget auch der Verlauf der erzählten Sachen selbst, daß etwas wider einander laufendes und unmögliches darinnen ist *. Ueberall aber muß der Redner eine Unparteylichkeit und eine Liebe zur Wahrheit blicken lassen, die seinen Worten die meiste Kraft geben kann.

V. §.

Wir kommen nun auf die dogmatischen Einwendungen, da man nämlich Ursachen und Scheingründe für sich hat. Diese nun zu entkräften, muß man sich dieselben als ordentliche Schlußreden vorstellen, und entweder den Obersatz, oder den Untersatz in Zweifel ziehen. Bey dem Obersatze ist es genug, wenn man etliche widrige Fälle angeben kann, da derselbe nicht eintrifft: denn dadurch wird die Allgemeinheit desselben schon umgestoßen. Bey dem Untersatze ist auch vielmals etwas zu erinnern, z. E. daß dieses wohl zu gewisser Zeit, an gewissen Orten, oder in gewissen Umständen; aber nicht allezeit und überall wahr sey. Bisweilen kann man einen Vernunftschluß auf eben den Schlag machen, dessen Schlußsatz aber ganz ungereimt wird, und also auch den ersten verdächtig machet. Zuweilen saget man: der Einwurf beweise zu viel: denn wenn er richtig wäre, so müßte auch dieses oder jenes folgen; welches doch offenbar falsch

* Quint. L. V. c. 7. Ita hujusmodi testis multa de anteactis, multa de insecutis, loco, tempore, persona, ceteris est interrogandus, ut in aliquod responsum incidat, post quod illi vel fateri quæ volumus necesse sit, vel iis quæ jam dixerit, repugnare.

wäre *. Hätte man ſich aber der Induction bedienet, einen Einwurf zu machen: ſo müßte man entweder die für unſtreitig ausgegebenen Sachen läugnen, oder doch zweifelhaft machen; oder man müßte die Unähnlichkeit der Sachen und Fälle darthun, in welchen alſo unmöglich einerley ſtatt finden könnte. Vielmals aber kann man den ganzen Urſprung des Irrthums gewiſſer Leute, ſehr von weitem herholen; und daher erklären, wie ſie wider ihren Willen, und von ungefähr, in denſelben gefallen wären: wie Cicero, in der Rede für den Murena, die Meynungen des Cato aus der ſtoiſchen Philoſophie hergeholet, und dadurch verdächtig gemachet hat. Man kann auch wohl hinzu ſetzen: es wäre ſehr leicht, durch den großen Schein der Sache eingenommen zu werden: man müßte ſchon ſehr ſcharfſinnig und aufmerkſam ſeyn, ſich nicht davon verführen zu laſſen; aber um deſto mistrauiſcher müßte man in dergleichen Dingen ſeyn ꝛc.

VI. §.

Aus dieſem allen begreift wohl ein jeder, daß ein Redner ein guter Logicus, und ſonderlich in der Diſputirkunſt wohl geübet ſeyn müſſe. Dieſes wußten die Alten ihren Schülern nicht genugſam einzuſchärfen; und Cicero ſonderlich hielt bloß deswegen die akademiſche Dialektik, oder Diſputirkunſt der Peripatetiker, einem Redner für ganz unentbehrlich. Sogar die ſtoiſche Subtilität fodert er zuweilen von demjenigen, der ſeine Gegner oder Zuhörer von ſeiner Meynung recht überreden will **. Und in der That ſind die meiſten heutigen

* *Cic. de Inv.* L. I. c. 42. Omnis argumentatio reprehenditur, ſi aut ex iis, quæ ſumta ſunt, non conceditur aliquod unum, plurave; aut his conceſſis, complexio ex his confici negatur, aut ſi genus ipſum argumentationis vitioſum oſtenditur; aut ſi contra firmam argumentationem, alia æque firma, aut firmior ponitur.

** Fateor me oratorem, ſi modo ſim, aut qualiscunque fuerim, non ex Rhetorum officinis, ſed ex Academiæ ſpatiis exſtitiſſe.

tigen Redner hierinn gar zu nachläßig. Sie meynen, ihr Zuhörer werde ihnen gleich auf ihr Wort glauben, da er doch oft tausend Einwürfe im Kopfe hat, die seinen Beyfall hindern. Es ist auch nicht allemal damit ausgerichtet, daß man sie versichert: die Gegenmeynung sey falsch, oder gottlos, oder ketzerisch, oder schädlich. Man will dieses nämlich nicht nur gesaget, sondern auch erwiesen haben. Die alten Redner waren hierinn viel sorgfältiger. Wie ämsig war nicht **Demosthenes**, in Widerlegung der Einwürfe in seinen philippischen Reden? Bald heißt es: woher und wie soll die ganze Mannschaft erhalten werden? Bald fraget er: wie viel Geldsummen dazu gehören werden, und wo man dieselben hernehmen solle? Bald heißt es: ja! wo wird unsre Flotte anlanden? Bald wiederum: allein durch was für ein Mittel, wird man allem dem Uebel abhelfen können? Und auf alle diese Einwürfe antwortet er so gründlich, und ausführlich, daß er nicht den geringsten Zweifel in ihren Gemüthern übrig gelassen hat.

VII. §.

Damit es an einem Exempel eines Einwurfs aus einer historischen Rede nicht fehlen möge, so soll mir abermal **Gundlings** Lobrede auf den König in Preußen, Fr. Wilh. dazu dienen. Er lobet die Handhabung der Gerechtigkeit; und hierbey findet sich der Einwurf; daß sein König die Zahl der Advocaten sehr vermindert hätte. Der Schluß, den der Redner in Gedanken gemachet hat, heißt ungefähr so: **Wer die Zahl der Rechtsbeystände, oder Sachwalter sehr vermindert, der befördert die Handhabung der Gerechtigkeit sehr schlecht. Nun hat aber der König in preußischen Landen die Rechtsbeystände oder Sachwalter sehr vermindert: folglich hat derselbe** ꝛc. Aber der Redner beantwortet den Obersatz folgender gestalt, indem der Untersatz nicht zu läugnen war.

> Unser gerechtester König hat eine viel tiefere Einsicht. Er weis, daß unter dem vielen Disputiren die Wahrheit verlo-
>
> ren

ren wird, und daß diejenigen, welche diſputiren, das Licht derſelben, durch allerhand Künſte, zu verfinſtern ſuchen. Vielleicht iſt ihm auch das ſpaniſche Sprüchwort bekannt, daß die Jüden durch ihr Oſterfeſt, die Mahometaner durch ihre Hochzeiten, und die Chriſten durch ihre Proceſſe ſich zu Grunde richten. Denn was iſt doch das für eine Juſtiz, wenn die Streitigkeiten ewig dauren? Plato ſagte: es ſey ein gewiſſes Kennzeichen einer ſehr kranken Republik, wo viel Advocaten, Richter und Aerzte ſind. Jene machen Zänkereyen, wo keine ſind; weil ſie davon leben, und unter dem Geräuſche der ſtreitenden Parteyen ihr Brod gewinnen: und dieſe müßten gleichfalls Hungers ſterben, wenn nicht jemand wäre, der ſich ihrer Eſſenzen und Säfte bedienete.

Hier hätte man ferner einwenden können: Gleichwohl müſſe man Sachwalter in Rechtshändeln haben ꝛc. Auch dieſes beantwortet der Redner.

Zwar wiſſen Se. Königl. Maj. wohl, daß ein rechtſchaffener Advocat bisweilen, wo die Sache verworren iſt, und die Streitenden ſelbſt ihre Rechte nicht verſtehen, ſo nöthig ſey; als ein kluger Arzt, wenn von ohngefähr eine verzehrende Krankheit unter die Menſchen kömmt. Aber ſie wollen dergleichen Art Leute nicht haben, welche den Pöbel raſend und die Geſunden krank machen. Daß aber der Pöbel raſe, wenn er ſich unter einander beißt, und einer den andern, um eines eingebildeten Gewinnſts willen, durch unnützes Rechten, verſchlingen will, das iſt eine Sache, welche nicht darf erwieſen werden. Sie wollen diejenigen nicht vertragen, welche den Spinnen gleichen, die in ihrem Gewebe auf die Fliegen lauren, und ſich eine Luſt machen, wann ſich in ihrem Garne, welches Tag und Nacht aufgeſtellet und zugerichtet iſt, eine arme Magd, ein Bauer oder Handwerksmann fängt, dem ſie das Blut ausſaugen; und den ſie endlich, wann der Körper ausgetrocknet iſt, im Elende liegen laſſen. Dahin gehen alle Anſtalten, welche bisher in allen Landen und Herrſchaften, ſo den preußiſchen Zepter verehren, gemachet worden.

VIII. §.

Um ein Exempel eines gründlich beantworteten dogmatiſchen Zweifels zu geben, berufe ich mich auf des Herrn Kanzlers von Mosheim H. R. im II Th. und auf deſſen II Rede,

II Rede, von dem Siege der Heiligen über die Welt. Auf der 87sten Seite heißt es im Namen der Gegner:

> Die Sache ist schwer; die Welt ist mächtig; unser Vermögen ist gering; die Barmherzigkeit Gottes ist groß. Das sind die Stimmen der Natur, die sich unserer Pflicht widersetzen. Die Stimme des Glaubens hebt alle diese Einwürfe.

Wir wollen nur den ersten Einwurf anführen, den sich der Redner in Gedanken nothwendig als einen ordentlichen Vernunftschluß vorgestellet haben muß: denn wir finden, daß er auf beyde Förderſätze antwortet. Die Schlußrede heißt: Was schwer ist, dazu sind wir nicht verbunden: der Sieg über die Welt ist schwer: also sind wir nicht dazu verbunden. Zuerst beantwortet der Redner den Unterſatz dergestalt:

> Die Sache ist schwer. Johannes antwortet: die Gebothe Gottes sind den Wiedergebohrnen nicht schwer. Soll das Zeugniß unsers Fleisches, oder soll das Zeugniß dieses Jüngers Jesu mehr gelten? Ach! wie sehr ist es zu besorgen, daß diejenigen, die so viel von den Schwierigkeiten reden, die man in dem Dienste Gottes antrifft, nur von einer Sache reden, die sie nie versuchet haben. Wie sehr ist es zu vermuthen, daß diese Klagen nichts, als Zeugnisse eines Herzens sind, welches noch die Befehle des Höchsten nach dem Maaße der Kräfte der Natur abmißt. Wer nichts hat, als Waffen der Natur, die Welt damit zu bestreiten, der wird freylich bald verzagen müssen. Aber laßt uns anfangen, das Herz zu reinigen; laßt uns einer göttlichen Kraft Raum geben; laßt uns Buße und Glauben zu Hülfe nehmen: so werden die Sorgen wegfallen, die wir uns über die Mühseligkeit unsers Sieges machen.

Nun folget die Antwort auf den Oberſatz, dessen Folge der Redner läugnet:

> Doch gesetzt, es wäre schwer, ein Schüler Christi zu seyn: wird uns das von unsrer Pflicht lossprechen? Wird das unser Urtheil mildern, wann der Herr kömmt, wenn wir sagen werden: Herr! wir sahen, daß es schwer war, uns zu überwinden; daher haben wir gar nicht kämpfen wollen. Herr! wir merkten, daß unser Feind stark war; daher haben wir uns nicht einmal widersetzen wollen. Herr! wir haben uns

vor der Mühe und Arbeit gefürchtet, die dein Dienst erforderte; daher haben wir gar nicht dienen mögen. Was deucht euch, geliebte Brüder? Deucht euch, daß ihr mit diesen Entschuldigungen vor dem Throne Jesu Christi werdet bestehen können? Deucht euch, daß der Richter, der alles sieht, euch hierauf so anreden werde: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters ꝛc.

IX. §.

Aus diesen Exempeln wird nun wohl ein jeder begreifen, wie geschickte Redner in den Einwürfen ihrer Zuhörer, die sie vorher sehen, oder vermuthen können, nichts unbeantwortet lassen. Man wird auch unschwer daraus erkennen, daß die Auflösung nicht eben so mager und trocken heraus kömmt, als wenn ein Weltweiser, nach den strengsten Regeln der Disputirkunst, mit seinem Gegner streitet. Nein, Exempel, Gleichnisse, Zeugnisse, Gegensätze und alle Arten der Erläuterungen stehen ihm zu Diensten, die Sache dem Zuhörer desto handgreiflicher zu machen. Er überzuckert die bittre Wahrheit gleichsam, damit sie desto besser eingehe, und auch die Widerspänstigen mit Lust bezwinge. Was aber die Erfindung der Beantwortungen anlanget, so könnte davon freylich noch ein vieles gesaget werden; wie Cicero im I. Buche von der Erf. vom 42 bis 52 §. weitläuftig gethan hat. Allein wir brauchen aller dieser Umschweife nicht, nachdem wir zu einem Redner einen Mann erfodert haben, der seiner Materie gewachsen ist, und die Vernunftlehre wohl gelernet hat. Wenn es damit seine Richtigkeit hat, so wird es ihm leicht von sich selbst einkommen, ob er den Obersatz oder Untersatz läugnen, eine Instanz geben, die Folge des Obersatzes verwerfen, ihn gewisser maßen einschränken, eine Zweydeutigkeit im Mittelworte anmerken, oder sonst etwas daran aussetzen soll? Es versteht sich aber von sich selbst, daß man sich in allen diesen Dingen, dieser und aller übrigen philosophischen Kunstwörter enthalten müsse: es wäre denn, daß man vor lauter Gelehrten zu reden hätte, die solche ohnedieß schon verstünden.

Das

Das VIII. Hauptstück.

Von den Erläuterungen in einer Rede.

I. §.

Ich komme auf eine Materie, die von den Alten nicht mit unter die nothwendigen Theile einer Rede gezählet ward: dagegen ist sie von einigen Neuern wohl gar für das rechte Hauptwerk eines Redners angesehen worden. Ich will hiermit nicht behaupten, als hätten die Alten keine Erläuterungen gebrauchet: nein, man findet keine einzige etwas lange Rede bey denselben, darinn es nicht etliche Arten derselben geben sollte. Ich will nur sagen: daß sie in den Regeln der Redekunst nicht daran gedacht haben; entweder, weil sie selbige unter den wahrscheinlichen Beweisgründen, oder unter den Erweiterungen mit verstanden. Denn das erste kann man von dem Simili, Contrario und Exemplo sagen, als welche unter den topischen Fächern der Beweisgründe eigene Classen ausmachen: das andere aber kann von den meisten übrigen gesagt werden. Nun haben wir aber, was die Beweisgründe anlanget, ganz andere Regeln gegeben, dabey wir keine Topik brauchen. Die sogenannte Amplification oder Erweiterung, in so weit sie nichts anders ist, als eine Verlängerung einer Rede, oder eines Satzes, ist uns sonst aus andern Ursachen verdächtig. Denn entweder die ganze Ausführung eines Hauptsatzes ist eine Erweiterung desselben zu nennen; und also sind alle bisher abgehandelte Stücke einer Rede für nichts anders, als für Arten derselben anzusehen: oder die Erweiterung ist ganz und gar unnütz und überflüßig. Denn was soll ein langes Geplauder nützen, welches weder zur Erklärung, noch zum Beweise, noch zur Widerlegung, noch zur Bewegung der Zuhörer etwas beyträgt?

II. §.

II. §.

Wir sagen also, die **Erläuterung** sey ein Ausputz und Zierrath in der Ausführung einer Rede, der aber zugleich dienet, dem Zuhörer die Sache begreiflicher und wahrscheinlicher zu machen. Man rechnet zu diesen Erläuterungen allerley Dinge, nämlich **Gleichnisse**, **Zeugnisse**, **Exempel**, ähnlich **Fälle**, das **Widerspiel**, gute **Einfälle**, **Lehrsprüche**, u. d. gl. die man sonst lieber lateinisch comparata, testimonia, exempla, similia, contraria, meditationes und sententias oder locos communes zu nennen pflegte. Von allen diesen Arten ist es gewiß, daß sich die Alten ihrer nicht minder, als die Neuern bedienet haben; indem ihr Nutzen, nach der oben gegebenen Beschreibung, ganz augenscheinlich war. Wir wollen dieses von allen einzeln erweisen, und begnügen uns indessen überhaupt, mit dem kurz zuvor gegebenen Exempel einer Widerlegung, aus **Gundlings** Lobrede. Z. E. Das spanische Sprüchwort, welches er anführet, ist ein Zeugniß; Platons Ausspruch ist gleichfalls nichts anders. Der kluge Arzt ist etwas Aehnliches, und die Spinnen geben ein Gleichniß ab. Und im folgenden führt er noch ein Exempel an, nämlich vom **Ferdinandus Katholikus**, der keine Juristen nach Amerika hat senden wollen; weil er aus der Erfahrung gelernet hatte: daß, wo diese häufig sind, sich auf dem Richtplatze auch gemeiniglich so viel Betrügerey hervorthue, als in einer unordentlichen Speisekammer Ungeziefer herum läuft; wobey denn also noch ein Gleichniß mit einfloß.

III. §.

Doch wir müssen sie einzeln durchgehen und erklären. Ein **Gleichniß** ist eine der vorhabenden Materie ähnliche Sache, Person, That oder Begebenheit, welche dieselbige ins Licht zu setzen, auch wohl wahrscheinlicher zu machen, zu erheben oder zu erniedrigen, dienet. Weil ein Gleichniß allemal auf die Aehnlichkeit ankömmt: so gehöret ein guter Witz dazu, dieselbe an zweyen Dingen wahrzunehmen. Es darf aber diese Aehnlichkeit niemals ganz vollkommen seyn; sondern es ist genug, daß ein paar Sachen nur in gewissen

Haupt-

Hauptstücken, davon hauptsächlich die Rede ist, übereinkommen. Z. E. So vergleicht Fleschier des Marschalls von Turenne Leben, mit einem Strome.

> So fieng sich ein Leben an, dessen Fortsetzung so herrlich seyn sollte: nicht anders als die Ströme, welche desto breiter werden, jemehr sie sich von ihrer Quelle entfernen, und endlich allenthalben, wo sie durchfließen, die Bequemlichkeit und den Ueberfluß mitbringen.

Doch ist auch nicht eine jede geringe und weitgesuchte Aehnlichkeit zulänglich, ein gutes Gleichniß zu machen. Z. E. Lehms redet, im Eingange zu seiner oftgedachten Lobrede, von der Erstaunung, und vergleicht sie erstlich mit einem vollen Grabe, hernach mit dem Tiresias, und endlich mit einem Leuen; folgender gestalt:

> Sie (die Erstaunung) ist wie ein volles Grab, welches sich bey herausgerissener Erde immer vergrößert sieht. Denn jemehr sie sich aus ihrer eigentlichen Eigenschaft zu wickeln vermeynet, je größer wird die Verwirrung.
>
> Die Erstaunung wird bey erstaunenswürdigen Zufällen erreget: und doch ist sie, wie ein im Finstern schleichender Tiresias, an Blindheit selbst erstaunet. = =
>
> Bey schlummernden Sinnen hat sie die Art eines heroischen Leuen an sich, und ihre entsetzliche Macht flößet sich, durch ein unvermeidliches Etwas, in alle Glieder.

Alle diese drey Gleichnisse sind so weit hergesuchet, daß sie die Sache nicht erläutern, sondern verdunkeln: zumal da sie wegen ihres schwülstigen Ausdruckes weit schwerer zu verstehen sind, als die Sache selbst, davon die Rede ist.

IV. §.

Ferner muß ein Gleichniß nicht wider die Absichten des Redners laufen, die er in der vorhabenden Sache hat. Wenn er etwas als wahrscheinlich, groß, oder geringe vorstellen will: so muß sein Gleichniß die Sache nicht als unwahrscheinlich, geringschätzig, oder herrlich vorstellen. Wider diese Regel handelt abermals Lehms, gegen das Ende der angezo-

genen Rede, in dem Wunſche, den er dem hohen Paare thut. Es heißt nämlich:

> So ſcherze, liebe, küſſe demnach, wie die hohen irdiſchen Götter pflegen, und zeuge mit deiner himmliſchen Eliſabetha Chriſtina neue Planeten, welche den Himmel auf der ſpaniſchen Welt einnehmen, und der halben Welt, als ſchöne und helle Sterne, in die Augen fallen.

Denn wer hat es jemals gehöret, daß die irdiſchen Götter neue Planeten zeugen? So unwahrſcheinlich nun das Gleichniß iſt, ſo unglaublich machet der Redner dadurch ſeine Hauptſache. Hergegen hatte Fleſchier dieſelbe oben ſehr vernünftig beobachtet, wenn er, in ſeiner Lobrede auf den Marſchall von Turenne, ihn mit einem Strome verglich. Denn das giebt uns von ſeinem Helden einen hohen und prächtigen Begriff. Das Gegentheil hatte Demoſthenes im Sinne, als er die Athenienſer, in ſeiner I. philippiſchen Rede, mit einem ungeſchickten Fechter verglich, um ſie verächtlich zu machen. Er ſaget:

> Ihr ſtreitet mit Philippo nicht anders, als die ungeſchickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekömmt ein ſolcher einen Streich: ſogleich fährt er mit der Hand auf die Stelle. Wird er anderwärts getroffen; ſo iſt die Hand wiederum da. Die Hiebe aber abwenden, oder ſeinen Gegner ſelbſt angreifen, das kann und will er nicht. Eben ſo macht ihrs auch. Höret ihr, Philippus ſey in Cherſoneſus, ſo beſchließt ihr Hülfsvölker dahin zu ſenden. Iſt er in Pylos, ſo marſchiret ihr auch dahin. Iſt er anderwärts, ſo verfolget ihr ihn abermal Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath, und ſorget eher für nichts, als bis ihr höret, daß die Gefahr ſchon vorhanden, oder gar der Schaden ſchon geſchehen iſt.

V. §.

In ſolchen verſchiedenen Abſichten nun kann ein Gleichniß von allerley Dingen in der Welt hergenommen werden. Hohes und Niedriges, Großes und Kleines kann einem Redner zu einer geſchickten Vergleichung dienen: wenn er nur die obi-

gen

gen Regeln beobachtet. Er würde aber wider ſich ſelbſt handeln, wenn er große Dinge mit Kleinigkeiten; und kleine Sachen mit großen und prächtigen Dingen vergleichen wollte: denn beydes würde nur in der poßirlichen Schreibart angehen, in welcher Scarron den Virgil überſetzet hat. Hierwider fehlte z. E. jener Redner, als er ſagte: die Seele eines Gläubigen führe ſo ſanft aus dem Leibe, als man ein Härchen aus der Buttermilch zieht. Das eine aber würde nur einen Schwulſt in der Schreibart verurſachen, davon wir an ſeinem Orte reden werden. Man muß auch mit Gleichniſſen, die ſchon unzählige mal von andern gebraucht worden, nicht immer wieder aufgezogen kommen. Dieſes zeiget einen armſeligen Witz des Redners, der nicht fähig iſt, auch von ſich ſelber etwas zu erdenken, das neu und angenehm wäre. Das Alte nämlich iſt man ſchon überdrüßig, weil man es ſo oft gehöret hat. Die Sonne, der Adler, der Leu, der Sturmwind, der Donner, die Ströme, die brauſende See, u. d. gl. Dinge, ſind ſchon ſo viel tauſendmal gebrauchet und gemisbrauchet worden; daß ich es keinem rathen will, mit dergleichen verlegenen und abgenutzten Gleichniſſen wider aufgezogen zu kommen: es wäre denn, daß er eine ganz neue Anwendung derſelben zu machen wüßte.

VI. §.

Ich komme auf die Zeugniſſe, und ein jeder begreift, daß dieſe nichts anders ſind, als Ausſprüche anderer Leute, darinn eben die Wahrheit enthalten iſt, die der Redner vorträgt. Nun iſt es zwar aus der Weltweisheit bekannt, daß das Vorurtheil des Anſehens an ſich ſelbſt nichts gilt, etwas zu beweiſen: wofern es nicht eine hiſtoriſche Sache iſt, darinn durch glaubwürdige Zeugen allerdings etwas beſtätiget werden kann. Allein deſſen ungeachtet kann es im Reden, wo nicht zum Beweiſe, doch wenigſtens zur Bekräftigung, daß eine Wahrheit ſchon von andern eingeſehen worden, aller-

dings mit gutem Nutzen gebrauchet werden *. Denn die meiſten Zuhörer trauen ihrem Verſtande ſo viel nicht zu, daß ſie das Herz hätten, für ſich die erſten zu ſeyn, die etwas neues für wahr annähmen. Sie fürchten ſich, ſo lange ſie glauben, daß ſie allein auf einer Meynung ſind. Hergegen bekommen ſie ein Herz zu einer Sache, wenn ſie hören, daß viel andre berühmte große oder gelehrte oder verſtändige Leute auch ſchon eben der Meynung geweſen. Nach dieſen richtet ſich nun ein Redner, und führet zuweilen ſolche Ausſprüche und Zeugniſſe an, die ſeinen Satz in ſich halten. Bisweilen machet er ſelbſt ihre Urheber dem Zuhörer erſt bekannt, und giebt ihnen die Lobſprüche, die ihnen gebühren, ſie deſto anſehnlicher und glaubwürdiger zu machen. Bisweilen aber brauchet er auch nur bloße Sprüchwörter, die als Worte der Weiſen angeſehen werden, und den Beyfall ganzer Völker zu haben ſcheinen.

VII. §.

An Exempeln kann es uns hierzu nicht fehlen. Schon in der obigen gundlingiſchen Stelle waren einige dergleichen anzutreffen: indem der Redner ſich bald auf ein ſpaniſches Sprüchwort, bald auf des Ferdinandus Katholicus Ausſpruch berief. Wir wollen einige andre aus dem Cicero anführen. In ſeiner Rede für den Archias will er behaupten, daß die Poeten von einem göttlichen Triebe gereget würden. Hier beruft er ſich auf das Zeugniß des Ennius:

Unſer

* Z. E. Wenn jemand den Satz ausführen wollte, daß man ſich vergeblich auf Gottes Beyſtand verläßt, wenn man ſelbſt ſeine Pflichten verſäumet: könnte er ſich auf Metells, eines römiſchen Zuchtrichters Zeugniß berufen. A. Gell. L. I. c. 6. Dii immortales plurimum poſſunt, ſed non plus debent nobis, quam Parentes. At Parentes, ſi pergunt liberi errare, bonis exheredant. Quid ergo nos a Diis immortalibus diutius exſpectemus? niſi malis rationibus finem facimus. Iisdem Deos propitios eſſe æquum eſt, qui ſibimet adverſarii non ſunt. Dii immortales virtutem approbare, non adhibere debent!

Unſer Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer; weil es das Anſehen hat, als ob ſie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geſchenk, mitgetheilet und empfohlen würden. So laſſet doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgeſitteten Leuten, dieſen Namen eines Poeten heilig ſeyn! den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Gleichergeſtalt will er hernach darthun, daß man ein gutes Lobgedicht nicht geringe zu ſchätzen habe; und da beruft er ſich auf das Zeugniß des Themiſtokles, und des Marius:

Als man den Themiſtokles, jenen großen Athenienſer, befraget hat: was, oder weſſen Stimme er am liebſten höre? ſoll er geſaget haben: deſſen, der ſeine Tapferkeit am beſten preiſen könnte. Und jener Marius hat ebenfalls den L. Plotius geliebet, weil er glaubte, daß ſeine Thaten von ihm am beſten gerühmet werden könnten.

VIII. §.

Nun iſt bey ſolchen Zeugniſſen noch verſchiedenes zu erinnern. I. Muß derjenige Scribent nicht ganz unbekannt, oder gar verächtlich ſeyn, deſſen Worte man zum Zeugniſſe anführen will. Ein Haufen fremder Namen giebt keinen Zierrath ab; ſondern ein weltbekannter Held, Kaiſer, König, Fürſt, Staatsmann, Gelehrter oder Scribent, der in beſonderm Anſehen ſteht, kann mit ſeinem Ausſpruche allererſt eine Rede ſchmücken. II. Es muß aber nicht eben ein jeder Satz, den ein Redner vorbringet, mit einem ſolchen Zeugniſſe verbrämet ſeyn. Nein, ganz gemeine Wahrheiten, die man auch ohne Zeugniß glaubet, bedörfen keines fremden Beyfalles. III. Muß auch bey Anführung der Zeugniſſe nicht eben die Sprache des Zeugniſſes beybehalten werden; ſondern der Redner muß ſelbiges in ſeiner Mutterſprache vortragen. So haben es alle große Redner gemachet: nur die katholiſchen Geiſtlichen pflegen allemal die Vulgata lateiniſch anzuführen. Noch wunderlicher iſt es, wenn ſie gar einen alten lateiniſchen Kirchenlehrer in ſeiner Sprache, oder gar einen griechiſchen Vater, in einer lateiniſchen Ueberſetzung, anführen.

IX. §.

Die dritte Art der Erläuterungen iſt das Exempel. Ein jeder weis, daß man dadurch eine ähnliche Begebenheit verſteht, die zum Behufe des abzuhandelnden Satzes angeführet wird. Wofern irgend eine Art der Erläuterungen nutzbar iſt, ſo iſt es dieſe. Sie iſt zugleich mit eine Art von Beweiſen, die den Zuhörer von der Möglichkeit einer gewiſſen Sache überführet: denn was ſchon wirklich einmal geſchehen iſt, davon darf man nicht zweifeln, ob es auch angehe? So erwies Demoſthenes ſeinen Athenienſern des Philippus hinterliſtiges Gemüth; indem er ſich auf verſchiedene Begebenheiten berief, darinn er es gegen andre Städte an den Tag geleget hatte. In ſeiner II philippiſchen Rede heißt es:

> Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehöret haben, wenn jemand zu der Zeit wider den Philippus Reden gehalten hätte, da er ihnen Antenunt überließ; welche Stadt ſich doch alle vorige macedoniſche Könige angemaßet hatten? da er ihnen Potidea ſchenkete, und die athenienſiſchen Colonien daraus vertrieb? da er ſich gar für unſern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landſchaft zu nutzen einräumete? Hätten ſie es wohl gedacht, daß es ihnen ſo ergehen würde? Hätten ſie es wohl geglaubet, wenn es ihnen jemand vorher geſaget hätte? Nimmermehr! Indeſſen geſchah es, daß ſie, nach einem kurzen Genuſſe fremder Ländereyen, ihrer eigenen auf eine ſehr lange Zeit beraubet wurden; indem ſie nicht nur vertrieben und ſchmählich überwunden, ſondern ſo gar von ihren Mitbürgern verrathen und verkaufet wurden. Was ſchließe ich nun daraus? dieſes: daß die gar zu große Freundſchaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen, freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich ſey. Wie gieng es den Theſſaliern? ꝛc. Ihr gleichfalls, ſeht den Philippus gern, ſo lange er ſchenket und giebt: ſo bald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben, ſo bald werdet ihr ihn weit von euch weg wünſchen; wofern ihr anders klug ſeyd.

X. §.

Man begreift aber leicht, daß hier berühmte, einheimiſche, neue, und dem Zuhörer bekannte Exempel mehr Vermögen haben, als geringe, fremde, alte und unbekannte. Dieſe

letztern

letztern machen keinen sonderlichen Eindruck, es müßte denn bey dem niedrigsten Pöbel seyn; welchem ohnedieß auch die sonst bekannten Dinge fremd und neu zu seyn pflegen. Ja man hat bemerket, daß oftmals so gar Fabeln, eben die Kraft bey ihm gehabt, als wahre Geschichte: so sehr liebet derselbe die Erzählungen. So bediente sich dort im Buche der Richter, Jotham der Fabel von den Bäumen, die sich einen König wähleten; und bey den Römern Menenius Agrippa, der Fabel, von dem Streite der Glieder des menschlichen Leibes, mit sehr glücklichem Erfolge. Ein anders aber ist es, wenn man mit gescheidern Leuten zu thun hat, die nicht so leichtgläubig sind, und sich wohl selbst dünken lassen: sie hätten viel gelesen, und eine solche Geschichte müßte auch ihnen bekannt seyn, wenn sie anders wahr wäre. Hier muß der Redner die wahrhaftigsten Historien, die auch sonst schon bekannt sind, oder doch seyn könnten, anwenden, wofern er etwas ausrichten will. Ja er muß wohl gar die Scribenten anführen, die solche Geschichte aufgezeichnet haben, wenn es nöthig seyn sollte. So sind die Beyspiele beschaffen, die Cicero, in seiner Rede für den Archias, von der Hochachtung gegen die Gelehrsamkeit, anzieht.

Zu dieser Art gehöret Scipio Africanus, der unvergleichliche Mann, den unsre Väter noch gekannt haben; dahin gehöreten L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügsame Männer; dahin gehöret jener alte M. Cato: welche alle wahrhaftig! nimmermehr das Studiren geliebet haben würden, wenn die Gelehrsamkeit nicht zur Tugend behülflich gewesen wäre.

XI. §.

Gleichwohl muß ein Redner auch in Exempeln Maaß zu halten wissen, und weder gar zu viele, noch auch die allergemeinsten, die auch allen Schulknaben schon bekannt sind, anführen. Viele Historien erzählen, ist sonst nur ein Kunstgriff der Stümper, die gern viel schwatzen wollen, und doch nichts gelernet haben. Daher laufen sie ihre Exempelbü-

cher durch, und raffen daraus alles zusammen, was ihnen vorkömmt; es mag sich nun zu ihrem Vorhaben reimen, wie es will. Da heißt es immer; Jener Kaiser, oder jener König, oder jener große Kriegsheld that so und so, und sagete dieß und das. Oder wenn es hoch kömmt: so hat Alexander, der große Weltbezwinger, Hannibal, das Schrecken der Römer, oder Julius Cäsar, alles mit einander gethan. Daher that Heinrich IV. König in Frankreich, sehr wohl, daß er einem Redner ins Wort fiel; der ihm, als er eben im Begriffe war, zur Tafel zu gehen, Glück wünschen wollte, und den Anfang seiner Rede so machte: Als vormals Alexander der große, Asien zu bekriegen auszog ꝛc. Mein Freund! hieß es: als Alexander Asien bekriegete, so hatte er sich zuvor satt gegessen; ich aber bin noch hungrig, und will ein gleiches thun, ehe ich euch hören kann. Noch lächerlicher wird dieser Fehler, wenn man von Kleinigkeiten zu reden hat, und gleichwohl, zur Erläuterung derselben, die prächtigsten Exempel aus allen Historien zusammen suchet. Das war der Fehler jenes Redners, den Martial in dem 19 Sinng. des 6 B. auslachete:

Non de vi, neque cæde, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto,
Hoc judex sibi postulat probari.
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris
Et Sullas, Mariosque, Muciosque,
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis!

XII. §.

Eine große Verwandschaft mit den Exempeln haben auch die sogenannten Similia, oder ähnlichen Fälle; welche die vierte

vierte Art der Erläuterungen ausmachen. Sie ſind aber nicht mit den Comparatis oder Vergleichungen zu vermengen. Denn wie ein Gleichniß nichts von der Natur eines Exempels an ſich hat: ſo iſt hergegen ein Simile, oder ein ähnlicher Fall, ein Exempel; aber nicht von eben der Art, ſondern eine Begebenheit von einer ganz andern, doch ähnlichen Beſchaffenheit. Ein Exempel machet die Sache klärer. Ein Gleichniß iſt außer den obigen Beyſpielen auch dieſes, das aus dem Fleſchier gegen das Ende der oftgedachten Lobrede hergenommen iſt:

> Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünſte aufſteigen, daraus die Donnerkeile entſtehen, die auf die Berge ſchlagen: ſo kömmt aus dem Herzen des Volkes eine Bosheit, die Gott auf die Häupter der Regenten und Beſchützer deſſelben fallen läßt.

Hergegen iſt folgendes, aus des Cicero Rede für den Archias, ein ähnlicher Fall: denn die Liebe gegen einen Komödianten iſt ganz was anders, als die Hochachtung gegen einen Poeten.

> Wer iſt unter uns von ſo bäuriſchen Gemüthe, daß er neulich nicht durch den Tod des Komödianten Roſcius wäre gerühret worden? der, ob er wohl ein Greis war, dennoch wegen ſeiner herrlichen und beliebten Geſchicklichkeit, von rechtswegen gar nicht hätte ſterben ſollen. Hatte ſich nun dieſer, durch die Bewegungen ſeines Leibes, bey uns allen ſo viel Liebe erworben: wie wollen wir denn an dieſem, die unbegreifliche Geſchwindigkeit des Verſtandes und Hurtigkeit des Geiſtes verſchmähen?

Doch wen dieſer Unterſcheid nicht groß genug zu ſeyn dünket, der mag es meinethalben für einerley halten, oder gar die Similia mit unter die Exempel rechnen.

XIII. §.

Ganz anders verhält ſichs mit dem Contrario, oder dem Widerſpiele deſſen, was der Redner ſaget. Dieſes kömmt auch zwar zuweilen mit dem Exempel überein; iſt aber eine ganz widrige Begebenheit, oder gar ein widriger Lehrſatz deſ-

sen, was der Redner behauptet. Es kann in der That beydes diesen Namen führen, und beydes kann mit Vortheile in Reden gebrauchet werden. Das erste beschämet, oder erhebet zuweilen die Aufführung gewisser Leute, die es entweder unrecht, oder recht machen. Das andre aber stellet zweene widrige Sätze gegen einander, um die Wahrheit desto mehr ins Licht zu setzen; so wie ein Maler das Licht, durch den dabey angebrachten Schatten, destomehr zu erheben pflegt. Ein Exempel des ersten soll mir abermal die Rede für den Archias geben:

> Die Kolophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann. Die Chier geben ihn für den ihrigen aus. Die Salaminier eignen ihn sich zu. Die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre; daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andre streiten auf eben die Art unter einander um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden, auch nach dem Tode, zu; bloß weil er ein Poet gewesen. Wir aber wollen diesen Lebendigen verstoßen, der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach, der unsrige ist?

Von dem andern kann folgendes, aus der ersten Rede des Demosthenes, zum Beyspiele dienen:

> Doch was sage ich? Soweit ist es leider! mit uns schon gekommen, daß unsere Feldherren vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verlieren: da doch kein einziger davon das Herz hat, sich sein lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen; indem sie lieber gleich Räubern und Dieben sterben, als ein rühmliches Ende nehmen wollen. Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf verlieren: rechtschaffene Feldherren müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

XIV. §.

Nun folgen die sogenannten Meditationes, oder guten Einfälle, die ein Franzose Pensées nennen würde. Dieselben recht zu beschreiben, das ist so leicht nicht. Denn wenn man gleich sagen wollte, es wären unerwartete, sinnreiche Gedanken von der vorhabenden Materie, die dem Redner

von

von ungefähr eingefallen: so würde man doch vielleicht nicht deutlich genug sehen, was man dadurch verstünde. Noch schwerer ist es, einem Anfänger Regeln zu geben, wie er sie erfinden solle: denn es kömmt dabey fast ganz und gar auf das Naturell an. Ein witziger Kopf, der mit Scharfsinnigkeit versehen ist, und sonst viel gelesen und erfahren hat, kann solche Einfälle von sich selbst, ohne alle Regeln, hervorbringen. Wem es aber an demselben fehlet, der wird, durch alle vorgeschlagene Kunstgriffe, solche sinnreiche Gedanken nicht zuwege bringen. **Bouhours** hat ein ganzes Buch, von der Art in sinnreichen Werken wohl zu denken, geschrieben: allein ob er gleich von den Einfällen der berühmtesten Scribenten sehr wohl geurtheilet hat; so hat er doch weder allgemeine Regeln davon festzusetzen, noch eine Methode anzugeben gewußt, wie man sie erfinden könne. Hier äußert sich also der Geschmack eines Redners auf das allermerklichste. Eine gute Urtheilskraft muß der Probierstein seyn, daran er alle seine Einfälle prüfen soll; damit er nicht Schlacken für Gold ansehe. Das angeführte Werk von dem P. **Bouhours**, welches wir auch im Deutschen haben, und der Antilongin, den Herr M. Schwabe aus dem Englischen des D. Swifts übersetzet hat, können hier einem Anfänger gute Dienste thun. Man merke den Ausspruch des Rousseau:

Toute blancheur cede à l'Eclat du Fard.
Et la Nature éblouit moins que l'Art.
Les Yeux sur tout du Vulgaire imbecile
Sont peu touchez d'un Air simple & facile.

XV. §.

Weil also hier mit Regeln nicht viel ausgerichtet ist, so wollen wir einige gute und schlimme Exempel solcher sinnreichen Einfälle anführen. Nirgends wird man einen größern Vorrath derselben beysammen antreffen, als in des jüngern **Plinius** Lobrede auf den Kaiser **Trajan**. Es hat uns dieselbe

genen Rede, in dem Wunſche, den er dem hohen Paare thut. Es heißt nämlich:

> So ſcherze, liebe, küſſe demnach, wie die hohen irdiſchen Götter pflegen, und zeuge mit deiner himmliſchen Eliſabetha Chriſtina neue Planeten, welche den Himmel auf der ſpaniſchen Welt einnehmen, und der halben Welt, als ſchöne und helle Sterne, in die Augen fallen.

Denn wer hat es jemals gehöret, daß die irdiſchen Götter neue Planeten zeugen? So unwahrſcheinlich nun das Gleichniß iſt, ſo unglaublich machet der Redner dadurch ſeine Hauptſache. Hergegen hatte Fleſchier dieſelbe oben ſehr vernünftig beobachtet, wenn er, in ſeiner Lobrede auf den Marſchall von Turenne, ihn mit einem Strome verglich. Denn das giebt uns von ſeinem Helden einen hohen und prächtigen Begriff. Das Gegentheil hatte Demoſthenes im Sinne, als er die Athenienſer, in ſeiner I. philippiſchen Rede, mit einem ungeſchickten Fechter verglich, um ſie verächtlich zu machen. Er ſaget:

> Ihr ſtreitet mit Philippo nicht anders, als die ungeſchickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekömmt ein ſolcher einen Streich: ſogleich fährt er mit der Hand auf die Stelle. Wird er anderwärts getroffen; ſo iſt die Hand wiederum da. Die Hiebe aber abwenden, oder ſeinen Gegner ſelbſt angreifen, das kann und will er nicht. Eben ſo macht ihrs auch. Höret ihr, Philippus ſey in Cherſoneſus, ſo beſchließt ihr Hülfsvölker dahin zu ſenden. Iſt er in Pylos, ſo marſchiret ihr auch dahin. Iſt er anderwärts, ſo verfolget ihr ihn abermal Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath, und ſorget eher für nichts, als bis ihr höret, daß die Gefahr ſchon vorhanden, oder gar der Schaden ſchon geſchehen iſt.

V. §.

In ſolchen verſchiedenen Abſichten nun kann ein Gleichniß von allerley Dingen in der Welt hergenommen werden. Hohes und Niedriges, Großes und Kleines kann einem Redner zu einer geſchickten Vergleichung dienen: wenn er nur die obi-

gen

gen Regeln beobachtet. Er würde aber wider sich selbst handeln, wenn er große Dinge mit Kleinigkeiten; und kleine Sachen mit großen und prächtigen Dingen vergleichen wollte: denn beydes würde nur in der poßirlichen Schreibart angehen, in welcher Scarron den Virgil übersetzet hat. Hierwider fehlte z. E. jener Redner, als er sagte: die Seele eines Gläubigen führe so sanft aus dem Leibe, als man ein Härchen aus der Buttermilch zieht. Das eine aber würde nur einen Schwulst in der Schreibart verursachen, davon wir an seinem Orte reden werden. Man muß auch mit Gleichnissen, die schon unzählige mal von andern gebraucht worden, nicht immer wieder aufgezogen kommen. Dieses zeiget einen armseligen Witz des Redners, der nicht fähig ist, auch von sich selber etwas zu erdenken, das neu und angenehm wäre. Das Alte nämlich ist man schon überdrüßig, weil man es so oft gehöret hat. Die Sonne, der Adler, der Leu, der Sturmwind, der Donner, die Ströme, die brausende See, u. d. gl. Dinge, sind schon so viel tausendmal gebrauchet und gemisbrauchet worden; daß ich es keinem rathen will, mit dergleichen verlegenen und abgenutzten Gleichnissen wider aufgezogen zu kommen: es wäre denn, daß er eine ganz neue Anwendung derselben zu machen wüßte.

VI. §.

Ich komme auf die Zeugnisse, und ein jeder begreift, daß diese nichts anders sind, als Aussprüche anderer Leute, darinn eben die Wahrheit enthalten ist, die der Redner vorträgt. Nun ist es zwar aus der Weltweisheit bekannt, daß das Vorurtheil des Ansehens an sich selbst nichts gilt, etwas zu beweisen: wofern es nicht eine historische Sache ist, darinn durch glaubwürdige Zeugen allerdings etwas bestätiget werden kann. Allein dessen ungeachtet kann es im Reden, wo nicht zum Beweise, doch wenigstens zur Bekräftigung, daß eine Wahrheit schon von andern eingesehen worden, aller-

dings mit gutem Nutzen gebrauchet werden *. Denn die meisten Zuhörer trauen ihrem Verstande so viel nicht zu, daß sie das Herz hätten, für sich die ersten zu seyn, die etwas neues für wahr annähmen. Sie fürchten sich, so lange sie glauben, daß sie allein auf einer Meynung sind. Hergegen bekommen sie ein Herz zu einer Sache, wenn sie hören, daß viel andre berühmte große oder gelehrte oder verständige Leute auch schon eben der Meynung gewesen. Nach diesen richtet sich nun ein Redner, und führet zuweilen solche Aussprüche und Zeugnisse an, die seinen Satz in sich halten. Bisweilen machet er selbst ihre Urheber dem Zuhörer erst bekannt, und giebt ihnen die Lobsprüche, die ihnen gebühren, sie desto ansehnlicher und glaubwürdiger zu machen. Bisweilen aber brauchet er auch nur bloße Sprüchwörter, die als Worte der Weisen angesehen werden, und den Beyfall ganzer Völker zu haben scheinen.

VII. §.

An Exempeln kann es uns hierzu nicht fehlen. Schon in der obigen gundlingischen Stelle waren einige dergleichen anzutreffen: indem der Redner sich bald auf ein spanisches Sprüchwort, bald auf des Ferdinandus Katholicus Ausspruch berief. Wir wollen einige andre aus dem **Cicero** anführen. In seiner Rede für den Archias will er behaupten, daß die Poeten von einem göttlichen Triebe gereget würden. Hier beruft er sich auf das Zeugniß des **Ennius**:

Unser

* Z. E. Wenn jemand den Satz ausführen wollte, daß man sich vergeblich auf Gottes Beystand verläßt, wenn man selbst seine Pflichten versäumet: könnte er sich auf Metells, eines römischen Zuchtrichters Zeugniß berufen. A. Gell. L. I. c. 6. Dii immortales plurimum possunt, sed non plus debent nobis, quam Parentes. At Parentes, si pergunt liberi errare, bonis exheredant. Quid ergo nos a Diis immortalibus diutius exspectemus? nisi malis rationibus finem facimus. Iisdem Deos propitios esse æquum est, qui sibimet adversarii non sunt. Dii immortales virtutem approbare, non adhibere debent!

Unſer Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer; weil es das Anſehen hat, als ob ſie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geſchenk, mitgetheilet und empfohlen würden. So laſſet doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgeſitteten Leuten, dieſen Namen eines Poeten heilig ſeyn! den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Gleichergeſtalt will er hernach darthun, daß man ein gutes Lobgedicht nicht geringe zu ſchätzen habe; und da beruft er ſich auf das Zeugniß des Themiſtokles, und des Marius:

Als man den Themiſtokles, jenen großen Athenienſer, befraget hat: was, oder weſſen Stimme er am liebſten höre? ſoll er geſaget haben: deſſen, der ſeine Tapferkeit am beſten preiſen könnte. Und jener Marius hat ebenfalls den L. Plotius geliebet, weil er glaubte, daß ſeine Thaten von ihm am beſten gerühmet werden könnten.

VIII. §.

Nun iſt bey ſolchen Zeugniſſen noch verſchiedenes zu erinnern. I. Muß derjenige Scribent nicht ganz unbekannt, oder gar verächtlich ſeyn, deſſen Worte man zum Zeugniſſe anführen will. Ein Haufen fremder Namen giebt keinen Zierrath ab; ſondern ein weltbekannter Held, Kaiſer, König, Fürſt, Staatsmann, Gelehrter oder Scribent, der in beſondern Anſehen ſteht, kann mit ſeinem Ausſpruche allererſt eine Rede ſchmücken. II. Es muß aber nicht eben ein jeder Satz, den ein Redner vorbringet, mit einem ſolchen Zeugniſſe verbrämet ſeyn. Nein, ganz gemeine Wahrheiten, die man auch ohne Zeugniß glaubet, bedörfen keines fremden Beyfalles. III. Muß auch bey Anführung der Zeugniſſe nicht eben die Sprache des Zeugniſſes beybehalten werden; ſondern der Redner muß ſelbiges in ſeiner Mutterſprache vortragen. So haben es alle große Redner gemachet: nur die katholiſchen Geiſtlichen pflegen allemal die Vulgata lateiniſch anzuführen. Noch wunderlicher iſt es, wenn ſie gar einen alten lateiniſchen Kirchenlehrer in ſeiner Sprache, oder gar einen griechiſchen Vater, in einer lateiniſchen Ueberſetzung, anführen.

IX. §.

Die dritte Art der Erläuterungen iſt das Exempel. Ein jeder weis, daß man dadurch eine ähnliche Begebenheit verſteht, die zum Behufe des abzuhandelnden Satzes angeführet wird. Wofern irgend eine Art der Erläuterungen nutzbar iſt, ſo iſt es dieſe. Sie iſt zugleich mit eine Art von Beweiſen, die den Zuhörer von der Möglichkeit einer gewiſſen Sache überführet: denn was ſchon wirklich einmal geſchehen iſt, davon darf man nicht zweifeln, ob es auch angehe? So erwies Demoſthenes ſeinen Athenienſern des Philippus hinterliſtiges Gemüth; indem er ſich auf verſchiedene Begebenheiten berief, darinn er es gegen andre Städte an den Tag geleget hatte. In ſeiner II philippiſchen Rede heißt es:

> Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehöret haben, wenn jemand zu der Zeit wider den Philippus Reden gehalten hätte, da er ihnen Antenunt überließ; welche Stadt ſich doch alle vorige macedoniſche Könige angemaßet hatten? da er ihnen Potidea ſchenkete, und die athenienſiſchen Colonien daraus vertrieb? da er ſich gar für unſern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landſchaft zu nutzen einräumete? Hätten ſie es wohl gedacht, daß es ihnen ſo ergehen würde? Hätten ſie es wohl geglaubet, wenn es ihnen jemand vorher geſaget hätte? Nimmermehr! Indeſſen geſchah es, daß ſie, nach einem kurzen Genuſſe fremder Ländereyen, ihrer eigenen auf eine ſehr lange Zeit beraubet wurden; indem ſie nicht nur vertrieben und ſchmählich überwunden, ſondern ſo gar von ihren Mitbürgern verkathen und verkaufet wurden. Was ſchließe ich nun daraus? dieſes: daß die gar zu große Freundſchaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen, freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich ſey. Wie gieng es den Theſſaliern? ꝛc. Ihr gleichfalls, ſehet den Philippus gern, ſo lange er ſchenket und giebt: ſo bald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben, ſo bald werdet ihr ihn weit von euch weg wünſchen; wofern ihr anders klug ſeyd.

X. §.

Man begreift aber leicht, daß hier berühmte, einheimiſche, neue, und dem Zuhörer bekannte Exempel mehr Vermögen haben, als geringe, fremde, alte und unbekannte. Dieſe

letztern

leztern machen keinen sonderlichen Eindruck, es müßte denn bey dem niedrigsten Pöbel seyn; welchem ohnedieß auch die sonst bekannten Dinge fremd und neu zu seyn pflegen. Ja man hat bemerket, daß oftmals so gar Fabeln, eben die Kraft bey ihm gehabt, als wahre Geschichte: so sehr liebet derselbe die Erzählungen. So bediente sich dort im Buche der Richter, Jotham der Fabel von den Bäumen, die sich einen König wähleten; und bey den Römern Menenius Agrippa, der Fabel, von dem Streite der Glieder des menschlichen Leibes, mit sehr glücklichem Erfolge. Ein anders aber ist es, wenn man mit gescheidern Leuten zu thun hat, die nicht so leichtgläubig sind, und sich wohl selbst dünken lassen: sie hätten viel gelesen, und eine solche Geschichte müßte auch ihnen bekannt seyn, wenn sie anders wahr wäre. Hier muß der Redner die wahrhaftigsten Historien, die auch sonst schon bekannt sind, oder doch seyn könnten, anwenden, wofern er etwas ausrichten will. Ja er muß wohl gar die Scribenten anführen, die solche Geschichte aufgezeichnet haben, wenn es nöthig seyn sollte. So sind die Beyspiele beschaffen, die Cicero, in seiner Rede für den Archias, von der Hochachtung gegen die Gelehrsamkeit, anzieht.

> Zu dieser Art gehöret Scipio Africanus, der unvergleichliche Mann, den unsre Väter noch gekannt haben; dahin gehöreten L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügsame Männer; dahin gehöret jener alte M. Cato: welche alle wahrhaftig! nimmermehr das Studiren geliebet haben würden, wenn die Gelehrsamkeit nicht zur Tugend behülflich gewesen wäre.

XI. §.

Gleichwohl muß ein Redner auch in Exempeln Maaß zu halten wissen, und weder gar zu viele, noch auch die allergemeinsten, die auch allen Schulknaben schon bekannt sind, anführen. Viele Historien erzählen, ist sonst nur ein Kunstgriff der Stümper, die gern viel schwatzen wollen, und doch nichts gelernet haben. Daher laufen sie ihre Exempelbü-

cher durch, und raffen daraus alles zusammen, was ihnen vorkömmt; es mag sich nun zu ihrem Vorhaben reimen, wie es will. Da heißt es immer; Jener Kaiser, oder jener König, oder jener große Kriegsheld that so und so, und sagete dieß und das. Oder wenn es hoch kömmt: so hat Alexander, der große Weltbezwinger, Hannibal, das Schrecken der Römer, oder Julius Cäsar, alles mit einander gethan. Daher that Heinrich IV. König in Frankreich, sehr wohl, daß er einem Redner ins Wort fiel; der ihm, als er eben im Begriffe war, zur Tafel zu gehen, Glück wünschen wollte, und den Anfang seiner Rede so machte: Als vormals Alexander der große, Asien zu bekriegen auszog ꝛc. Mein Freund! hieß es: als Alexander Asien bekriegete, so hatte er sich zuvor satt gegessen; ich aber bin noch hungrig, und will ein gleiches thun, ehe ich euch hören kann. Noch lächerlicher wird dieser Fehler, wenn man von Kleinigkeiten zu reden hat, und gleichwohl, zur Erläuterung derselben, die prächtigsten Exempel aus allen Historien zusammen suchet. Das war der Fehler jenes Redners, den Martial in dem 19 Sinng. des 6 B. auslachete:

Non de vi, neque cæde, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto,
Hoc judex sibi postulat probari.
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris
Et Sullas, Mariosque, Muciosque,
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis!

XII. §.

Eine große Verwandschaft mit den Exempeln haben auch die sogenannten Similia, oder ähnlichen Fälle; welche die vierte

vierte Art der Erläuterungen ausmachen. Sie sind aber nicht mit den Comparatis oder Vergleichungen zu vermengen. Denn wie ein Gleichniß nichts von der Natur eines Exempels an sich hat: so ist hergegen ein Simile, oder ein ähnlicher Fall, ein Exempel; aber nicht von eben der Art, sondern eine Begebenheit von einer ganz andern, doch ähnlichen Beschaffenheit. Ein Exempel machet die Sache klärer. Ein Gleichniß ist außer den obigen Beyspielen auch dieses, das aus dem Fleschier gegen das Ende der oftgedachten Lobrede hergenommen ist:

> Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünste aufsteigen, daraus die Donnerkeile entstehen, die auf die Berge schlagen: so kömmt aus dem Herzen des Volkes eine Bosheit, die Gott auf die Häupter der Regenten und Beschützer desselben fallen läßt.

Hergegen ist folgendes, aus des Cicero Rede für den Archias, ein ähnlicher Fall: denn die Liebe gegen einen Komödianten ist ganz was anders, als die Hochachtung gegen einen Poeten.

> Wer ist unter uns von so bäurischen Gemüthe, daß er neulich nicht durch den Tod des Komödianten Roscius wäre gerühret worden? der, ob er wohl ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit, von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen seines Leibes, bey uns allen so viel Liebe erworben: wie wollen wir denn an diesem, die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und Hurtigkeit des Geistes verschmähen?

Doch wen dieser Unterscheid nicht groß genug zu seyn dünket, der mag es meinethalben für einerley halten, oder gar die Similia mit unter die Exempel rechnen.

XIII. §.

Ganz anders verhält sichs mit dem Contrario, oder dem Widerspiele dessen, was der Redner saget. Dieses kömmt auch zwar zuweilen mit dem Exempel überein; ist aber eine ganz widrige Begebenheit, oder gar ein widriger Lehrsatz dessen,

sen, was der Redner behauptet. Es kann in der That beydes diesen Namen führen, und beydes kann mit Vortheile in Reden gebrauchet werden. Das erste beschämet, oder erhebet zuweilen die Aufführung gewisser Leute, die es entweder unrecht, oder recht machen. Das andre aber stellet zweene widrige Sätze gegen einander, um die Wahrheit desto mehr ins Licht zu setzen; so wie ein Maler das Licht, durch den dabey angebrachten Schatten, destomehr zu erheben pflegt. Ein Exempel des ersten soll mir abermal die Rede für den Archias geben:

> Die Kolophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann. Die Chier geben ihn für den ihrigen aus. Die Salaminier eignen ihn sich zu. Die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre; daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andre streiten auf eben die Art unter einander um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden, auch nach dem Tode, zu; bloß weil er ein Poet gewesen. Wir aber wollen diesen Lebendigen verstoßen, der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach, der unsrige ist?

Von dem andern kann folgendes, aus der ersten Rede des Demosthenes, zum Beyspiele dienen:

> Doch was sage ich? Soweit ist es leider! mit uns schon gekommen, daß unsere Feldherren vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verlieren: da doch kein einziger davon das Herz hat, sich sein lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen; indem sie lieber gleich Räubern und Dieben sterben, als ein rühmliches Ende nehmen wollen. Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf verlieren: rechtschaffene Feldherren müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

XIV. §.

Nun folgen die sogenannten Meditationes, oder guten Einfälle, die ein Franzose Pensées nennen würde. Dieselben recht zu beschreiben, das ist so leicht nicht. Denn wenn man gleich sagen wollte, es wären unerwartete, sinnreiche Gedanken von der vorhabenden Materie, die dem Redner

von

von ungefähr eingefallen: ſo würde man doch vielleicht nicht deutlich genug ſehen, was man dadurch verſtünde. Noch ſchwerer iſt es, einem Anfänger Regeln zu geben, wie er ſie erfinden ſolle: denn es kömmt dabey faſt ganz und gar auf das Naturell an. Ein witziger Kopf, der mit Scharfſinnigkeit verſehen iſt, und ſonſt viel geleſen und erfahren hat, kann ſolche Einfälle von ſich ſelbſt, ohne alle Regeln, hervorbringen. Wem es aber an demſelben fehlet, der wird, durch alle vorgeſchlagene Kunſtgriffe, ſolche ſinnreiche Gedanken nicht zuwege bringen. **Bouhours** hat ein ganzes Buch, von der Art in ſinnreichen Werken wohl zu denken, geſchrieben: allein ob er gleich von den Einfällen der berühmteſten Scribenten ſehr wohl geurtheilet hat; ſo hat er doch weder allgemeine Regeln davon feſtzuſetzen, noch eine Methode anzugeben gewußt, wie man ſie erfinden könne. Hier äußert ſich alſo der Geſchmack eines Redners auf das allermerklichſte. Eine gute Urtheilskraft muß der Probierſtein ſeyn, daran er alle ſeine Einfälle prüfen ſoll; damit er nicht Schlacken für Gold anſehe. Das angeführte Werk von dem P. **Bouhours**, welches wir auch im Deutſchen haben, und der Antilongin, den Herr M. Schwabe aus dem Engliſchen des D. Swifts überſetzet hat, können hier einem Anfänger gute Dienſte thun. Man merke den Ausſpruch des Rouſſeau:

Toute blancheur cede à l'Eclat du Fard.
Et la Nature éblouit moins que l'Art.
Les Yeux ſur tout du Vulgaire imbecile
Sont peu touchez d'un Air ſimple & facile.

XV. §.

Weil alſo hier mit Regeln nicht viel ausgerichtet iſt, ſo wollen wir einige gute und ſchlimme Exempel ſolcher ſinnreichen Einfälle anführen. Nirgends wird man einen größern Vorrath derſelben beyſammen antreffen, als in des jüngern **Plinius** Lobrede auf den Kaiſer **Trajan**. Es hat uns dieſelbe

ſelbe nur neulich Herr Damm ſehr ſchön ins Deutſche überſetzet, und daraus will ich etliche Stellen anführen. Auf der 32ſten Seite heißt es:

> Denn, groſſer Kaiſer, du haſt nur gehorſamet; und biſt alſo zum Kaiſerthume, bloß durch die Folgſamkeit gelanget: ja in keinem Stücke haſt du mehr deine Unterthänigkeit bewieſen, als da du angefangen haſt zu regieren. Du wareſt ſchon Cäſar, ſchon wirklicher Kaiſer, ſchon Germanicus, von Rom abweſend, und dieſes allen unwiſſend; und doch bey ſo hohen Namen, ſo viel dich ſelbſt betraf, nur eine Privatperſon. Es würde ſchon viel ſeyn, wenn ich ſagete, du hätteſt nicht gewußt, daß du Kaiſer werden würdeſt: und ſo wareſt du Kaiſer, und wußteſt es doch nicht, daß du es wareſt.

Eben ſo fähret er auf der 33ſten Seite fort:

> Das Anſehen deſſen, welcher dir dieſes befahl, ward dadurch bey dir vergrößert, daß ſein Anſehen in der gröſſeſten Gefahr ſtund, zu ſinken: und du hieltеſt es um ſo viel mehr für billig, ihm zu gehorſamen, je weniger ihm andre mehr gehorcheten. Ueberdas hörteſt du den einſtimmigen Beyfall des Senats und des Volkes. Dieſer Schluß, dieſe Wahl, war nicht des Nerva allein: denn die ganze Welt wünſchte eben dieſes. Nerva iſt ihnen nur, vermöge ſeines kaiſerlichen Vorrechts, zuvor gekommen, und hat das zuerſt gethan, was alle gethan haben würden. Es würde auch wahrhaftig, nachdem es geſchehen war, nicht jedermann ſo wohl gefallen haben; wenn es ihnen nicht ſchon wohl gefallen hätte, ehe es noch geſchah.

XVI. §.

Man könnte noch unzählige ſolche Stellen in dieſer Rede anmerken, wenn ſie nicht ein jeder ſelbſt leichtlich nachleſen könnte. Ich will aber lieber, noch aus einem neuern Lobredner einige Proben geben: weil es doch ſcheint, als wenn die Lobreden der rechte Sitz dieſer ſinnreichen Gedanken wären. Dieſes ſoll Fleſchier ſeyn, der in der oft gerühmten Lobrede auf den Marſchall von Turenne, nicht wenige derſelben angebracht hat. Bald vom Anfange heißt es:

> Man ſah, daß er in der unterſten Claſſe des Soldatenſtandes keine Beſchwerlichkeit floh, und keine Gefahr fürchtete.

tete. Er that das aus Ehrliebe, was andre aus Nothwendigkeit thun, und suchete sich von ihnen durch nichts, als durch eine größere Liebe zur Arbeit, und durch eine edlere Erfüllung seiner Pflichten zu unterscheiden.

Er suchete die Feinde zu bezwingen, nicht zu vertilgen. Er hätte gewünschet, daß er sie greifen könnte, ohne ihnen zu schaden; sich zu vertheidigen, ohne sie zu verletzen; und denen Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denen er, seiner Pflicht nach, Gewalt anthun mußte.

Er wußte von keinen andern Feinden, als von dem Hochmuthe, der Ungerechtigkeit, und der eigenmächtigen Beherrschung fremder Länder. Er war gewohnt, ohne Zorn zu streiten, ohne Hochmuth zu siegen, ohne Eitelkeit zu triumphiren, und bloß die Tugend und Weisheit zur Richtschnur seiner Thaten zu machen.

Er redet, und ein jeder höret seine Aussprüche. Er befiehlt, und ein jeder gehorchet mit Freuden. Er rückt dem Feinde entgegen, und ein jeder glaubet, daß er auf der Bahn der Ehren läuft. Man sollte fast sagen, daß er, wie Abraham, bloß mit seinen Hausgenossen auszöge, die verbundenen Könige zu schlagen; daß die, so ihm folgeten, seine Soldaten und Bedienten zugleich seyn müßten; ja daß er Feldherr und Hausvater zugleich wäre.

XVII. §.

Doch auch hier könnte ich noch ganze Blätter voll schreiben, ohne ein Ende zu finden. Man muß aber nicht denken, als ob nicht auch Demosthenes und Cicero dergleichen gute Einfälle in ihren Reden angebracht hätten. Allerdings sind sie beyde große Meister darinn gewesen: nur in ihren Arten der Reden hätte es sich nicht geschickt, sie gar zu häufig anzuwenden. Auch unsre deutschen Redner sind hier nicht zurücke geblieben, sondern haben sich zum Theile auch dadurch Ehre erworben. Königsdorf auf Kaiser Leopolden, B. Neukirch in der Rede auf die Königinn Sophia Charlotte, sind sonderlich reich darinn: und Gundlings oft angeführte Lobrede kann unzählige Proben davon geben, die ich nicht anzuführen Ursache habe; weil ich noch von der schlimmen Art Exempel geben muß. Hier muß ich

nun

nun die Italiener des vorigen Jahrhunderts, als Meiſter in falſchen Gedanken, billig zuerſt, hernach aber von den Unſrigen, auch diejenigen nennen, die in ihre Fußtapfen getreten ſind. Von den erſten will ich nur den Loredano zum Beyſpiele nehmen, der ſo vielen in der ſinnreichen Schreibart zum Muſter gedienet hat. In ſeinem Leben Adams, davon ich die 16 Auflage habe, die 1660. zu Venedig herausgekommen iſt, ſchreibt er auf der 10ten Seite:

Die Erde, die Gott zur Schöpfung des Menſchen nahm, war roth. Ich glaube nicht, daß ſie dieſe Farbe von Natur gehabt, ſondern daß ſie ſelbige, aus Ehrerbiethung gegen ihren Gott, angenommen habe. Ja, dem Menſchen zur Schande that ſie es: der weit ärger, als die unbeſeelten Dinge, in denen Uebertretungen nicht einmal ſchamroth wird, die er täglich begeht.

11. S. Gott ſchuff den Adam nach der Sonne, nach dem Monden, und nach allen andern Dingen; denn hätte er ſelbige nach dem Menſchen geſchaffen, ſo hätte dieſer vielleicht gedacht, daß er an der Schöpfung derſelben Theil hätte. Gott wußte nämlich, daß der Ehrgeiz das fünfte Element des Menſchen ſeyn würde.

12. S. Gott ſchuff den Menſchen im Damaſcenerfelde und nicht im Paradieſe, damit ihm die Thiere deſto beſſer Gehorſam leiſten möchten; weil man gemeiniglich denen nicht gern gehorchet, deren Urſprung man weis. Wie würden ſie ſich ſonſt vor dem Menſchen gedemüthiget haben, der aus dem allerſchlechteſten Kothe entſtanden war?

13. S. Gott ließ den Adam nicht da bleiben, wo er erſchaffen war, aus Furcht, er möchte die Erde anbethen, daraus er gemachet worden; weil es der Menſchlichkeit eigen iſt, dasjenige zu verehren, was er für ein Werkzeug ſeines Glückes hält: oder auch, damit der Menſch nicht undankbarer Weiſe die Erde mit Füßen treten ſollte, die doch mit zu ſeiner Bildung etwas beygetragen.

XVIII. §.

So wie nun unter allen dieſen Einfällen nicht ein einziger geſunder Gedanken iſt, der in der Wahrheit gegründet wäre: ſo iſt in dem ganzen Buche keine Seite, darinn nicht

einer

einer oder etliche ſolche Schnörkel vorkämen. Bey uns hat ſich **Lohenſtein** zu einem andern **Loredan** aufgeworfen, und leider! eben ſo viel Anhänger gefunden, als jener in Wälſchland. Sein **Arminius** wimmelt von ſolchen Einfällen, darinn eben ſo wenig Wahrheit und Vernunft ſtecket; nur daß er ſie mehrentheils noch mit mehrern buntſchäckigten Zierrathen durchwirket hat. Wer einzelne Exempel daraus haben will, der darf nur **Männlings** Lohenſteinium ſententioſum, und Arminium enucleatum nachſchlagen, da er ſie auf allen Blättern finden wird. Man ſehe auch den II. B. der Beyträge zur Crit. Hiſt. der deutſch. Spr. Poeſ. und Beredſ. Doch hat er auch die Spanier zu Lehrmeiſtern gehabt, indem er ſich ſonderlich den **Gracian** zum Helden erwählet hat, deſſen ſtaatsklugen **Ferdinand** er deutſch überſetzet hat. Nun iſt es aber bekannt, daß dieſer Scribent, wo er recht ſchön ſchreiben will, z. E. wie in ſeinem Criticon, recht ungereimte Einfälle hat, darinn nicht die geringſte Wahrheit zum Grunde liegt. Z. E. Wenn er ein heftiges Schrecken beſchreiben will, ſo nennet ers:

> Eine Sonnenfinſterniß der Seelen, und eine Parentheſis des Lebens.

Die Sterne nennet er:

> Die Vorläufer des großen Tages-Monarchen, der auf einem cryſtallenen Throne ſitzet, und mit ſtummer doch unumſchränkter Majeſtät von der ganzen Halbkugel Beſitz nimmt.

Vom Geſange der Vögel heißt es:

> Die Hautboiſten der Aurora fingen an, Salve zu geben, als die Sonne zum Vorſcheine kam, und den Tapfenſtreich der Sterne zu ſchlagen.

Von dem Tage ſchreibet er:

> Der Tag wird in der Schminke einer lächelnden Aurora gebohren.

Von der See und dem Feuer glaubet er:

Die

Die göttliche Vorsicht habe das Meer mit Fleiß in den Sand, und das Feuer in die Kiesel eingeschlossen: weil sie sonst schon längst die ganze Natur ausgerottet haben würden.

Die Berge heißet er Ribben der Erden, Magazine des Schnees und der Metalle, und Ruhebette der Wolken.

Ferner heißet es:

Gott habe es vorhergesehen, daß der Mensch, wenn er gewaffnet gebohren würde, durch seine Grausamkeit der Welt bald ein Ende machen würde.

Endlich schreibt er:

Ein Mensch, der auf der See geschwommen, habe sich auf einmal von den Wellen so hoch erhoben gesehen, daß er gefürchtet, er würde sich den Kopf am Monden oder an irgend einem Sterne zerschmettern; bald aber wäre er auch so tief versunken, daß er sich mehr vor dem Verbrennen, als vorm Ersaufen gefürchtet hätte.

Aus dem staatsklugen Ferdinand ließen sich eben so viele Exempel anführen; wenn nicht dieses Buch leicht zu haben wäre, und diese Proben schon zureicheten, den Anfängern einen Abscheu vor solchen wunderlichen Einfällen zu erwecken.

XIX. §.

Wie weit es nun die Schüler dieses großen Meisters in der falschen Scharfsinnigkeit gebracht haben, das kann uns niemand besser, als eben der Lehms zeigen, den wir schon so oft angeführet. In der Zueignungsschrift an den Kaiser Joseph und Herzog Anton Ulrichen, soll es recht was sinnreiches seyn, wenn er schreibt:

E. Kaiserl. und Königl. Maj. großmächtiger Herr Bruder ist der vollkommenste und nächste Blutsfreund aller an Ihnen befindlichen unschätzbaren Tugenden, und der so sehr geschätzten väterlichen Würdigkeiten: E. Hochfürstl. Durchl. aber großmächtigste Frau Tochter ein allerliebstes Etwas, so zu beschreiben, allein der großmächtigste Carl vermögend ist: weil Deroselben englische Qualitäten auch nur von irdischen Göttern beschrieben werden können, und schlechten Menschen, die hohen königlichen Tugenden zu berühren,

rühren, eine Ohnmacht, auch nur eine unvollkommene Vollkommenheit zeiget.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die falschen Gedanken, die in der ganzen Rede vorkommen, hier mit anmerken wollte. Er ist aber nicht der einzige, der dieses wunderliche Sinnreiche geliebet hat. Im 1716. Jahre ist zu Altdorf von einem andern Schlesier und Schüler Lohensteins, auf die Geburt des kaiserlichen Prinzen, eine Rede gehalten worden, die auch in der ostgedachten Sammlung von Reden steht. Sie hebet sich an: Was wir großes haben, ist einmal klein gewesen ꝛc. Bald vom Anfange heißt es:

> Rom wäre nicht so groß worden, wenn es alsobald wäre groß gewesen; und seine Hoheit würde nicht über alle Völker gestiegen seyn; wenn man nicht anfangs über seine Mauren hätte steigen können.

Bald darauf heißt es von den Türken:

> Das Schicksal hatte dieses Volk an das caspische Meer gen Mitternacht verwiesen: und seine Tapferkeit hat ihm in den Morgenländern den Mittag der Glückseligkeit gezeiget.

Aber das ist noch nichts gegen folgende Stelle, darinn der Urheber, nach dieser Art zu reden, an schönen Spielwerken sich selbst übertroffen hat.

> Aus dem erloschenen Scheiterhaufen des verbrannten Huß war eine heftige Kriegsflamme entstanden, von welcher ganz Böhmen rauchete. Die schon erkaltete Asche dieses Lehrers hegete noch die gefährlichsten Funken, für die Wohlfahrt dieses beunruhigten Königreichs. Was einige Widersacher für ein Freudenfeuer angesehen hatten, dadurch gieng ihre Freude in dem Rauche auf ꝛc. Die schönsten Klöster wurden geschleift, und wo viele den kürzesten Weg zum Himmel gesuchet hatten, das wurde ihnen zu einer irdischen Hölle. Viele tausend mußten eine Zelle im Grabe beziehen, und die Welt verlassen, weil sie dieselbe verlassen hatten. Gewisse Mönchsorden tragen einen Strick um den Leib: Ziska that ihnen denselben gar um den Hals, und schrieb ihnen eine strenge Art; nicht zu leben, sondern zu sterben, vor.

XX. §.

Doch auch davon sey es genug. Wir sehens aus allen diesen Exempeln, daß man bey sinnreichen Gedanken vor allen Dingen auf die Wahrheit der Sache sehen müsse, wenn sie die Probe halten sollen. Denn wofern der Einfall nichts wahres zum Grunde hat, so gleicht er einer vergoldeten Nußschale, die keinen Kern hat. Hernach muß die Schönheit nicht in weitgesuchten Spitzfündigkeiten und erzwungenen Aehnlichkeiten bestehen. Ein ausschweifender Witz kann Himmel und Hölle zusammen reimen: wer aber eine gesunde Vernunft hat, der mäßiget seine Einbildungskraft. Ferner muß auch die Schönheit nicht in bloßen Wortspielen und in frostigen Gegensätzen bestehen, dergleichen in dem letzten Exempel viele vorkommen. Eine bloße Zweydeutigkeit gewisser Worte zum sinnreichen Einfalle zu machen, das ist was kindisches, und schicket sich für keinen männlichen Redner. Auch Cicero selbst hat dem Tadel nicht entgehen können, da er in einer seiner verrinischen Reden das Gesetz, so Verres einmal gegeben: ein Jus verrinum genennet, welches einen Doppelsinn im Lateinischen ausmachet. Man sehe davon das Gespräch von Rednern, oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, welches vor dieser Redekunst steht. Hat man nun einen so großen Redner nicht geschonet, so wird man andern geringern nichts neues machen; zumal wenn sie recht ein Handwerk daraus machen, solche unrichtige Gedankenspiele auszuhecken. Auch das wahre Sinnreiche muß nicht verschwenderisch, sondern mäßig angebracht werden. Eine Speise, die aus lauter Zucker bestünde, würde schlecht nähren: und eine Rede, die aus lauter Einfällen zusammen gesetzet wäre, würde weder den Verstand noch den Willen des Zuhörers rühren.

XXI. §.

Nichts ist übrig, als die so genannten Loci communes oder sententiæ, das ist, Lehrsprüche, oder Grundsätze der Weisheit und Klugheit. Viele pflegen dieselben unter die Figuren zu rechnen; aber mit Unrecht: sie gehören

ren weit beſſer zu den Erläuterungen. Ein ſolcher **Lehrſpruch** iſt ein gewiſſer allgemeiner Grundſatz, der bald eine theoretiſche Wahrheit, bald eine gute Sittenregel in ſich hält; aber auch ſo klar iſt, daß er für wahr erkannt wird, ſo bald man ihn höret. Dergleichen Sprüche nun müſſen kurz gefaſſet werden und nachdrücklich klingen, das iſt, von wenig Worten und von großer Bedeutung ſeyn. Sie müſſen nicht ſo wohl den Witz und die Einbildungskraft, als den Verſtand und die Gelehrſamkeit zu Aeltern haben; auch nicht ſo wohl die Ohren und Phantaſie der Zuhörer kützeln, als die Vernunft derſelben beluſtigen. **Demoſthenes** iſt darinn viel ſtärker, als in den obigen Einfällen; denn er war mehr von ernſthaftem, als von angenehmen Geiſte. Z. E. in der 1ſten phil. Rede heißt es gegen das Ende:

> Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf laſſen: Rechtſchaffene Feldherren müſſen mit dem Degen in der Fauſt ſterben.

In der andern heißt es bald im Anfange:

> Wer mit Gewalt und Unrecht nach fremden Gütern ſtrebet, der muß durch wirkliche Thaten, und nicht durch lange Reden zurücke gewieſen werden.

Und **Cicero**, am Ende ſeiner Rede für den **Ligarius**, ſpricht:

> Nichts iſt den Menſchen ſo angenehm, als die Gütigkeit ꝛc. Denn die Menſchen werden den Göttern durch nichts ſo ähnlich, als durch die Beförderung ihres Heils.

In der Rede für den **Archias** ſchreibt er:

> Man geſtehe es lieber! Wir laſſen uns alle gern loben, und je edler ein Gemüth iſt, deſto mehr läßt es ſich durch Ruhm und Ehre lenken . . . Die Tugend verlanget nämlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Ruhm und Ehre.

XXII. §.

Gleichwohl iſt es nicht zu läugnen, daß nicht auch dergleichen Lehrſprüche in Lobreden häufiger vorkommen ſollten, als in den gerichtlichen und berathſchlagenden Reden der Alten. **Plinius** auf den **Trajan**, und **Fleſchier** auf den **Turenne**

ſind ganz voll davon. Z. E. In unſrer deutſchen Ueberſetzung der erſten auf der 10ten S. heißt es:

Solchen Abwechſelungen iſt nun der Zuſtand der Sterblichen unterworfen: daß aus glücklichen Begebenheiten widerwärtige; aus widerwärtigen aber glückliche entſtehen. Beyder Samen verbirgt die Vorſehung: und die Urſachen des Guten und Böſen liegen meiſtens, unter ganz verſchiedenen Geſtalten, verſtecket.

82. S. Ein Fürſt mag immerhin nichts geben, wenn er nur nichts nimmt; er mag keinen ernähren, wenn er nur keinen ums Leben bringt: ſo wird es dennoch nicht an Leuten fehlen, die gern Söhne haben wollen.

83. S. Wer da haben kann, was alle haben, der hat alleiz ſoviel, als alle.

Fleſchier aber hat unter andern auch dieſe Stelle:

So groß iſt die Ungerechtigkeit der Menſchen! Die allerreineſte und am beſten erworbene Ehre verletzet ſie. Alles, was ſich über ſie erhebt, das wird ihnen verhaßt, und unerträglich: und das Glück, das von allen gelobet wird, und am aller beſcheidenſten iſt, hat ſich niemals von dieſer ſchnöden und boshaften Gemüthsneigung befreyen können.

Weiter gegen das Ende ſchreibt er folgender geſtalt:

Wie ſchwer iſt es, meine Herren, ein Sieger, und doch demüthig zu ſeyn! Das Kriegsglück läßt im Herzen ſo etwas Rührendes zurück, welches man nicht beſchreiben kann; welches aber dieſelben erfüllet und ganz einnimmt. Man eignet ſich einen Vorzug an Kraft und Stärke zu; man krönet ſich ſelbſt mit eigener Hand; man richtet ſich einen heimlichen Triumph an, und ſieht die Lorbern, die man mit Mühe geſammlet, und oft mit ſeinem Blute befeuchtet hat, als ſein Eigenthum an ꝛc.

XXIII. §.

Uebrigens nehme man ſich bey ſolchen Lehrſprüchen nur vor ſchwülſtigen und hochtrabenden Ausdrückungen in Acht, dadurch manche Redner und Scribenten ihren gemeinen Sittenlehren einen falſchen Anſtrich zu geben ſuchen. Dieſes iſt Lohenſteins Fehler. Wenn gleich ſeine Gedanken zuweilen richtig ſind, ſo drücket er ſie doch ſehr ſeltſam und über-

überſteigend aus. Z. E. ſo ſchreibt er im Anfange des Arminius.

Wie auf einerley Zweigen Roſen und Dornen, Datteln und Schwämme wachſen: alſo ſind jene Verwürflinge, dieſe aber Schooßkinder des Glückes.

Er iſt verſehen, ſeine Seele unter dem Krachen der Waffen auszublaſen.

Das Verhängniß ſetzet ſeinem Leben, aber nicht ſeinem Nachruhme, einen Gränzſtein.

Bey bejahrten Leuten verglimmet der Zunder der Ehre.

Salz, Schwefel und Queckſilber ſind aller Dinge Talg.

Der der Natur geleiſtete Eid verbiethet, den Affen perlene Halsbänder umzumachen.

Wenn eine Schlange einen Rieſen, der Berge feil tragen, und den Himmel unterſtützen könnte, an die kleine Zähe ſtäche ꝛc.

Das Gold iſt nach der Aegyptier Urtheil die Sonne, und dergeſtalt auch das Herz des Erdbodens.

Betrug und Lügen haben mit der Wahrheit einerley Alter.

Rom ſtieg empor, als das Capitol noch mit Schindeln gedecket war.

Der gemeine Kaſten muß in die Lücke treten.

Der Schall des Meßings ſoll die durch Zauberey beruffenen Geiſter vereinbaren.

Der kränklichen Bläſſe ſeines Antlitzes mit Salben helfen, und ſeine Schwäche mit prächtigen Kleidern verſtellen.

Alexander hat Blutſtürzung angerichtet, als ſeine Ehrſucht den Zankapfel unter die Großen warf.

Er hat dem Glücke ſchon auf beyden Achſeln geſeſſen.

Der Himmel ſtecket der Welt eine Trauerfackel durch einen abſcheulichen Schwanzſtern an.

Hernach enthalte man ſich der gemeinen Sprüchwörter, die auch in dem Munde des Pöbels ſchon niedrig und altväteriſch klingen. Endlich zwinge man ſich auch nicht, immer als ein Orakel zu reden, und einen unaufhörlichen Mazarin, Richelieu und Gracian abzugeben. Auch dieſe Sprüche ſind nur eine Würze, nicht aber eine alltägliche Speiſe. Man ermüdet

müdet den Verstand der Zuhörer, wenn sie lauter erhabene und tiefsinnige Götterſprüche hören sollen. Es ließen sich von dem allen auch leicht Exempel geben, wenn es der Mühe werth wäre. Allein ein jeder kann sich leicht selbst dergleichen anmerken; wenn er entweder den Arminius selbst, oder doch die obbemeldten Auszüge daraus bey der Hand hat. Hiernach mag man beurtheilen, ob es wahr ist, was Männling in der Zueignungsschrift vor seinem Arminius enucleatus von ihm geschrieben; mit welchen Worten ich demselben hier, in einer nach seinem Geschmacke eingerichteten Schreibart, parentiren will, da es eben itzo (1735) hundert Jahre sind, daß er gebohren worden:

> Ich gestehe, daß das süße Andenken des sel. Herrn von Lohenstein so hochschätzbar bey mir beygesetzt ist, daß mir dieß noch weit angenehmer seyn sollte, als Alexandro M. die gewünschte Belebung Homeri, wenn man könnte die fröliche Zeitung bringen, der unvergleichliche Lohenstein wäre wieder von den Todten auferstanden. Weilen es aber mit uns Menschen gehet, wie mit dem westindischen Obstgewächse Mengaba, so nicht eher reif und vollkommen wird, es falle denn auf die Erde; auch keiner unter den sterblichen Menschenkindern, wie der amerikanische Baum Maga, unverderblich ist, sondern vielmehr, wie Jonæ Gewächs, dem Wurmstich alle unterworfen sind; indem die Welt gleichet der Thomas-Insel, Mallacca, Alexandrien, der abyßinischen Provinz Fatigar, beym Königreich Adel liegenden Thale, so der Europäer Kirchhof heißt; weil nicht allein Vourondula, der Todesvogel, in Madagascar, sondern allenthalben anzutreffen ist; denn es ist mit uns Menschen, wie mit der borondischen Insel, die bald verschwindet, nachdem unser Leib dem Tode, Tag und Nacht, wie Goa, offen stehet ꝛc.

XXIV. §.

Diese närrische Stelle, die mit unendlichen Ausschweifungen nichts mehr, als die gemeine Wahrheit saget: daß alle Menschen sterben müssen; darüber aber der Verfasser den Othem verliehrt, ja die Periode zu schließen vergißt, die er angefangen hatte, bis er sich endlich aus dem Labyrinthe seines Collectaneenbuchs wiederum zurechte findet: diese

Stelle,

Stelle, ſage ich, habe ich mit Fleiß hieher geſetzet, um noch mit der letzten Hauptregel die ganze Abhandlung von Erläuterungen zu ſchließen. Es iſt dieſe, daß man ſich ja bey Leibe nicht einbilden muß: jemehr Erläuterungen eine Rede hätte, deſto ſchöner wäre ſie. Nein, wenige und gute, thun eine weit beſſere Wirkung bey dem Zuhörer. Der vormalige Geſchmack unſrer lohenſteiniſchen, weiſiſchen, riemeriſchen und weidlingiſchen Schulen, iſt bereits viel zu lächerlich geworden, als daß man ihn noch fortzupflanzen Urſache hätte. Man hält die überflüßige Beleſenheit in peruaniſchen, mexicaniſchen, chineſiſchen und japoneſiſchen Reiſebeſchreibungen, für lauter Stroh und Stoppeln; und das mit dem größten Rechte. Man fodert wirkliche Realien, das iſt, Sachen, Wahrheiten, Erklärungen, Gründe, Gedanken; nicht aber Purpur und Gold, Marmor und Porphyr, Blumen und Bäume, Wurzeln und Rinden, Datteln und Nüſſe, Perlen und Edelgeſteine, Vögel und Fiſche, Leuen und Drachen, Kröten und Affen ꝛc. Dieſes ſind Lapalien dagegen zu nennen: daher verderbe man ſeine Zeit nicht mit Zuſammenſchreibung ſolcher Alfanzereyen; ſondern lerne lieber gründliche Wiſſenſchaften, die den Verſtand erweitern, und den Geiſt aufräumen. Dieſe Warnung iſt um deſto nöthiger, da es noch hier und da Liebhaber des alten Wuſtes giebt; die ſich unmöglich entſchließen können, ihre vormaligen Leckerbiſſen fahren zu laſſen.

XXV. §.

Und dieſen zu gefallen, will ich noch zum Beſchluſſe ein hübſches Bißchen, aus dem oft belobten Männling, in der Zueignungsſchrift zum Lohenſteinio ſententioſo anführen; damit ſie zehn Reden werden ausputzen können:

> Bekannt iſt es, daß Arabien Weihrauch, Syrien Balſam, Zacotéra Aloe, Perſien Citronen, Chios Trauben, Syracuſa Weizen, Paphos Tauben, Pohlen Bären, Siberien Zobel, Peru Gold, Decan Diamanten, Arabien Sand und Dornhecken, Preußen Bernſtein zeige; Tugend und Laſter aber mit der Muttermilch eingeflößt werden, die ſich ſo geſchwinde weiſen, als an Löwen die Klauen, an fruchtbaren Bäu-

men die Blüthe, nebſt Früchten, und am Cythiſus die Feindſchaft mit andern Bäumen.

Nun ſollte man zwar denken, der Verfaſſer wäre zu ſich ſelber gekommen, und ſein Vorrath wäre erſchöpfet. Allein man irret. Er holet nur Athem; denn gleich darauf ergreift ihn ein neuer Paroxysmus:

Die Afrikaner malen ihren Leib mit blauer Himmelsfarbe, und die maſſagetiſchen Mohren ihr Geſicht mit Feuerröthe; da doch wohl, der ſein Leben mit Tugend und Weisheit nicht bloß färbet, ſondern vergoldet; vor Laſtern und Unwiſſenheit aber, wie Ameiſen vor Wohlgemuth, die Ziegen vor Heydekorn, die Schafe vor Epheu, der Leue vorm Hahne, der Affe vor der Schnecke, der Trappe vorm Pferde, das Pferd vorm Kameele, das Kameel wieder vorm Leuen, der Schwan vorm Drachen, der Elephant vorm Schweine, der Krocodill vor den Federn des ägyptiſchen Storches Ibis, der Scorpion vor der Maus, die Maus vor der Katze, und ſo ferner, einen Abſcheu hat.

Sollte man da nicht ſorgen, daß ein ſolcher Redner irgend durch die Hundstage, oder wenigſtens durch ein hitziges Fieber, in ſolche Unordnung geſetzet worden? Zum wenigſten würde ihm Horaz ein Caput tribus Anticyris inſanabile beygeleget; Juvenal aber zugerufen haben:

O medici, medici, mediam pertundite venam *.

* Um auch eines neuern Kenners und Meiſters von gutem Geſchmacke Meynung hiervon anzuführen, will ich mich auf des ſel. J. B. Menkens II Rede von der Charlatanerey der Gelehrten berufen, a. d. 146. S. der Ausg. von 1727 bey welcher ich auf des ſel. Mannes Erſuchen, damals die Anmerkungen der franzöſiſchen Ausgabe ins Latein überſetzet habe, allwo es heißt: Nam & iſti quid aliud agunt, quam ut falſis & fictitiis rerum imaginibus ludentes, gloriolam captent apud illos, qui nihil niſi quod aures blande titillet admirantur, ac genuina artis rhetoricæ præcepta numquam deguſtarunt. Itaque dum phaleras ſectantur, & figurarum omne genus, & amplificationes afferunt portentoſas, ipſum orationis nervum amittunt. Id quod de iis quoque non incongrue dixerim, qui e Rhetoricis ſcholis Chriſtiani Weiſii prodeuntes, nihil ſe eximium conari poſſe credunt, niſi vel ſymbolis atque emblematibus e Picinello, Saavedra, vel Petra Sancta ſollicite corrogatis, cunctos parietes impleverint, vel ingenioſo quodam numiſmate donaverint auditores ſuos; veluti oculos faſcinaturi, aut manus deauraturi eorum; quorum mentibus imponere laborant.

Das

Das IX. Hauptſtück.

Von Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen, und dem Beſchluſſe.

I. §.

Dasjenige, was die Alten zuletzt in einer Rede foderten, das war der Beſchluß, den ſie bald den Epilogum, bald die Concluſion, bald die Peroration zu nennen pflegten. Cicero in ſeinem I. B. von der Erf. handelt gleich, nach der Widerlegung der Gegner, davon, und beſchließt damit das Buch. Quintilian handelt davon in ſ. VI Buche vom Anfange bis zum Ende: beyde begreifen aber die Erregung der Affecten mit darunter. Jener ſaget nämlich, der Beſchluß einer Rede habe drey Theile; die Wiederholung, die Erweckung des Zorns und die Klage, oder die Erregung des Mitleidens *. Dieſer aber nennet nur zweene, doch ſo, daß er die Affecten nicht vergißt **. Beyde waren alſo der Meynung, daß man vor dem Ende der Rede die Affecten ſeiner Zuhörer ſich noch zu Nutz machen, und vermittelſt derſelben völlig über ſie triumphiren müſſe. Und in der That iſt nichts vernünftiger, als dieſes. Die allerbeſten Beweisgründe nehmen zuweilen einen halsſtarrigen Zuhörer nicht völlig ein: wenn etwa das Gegentheil deſſen, ſo man ihm vorgetragen hat, ſeinen Begierden angenehmer iſt. Wenige Menſchen ſind vermögend, ihren Neigungen zuwider zu handeln. Was würde es alſo einem Redner helfen, wenn er ſeinen Satz ſo ſchön

* De Inv. L. I, c. 52, Concluſio eſt exitus, & determinatio totius Orationis. Hæc habet partes tres, Enumerationem, indignationem & conqueſtionem.

** Peroratio ſequitur, heißt es, quam Cumulum quidam, Conduſionem alii vocant. Ejus duplex ratio eſt, poſita aut in rebus, aut in affectibus.

erwiesen hätte; dafern er nicht auch, ihre Gemüthsbewegungen, sich zum Vortheile, rege zu machen, oder die widrigen zu dämpfen wüßte.

II. §.

Ehe er nun dieses thut, ist es nöthig, nach Art der Alten erstlich eine kurze Wiederholung seiner Beweisgründe anzustellen, dadurch er die Wahrheit seines Satzes dargethan hat. Oft hat der Zuhörer kein so starkes Gedächtniß, oder keine so große Aufmerksamkeit, alles zu behalten, was er gehöret hat. Folglich dienet es denn zu seiner Ueberredung nicht wenig, wenn man seiner Schwachheit zu statten kömmt, und ihn nochmals dessen erinnert, worauf er Achtung geben muß, wenn er überzeuget werden will. Der Beyfall nämlich, den ein Redner von ihm haben will, soll vernünftig und gegründet seyn: darum will er ihn auch nicht nur bloß durch die Affecten erschleichen, sondern auf eine rechtschaffene Art durch Beweise erzwingen. Jenes würde sich für einen redlichen Mann nicht wohl schicken; und könnte auch von der falschen Beredsamkeit zur Ausbreitung der Irrthümer, und zur Beförderung des Bösen gemisbrauchet werden. Dieses aber kann niemand thun, als der bey seiner Sache ein gutes Gewissen hat, und sich so zu reden, nicht scheuet, seine Gründe noch einmal der Prüfung des Zuhörers zu unterwerfen. Ja vielmals thut auch die kurze Zusammenfassung aller Beweise in eins, eine bessere Wirkung in den Gemüthern, als vorhin die einzelnen Gründe in aller ihrer Weitläuftigkeit thaten.

III. §.

Doch gehöret zu dieser Wiederholung die Klugheit, daß man sie nicht allezeit auf einerley Art mache. Man muß sich aller beständigen Formeln enthalten, womit gewisse Redner ihre Peroration anzufangen pflegen. Da heißt es gemeiniglich: und also hätten wir Eurer Andacht in der Furcht des Herrn ꝛc. Nichts steht einem geschickten Redner übler an, als dergleichen verdrüßliche Einförmigkeit. Man muß seine Wiederholung ganz ungezwungen in die Rede einzu-

zuflechten, und ſie bald ſo, bald anders anzubringen bedacht ſeyn; damit man gleichſam von ungefähr darauf gekommen zu ſeyn ſcheine, und ſeine Zuhörer nicht überdrüßig machen möge, ſelbige anzuhören. So machet es Demoſthenes in ſeiner erſten phil. Rede. Er thut einen Ausruf:

O wenn wir doch lieber, an ſtatt des allen, klüglich erwägen wollten, daß Philippus unſer Feind iſt; daß er uns alles unſre nimmt; daß er ſich ſchon eine geraume Zeit ſo trotzig gegen uns erwieſen; daß alles, worauf wir uns verlaſſen haben, uns nunmehr zuwider iſt; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns ſelbſt Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo mit ihm dort nicht Krieg führen wollen, vielleicht eheſtens hier, wo ich rede, mit ihm werden fechten müſſen: wenn wir, ſage ich, dieſes alles klüglich erwägen wollten; ſo würden wir vernünftig handeln, und uns aller thörichten Fabeln entſchlagen.

Eben ſo geſchickt hat Cicero ſeine Wiederholungen anzubringen gewußt: wie unter andern aus der Rede für den Archias erhellet. Denn nachdem er mit allen ſeinen Gründen fertig iſt, die zu Vertheidigung deſſelben dienlich waren, und die Richter zur Gewogenheit gegen ihn, als einen Poeten, bewegen konnten: ſo apoſtrophiret er dieſelben gleichſam bittweiſe, wiederholet aber zugleich alles, was er vorhin ausführlich vorgebracht hatte:

Ey! ſo erhaltet denn, ihr Richter, dieſen Archias, der eine ſolche Schamhaftigkeit beſitzet, daß ſie ſowohl durch die Zuneigung ſeiner Freunde, als durch ihren eigenen Werth und durch ihre beſondre Schönheit gebilliget wird; den Archias, deſſen Geiſt und Witz ſo groß iſt, als man dasjenige ſchätzen muß, was von ſo vielen großen Männern geliebet worden; den Archias, deſſen Sache endlich ſo beſchaffen iſt, daß ſie durch die Geſetze, durch das Anſehen einer Stadt, durch das Zeugniß Luculls, durch das Regiſter Metells beſtätiget worden. Da es nun mit dem allen ſeine Richtigkeit hat, ſo bitte ich euch, ihr Richter, wenn etwa in ſo wichtigen Dingen nicht nur ein menſchlicher, ſondern auch ein göttlicher Fürſpruch nöthig iſt, daß ihr denjenigen, der Euch, der eure Feldherren, der die Thaten des römiſchen Volkes allezeit geprieſen; der auch in dieſer neuen Gefahr, die ſowohl mich, als euch ins beſondere betrifft, uns auf ewig

ein

ein rühmliches Zeugniß zu geben verſpricht; und der endlich in die Zahl derer gehöret, die allezeit für heilig gehalten und ſo genennet worden, dergeſtalt in euren Schutz nehmen wollet, daß er mehr durch eure Gelindigkeit unterſtützet, als durch eure Schärfe verletzet zu ſeyn ſcheinen möge.

IV. §.

Wenn nun dergeſtalt der Inhalt der ganzen Rede dem Zuhörer nochmals vor Augen geſtellet worden: ſo folget von rechtswegen die Erregung der Affecten. Cicero in ſeinem 1. B. von der Erf. erzählet hier nur hauptſächlich zweene, indignationem & conqueſtionem, wie oben gedacht worden *. Folglich erhellet aus beyden, daß er es für nöthig gehalten habe, in einer gerichtlichen Rede theils den Zorn der Richter und Zuhörer, wider den Gegenpart, theils ihr Mitleiden gegen den Clienten des Redners zu erregen. Was nun Cicero, in dieſer beſondern Art der Reden, von dieſen beyden Gemüthsbewegungen für nöthig gehalten: das kann man überhaupt im Abſehen auf alle Reden, von allen Affecten für erwieſen anſehen. Wir wollen uns nämlich bey dem Beweiſe einer ſo klaren Sache nicht länger aufhalten. Quintilian und Ariſtoteles ſind ohnedieß auf unſerer Seite: und Cicero ſelbſt iſt in andern Stellen ſeiner rhetoriſchen Schriften eben der Meynung **. Iſt es nun eine lobwürdige Eigenſchaft eines Redners, wann er in dem Gemüthe ſeiner Zuhörer

* Jene erklärt er ſo: Indignatio eſt oratio, per quam conficitur, ut in aliquem hominem magnum odium, aut in rem gravis offenſio concitetur. Von dieſer aber ſchreibt er dergeſtalt: Conqueſtio eſt oratio, auditorum miſericordiam captans.

** Z. E. in ſeinem Brutus Cap. L. heißt es, da er einen Redner loben will: Tu, artifex, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo & ducitur oratione, & quaſi voluptate quadam perfunditur. Quid habes, quod diſputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, odit, contemnit, invidet, ad miſericordiam inducitur, ad pudendum, ad pigendum, iraſcitur, miratur, ſperat, timet.

Zuhörer Freude, Trauren, Lachen und Weinen, Gunſt und Haß, Verachtung und Neid, Mitleiden und Scham, Reue und Zorn, Bewunderung, Hoffnung und Furcht zu erwecken weis, wie er in der angezogenen Stelle zu verſtehen giebt: ſo muß er ſich allerdings auf dieſe Kunſt legen, und alle Mittel anwenden, ſolche zu bewerkſtelligen.

V. §.

Dieſes nun glücklich auszurichten, iſt vor allen Dingen eine ſattſame Erkenntniß der menſchlichen Gemüther nöthig. Ein guter Redner muß alſo ſonderlich ſich ſelbſt, und ſodann auch andre Menſchen aus dem Grunde kennen. Er muß in der Erfahrung, vermittelſt einer großen Aufmerkſamkeit und philoſophiſchen Scharfſinnigkeit wahrgenommen haben, durch was für Vorſtellungen und Gegenſtände dieſe oder jene Leidenſchaft zu entſtehen pflegt. Ja er muß durch Hülfe der Sittenlehre, alle Tiefen des menſchlichen Herzens erforſchet haben. Aus dieſen Quellen hat **Demoſthenes** ſeine Stärke, in Erregung der Gemüthsbewegungen, geſchöpfet; ſintemal er lange **Platons** Schüler geweſen. Eben daher hat **Ariſtoteles** die vortrefflichen Regeln genommen, die er in ſeiner Rhetorik den Rednern vorſchreibt. Daher hat auch **Cicero** ſeine ungemeine Gewalt über die Herzen der Zuhörer gehabt, welcher auch die aller geſetzteſten Gemüther nicht zu widerſtehen vermocht. Denn wenn er in ſeinem **Brutus** die Urſachen erzählen will, warum er im Reden ſo viel Ruhm erlanget habe: ſo ſaget er im XCIII. Cap. unter andern: Es ſey niemand vorhanden geweſen, der gelehrter als der Pöbel, und in der Weltweisheit recht geſetzt geweſen ſey, als welche die Mutter aller ſchönen Thaten und Worte wäre. Niemand hätte den Richter aufzumuntern und zu ergetzen, niemand demſelben zum Zorne zu reizen, oder ihm Thränen in die Augen zu bringen gewußt *. Dieſes alles aber hatte

* Nihil de me dicam, dicam de ceteris; quorum nemo erat, qui videretur exquiſitius, quam vulgus hominum, ſtuduiſſe litteris, quibus fons perfectæ eloquentiæ continetur; nemo, qui philoſophiam

hatte Cicero in seiner Gewalt, da er die ganze Philosophie der Griechen vollkommen inne hatte, und sich derselben zu rechter Zeit zu bedienen wußte. Ich will also hier auch aus der Weltweisheit das Nöthige wiederholen, und aus der Natur der Affecten die Regeln herleiten, wie man sie theils erregen, theils aber auch dämpfen könne. Wer sie aber aufs vollständigste wissen will, der muß Aristotels Rhetorik mit Fleiß durchgehen, sonderlich sein ganzes zweytes Buch, als welches durchaus davon handelt.

VI. §.

Die Gemüthsbewegungen sind entweder angenehm, oder verdrüßlich: jene sind also ein hoher Grad der sinnlichen Lust; diese hergegen ein hoher Grad des sinnlichen Abscheues. Alle Lust entsteht aus der Vorstellung gewisser vermeynten Güter; Alle Unlust aber aus der Vorstellung gewisser vermeynten Uebel. Soll nun eine, oder die andre, in sehr hohem Grade entstehen: so muß entweder das Gut oder Uebel sehr merklich groß zu seyn scheinen; oder es müssen sich sehr viele kleine Güter, oder Uebel dem Gemüthe auf einmal darstellen. Und dieses letztere ist in den Leidenschaften das gemeinste. Denn aus der verwirrten Vorstellung vieles Guten und Bösen, entstehen sie eigentlich in der Seele: daher haben denn die Sinne mehr Theil daran, als der Verstand. Hieraus fließen nun die beyden Hauptregeln zu Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen. I. Will man einen angenehmen oder verdrüßlichen Affect erregen; so stelle man seinem Zuhörer alle das Gute, oder alle das Böse, in großer Menge, und sehr geschwinde hinter einander, vor die Augen, welches an einer Person oder Sache befindlich ist, oder doch zu seyn scheint. Dieses nun recht zu bewerkstelligen, muß ein

losophiam complexus esset, matrem omnium bene factorum beneque dictorum — — — nemo, qui ad iracundiam magnopere Judicem, (auditorem) nemo, qui ad fletum posset adducere; nemo, qui animum ejus (quod unum est, oratoris maxime proprium) quocumque res postularet, impelleret.

ein Redner zu erſt ſehr ſcharfſinnig ſeyn, ſelbſt viel an einem Dinge, und was zu ſeinem Zwecke dienet wahrzunehmen. Hernach muß er auch viel Witz haben, um durch einen Strom von nachdrücklichen und lebhaften Worten, ſeine Gedanken feurig vorzutragen. Denn wenn dergleichen Vorſtellungen gar zu mager und ſchläfrig geſchehen: ſo verlieren ſie alle ihre Kraft. II. Will man einen Affect unterdrücken oder dämpfen: ſo muß man dem Zuhörer zeigen, daß entweder das Gute, oder das Böſe, an der Sache nicht vorhanden ſey, welches er daran zu ſehen meynet; oder daß es wenigſtens ſo groß, oder ſo zahlreich nicht ſey, als es ihn bedünket. Auch hier kann er der obigen Eigenſchaften nicht entbehren; wiewohl ſonſt noch mehr Einſicht dazu nöthig iſt.

VII. §.

Doch wir müſſen auch beſondre Regeln von den vornehmſten Affecten geben. Die Liebe iſt zwar eine Bereitſchaft, aus dem Glücke eines andern ein Vergnügen zu ſchöpfen: ſie entſteht aber aus dem Gefälligen, das jemand an einer Perſon wahrgenommen zu haben glaubet; es ſey nun dieſes von welcher Gattung es wolle. Will man alſo dieſelbe in ſeinen Zuhörern erregen, ſo beſchreibe man ihnen alle das Gute, ſo an einer Perſon oder Sache befindlich iſt, oder doch zu ſeyn ſcheint: ihren guten Verſtand, ihre ſämmtliche Gemüthsgaben, ihr redliches Herz, ihr gutes Verhalten, ihre Tugenden, ihre Geſchicklichkeiten des Leibes u. ſ. w. Und da es außer der Liebe des Wohlwollens, auch eine Liebe der Erkenntlichkeit giebt; die aus denen von jemanden genoſſenen Wohlthaten entſteht: ſo nehme man, wo es möglich iſt, auch dieſe zu Hülfe, und führe es dem Zuhörer zu Gemüthe: wie gut der andre gegen ihn geſinnet ſey, was er ihm ſchon für Gutes gethan habe, oder doch zu thun geneigt geweſen ſey. Man zeige ihm ferner, daß ſelbiger es ohne Eigennutz, aus bloßer Liebe gegen ihn, gethan; ja noch ferner zu thun bereit ſeyn, wenn er ſich nur nicht ſelbſt um ſeine Gunſt bringen würde. Da aber auch die Vergleichung mit andern,

die

die in gleichen Umſtänden ſind, viel hierzu beytragen kann: ſo zeige man, daß hundert andre, die doch eben das Vermögen, und eben die Gelegenheit gehabt, ihm Gutes zu thun, ſolches dennoch nicht gethan hätten; und was dergleichen Vorſtellungen mehr ſind, die aus den beſondern Umſtänden der Zeiten, Oerter und Perſonen herzunehmen ſeyn würden. Zum Exempel kann uns Ciceros Rede für den Archias dienen, darinn er die Römer zur Liebe gegen dieſen Poeten bewegen will. Er beſchreibt erſt weitläuftig ſeine guten Eigenſchaften: hernach ſetzet er auch hinzu, daß er die Römer ſchon in ſeinen Gedichten geprieſen habe, und noch preiſen werde. Die folgende Stelle iſt ſo ſchön, daß ich ſie hieher ſetzen muß.

Die Kolophonier ſagen: Homerus ſey ihr Landsmann; die Chier geben ihn für den ihrigen aus; die Salaminier eignen ihn ſich zu; die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre: daher ſie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andere ſtreiten auf eben die Art unter einander, um dieſe Ehre. Dergeſtalt eignen ſich dieſe alle einen Fremden, auch nach dem Tode zu; bloß weil er ein Poet geweſen. Wir aber, wollen dieſen Lebendigen verſtoßen, der doch ſeiner Neigung, und ſelbſt den Geſetzen nach der Unſrige iſt?

Hierzu kömmt noch, daß Archias ſeine ganze Fähigkeit angewandt hat, die Ehre und das Lob des römiſchen Volkes zu preiſen. Er hat nämlich ſchon in ſeiner Jugend vom cimbriſchen Kriege geſchrieben; und iſt auch ſo gar bey dem C. Marius beliebt geweſen, der doch ſonſt gegen dieſe Art der Gelehrſamkeit etwas hart zu ſeyn geſchienen. Denn ſolch ein abgeſagter Feind der Muſen iſt wohl niemand, daß er es nicht ſollte leiden können, wenn ein ewiges Lob ſeiner Thaten in Verſen beſchrieben würde.

Als man den Themiſtokles, jenen großen Athenienſer, befragte: was, oder weſſen Stimme er am liebſten höre? ſoll er geſaget haben: deſſen, der ſeine Tugend am beſten preiſen könnte. Und Marius hat gleichfalls den L. Plotius geliebet; weil er glaubte, daß ſeine Thaten von ihm am beſten gerühmet werden könnten. Nun hat aber Archias den ganzen mithridatiſchen Krieg, der ſo groß und ſchwer war,

war, und auf so mannigfaltige Weise, zu Lande und zu Wasser geführet worden, vom Anfange bis zum Ende beschrieben: welche Bücher gewiß nicht nur den L. Lucullus einen tapfern und berühmten Helden; sondern auch den Namen des römischen Volkes verherrlichen. Denn das römische Volk hat sich unter Luculls Anführung zuerst Pontus eröffnet; eine Landschaft, die vormals mit königlichen Kosten, ja selbst durch die Natur der Gegenden, befestiget war. Des römischen Volkes Kriegesheer hat unter eben diesem Anführer, mit einer mäßigen Anzahl, die unzählbare Macht der Armenier in die Flucht geschlagen. Das römische Volk hat den Ruhm, daß es die wohlgesinnte Stadt der Cyzicener, auf Anrathen eben desselben, von allen königlichen Anfällen befreyet, ja sie, so zu reden, dem Kriege aus dem Rachen gerissen und erhalten hat. Unsre unglaubliche Seeschlacht bey Tenedus wird allezeit gelobet und gepriesen werden, da L. Lucullus so tapfer gefochten, daß der Feinde Heerführer erschlagen und ihre Flotte sammt ihnen versenket worden. Unsre Siegeszeichen, unsre Ehrenmäler, unsre Triumphe, sage ich, werden in stetem Andenken bleiben. Von welchen Scribenten nun diese Dinge beschrieben werden, von denen wird auch der Ruhm des römischen Volkes gepriesen, u. s. w.

VIII. §.

Das Gegentheil von der Liebe ist der Haß, oder die Bereitschaft, sich an dem Unglücke eines andern zu vergnügen. Diese Leidenschaft entsteht aus dem vielen Misfälligen, so man an jemanden wahrgenommen zu haben meynet. Will man also den Haß erwecken, so zeige man seinen Zuhörern, was eine Sache oder Person für Unvollkommenheiten an sich hat: wie böse oder schädlich, wie ungerecht, unbillig, undankbar, grausam, stolz, geizig, niederträchtig, faul, verschwenderisch, falsch oder untreu ein solcher Mensch ist, den man verhaßt zu machen willens ist. Ja da auch das äußerliche Wesen, das die Sinne rühret, eine Unlust oder einen Abscheu erreget, und also zu Beförderung des Hasses dienen kann: so kann man gar die Gestalt, Kleidung, Aufführung, Ungeschicklichkeit, Sprache, Gang und Wohnung mit dazu nehmen. Ferner pflegt auch der Umgang

eines Menſchen mit verhaßten Leuten, ſein Geſchlecht und Vaterland, ſein übel erworbenes Vermögen, ſeine durch eigene Schuld entſtandene Armuth, u. d. gl. zu Erregung des Haſſes nicht wenig beyzutragen. Doch muß ein kluger Redner bey dem allen, auf die beſondern Umſtände der Perſonen ſehen. Denn wie ſich niemals alle dieſe Gründe zugleich anbringen laſſen: ſo finden ſich zuweilen noch ganz beſondere Betrachtungen, die eins oder das andre vergrößern helfen. Z. E. Wenn jemand wackere Aeltern, gute Lehrmeiſter, und treffliche Exempel in ſeiner Familie gehabt hätte; doch aber aus der Art geſchlagen wäre, alle Ermahnungen ſeiner Freunde nichts geachtet hätte, u. ſ. w: ſo würde dieſes zeigen, daß ein ſolcher Menſch in der Bosheit ganz erſoffen wäre, und alſo einen billigen Haß verdienet hätte. Ein Exempel davon giebt **Cicero** in ſeiner Rede für den **Ligarius**, wo er den **Tubero** bey dem **Cäſar** verhaßt zu machen ſuchet; indem er ſeine vorige Feindſchaft wider den **Cäſar**, ſeine **Unbilligkeit** in der Anklage, ſeine Grauſamkeit in der Abſicht dabey, und die böſen Folgen, die ſolche Anklage bey einem andern Oberherrn haben könnte, ſehr lebhaft vorſtellet. Aber auch dieſes iſt länger, als daß es hier völlig Platz finden könnte. Man begnüge ſich hier mit einer kleinen Probe:

> Du beſchuldigeſt ihn deſſen, was er geſteht: aber noch nicht genug! Du klageſt denjenigen an, deſſen Sache entweder beſſer iſt, als die Deinige, wie ich dafür halte; oder die doch der Deinigen ganz gleich iſt, wie du vermeyneſt. Das iſt nun ſchon ſehr wunderlich: aber noch weit ſeltſamer iſt das, was ich noch hinzu ſetzen will. Deine Anklage hat nicht nur die Kraft, den **Ligarius** verdammen, ſondern ihn gar ums Leben bringen zu laſſen. Dergleichen hat vor dir noch kein römiſcher Bürger gethan! Das iſt ein ausländiſches Verfahren! Die leichtſinnigen Griechen, oder die grauſamen Barbarn pflegen in ihrem Haſſe ſo blutdürſtig zu ſeyn. Denn was iſt ſonſt wohl deine Abſicht? Soll er nur bloß zu Rom nicht leben? Soll er nur ſein Haus meiden? Soll er nur mit ſeinen liebſten Brüdern, nur mit dieſem gegenwärtigen T. Brochus, als ſeinem Vätter, nur mit deſſen Sohne, nur mit uns nicht an einem Orte leben? Soll

Soll er sich nur in seinem Vaterlande nicht aufhalten? Sage mir, ist er denn itzo darinnen? Kann er wohl aller dieser Dinge mehr beraubet werden, als er es itzo schon ist? Er ist ja schon aus Italien verbannet. Er lebet schon in der Fremde. So willst du ihn denn nicht seines Vaterlandes, dessen er schon beraubet ist, sondern seines Lebens berauben? Wahrlich! so hat noch niemand einen andern, auch nicht einmal bey demjenigen Dictator angeklaget, der doch alle, denen er gehäßig war, am Leben strafete. Er selbst befahl umzubringen, ob es gleich niemand verlangete; ja er setzte wohl gar Belohnungen darauf: gleichwohl ist diese Grausamkeit von dem gegenwärtigen Cäsar, den du itzo gern grausam machen willst, gerächet worden.

IX. §.

Mit dem Hasse hat oft der Zorn eine Verwandtschaft, welcher eine Begierde ist, demjenigen etwas Uebels zuzufügen, der uns vorher beleidiget hat. Es entsteht aber der Zorn aus der großen Unlust, die man über das Unrecht empfindet, das uns ein andrer angethan hat. Will ich also den Zorn meiner Zuhörer gegen jemanden erwecken: so muß ich ihnen zeigen, wie sehr sie von demselben beleidiget worden. Dazu ist nun dienlich, daß man theils darthue, wie wenig sie solches an ihm verdienet hätten; indem sie ihm niemals etwas zuwider gethan, wohl aber viel Gutes gegönnet und erwiesen; theils aber, wie boshaft und muthwillig er solche Beleidigungen unternommen. Man muß ferner zeigen, daß solches sein erstes nicht sey; oder wenn es ja sein erstes wäre, so hätte es ihm bisher nur an Gelegenheit darzu gefehlet: ja es läge an ihm nicht, daß er es nicht noch viel ärger gemachet hätte; sondern nur an den Umständen, und an seinem Unvermögen. Man kann hinzusetzen, seine Beleidigung sey mit einer Verachtung der Beleidigten verbunden; indem er sie nicht für fähig hielte, sich an ihm zu rächen. Er hätte so und so davon gesprochen, und wohl gar Spöttereyen und Drohungen hinzugesetzet. Ferner kann man sagen, daß die Unempfindlichkeit gegen einen so frechen Feind, ihn nur noch trotziger machen, und dem Beleidigten

noch viel mehrern Schaden zuziehen würde. Zuweilen iſt der Beleidiger wohl gar geringer von Stande, Vermögen, Wiſſenſchaft, Geſchicklichkeit, Jahren und Kräften; und alsdann kann man es als deſto ſchimpflicher vorſtellen, daß ein ſo nichtswürdiger Menſch das Herz gehabt, Leute, die beſſer wären, als er, zu beleidigen. Zum Exempel kann hier des Demoſthenes I. philippiſche Rede dienen, darinn er den König in Macedonien verhaßt zu machen ſuchet. Es heißt im Eingange:

> Ihr ſehts ja wohl, wie es ſteht, ihr Athenienſer, und wie verwägen der Menſch ſchon geworden iſt: ! Er läßt euch ja nicht mehr die Freyheit; ob ihr Krieg oder Frieden haben wollet; ſondern er drohet euch, und bedienet ſich dabey der hochmüthigſten Ausdrückungen. Er iſt damit nicht zufrieden, was er ſchon hat, ſondern unternimmt immer größere Dinge, und verſtricket euch rings umher in eurer Trägheit und Langſamkeit. Wenn werdet ihr Athenienſer einmal anfangen eurer ſelbſt wahr zu nehmen? Vielleicht wenn die höchſte Noth euch dazu zwingen wird! Was dünket euch aber von dem allen, was itzo geſchieht? Meines Erachtens kann ja freye Leute keine größere Noth betreffen, als die Gefahr, in Schimpf und Schande zu gerathen ꝛc.

X. §.

Dem Zorne iſt das Mitleiden entgegen geſetzet; und dieſes iſt eine heftige Unluſt über das Elend eines Menſchen, den wir eines beſſern Glückes würdig achten. Selbiges entſteht aber, aus der Gunſt oder Liebe desjenigen, deſſen Noth und Leiden uns bekannt wird. Wollen wir alſo das Mitleiden erregen, ſo müſſen wir erſtlich machen, daß die Zuhörer dem Nothleidenden, deſſen ſie ſich erbarmen ſollen, gewogen und zugethan werden, oder gar lieben mögen. Dieſes geſchieht nun nach der obigen Vorſchrift, da wir wiſſen, wie die Liebe erwecket wird. Hernach muß man ſeinen elenden Zuſtand auf das kläglichſte beſchreiben; ſeine Noth mit lebendigen Farben abmalen; die Größe derſelben durch die Vergleichung mit geringern Zufällen, durch die Länge der Zeit, durch den Mangel aller Hülfe und Hoffnung, recht vor Augen

gen

gen ſtellen. Man muß hinzuſetzen, daß er dieſes alles unſchuldig leide; daß er zum wenigſten ein ſo großes Unglück nicht verdienet habe; daß nicht allein er, ſondern auch die Seinigen, Freunde, Geſchwiſter, Weib und Kind dabey leiden müßten. Man kann auch ſagen, daß nur ein jeder Zuhörer ſelbſt ſich vorſtellen möchte, wie es ihm zu muthe ſeyn würde, wenn er ſich in dergleichen Umſtänden befinden ſollte. Endlich kann man wohl gar verſichern, daß ſolch ein Exempel unerhöret, ja in keinen Geſchichten anzutreffen ſey; daß der Nothleidende um einer guten Sache, um der Religion, um der Liebe zur Wahrheit und Tugend halber leide; und was noch ſonſt die beſondern Umſtände an die Hand geben können. Das ſchönſte Exempel giebt Ciceronis Rede für den Ligarius an die Hand. Dieſe iſt faſt ganz zur Erweckung des Mitleidens beſtimmet. Doch mag folgende Stelle zur Probe dienen:

> Erhältſt du den Ligarius, ſo wirſt du vielen von deinen nächſten Freunden einen Gefallen thun: aber erwäge dabey nur das, was du ſonſt zu erwägen gewohnt biſt. Ich kann dir die tapfern Sabiner, denen du ſo viel zutraueſt, ja das ganze ſabiniſche Gebieth, den Kern von Italien, und den rechten Arm der Republik, vorſtellen. Du kenneſt dieſe Leute ſehr wohl; aber ſiehe nur, wie betrübt und bekümmert ſie ſind. Siehe nur die Thränen dieſes T. Brochus und die Traurigkeit ſeines Sohnes; denn ich weis wohl, wie er bey dir angeſchrieben ſteht. Was ſoll ich von ſeinen Brüdern ſagen? Halte doch nicht dafür, Cäſar, daß es hiebey nur auf einen Kopf ankomme. Du mußt entweder drey Ligarier aus der Stadt verbannen, oder du mußt drey Ligarier darinnen behalten. Sie wollen aber viel lieber, wer weis wohin, verbannet ſeyn; als ihr Vaterland, Haus und Hof, und ihre Heiligthümer behalten, wenn dieſer einzige nur in der Fremde leben muß. Handeln ſie nun darinn als Brüder, handeln ſie gottesfürchtig; thun ſie es mit Schmerzen: ſo laß dich doch durch ihre Thränen, durch ihre Tugend, durch ihre brüderliche Liebe bewegen! ⁂ Ertheileſt du ihm nun dieſe Begnadigung, ſo wirſt du ſie nicht nur ihnen ſelbſt, nicht nur allen anweſenden trefflichen Männern, nicht nur uns, als ihren Blutsfreunden, ſondern der ganzen Republik wieder ſchenken.

XI. §.

Die Freude, ist ein hoher Grad der Lust, über ein gegenwärtiges Gut, das man erlanget zu haben vermeynet. Sie entsteht also aus der Vorstellung eines entweder wahrhaften, oder vermeynten Gutes, das demjenigen zu Theile wird, oder zu werden scheint, der sich erfreuet. Will man also jemanden in Freude setzen: so zeige man ihm, daß ihm ein sehr großes, oder doch ein vielfältiges Gut beschereet sey. Man überführe ihn von dem merklichen Nutzen, der ihm davon zugewachsen ist, oder noch zuwachsen wird, und beschreibe denselben als ob er schon gegenwärtig wäre. Man zeige, daß sich unzählige andre, eben das Gut, oder doch dergleichen, gewünschet, und es doch nicht verlanget hätten; imgleichen, daß er es viel eher, und mit viel leichterer Mühe erlanget habe, als viele andre. Haben die Zuhörer durch ihre Geschicklichkeit oder Verdienste etwas dazu beygetragen, daß ihnen solch ein Gut zu Theile geworden: so vergrößere man die Schwierigkeiten, die dabey gewesen; die sie aber dennoch überwunden hätten. Ist es aber ein bloßes Glück, oder die Gnade eines großen Herrn, daß sie dergleichen erlanget haben: so sage man, sie wären doch vor andern, eines solchen Glückes werth geachtet worden. Man beschreibe auch wohl den Neid, den sie über den Besitz eines so trefflichen Gutes bey vielen bekommen würden: denn auch dieser pflegt den Menschen gemeiniglich ihr Vergnügen zu vergrößern. Uebrigens merke man nur, daß auch die Befreyung von einem großen Uebel dieselbe Wirkung zu thun pflegt, die ein erlangtes wirkliches Gut hat. Ein Exempel davon giebt uns Cicero, gleich im Anfange seiner zweyten catilinarischen Rede.

> Endlich einmal, ihr Römer, haben wir den Catilina, der vor Tollkühnheit rasete, nach lauter Freveltaten dürstete, den Untergang seines Vaterlandes boshafter Weise zu befördern suchte, und sowohl euch allen, als dieser Stadt, mit Schwert und Flammen drohete, aus unsern Thoren entweder hinaus gestoßen, oder ausziehen heißen, oder ihn doch beim Ausgange mit Worten verfolget. Er ist entgangen, entwichen, entlaufen, ja gewaltsam hinaus gedrungen! Nunmehr

mehr wird dieſes Ungeheuer, dieſe Misgeburt, in unſrer Stadt, wenigſten in ihren Mauren, kein Verderben mehr anrichten. Unſtreitig haben wir dieſen einen Anführer eines einheimiſchen Krieges überwunden. Dieſer Meuchelmörder wird ſich nun nicht mehr mitten unter uns befinden. Weder auf dem Wahlfelde, noch auf dem Markte, noch auf dem Rathhauſe, noch in den Privathäuſern wird man ihn mehr fürchten dörfen. Wir haben ihn ganz und gar ausgerottet, indem wir ihn zur Stadt hinaus getrieben. Nun können wir mit ihm ohne Hinderniß, als mit einem offenbaren Feinde, Krieg führen. Ja wir haben zweifelsfrey den böſen Mann herrlich überwunden und zu Grunde gerichtet, da wir ihn genöthiget, aus einem heimlichen Meuchelmörder ein öffentlicher Räuber zu werden.

Daß er aber kein blutiges Eiſen, wie er wohl gewünſchet, mit ſich davon gebracht: daß er uns lebendig hier hat laſſen müſſen; daß wir ihm den Stahl aus den Händen gewunden; daß er die Bürger in gutem Wohlſtande, und die Stadt noch ſtehend zurücke gelaſſen: was meynt ihr wohl, wie ſehr ihn das ſchmerzen und martern muß? Nun liegt er ganz zu Boden geſchlagen, ihr Römer; ja er fühlet es ſelbſt, daß er getroffen und niedergeworfen ſey. Und wahrhaftig, er drehet ſeine Augen öfters nach dieſer Stadt zurück, und bedauret es, daß ſie ihm aus dem Rachen geriſſen worden: dieſe aber ſcheint mir zu frohlocken, daß ſie eine ſolche Peſtilenz ausgeſpien und hinaus geworfen hat.

XII. §.

Die Traurigkeit iſt ein heftiges Misvergnügen, über ein gegenwärtiges Uebel; welches entweder ſehr groß oder ſehr zahlreich und vielfach iſt. Sie entſteht alſo aus der Einbildung, daß man entweder ein großes Gut verlohren, oder ſelbſt ein großes Uebel erlitten habe. Will man nun in den Gemüthern ſeiner Zuhörer die Traurigkeit erregen: ſo muß man ihnen die Größe ihres Verluſtes, oder des Uebels, das ſie betroffen, recht lebhaft abſchildern. Man muß ihnen zeigen, daß dieſes Unglück längſt zu beſorgen geweſen, daß ein jeder ſchon zum Voraus gezittert habe, wenn er nur daran gedacht; jetzo aber ſey es wirklich erfolget. Er muß wünſchen, daß er nicht davon reden dörfe, weil es gar zu betrübt wäre, auch

nur daran zu gedenken. Er muß um Vergebung bitten, daß er unordentlich und verwirrt davon ſprechen würde: weil es ihm der Schmerz nicht anders verſtattete. Alsdann muß er alles dasjenige namhaft machen, was durch ſolch einen unglücklichen Zufall betrübet worden. Er muß ſtückweiſe eine große Menge desjenigen erzählen, was dadurch verlohren gegangen, was man böſes erlitten habe, und was noch zu beſorgen ſey. Er muß verſchiedene Arten der Leute, allerley Stände, viele Städte, ja Provinzen und Länder klagend einführen, und ihrer aller Leid für gerecht erklären. Er muß die Urheber dieſes Unglücks in voller Bewegung anreden, und ſie entweder einer Grauſamkeit beſchuldigen, oder ſie ſelbſt zum Erbarmen zu bewegen ſuchen. Er muß endlich auf die beſondern Zeiten und Oerter ſehen, dadurch oft ein ſolcher Fall noch trauriger wird. Ja er muß ihn mit andern Fällen vergleichen, die man ſelbſt erlebet hat, oder die andere ſonſt erfahren haben, und zeigen, daß dieſer Fall weit ſchwerer ſey, als alle übrige. Ein vollkommen ſchönes Exempel giebt uns hier Fleſchier, in der Rede auf den Marſchall von Turenne; daraus ich aber nur dieſe Stelle zur Probe geben will.

> Es fehlet nicht viel, daß ich hier nicht ſtecken bleibe. Ich werde irre, meine Herren. Turenne ſtirbt! Alles kömmt in Unordnung. Das Glück wanket; der Sieg wird müde; der Frieden entfernet ſich; die guten Abſichten der Bundesgenoſſen werden matt; die Herzhaftigkeit der Soldaten wird durch den Schmerz niedergeſchlagen, und durch die Rachgier wieder ermuntert. Das ganze Lager bleibt unbeweglich. Die Verwundeten denken an den erlittenen Verluſt, nicht aber an ihre Wunden. Die ſterbenden Väter ſchicken ihre Söhne, den entſeelten Feldherrn zu beweinen. Das traurende Heer iſt mit ſeinem Leichenbegängniſſe beſchäfftiget: und das Gerücht, welches ungewöhnliche Fälle ſo gern in der Welt ausbreitet, erfüllet dieſelbe mit der Erzählung, von dem herrlichen Leben dieſes Prinzen, und von ſeinem bedaurenswürdigen Tode.
>
> Was für Seufzer, was für Klagen, was für Lobſprüche erſchollen damals nicht in Städten und auf dem Lande!

Der

Der eine ſieht ſeine Saat wachſen, und preiſet das Andenken desjenigen, dem er die Hoffnung ſeiner Aernte zu danken hat. Der andre geneußt noch in Ruhe ſeines väterlichen Erbes, und wünſchet demjenigen den ewigen Frieden, der ihn vor der Unordnung und Grauſamkeit des Krieges geſchützet hat. Hier opfert man das anbethenswürdige Opfer Jeſu Chriſti für die Seele desjenigen, der ſein Blut und Leben für das gemeine Beſte aufgeopfert hat. Dort bauet man ihm ein Trauergerüſte, wo man ihm Triumphbogen aufzurichten gedachte. Ein jeder ſuchet ſich die herrlichſte Stelle aus einem ſo ſchönen Leben aus. Alle unterfangen ſich, ihn zu loben, und ein jeder, der ſich durch ſeine eigene Seufzer und Thränen unterbricht, bewundert das Vergangene, beklaget das Gegenwärtige, und zittert vor dem Künftigen. So beweinet nun das ganze Königreich den Tod ſeines Beſchützers und der Verluſt eines einzigen Mannes iſt ganz allein eine allgemeine Trübſal!

XIII. §.

Mit der Traurigkeit hat die Furcht viel Gemeinſchaft. Dieſe iſt eine ſtarke Unluſt, über ein bevorſtehendes Uebel: und je gröſſer, je vielfältiger ſolches einem vorkömmt, deſto gröſſer wird ſeine Furcht. Will man alſo dieſelbe erwecken, ſo muß man ihm zeigen: das Uebel, welches man bisher nicht vermuthet, ſey nunmehr vor der Thüre; es werde einbrechen, und auch ſo gar diejenigen betreffen, die es nicht hätten glauben wollen. Man muß hinzu ſetzen, daß es gröſſer ſeyn werde, als man ſichs vieleicht eingebildet hätte; und daſſelbe zu dem Ende, durch die Beſchreibung aller Umſtände, wahrſcheinlich machen. Man muß zeigen, wie vieler, und wie groſſer Güter es uns berauben, wie mancherley Böſes es mit ſich führen, und wie elend es dadurch unſern Zuſtand machen werde. Man muß zeigen, daß es unmöglich ſeyn würde, ihm zu entgehen; daß unſre Kräfte viel zu ohnmächtig wären, ihm zu widerſtehen; daß wohl ſtärkere Schultern demſelben hätten unterliegen müſſen, und daß man ſich dabey auf niemandes Hülfe zu verlaſſen hätte. Man kann die Länge der Zeit, die ſelbiges dauren wird, und die

andern Umſtände mit dazu nehmen, die alles deſto wahrſcheinlicher und fürchterlicher machen. Ja der Redner ſelbſt kann ſich furchtſam anſtellen, und irgend ſagen: daß ihm ſelbſt die Haare zu Berge ſtünden, und die Haut ſchauerte, wenn er daran gedächte. Er kann ſein Mitleiden gegen diejenigen zum Voraus bezeugen, die das Uebel treffen wird, und einen herzlichen Wunſch nach dem andern thun: daß es ihm doch möglich wäre, ſie aus der inſtehenden ſo ſchrecklichen und unausbleiblichen Gefahr zu erretten! Zum Exempel kann hier der gröſte Theil der Predigt des Herrn Kanzl. von Mosheim dienen, darinn er eine Betrachtung des Todes angeſtellet hat. Sie ſteht im dritten Theile ſ. heil. R. auf der 1167 S. der gröſsern Ausgabe. Uns ſoll nur eine Stelle davon auf der 1207 u. f. Seite zur Probe dienen.

> Was ſehen wir, wenn wir etwa mit unſern Gedanken auf das Gegenwärtige fallen? Ihr, die ihr zuweilen bey dem Bette eurer ſterbenden Freunde geſtanden, und ihren Tod abgewartet habt, könnet ſelber leicht antworten! Wir ſehen einen ausgezehrten Leib, der ſeine Geſtalt verlohren hat; eine welke Haut, die für einen andern Körper ſcheint geſchaffen zu ſeyn, und unſern Gliedern nicht gerecht iſt; ſchlaffe Gebeine, die bereits aus einander gehen wollen, und ihre Fugen von ſich ſelbſt zu verlaſſen ſcheinen. Wir fühlen ein träges Geblüt, welches hier und da ſchon ſtill ſtehe, und nicht mehr durch alle Gefäſse dringen kann; einen Mangel der Wärme, die zum Leben gehöret; eine Abnahme des Geſichtes und der übrigen Sinne: eine ſchmerzhafte Empfindung nach der andern! Was muß nicht ein Verſtand, der ſich ſelbſt gelaſſen iſt, für traurige Betrachtungen über dieſe Dinge anſtellen? Wir ſehen um unſer Bette eine Anzahl von Freunden; von Weyſen, von Angehörigen, in deren Geſellſchaft und Umgange wir ehedem unſer Vergnügen gefunden; die durch bittere Thränen ihren Schmerz entdecken, und mit uns zu halben Leichen werden. Welch ein Anblick! Zuweilen erblicken wir gar diejenigen, die uns ſchon lange das Leben nicht gegönnet, und durch ihre Gebärden und Blicke an den Tag geben, daß ſie bald da zu ärnten hoffen, wo ſie nicht geſäet haben. Bald tritt ein Arzt herein, der die Achſeln zucket, die ſchlechte Wirkung der vorgeſchriebenen Mittel beſeufzet, das Haupt, über die neuen

neuen Zufälle, die man ihm erzählet, schüttelt, die Feder mit Wehmuth ergreift, eine stärkende Arzney vorzuschreiben; und zuletzt die Hülfe des Herrn, als die einzige Hoffnung, die noch übrig ist, anwünschet: das heißt, der uns mit behutsamen Worten den Tod ankündiget. Ihm folget ein Knecht des Herrn, der zuletzt sein Amt an uns verrichten soll; und der es mit Furcht und Ungewißheit verrichtet. Er thut, was er kann. Er prediget bald Gesetz, bald Evangelium. Er schrecket, warnet, tröstet, ermahnet; nachdem er es nöthig findet. Und wehe dem! der nicht weis, ob er die Worte des Gesetzes auf sich ziehen soll! Wehe dem! der da zittert, wenn er von der Qual der Verdammten höret; und nicht weis, ob er sich freuen soll, wann der Bothe des Herrn die seligen Wohnungen des Auserwählten zu seiner Erquickung aufschleußt ꝛc.

XIV. §.

Das Gegentheil von der Furcht ist die Hoffnung. Diese ist ein starkes Vergnügen über ein künftiges Gut, das uns wahrscheinlicher Weise zu Theile werden wird. Wie sie also aus der Vorstellung von einem jemanden bevorstehenden Gute entsteht: so sieht man leicht, wie man dieselbe bey seinen Zuhörern erwecken könne. Man muß ihnen erstlich eine lebhafte Beschreibung von einer gewissen guten Sache machen. Man muß sie als ein Gut vorstellen, das nicht gemein, sondern groß und selten ist; welches sich viele vergebens gewünschet hätten, und welches zu erlangen sehr schwer sey. Man muß zeigen, wie vielerley Vortheile, Ehre, Bequemlichkeiten und Ergetzlichkeiten es bey sich führe, wenn man es einmal besitzet. Hierauf muß man anfangen, zu zeigen, daß es sich anließe, als ob es den Zuhörern wohl zu Theile werden könnte, wenn diese oder jene Schwierigkeit nicht im Wege stünde. Doch diese sey leicht zu heben, ja wohl gar schon wirklich gehoben: welches aber mit allen möglichen Gründen wahrscheinlich gemachet werden muß. Nunmehr wären also entweder gar keine, oder doch sehr geringe Schwierigkeiten mehr übrig. Diese würden sich auch in kurzem verlieren. Es stünde in der Gewalt der Zuhörer, sie ehestens aus dem Wege zu räumen. Man kann auch, zu desto mehrerer

Be-

Beſtätigung, ſich auf Exempel andrer Leute berufen: die wohl noch ſchwächere Gründe gehabt, etwas zu hoffen, und doch ihres Wunſches theilhaftig geworden wären. So ſuchte Demoſthenes in ſ. 1 phil. R. den Athenienſern, gleich im Eingange, eine gute Hoffnung zu machen. Denn nachdem er ihnen die Zaghaftigkeit aus dem Sinne zu reden getrachtet hatte: ſo machet ers ihnen ſehr wahrſcheinlich, daß es ihnen nicht ſchwer fallen würde, den Sieg zu erlangen, wenn ſie nur das Ihre thäten:

> Derowegen, ihr Athenienſer! wenn ihr euch künftig eben ſo verhalten wollet, welches ihr allerdings bisher nicht gethan habet; wenn ein jeder von euch ohne alle Säumniß oder Ausflucht, zum Beſten der Republik, dasjenige beytragen will, was die Noth erfodert, und was in ſeinen Kräften ſteht; die Begüterten durch ihre reichliche Beyſteuer, die junge Mannſchaft aber durch ihre Kriegsdienſte: und, damit ichs kurz faſſe, wenn ihr künftig eure eigene Kräfte brauchen, und endlich aufhören wollet, euch auf andre zu verlaſſen; die indeſſen, daß ihr ſelbſt ſchläfrig ſeyd, alles allein thun ſollen: ſo werdet ihr mit Gottes Hülfe, das Eurige bald wieder erlangen; alles, was ihr durch eure Nachläßigkeit verlohren habet, zurück bekommen, und euch nach Wunſche an euren Feinden rächen können.
>
> Bildet euch doch nicht ein, daß Philippus ein Gott ſey, dem es nothwendig allezeit wohl gehen, und deſſen Glück unveränderlich ſeyn müſſe. Nein, ihr Athenienſer, es giebt Leute, die ihn haſſen, die ihn fürchten, die ihn beneiden; und zwar ſelbſt unter denen, die itzo ſeine beſten Freunde zu ſeyn ſcheinen ꝛc.

XV. §.

Die Schamhaftigkeit iſt eine merkliche Unluſt über das Böſe, das man an ſich hat, oder begangen hat; wenn es bekannt und offenbar wird. Es entſteht alſo aus Betrachtung ſeiner Unvollkommenheit und böſen Aufführung; zumal wenn man bedenket, daß ſie auch andern kund geworden, oder doch werden möchte. Will daher ein Redner dieſelbe in ſeinen Zuhörern erwecken: ſo ſtelle er ihnen alles das vor Augen, was ſie Böſes an ſich haben. Man vergleiche

es

es mit andern, die ihres gleichen, ja wohl noch schlechter, als sie, seyn sollen, und zeige, daß ihnen selbige weit vorgehen. Man stelle ihnen ihre Vorfahren, Aeltern und andre dergleichen Personen vor, von deren Fußtapfen sie weit abgewichen; und nehme alle übrige Umstände zusammen, die das üble Verhalten größer machen können. Ferner gebe man es den Zuhörern selbst zu bedenken, was andre, die solches gewahr würden, von ihnen denken und urtheilen würden. Man zeige, daß es unmöglich sey, dergleichen Urtheile zu vermeiden, indem die Sache ganz offenbar und handgreiflich sey. Sie könnten es weder läugnen, noch auf einige Weise entschuldigen. Ja gesetzt, daß es niemand wüßte, so könnte ein jeder es vor sich selbst nicht verhölen, oder verantworten. Ein jeder müßte sich wenigstens vor seinem eigenen Gewissen schämen: ja derjenige wüßte es, der auch ihre Herzen kennete. Sonst aber kann die Schamhaftigkeit auch wachsen, wenn man zeiget, daß das Böse nicht wenigen, geringen und unverständigen Leuten; sondern vielen, den vornehmsten und verständigsten Leuten bekannt sey, an deren Urtheilen den Zuhörern überaus viel gelegen sey. Ein Exempel soll uns der Herr Kanzl. von Mosheim geben. Es steht auf der 959 u. f. S. s. heil. Reden, nach der größern Auflage. Wir wollen nur folgende Worte auf der 963 u. f. S. davon hersetzen:

> Wir wollen euch eine einzige Frage vorlegen, die in eurem Herzen den Ausschlag geben wird, ob ihr Ursache habet, euch für so stark anzusehen? Fraget euch selbst: wie viel Liebe habe ich noch gegen mich, gegen das, was ich besitze, und gegen die Meinigen, die mir angehören? Bin ich fertig, so bald der Herr ruft, Häuser, Aecker, Güter zu verlassen und ihm nachzufolgen? Bin ich gefaßt, das Pfand der Wahrheit, mit dem Verluste der wenigen Güter, die ich besitze, der geringen Ehre, die mir der Herr zugeworfen, des mühseligen Lebens, so ich genieße, zu erkaufen? Es ist wenig, was wir aufzusetzen haben, die wir hier versammlet sind. Wir haben keine Churen, keine Fürstenthümer, keine Völker zu verlieren, wie unsre ersten Bekenner. Wir haben keine Herrschaften und Regierungen mit dem Gefängnisse

niſſe zu vertauſchen. Es iſt wenig, was wir verlieren können. Wie viel gilt denn dieſes wenige bey uns? Heißt dieſes wenige Nichts bey uns, wenn wir es gegen die Wahrheit halten? Sind wir bereit, dieſes wenige hinzugeben, den Glauben zu behalten? Was antwortet euer Herz auf dieſe Frage? Reget ſich nicht ein inwendiges Schrecken, wenn ihr recht daran gedenket? Steigen nicht, ich weiß nicht was für unangenehme Regungen bey euch auf, wenn ihr an der Seite der Wahrheit, die ihr habet, Schmach, Verachtung, Armuth, Gefängniß, Scheiterhaufen; und an der Seite des Irrthumes, den ihr verwerft, Ehre, Reichthum, Freyheit, Gnade und Leben erblicket? Was bedeuten dieſe Regungen? Was bedeutet dieſe geheime Angſt? Was bedeutet dieſer inwendige Widerſtand? Keine rechtſchaffene und lebendige Erkenntniß, zeuget eine wahre Heiligkeit und Unſchuld. Eine wahre Heiligung wirket eine unerſchrockene Freudigkeit, alles um des Namens Jeſu willen zu dulden. Aber uns fehlt leider dieſe Großmuth! uns fehlt dieſe Freudigkeit! uns fehlt dieſer unverzagte Geiſt! Unſer Herz giebt uns Zeugniß davon. Was werden wir denn hieraus ſchließen? Zuerſt dieſes, daß wir weit von den Fußtapfen unſrer Väter abgewichen. Ihr Blut reget ſich nicht in uns: ihr Geiſt ruhet nicht auf uns. Wir ſind nicht geſchickt, eben ſo, wie ſie, das Evangelium zu bekennen. Aber was müſſen wir ferner ſchließen? daß wir mehr den Namen, als die Kraft der evangeliſchen Chriſten haben; daß weder eine rechtſchaffene Erkenntniß, noch eine lebendige Heiligkeit unter uns ſey.

XVI. §.

Die Ehrliebe iſt das Gegentheil von der Scham, oder ein heftiges Vergnügen, über die guten Urtheile der Leute über unſer Verhalten. Sie entſteht, wenn man jemanden die Ehre, als etwas beſonders und herrliches vormalet; hernach aber zeiget, daß er dieſelbe entweder ſchon erlanget habe, oder noch erlangen werde, oder doch erlangen könne; wenn er ſich nur auf dieſe oder jene Art bezeigen wolle. Will man ſie nun in ſeinen Zuhörern erwecken, ſo thut man wohl, wenn man ſie erſt durch einiges Lob wegen ihrer bisherigen Aufführung zu gewinnen trachtet. Man muß ſie auch wohl gar andern ihres gleichen, in gewiſſen Stücken vorziehen; ihre

r Thaten erzählen, und durch Benennung der Zeit, des rtes und der Umstände etwas vergrößern. Hernach kann an hinzusetzen, daß die Ehre die schönste Belohnung edlen Gemüther sey; daß alle große Leute die Ehre und den Ruhm liebet; daß ohne diese lobwürdige Leidenschaft das meiste Gute in der Welt nicht geschehen würde; daß hergegen nichts so schwer, nichts so groß und wichtig sey, das ein Ehrliebender nicht glücklich zu Stande bringen könne. Man muß hinzusetzen, die Zuhörer hätten schon so viele Proben von ihrem edlen Triebe abgeleget, daß man alles von ihnen hoffen könnte. Man vermuthe gar nichts anders von ihnen, als daß sie in die löblichen Fußtapfen ihrer Vorfahren treten, ja es denselben noch weit zuvor thun würden. Aller Augen wären auf sie gerichtet, und tausend Zungen würden sie mit Lobe und Ruhme krönen, wenn sie sich so löblich bezeigen würden. Die späte Nachwelt würde ihnen noch Ehrenmäler setzen, und ihr Gedächtniß der Ewigkeit einverleiben. Einige Exempel kann man im Curtius finden, wenn Alexander seine Soldaten vor einem Treffen anredet. Auch in der I phil. R. des Demosthenes kommen solche Stellen vor. Ich will aber aus Ciceros Rede für den Archias folgende Probe hersetzen:

> Denn was ich in meinem Bürgermeisteramte zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieser Stadt und des Regiments, zur Erhaltung der Bürger, und zum Besten der ganzen Republik gethan habe, das hat dieser Archias in Versen zu beschreiben angefangen. So bald ich das vernahm, ermahnte ich ihn, fortzufahren, weil es mir eine wichtige, und angenehme Sache zu seyn schien. Die Tugend verlanget nämlich keine andere Belohnung, als Lob und Ehre. Sobald aber dieses wegfällt, ihr Richter, was verlohnet sichs wohl der Mühe, daß wirs uns in diesem kurzen Leben so sauer werden lassen? In Wahrheit, wenn wir nichts Künftiges vorher sehen könnten, und wenn das Ende unsers Lebens allen unsern Gedanken ein Ziel steckete: so würde man sich weder mit so vieler Arbeit schwächen, noch mit so vielen Sorgen und schlaflosen Nächten quälen, noch so oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber stecket in jedem edlen Gemüthe eine geheime

heime Kraft, die das Herz Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert, und ihm die Erinnerung giebt: man müsse das Andenken seines Namens nicht mit dem Leben aufhören lassen; sondern selbiges bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen.

Sind wir denn aber alle so verzagt, und so kleinmüthig? wir, sage ich, die wir des gemeinen Wesens halber, in so vieler Arbeit und Gefahr schweben; daß, da wir bis an unsern letzten Othem, keinen ruhigen Augenblick genießen, wir dennoch dafür halten sollten, es würde im Tode alles mit uns aus seyn? Oder da viele treffliche Leute ihre Säulen und Bilder, so doch nur den Leib und nicht die Seele abschildern, aufs sorgfältigste hinterlassen haben: sollten wir denn nicht vielmehr streben, auch von unsrer Klugheit und Tugend solche Abbildungen zu hinterlassen, die von geschickten Köpfen entworfen und ausgearbeitet worden? Zum wenigsten habe ich mirs eingebildet, das alles, was ich gethan, schon damals, als ich es noch that, zum unsterblichen Andenken der ganzen Welt kund gemachet und ausgebreitet würde. Es mag nun dieses alles, mir entweder nach dem Tode ganz unbekannt seyn; oder auch alsdann, nach der weisesten Männer Meynung, noch einem gewissen Theile meines Gemüthes angehören: so belustige ich mich doch schon itzo, in Gedanken, und in der Hoffnung daran.

XVII. §.

Die Reue ist ein hoher Grad der Betrübniß, über eine oder mehr Handlungen, die man begangen hat, und für böse erkennet. Sie entsteht also aus der Ueberlegung seiner bisherigen Handlungen, und aus der Beurtheilung derselben, die selbige für böse, schändlich oder schädlich erkläret. Um nun dieselbe in seinen Zuhörern zu erregen, so muß man sie auf ihr voriges Verhalten aufmerksam machen. Man muß sie alles dessen stückweise erinnern, worinn sie irgend etwas versehen haben möchten. Man muß die Umstände mit dazunehmen, die oft eine Sache zu vergrößern, und eine böse That noch ärger und abscheulicher vorzustellen pflegen. Man kann hinzusetzen, die Sache sey gar nicht zu läugnen, sondern offenbar und bekannt. Es liege bereits am Tage, was derselbe vorgehabt oder gethan. Nun sey aber nichts

schänd-

schändlicher, als eine solche That. Er wäre der erste, der eine solche Bosheit oder Uebelthat zu begehen das Herz gehabt; oder er hätte es doch weiter darinn gebracht, als alle seine Vorgänger. Von seiner Person hätte man es am allerwenigsten vermuthet, daß er sich so vergehen würde: da ihn sein Geschlecht, Stand, Amt, Ansehen u. s. w. davon hätten abhalten können. Es sey aber auch die That für niemanden schädlicher, als für ihn selbst. Er habe sich dadurch zum Abscheue bey allen rechtschaffenen Leuten gemachet. Er habe sich Feinde zugezogen, die ihm zu mächtig wären: und sie würden es ihn aufs empfindlichste fühlen lassen, wie sehr er sie beleidiget hätte. Ja die andern Folgerungen und Früchte seiner Thaten würden ihn ehestens auch betreffen. Sie wären schon vor der Thüre, und würden ihn, sein Haus, seine Ehre, sein Vermögen, ja alles, was ihm lieb wäre, mit der Zeit zu Grunde richten. Dieses muß man aber aus einigen wahrscheinlichen Muthmaßungen glaublich machen, und ihn selbst deswegen zu bedauren anfangen. Man sage also: man wollte viel darum geben, daß es nicht geschehen wäre! aber nun wäre es zu spät; es stünde nicht mehr zu ändern, u. s. f. Ein Exempel könnte zwar leicht aus des Herrn Kanzl. von Mosheim Reden angeführet werden: allein ich will aus Ciceros 1sten catilin. Rede folgende Stelle hersetzen. Es heißt C. III, IV.

> Denn worauf wartest du noch, Catilina, da weder die Nacht deine boshaften Zusammenkünfte verbergen, noch ein Privathaus die Stimme deiner Verschwörung in seinen Wänden erhalten kann? Aendre doch endlich deinen Sinn! glaube mirs, vergiß dein Morden und Brennen! Du bist überall gefangen; alle deine Anschläge sind uns klärer, als der helle Tag; und du kannst sie so gar mit mir wiederholen. Besinnest du dich nicht, daß ꝛc. Kurz, du thust nichts, du hast nichts vor, du denkest so gar nichts, was ich nicht nur hören, sondern auch sehen, ja gleichsam fühlen sollte. Ueberdenke nur endlich die vorige Nacht mit mir: so wirst du sehen, daß ich viel schärfer für die Wohlfahrt der Republik wache, als du zum Verderben derselben. Ich sage also, daß du vorige Nacht zum Lecca ins Haus gekommen,

und daß ſich daſelbſt viele Geſellen deiner Raſerey, und deiner Frevelthaten verſammlet haben. Kannſt du es läugnen? Was ſchweigſt du? Ich will dich überführen, wenn du es nicht geſtehſt? Denn ich ſehe hier im Rathe einige, die mit dabey geweſen ſind.

O ihr unſterblichen Götter! unter was für Leuten ſind wir? In was für einer Stadt leben wir? Was haben wir für eine Republik? Hier, hier! in unſrer Zahl, ihr ehrwürdigen Väter, in dieſer majeſtätiſchen und alleranſehnlichſten Rathsverſammlung des ganzen Erdbodens, giebt es Leute, die auf meinen und unſer aller Untergang, die auf den Fall unſrer Stadt, und folglich des ganzen Weltkreiſes denken! ꝛc. Da nun dieſes alſo iſt, Catilina, ſo fahre fort, wie du angefangen haſt, zeuch endlich einmal aus der Stadt! Die Thore ſind offen, mache dich davon! Dein mannlianiſches Feldlager erwartet ſeinen Feldherrn ſchon längſt. Führe alle die Deinigen; wo nicht, doch die meiſten mit dir hinaus. Reinige die Stadt! Du wirſt mich von einer großen Furcht befreyen, wenn nur zwiſchen dir und mir eine Mauer ſeyn wird. Bey uns kannſt du unmöglich länger bleiben. Ich werde es nicht leiden, nicht dulden, nicht verſtatten! ꝛc. Und was kann dir in dieſer Stadt noch wohl gefallen? in welcher gewiß, außer deiner Rotte verruchter Böſewichter, kein einziger Menſch iſt, der dich nicht fürchtet ꝛc. Ich übergehe den Ruin deines Vermögens, den du in den nächſten Tagen vor Augen ſehen, ja empfinden wirſt.

XVIII. §.

Es ſind freylich außer den bisherigen Gemüthsbewegungen noch verſchiedene übrig, als z. E. die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, der Neid, die Eiferſucht, die Verzweifelung, u. d. gl. die ein Redner auch zuweilen zu erregen Gelegenheit haben kann: allein weil ſie ſo ſelten vorkommen, ſo will ich mich dabey nicht aufhalten. Ein jeder, der ſich in den obigen Arten eine Geſchicklichkeit erworben hat, wird ſich leicht ſelbſt dabey zu helfen wiſſen; ſonderlich wenn er ſich, in dem fleißigen Leſen der größten Redner, die Kunſtgriffe derſelben anmerket. Nur das Lachen iſt noch übrig, und davon fraget es ſich: ob es ſich für einen Redner ſchicke, bey ſeinen Zuhörern ein Gelächter zu erregen? Vom Cicero iſt kein Zwei-

fel,

fel, daß er es nicht für erlaubet gehalten, ja selbst bey Gelegenheit gebrauchet hätte; seine Zuhörer in ernsthaften Materien aufzumuntern, und die zerstreuten Gedanken derselben von neuem aufmerksam zu machen. Quintilian ist eben der Meynung gewesen. Im III Cap. seines IV B. handelt er ausführlich davon. Demosthenes hat auch in einigen Stellen seiner Reden gewiesen, daß er es nicht für unanständig gehalten, zuweilen seinem Zuhörer etwas lustiges vorzusagen: nur er hat das Naturell nicht so dazu gehabt, als Cicero; indem jener von gar zu strenger und bitterer Gemüthsart, dieser aber zuweilen fast gar zu aufgeräumt gewesen *. Doch da Ciceros scherzhaftes Wesen allezeit von der Niederträchtigkeit entfernet, und mit einer gewissen Wohlanständigkeit verknüpfet gewesen: so halte ich mit dem Quintilian dafür, daß man nicht Ursache habe, ihn deswegen zu tadeln.

XIX. §.

Doch wie man das Lachen erregen könne, das ist durch keine Regel jemanden beyzubringen möglich. Ueberhaupt kann man wohl sagen, was das Auslachenswürdige ist; nämlich eine gewisse unschädliche Ungereimtheit eines Dinges; oder die doch nicht zu dem gänzlichen Untergange desselben gereichet. So war nun das Lächerliche in den gerichtlichen Formeln der römischen Rechtsgelehrten beschaffen, die mit sehr vielen Worten und Umschweifen nichts, oder sehr wenig sageten: worüber sich Cicero in der Rede wider den Servius Sulpicius, den Ankläger des Murena, so lustig machete. Es gehöret also nur ein scharfsinniger Kopf dazu, der das Ungereimte an einem Dinge leicht gewahr werden, und mit solchen Worten zu verstehen geben kann, die es dem Zuhörer sehr klar vor Augen stellen. Zuweilen gehöret auch einiger Witz dazu, wenn nämlich gar Gleichnisse von Dingen, die bekannter sind, gebrauchet werden, um eine Sache, die

* Quintilian schreibt: Plerique, Demostheni facultatem hujus rei defuisse, credunt; Ciceroni modum.

nicht ſo gemein iſt, lächerlich zu machen. So war des Demoſthenes Exempel, da er in der I phil. R. ſeine Athenienſer mit Bildſchnitzern und Steinmetzen verglich, die ſich Feldherren und Kriegsoberſten erwählten und macheten, nicht ins Feld, ſondern auf den Markt zu ſtellen. Eben ſo iſt auch das andre Gleichniß, in eben der Rede beſchaffen; da er ſie mit ungeſchickten Fechtern vergleicht: die nur immer mit der Hand dahin greifen, wo ſie ſchon einen Streich bekommen haben; die Hiebe aber gar nicht abzuwenden, vielweniger aber ihren Gegnern zuvorzukommen wiſſen. Dieſes ſind nun Proben von dem attiſchen Salze der Athenienſer, das iſt von den ſubtilen Spöttereyen und Scherzreden der Alten, die man in Rom urbanitatem zu nennen pflegte. Sie lernet ſich am allerbeſten im Umgange mit aufgeweckten Köpfen, die ſo vertraulich mit einander ſind, daß ſie alle ihre Einfälle herausſagen, und ſonderlich in geſchwinden Antworten ihrem Widerparte eines zu verſetzen wiſſen. Z. E. ſoll mir der Herr Kanzl. von Mosheim in ſeiner Rede wider die Religionsſpötter dienen; wiewohl auch in Gundlings Lobrede eine Menge ſolcher geſalzenen Einfälle vorkömmt. Dort heißt es auf der 608 S. im II Theile:

> Es fehlt einmal denen, die den Höchſten verehren, an Kraft und Nachſinnen nicht, ihre Widerſacher mit eben ſo vielem Glücke lächerlich zu machen. Die Sache iſt leicht! Die Einbildung wird bald rege, wenn ein wenig fremde Hitze den Körper einnimmt. Der kleinſte Verſtand iſt oft an thörichten Erfindungen der reichſte. Man erſinnet Fabeln von den Bienen, um die Geheimniſſe des Glaubens als Thorheiten vorzuſtellen. Aber wie viel Mühe würde es denn koſten, Fabeln von Eſeln und Tygerthieren zu machen, die Feinde der Religion abzumalen? Sind wir denn ſo ſinnreich nicht, daß wir etliche Stunden dazu anwenden könnten, Gedichte mit Gedichten abzuweiſen? Man erfindet Reiſen in unbekannte Südländer, um den Glauben der Knechte Chriſti in dem Bilde erdichteter Völker verdächtig zu machen. Allein wie ſchwer wäre es denn, Reiſen in die Nordländer zu erdichten, um durch den Abriß einiger wilden Menſchenfreſſer die Ungläubigen zu beſchämen? Würde es denn ſo viel Geiſt erfodern, eine Geſellſchaft von Ungläubigen, als eine Verſamm-

lung

lung von Rasenden, abzubilden; oder in einem abgelegenen Winkel des Erdbodens ein Land zu setzen, worinn Leute wohneten, die den Unglauben mit ihrem Leben und durch Gesetze verdammeten? ꝛc.

Man muß das übrige selbst nachschlagen.

XX. §.

Nunmehr sollte ich noch eine eben so weitläuftige Anleitung geben, wie die Affecten gedämpfet werden können und müssen, wenn sie den Absichten des Redners zuwiderlaufen. Daß dieses nöthig und nützlich sey, wird niemand läugnen, der da weis: daß oft die Leidenschaften den Verstand der Zuhörer hindern, den Gründen eines Redners bey sich Platz zu geben. Allein eine so ausführliche Abhandlung davon würde mich zu weit führen. Ich will also kürzlich folgende Hauptregeln geben: I. Da ein jeder Affect einen Gegner hat, der ihm zuwider ist, so darf man nur seinen Gegentheil rege machen, den ersten zu dämpfen. Dergestalt kann die Liebe durch den Haß, die Traurigkeit durch die Freude, der Zorn durch die Ehrliebe, die Reue durch die Zufriedenheit mit sich selbst; und umgekehrt, diese letztern können durch die erstern gedämpfet werden. II. Stelle man sich jeden Affect in Form eines Vernunftschlusses vor, und suche alsdann entweder einen, oder gar beyde Förderſätze derselben zu widerlegen. Z. E. Wer sich freuet, der schließt so: Wer dieses oder jenes Dinges theilhaftig worden ist, der hat ein großes Gut erlanget, und hat also Ursache, sich zu freuen. Nun ist mir dergleichen Sache zu theil worden: folglich habe ich ein großes Gut erlanget ꝛc. Hier muß man also bemühet seyn, demselben entweder zu zeigen, daß dergleichen Sache entweder gar kein Gut, oder doch kein so großes Gut sey, als er wohl denket; oder daß selbige, wenn sie ja gut wäre, doch ihm noch nicht zu Theil geworden; oder daß sie doch noch sehr ungewiß sey. Und so mit den übrigen. Damit es auch hier nicht an einem Exempel fehle; so will ich folgendes aus Demosthens I philipp. R. anführen. Gleich im Eingange will er bey den Athenienſern die Furcht dämpfen.

Zuförderſt nun, ſo verzaget nur nicht, ihr Athenienſer, über den gegenwärtigen Zuſtand eurer Republik; ob er gleich in der That ſehr gefährlich zu ſeyn ſcheint: denn das allerſchlimmſte aus den vergangenen Zeiten, wird noch ins künftige das allerbeſte werden. Was verſtehe ich aber dadurch? Dieſes, daß alle eure Widerwärtigkeiten bloß von eurer Trägheit und Nachläßigkeit den Urſprung haben! Dieſes muß euch muthig machen, ſo betrübt es auch an ſich ſelbſt iſt. Denn wäret ihr ohne eure Schuld in dieſe Noth gerathen: ſo würde auch nicht einmal die geringſte Hoffnung mehr übrig ſeyn, daß es ſich wieder beſſern würde.

Ferner, ſo erwäget nur alles, was ihr zum Theile von andern höret, zum Theils aber ſelber wiſſet; und erinnert euch, wie ihr euch vor nicht gar langer Zeit, als die Macht der Lacedämonier ſo groß war, ſo klüglich und tapfer erwieſen, als es rechtſchaffenen Athenienſern zuſtund; indem ihr zu Vertheidigung eurer Rechte recht männlich wider dieſelben gefochten habet. Aber warum erwähne ich dieſes? Darum, ihr Athenienſer, damit ihr es beſſer wiſſen und begreifen möget: daß ihr euch vor nichts zu fürchten habet, wenn ihr auf eurer Hut ſtehet; und daß euch nichts nach Wunſche gelingen werde, wenn ihr eure Pflicht aus den Augen ſetzet. Ihr ſehet dieſes aus Exempeln. Denn daß ihr damals die ſpartaniſche Macht überwunden habet, das hat eure Wachſamkeit gethan: daß wir uns aber itzo vor dem Uebermuthe eines andern Nachbars fürchten müſſen, das kömmt bloß daher, daß wir unſre Schuldigkeit nicht beobachtet haben ꝛc.

Steht jemand unter euch, ihr Athenienſer! in den Gedanken, daß Philippus, in Betrachtung ſo vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und ſo vieler Städte, die unſre Republik verlohren hat, ſehr ſchwer zu bezwingen ſeyn werde; ſo muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken, daß wir Athenienſer vormals Pydna, Potidäa, Methon, und die ganze umliegende Gegend beſeſſen haben; daß viele Völker, die es itzo mit ihm halten, damals ihre eigene Herren, und freye Leute geweſen ſind; und dennoch eure Freundſchaft den Bündniſſen Philipps weit vorgezogen haben. Hätte alſo Philippus damals, als er noch keine Bundsgenoſſen hatte, ſichs in den Sinn kommen laſſen, Athen zu bekriegen, welches doch ſehr ſchwer war, ꝛc.

XXI. §.

XXI. §.

Was nun endlich den Beſchluß der Rede ſelbſt anlanget, ſo muß derſelbe gleichfalls nicht matt oder ſchläfrig werden; ſondern ſo beſchaffen ſeyn, daß er einen guten Nachdruck habe, und, wo möglich, einen Stachel in den Gemüthern der Zuhörer zurück laſſe. Dieſes wird geſchehen, wenn ſich der Redner bemühet, die Zuhörer durch eine frohlockende Rede nochmals ganz triumphirend in Bewegung zu ſetzen; und ihnen die bis dahin erwieſene Wahrheit abermal einzuprägen. Denn wie dieſe Freudigkeit von ſeinem guten Gewiſſen ein Zeugniß ableget: ſo gewinnet er dadurch von neuem ein gutes Vertrauen bey dem Zuhörer. Zuweilen endiget ein geſchickter Meiſter ſeine Rede mit einer theuren Verſicherung, von ſeiner Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Er bittet um Vergebung, daß er ſo frey von dergleichen unangenehmen Dingen geredet: er habe es aber nicht unterlaſſen können, wenn er nicht wider ſein Gewiſſen hätte handeln wollen. Ihr eigener Vortheil hätte ihm dieſe harte Rede abgedrungen. In gewiſſen Fällen aber ſuchet er ſich auch wohl nochmals durch einige ſinnreiche Lobeserhebungen bey den Zuhörern beliebt zu machen. Eine verdeckte Schmäucheley, und ſcharfſinnige Art in dem Ausdrucke derſelben, thut eine gute Wirkung im Beſchluſſe. Endlich kann man auch zuweilen mit einem nachdenklichen Lehrſatze, den man ein **Epiphonema** zu nennen pflegt, wenn er am Ende zu ſtehen kömmt, den Beſchluß machen. Zu Exempeln können die obigen Reden **Demoſthens** und **Cicerons** dienen. Seine Rede für den **Archias** beſchließt dieſer ſo:

> Ich habe von dieſer Sache, ihr Richter, nach meiner Gewohnheit, kurz und ſchlechtweg geredet; und hoffe, daß ich damit bey allen werde Beyfall gefunden haben. Was ich aber, auf eine vor Gerichte ungewöhnliche Weiſe, von dem großen Witze dieſes Mannes, und überhaupt von der Dichtkunſt erwähnet habe: davon habe ich das Vertrauen, es werde mir gleichfalls von euch, ihr Richter, zum Beſten gedeutet werden; ſo wie ich deſſen von demjenigen,

nigen, der das Gericht hält, ohnedieß ſchon völlig verſichert lebe.

Seine Rede für den Ligarius ſchließt derſelbe ſo;

Nichts iſt den Menſchen ſo angenehm, als die Gütigkeit. Keine von deinen Tugenden, o Cäſar! wird mehr bewundert und geliebet, als die Barmherzigkeit. Denn die Menſchen werden den Göttern durch nichts ſo ähnlich, als durch die Beförderung ihres Heils. Dein itziger hoher Stand hat nichts größers an ſich, als daß du viele erhalten kannſt; dein Naturell aber nichts vortrefflicheres, als daß du ſolches thun willſt. Vielleicht hätte die Wichtigkeit der Sache wohl eine längere Rede erfodert: doch wegen deiner gütigen Gemüthsart hätte ſie noch viel kürzer ſeyn ſollen. Weil ich es alſo für weit zuträglicher halte, daß du dich mit dir ſelbſt beſprichſt, als daß ich, oder ein andrer mit dir rede; ſo will ich hier ſchließen, und nur dieſes noch hinzuſetzen: Daß du, durch die Begnadigung jenes Abweſenden, zugleich alle, die hier zugegen ſind, begnadigen werdeſt.

Demoſthenes aber hat ſeine Iſte phil. Rede ſo geſchloſſen:

Mein lebenlang habe ich mich nicht befliſſen, euch durch meine Reden gefällig zu ſeyn; es wäre denn, wenn ſolches mit eurer Wohlfahrt verbunden geweſen. Daher habe ich euch auch anitzo alle meine Gedanken frey heraus geſaget, und euch nicht das geringſte verſchwiegen. Was wollte ich nun lieber, als daß gute Anſchläge einem treuen Rathgeber ſo vortheilhaft wären, als nützlich es euch iſt, dieſelben anzuhören! Ich würde noch einmal ſo freudig geredet haben, wenn ich davon wäre verſichert geweſen. Itzo wußte ich zwar nicht, was ſelbiges nach ſich ziehen würde: doch habe ich es gewaget, euch alles zu eröffnen; bloß weil ich wußte, daß es euch zuträglich ſeyn könnte. Gott gebe nur! daß die vortheilhafteſten Vorſchläge die Oberhand behalten mögen.

Das X. Hauptstück.

Von der Anordnung und Einrichtung einer Rede.

I. §.

Bisher haben wir alles Zubehör stückweise betrachtet, dessen ein Redner zu seiner Kunst benöthiget ist. Nun ist es Zeit, daß wir auch die Regeln der Zusammenfügung vortragen, darnach alle diese verschiedene Theile verbunden werden müssen. Steine, Holz und Kalk machen noch kein Gebäud aus, wenn sie gleich an sich selbst noch so gut und auserlesen sind. Sie müssen auf eine gewisse Art aneinander gefüget, und verbunden werden, wenn ein gutes Haus daraus werden soll. Wie aber die Regeln der Baukunst sehr unterschieden sind, darnach man in verschiedenen Ländern gebauet hat: so ist es auch mit den Regeln von der Anordnung und Einrichtung einer Rede beschaffen. So viel Köpfe es unter den Lehrern der Beredsamkeit gegeben hat, so viel eigene Lehrsätze von der Disposition haben sie auch ersonnen. Daher sind viele auf die Gedanken gekommen, es wäre nicht nöthig, sich viel um die Ordnung und Abtheilung einer Rede zu bekümmern. Man müßte es der Willkühr eines jeden Redners überlassen, wie er seine Abhandlung einrichten wolle; und wäre nicht befugt, jemanden zur Rede zu setzen: warum er seine Materie so und nicht anders ausgeführet habe? Andre hergegen haben gar zu eigensinnige Regeln davon vorgeschrieben, und alles das verworfen, was nicht nach ihrem Leisten eingerichtet gewesen.

II. §.

Allein man muß auch hier das Mittel halten. Alle Arten der Anordnung in einer Rede für gleich gut zu halten, das würde eben so viel seyn; als wenn man alle Arten zu

bauen für gleich schön, oder gleich dauerhaft ausgeben wollte. Wer ein Gebäud von alter gothischer Arbeit sieht; und ein neues nach der italienischen Baukunst dargegen hält, der wird leicht den Vorzug des letztern gewahr werden. Fiele nun die gute und üble Einrichtung einer Rede eben so wohl in die Sinne, als die Symmetrie und Eurythmie, eines Gebäudes: so würde man auch hier ohne Mühe begreifen, daß es nicht gleichviel sey, wie man die Theile einer Rede angeordnet hat. Aus den besten Baumaterialien kann ein ungeschickter Baumeister ein sehr unbequemes, unansehnliches, und hinfälliges Haus bauen. Und aus den schönsten Materien und Gedanken kann ein verwirrter Kopf ein unordentliches Mischmasch und wunderliches Geschwätz machen. Man sieht es aber wenigstens aus den Wirkungen wohl, welche Rede besser eingerichtet worden. Die eine ist zwar anmuthig zu hören, aber man kann sie nicht recht verstehen, vielweniger behalten; weil alles sehr unordentlich durch einander geworfen ist. Die andre erwecket zwar eine Meynung von der Gelehrsamkeit des Redners, aber sie hat keinen bessern Zusammenhang, als Spreu und Stoppeln: und die dritte, die doch voll schöner Einfälle ist, scheint das hinterste zuförderst zu haben. Eine andre aber erleuchtet und überzeuget den Verstand, ergetzet das Gemüth und lenket den Willen sammt den Gemüthsbewegungen. Wo nun dieses geschieht, da ist gewiß die Einrichtung der Rede am besten beschaffen gewesen.

III. §.

Dieses letztere führet uns auf die rechte Quelle aller Regeln von guter Einrichtung einer Rede. Die Erfahrung hat es nämlich zuerst, in den verschiedenen Wirkungen vieler Reden gewiesen, welche gut, und welche schlecht eingerichtet gewesen. Dasjenige Kunstwerk ist unstreitig am besten eingerichtet, welches am geschicktesten ist den Zweck seines Urhebers zu befördern. Nun ist unstreitig die Ueberredung seiner Zuhörer, der letzte Zweck eines guten Redners. Wer diesen am besten erreichet, der hat ohne Zweifel seine Re-

Rede am beſten eingerichtet, und ihre Theile aufs richtigſte angeordnet. Und ob dieſes gleich in verſchiedenen Materien allezeit etwas anders geſchehen muß: ſo bleiben doch allemal gewiſſe Hauptregeln übrig, die überall beobachtet; und nur nach Veranlaſſung der Umſtände, ein wenig verändert werden müſſen. Da nun in Griechenland Demoſthenes, und andere große Meiſter in der Beredſamkeit die glücklichſten Proben gegeben hatten, wie weit man es in Ueberredung und Bewegung ſeiner Zuhörer bringen könnte: ſo hat Ariſtoteles, der dieſelben mit kritiſchen Augen einſah, uns die ſchönſten Regeln davon geben können. Ja da Cicero ſelbſt, aus ſeiner eignen Erfahrung, gar wohl wußte; wie man die Einrichtung aller Theile zu machen hätte, wenn man ſeinen Zweck erreichen wollte: ſo hat man Urſache, auch zu ſeinen Regeln davon, das größte Vertrauen zu haben.

IV. §.

Doch wir wollen uns anſtellen, als ob wir ihre Schriften nicht hätten, und ſelbſt durch eigenes Nachdenken die Regeln der guten Anordnung einer Rede erfinden wollten. Wir wollen die Zuhörer von der Wahrheit eines gewiſſen Satzes überreden: wird das aber wohl angehen, wenn er denſelben noch nicht verſteht? Das erſte derowegen, was ein Redner zu thun hat, das muß nothwendig die Erklärung ſeyn, die er von ſeinem Hauptſatze giebt. Es würde ganz umſonſt ſeyn, den Beweis anzufangen, wenn man noch nicht wüßte, was bewieſen werden ſollte; oder wenn man es nur halb und halb eingeſehen hätte. Die Erklärung eines Satzes erleichtert insgemein den Beweis: dieſer hergegen fällt oft ſehr ſchwer, ja unmöglich, wenn der Satz noch nicht recht verſtanden worden. Die Erläuterungen gleich im Anfange zu ſetzen, das würde ebenfalls ungereimt ſeyn. Niemand ſetzet hungrigen Gäſten zuerſt Zuckerwerk und Confect vor. Man machet ſie erſtlich ſatt; hernach ſuchet man ſie zu vergnügen. So muß es ein vernünftiger Redner auch machen. Auch die Beantwortung der Einwürfe würde ganz übel angebracht ſeyn, wenn man ſie vor der Behauptung eines wohlverſtandenen

Satzes

Satzes ſetzen wollte. Man verſteht auch die gegenſeitigen Gründe gar nicht, wenn man den Hauptſatz nicht verſteht. Endlich kann man am allerwenigſten die Erregung der Affecten gleich im Anfange der Rede brauchen. Der Eingang könnte zur Noth bisweilen beweglich eingerichtet werden, den Zuhörer aufmerkſam zu machen: allein den Hauptſatz gleich mit einem Affecte abzulöſen; das würde ſo viel heißen, als vor erhaltenem Siege ein Triumphlied ſingen.

V. §.

Es bleibt alſo dabey, daß die Erklärungen des Hauptſatzes den erſten Platz in dem Entwurfe einer Rede einnehmen müſſen *. Doch iſt es deswegen die Meynung nicht, als ob alle Erklärungen, die zum völligen Verſtande deſſelben dienen, gleich auf einmal ausgeſchüttet werden müßten. Nein, dieſes würde gar zu mathematiſch herauskommen: als wo man oft, nach dem Exempel des Euklides, alle Definitionen gleich anfangs auf einen Haufen wirft. Ein Redner iſt weit behutſamer. Er ſcheuet ſich, den Verſtand ſeines Zuhörers zu überhäufen. Er vertheilet deswegen ſeine Erzählung, wie Cicero in ſeiner Rede für den Ligarius es machet; er zerſtreuet auch ſeine Erklärungen, wie Fleſchier in ſeiner Lobrede auf den Turenne gethan hat. Und nichts iſt nöthiger, als dieſes letztere. Oft hält ein Beweisgrund etwas in ſich, das ziemlich dunkel iſt, wofern es nicht erkläret wird. Der Beweis aber kann ja keine Ueberzeugung wirken, wofern er nicht wohl verſtanden wird. Das oben aus dem Fleſchier angeführte Exempel erläutert die ganze Sache. Er wollte beweiſen: der Heer von Turenne ſey klug geweſen; und das daher, weil er die

* Cic. de Inv. L. I. c. 17. Primus ergo accuſationis locus eſt, ejus nominis, cujus de vi quæritur, brevis & aperta, & ex hominum opinione *definitio* — — — et cap. 38. Jam ſi res plures erunt definiendæ: ut ſi quæratur, fur ſit, an ſacrilegus, qui vaſa ex privato ſacra ſurripuerit? erit utendum pluribus definitionibus — — — Deinde ſequitur adverſariorum definitionis, reprehenſio.

die gröbſte Gattung von Leuten der Ehrbegierde fähig gemachet hatte. Hier mußte er nun ein Kriegsheer beſchreiben, damit man daraus abnehmen könnte, was für eine Klugheit nöthig wäre, ein ſo wüſtes Volk zu ſeinen Abſichten zu brauchen. Nach den Worten, die auf der 131 S. ſchon angeführet worden, heißt es:

> Es iſt eine Menge mehrentheils geringer, und um Geld gedungener Seelen, welche, ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern ſuchen. Es iſt eine verwirrte Verſammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorſame bringen muß. Verzagte ſind es, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurücke halten; Ungeduldige, die man zur Beſtändigkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehöret nicht dazu, ſo viel verſchiedene Abſichten und Begierden zu leiten, und zum einzigen Nutzen des gemeinen Weſens, unter einen Hut zu bringen? Wie kann man ſich furchtbar machen, ohne ſich in Gefahr zu ſetzen, gehaſſet, ja oft gar verlaſſen zu werden? Wie kann man ſich beliebt machen, ohne ein wenig Anſehen zu verlieren, und von der ordentlichen Schärfe etwas nachzulaſſen?

VI. §.

Wenn man die Erklärung des Hauptſatzes, ſo viel als nöthig iſt, gemachet hat: ſo ſieht wohl ein jeder, daß nichts anders, als der Beweis folgen kann. Dieſer iſt das Hauptwerk in der ganzen Rede, und folglich kann er nicht länger verſchoben werden. Wollte man an ſeiner Stelle lauter Erläuterungen vorherſchicken: ſo würde dieſes zwar die Phantaſie des Zuhörers beluſtigen, und die Zeit wegnehmen, aber keine Ueberredung zuwege bringen. Wollte man die Affecten erregen: ſo würde man zwar ein Feuer anzünden; welches aber bald verlöſchen würde, weil es keine rechte dauerhafte Nahrung hätte. So bald die Hitze der Gemüthsbewegung ein wenig nachließe, würde der Zuhörer ſelbſt nicht wiſſen, ob er Urſache genug gehabt hätte, in Zorn oder Mitleiden, in Haß oder Liebe, in Freude oder Traurigkeit, in Furcht oder Hoffnung zu gerathen. Mit den Widerle-

gungen

gungen iſt es nicht anders, wie ſchon oben gedacht worden. Sie kommen viel zu frühe, wenn man ſie vor den Beweis des Hauptſatzes ſetzet, denn ſie fließen mehrentheils daraus her. Ja der Zuhörer kann oft nicht einmal urtheilen, ob der Gegenſatz durch ſeine Scheingründe nicht eben ſo gut, oder vielleicht noch wahrſcheinlicher, erwieſen wird, als der Hauptſatz zu behaupten ſteht. Aus dem allen fließt nun ſo viel: daß der Beweis gleich nach der Erklärung ſeinen Platz haben müſſe. Die Exempel der Alten und die Regeln derſelben beſtärken uns hierinn. Ja Ariſtoteles hat den Beweis für ſo nothwendig gehalten, daß er die ganze Rede nur in vier Theile, nämlich den Eingang, den Hauptſatz, den Beweis und den Beſchluß, eingetheilet hat. Siehe das 13 Cap. des III. B.

VII. §.

Wenn ſichs nun fraget, wie denn die Beweiſe an ſich ſelbſt anzuordnen ſind: ſo muß man hier zween Fälle unterſcheiden. Entweder man hat nur einen Beweis, oder man hat mehrere Gründe, die den Hauptſatz darthun. Iſt das erſte, ſo muß man die Theile deſſelben wohl zu unterſcheiden und zu ordnen wiſſen. Wir haben ſchon oben, aus dem Cicero erwieſen, daß ein jeder Beweis als eine ordentliche Schlußrede vorgeſtellet werden kann, und alſo nach logiſcher Schärfe eingerichtet ſeyn ſoll. Ariſtoteles will im 17 Cap. des III B. ſeiner Rhetorik eben das haben. Der Beweis muß demonſtrativ, das iſt, auf die Kraft der Vernunftſchlüſſe gegründet ſeyn, ſaget er daſelbſt *. Nun hat aber ein Vernunftſchluß zween Forderſätze und den Schlußſatz; deren jene wider einen Beweis brauchen, wenn dieſer ganz ungezweifelt erwieſen werden ſoll. Daher zählet Cicero eigentlich fünf Theile des Beweiſes, und giebt folgendes Exempel davon. Siehe das 34 Cap. des I. B. von der Erf.

Der

* Τας δε πιστεις δει αποδεικτικας ειναι.

Der Satz. Die Welt wird von einem weisen Wesen regieret.

I. Obersatz. Was mit Ueberlegung geschieht, daß wird viel besser ausgeführet, als was ohne dieselbe geschieht.

II. Beweis. Ein Haus, welches mit Vernunft regieret wird, ist mit allem besser versehen, als ein anderes, welches blindlings und ohne Verstand verwaltet wird. Ein Heer, dem ein weiser und verschmitzter Feldherr vorgesetzet ist, wird durchgehends besser geführet, als ein anderes, welches durch die Thorheit und Verwägenheit geleitet wird. Eben so ist es mit einem Schiffe beschaffen: denn welches den erfahrensten Steuermann hat, das wird gewiß seinen Lauf am besten vollführen.

III. Untersatz. Nun wird aber unter allen Dingen nichts besser und ordentlicher verwaltet, als dieses ganze Weltgebäude.

IV. Beweis. Denn der Aufgang und Untergang der himmlischen Zeichen beobachtet seine bestimmte Ordnung; die Abwechselung der Jahreszeiten geschieht nicht nur allezeit, und gewissermaßen nothwendig auf einerley Weise; sondern sie ist auch zur Bequemlichkeit aller Dinge recht wohl eingerichtet. Ja auch der Wechsel von Tag und Nacht, der in keinem Stücke jemals verändert worden, hat niemals etwas geschadet.

V. Schlußsatz. Wenn nun dergestalt allemal dasjenige am besten von statten geht, was mit Vernunft verwaltet wird; gleichwohl aber nichts ordentlicher eingerichtet ist, als dieses Weltgebäud: so muß wohl dasselbe durch Weisheit und Vernunft regieret werden.

VIII. §.

Diese Art der Abtheilung nun gefällt dem Cicero noch besser, als die Art derjenigen, die einen Beweis nur in drey Theile zergliedern: und ich halte es gleichfalls mit ihm, ungeachtet Quintilian diese letztere vorgezogen hat *. Denn dergestalt bekömmt ein Anfänger, dem man Regeln der Beredsamkeit

* Quia vero interim & propositio (major) non egeat ratione, & assumtio (minor) probatione; nonnumquam etiam complexione opus non sit (conclusione) & quadripartitam & tripartitam, & bipartitam quoque fieri posse ratiocinationem, planum est. Quint. L. V. c. 14.

samkeit vorgeschrieben, einen weit bessern Begriff von der Gründlichkeit im Beweisen, und der geschickten Ausführung eines Satzes; als wenn man ihm schlechthin saget: daß der oratorische Beweis, so wie der logische, nur drey Sätze habe. Dieses würde zu dem Uebelstande Anlaß geben, daß der Beweis eines Redners gar zu sehr nach der Schule schmecken, und zärtlichen Zuhörern einen Ekel erwecken würde. Hergegen wenn man die Beweise der Förderſätze auch noch als Theile des Hauptbeweises zählet: so vergißt man es so leicht nicht, daß man seinem Zuhörer nichts unerwiesenes vorsagen, und seinen Satz auf keine ungewisse Gründe bauen müsse. Ja bey den Beweisen können auch zuweilen kleine Erklärungen und Erläuterungen mit einfließen, die dem Zuhörer ein besseres Licht in der Sache geben. Selbst das obige Exempel zeiget, daß Cicero den Obersatz mehr durch Exempel oder Gleichnisse, als durch subtile Schlüsse, erwiesen. Dieses ist auch einem Redner nicht zu verargen; als der oft durch die Inductionmehr, als durch die tiefſinnigſten Gründe bey seinen Zuhörern ausrichten kann *.

IX. §.

Hat man aber mehr als einen Grund zum Beweise seines Hauptsatzes im Vorrathe: so thut man wohl, wenn man sie so ordnet, wie sie die beste Wirkung in den Zuhörern thun könnnen. Da sind nun einige der Meynung, man solle die besten zuerst, und die schwächsten Gründe zuletzt setzen. Andere wollen, man solle die schlechtesten Beweise in die Mitte nehmen, vorne und hinten aber die stärkesten brauchen. Endlich rathen einige, die schwächesten voran zu schicken, die stärkesten aber ans Ende zu sparen. Diese letzte Meynung scheint

* Locuples & speciosa vult esse eloquentia: quorum nihil consequetur, si conclusionibus certis & crebris & in unam prope formam cadentibus & contemtum ex humilitate — — — tulerit. Feratur igitur, non semitis sed campis; non uti fontes angustis fistulis colliguntur; sed ut latissimi amnes totis vallibus fluat, & sibi viam, si quando non aceeperit, faciat, l. c.

scheint mir den beyden ersten vorzuziehen zu seyn. Die erste hat diese Unbequemlichkeit, daß der Zuhörer zwar durch den ersten Beweis gerühret: durch die andern aber immer weniger bewogen wird, den Hauptsatz für wahr zu halten. Da nun die letztern Gründe mehr im Gedächtnisse bleiben, als die ersten; so geräth man endlich auf den Argwohn: die Beweise des Redners wären durchgehends nicht sonderlich gewesen; und folglich hätte er seinen Satz schlecht ausgeführet. Die andere Meynung ließe sich zwar eher behaupten, als die itztgedachte. Doch wenn auch hier der letzte Grund merklich schlechter wäre, als der erste: so würde es mit dem vorigen auf eins hinaus laufen. Es ist also nichts übrig, als daß man die schwächsten Beweise zuerst und die stärksten zuletzt setze. Denn wenn gleich der Zuhörer durch den erstern, der gleich nach der Erklärung folget, noch nicht eben gar zu sehr gerühret, oder überzeuget wird: so folget doch gleich ein besserer Grund, der ihm nach einiger Vorbereitung, die Sache schon etwas wahrscheinlich machen kann. Folget nun der dritte, oder wohl gar der vierte Beweis hierauf, der nach aller Schärfe schließt: so wird man den Beyfall des Zuhörers vollkommen gewinnen.

X. §.

Wie nun zu rechter Beurtheilung der Beweisgründe, nach ihrer Stärke und Schwäche, nicht wenig Verstand und Einsicht gehöret: also sieht wohl ein jeder, daß es einem Redner sehr dienlich und nöthig sey, die Vernunftlehre wohl zu wissen. Ohne diese wird er ein schlechter Held in der Beredsamkeit werden: ja in Auflösung der Einwürfe nicht fortkommen können, die man wider seinen Hauptsatz machen kann. Denn nach geschehenem Beweise ist nichts zu völliger Ueberführung der Zuhörer nöthiger, als eben diese. Vielmal weis man an den Beweisen, die jemand vorbringet, nichts auszusetzen, als daß man noch andre entgegen stehende Gründe zu haben vermeynet, die einem auch gut zu seyn scheinen. Ehe und bevor also diese gehoben werden, ist der Beweis nicht

vollkommen kräftig. Doch darf man nicht denken, daß deßwegen alle Einwürfe, bis ans Ende des ganzen Beweises, versparet werden müssen. Es ist weit besser, wenn jede Einwendung gleich an dem Orte beantwortet wird, wo sie dem Zuhörer am ersten einfallen kann. So räumet man sie denn allmählich beyseit, und gewinnet nach und nach den ganzen Beyfall des Zuhörers. So haben es die Alten gemachet, wie ihre Regeln und Exempel zeigen. So ist es auch der Natur des Verstandes am gemäßesten. Die angenehme Abwechselung, die sonst eine Rede so zieret, ist auch dadurch um so viel leichter zu erhalten.

XI. §.

Ich sage von den Einwürfen weiter nichts, weil das übrige schon oben beygebracht worden. Nun kann man leicht denken, das, nach geschehenem Beweise, in der Rede nichts mehr übrig sey, als die Erregung der Affecten: und diese muß allerdings den letzten Platz einnehmen. Dieses geschieht sonderlich alsdann, wenn man nicht mehr, als eine einzige Gemüthsbewegung erwecken will. Hier ist es nirgends bequemer, dieselbe anzubringen, als gegen das Ende der Rede: wo der Zuhörer völlig bereitet ist, dem Redner zu folgen; und wo ihn seine eigene Vernunft schon bewegen kann, sich den Regungen seines Herzens zu überlassen. Hier machet auch der Affect den tiefsten Eindruck in das Herz, und läßt rechte Stacheln nach sich, die auch nach geendigter Rede ihre Wirkungen haben. Wäre aber mehr als eine Gemüthsbewegung nöthig; oder hätte man verschiedene Vorstellungen im Vorrathe, eine gewisse Leidenschaft auf allerley Art rege zu machen: so wäre es auch rathsam, in dem ganzen Beweise hier und da die Gemüthsbewegungen zu erwecken. So hat es Demosthenes in seiner ersten philippischen Rede, und sonderlich Cicero in seiner Rede für den Ligarius gemachet. Denn hier hat er den Affect des Mitleidens und des Hasses, gegen den Beklagten und gegen den Kläger, dergestalt unter die Beweise gemenget: daß dadurch die ganze Rede beweglich oder affectuös geworden. Wären aber die Affecten, so sich

in

in einer Rede anbringen ließen, von einerley Art, z. E. alle angenehm, oder alle verdrüßlich: so müßte man sie so ordnen, daß zuerst die gelindesten, hernach aber die heftigsten erreget würden; weil jene zu diesen vorbereiten, und also stuffenweise immer ein gröſseres Feuer erwecket wird.

XII. §.

Nun ist nichts übrig, als den Erläuterungen noch ihre Stelle in dem Gebäude der ganzen Rede anzuweisen: denn man möchte sonst denken, wir wollten sie gar übergehen. Allein aus dem, was oben davon gesaget worden, kann man leicht abnehmen, daß sie nicht an einen gewissen Platz gehören. Sie dienen nur, den Zuhörer zu belustigen, und ihm die schweren Betrachtungen und trockenen Beweise ein wenig zu erleichtern. Folglich ist es am rathsamsten, dieselben in der ganzen Rede zu zerstreuen; und überall, wo es sich in solcher Absicht thun läßt, anzubringen. Man erläutere also zuweilen die Erklärungen selbst noch, durch allerley angenehme Zusätze. Man erläutere die Beweise mit Exempeln Gleichnissen, Zeugnissen ꝛc. Man erläutere auch die Widerlegungen der Einwürfe, damit sie nicht gar zu mager und zänkisch aussehen mögen. Endlich kann man auch wohl in den Gemüthsbewegungen selbst, hin und wieder etwas einstreuen, das die Gemüther auf eine anmuthige Art beschäfftiget: zumal da gewisse Arten der Erläuterungen zur Erregung der Einbildungskraft sehr geschickt sind. Doch nehme man sich bey dem allen in acht, daß man nicht die ganze Rede mit gar zu vielen Erläuterungen überhäufe. Ich muß diese Warnung nochmals wiederholen, weil der Misbrauch dieser Zierrathe eine Zeit her bey uns gar zu sehr eingerissen gewesen. Die Erläuterungen sind einem Zucker, oder anderer Würze, zu vergleichen. Diese pflegt man nun zwar zuweilen über die ganze Speise herzustreuen; aber doch geschieht es mit Maaße: denn sonst würde man den Geschmack der Speise ganz verlieren. Cicero hat selbst in seiner Rede für den Archias, die er doch unter allen seinen Reden mit den meisten Erläuterungen ausgezieret hat, nicht halb so viel solches

Putzwerk gebrauchet, als einige Neuere in halb so kurzen Parentationen angebracht haben.

XIII. §.

Will man nun ein Muster eines Entwurfes sehen, der unsrer bisherigen Lehre nach, von einer vollständigen Rede gemachet werden muß, ehe man sie wirklich ausarbeitet: so will ich es auch daran nicht fehlen lassen. Ich will aber weder aus einem alten, noch neuern Redner das Beyspiel dazu borgen; sondern selbst ein allgemeines Vorbild geben, welches sich zwar in besondern Fällen in etwas verändern läßt; doch aber alle nothwendige Theile einer guten Rede vor Augen stellen wird. Es ist nämlich die Meynung nicht, daß alles, was in diesem Muster steht, unausbleiblich in allen vollständigen Reden angebracht werden müßte; oder als wenn nicht mehr hinzugethan werden könnte, als was hier steht. Nein, ein Redner behält allemal die Freyheit, nach Gutachten etwas hinzuzusetzen, und wegzulassen, wie und wo es die Umstände seines Hauptsatzes und seine Zuhörer erfodern. Das Vorbild selbst sieht so aus:

I. Der Eingang besteht aus einer Vorbereitung, die den Redner beliebt, und den Zuhörer aufmerksam machet, ihn auch allmählich zubereitet, dem Redner desto leichter beyzupflichten.

II. Der Hauptsatz muß kurz und deutlich seyn. Hier pflegt sich der Redner auch durch ein artiges Compliment bey den Zuhörern einzuschmäucheln.

III. Die Erklärung ist entweder historisch, oder dogmatisch, nachdem es der Hauptsatz erfodert. Man erkläret aber entweder

1. Das Subject des Hauptsatzes, oder
2. Das Prädicat desselben; oder auch beydes zugleich, wenn es nöthig ist. Auch werden zuweilen
3. Einige Erläuterungen mit eingestreuet.

IV. Der Beweis folget nunmehr mit seinen abgesonderten Gründen, so daß der schwächste vorne steht.

1. Der erste Beweisgrund. Hier kömmt
   a) Der Obersatz des Vernunftschlusses,
   b) Seine Erklärung, Erläuterung und sein Beweis.
   c) Der Untersatz.
   d) Dessen Erklärung, Erläuterung und Beweis, wenn es nöthig ist.

e) Der

c) Der Schlußſatz, mit der Wiederholung der Förderſätze, dabey zuweilen noch einige Anmerkungen, Folgerungen, Einfälle oder Lehrſprüche mit einfließen können.

2. Der zweyte Beweisgrund, wenn man ihn im Vorrathe hat, und für nöthig erachtet. Er muß ſchon etwas ſtärker ſeyn, als der erſte, und wird eben ſo ausgeführet oder erweitert, als der erſte.

3. Der dritte Beweisgrund, wenn er vorhanden und nöthig iſt, muß noch ſtärker ſchließen, als der erſte; u. ſ. w. bis die Beweiſe aus ſind.

V. Die Widerlegung der Einwürfe, die aber auch zwiſchen die Beweiſe eingeſchaltet werden kann. Iſt es indeſſen nicht bequem gefallen, ſo folgen ſie hier beyſammen.

1. Der erſte Einwurf, dabey kömmt anfänglich

a) Sein Vortrag, der ſo wahrſcheinlich und vortheilhaft für den Gegner gemachet werden muß, als es nur möglich iſt.

b) Die Beantwortung, die man nach logiſcher Art einzurichten hat; doch ohne es ausdrücklich zu ſagen, daß man den Oberſatz, oder den Unterſatz läugnet.

c) Eine Erläuterung kann auch hier gar füglich angebracht werden, wenn ſie dem Redner einfällt. Doch iſt ſie ſo gar nothwendig nicht.

2. Der zweyte Einwurf wird eben ſo, als der vorige vorgetragen und beantwortet, u. ſ. w.

VI. Die Gemüthsbewegungen können zwar auch bey dem Schlußſatze jedes Beweisgrundes angehänget werden: indeſſen pflegen ſie doch hauptſächlich ans Ende verſchoben zu werden. Man erreget aber entweder

verdrüßliche Affecten	oder	angenehme,
als Reue,		als Zufriedenheit,
Scham,		Ehrliebe,
Furcht,		Hoffnung,
Traurigkeit,		Freude,
Neid,		Gunſt,
Haß,		Liebe,
Zorn		Mitleiden,
Schrecken,		Verlangen,
Verzweiflung u. dgl.		Zuverſicht u. dergl.

oder von beyderley Art, doch ſo, daß die verdrüßlichen nicht mit den angenehmen vermiſchet werden. Man muß auch nicht denken, daß nothwendig in jeder Rede alle Leidenſchaften erreget werden müſſen. Es iſt genug, wenn man etliche, ja wohl gar nur eine einzige erwecket; wenn es nur mit rechtem Nachdrucke geſchieht.

VII. Der Beſchluß wird nach den Regeln gemachet, die oben von ſeinem Inhalte gegeben worden; das iſt ſo, damit das Ende einen guten Eindruck in das Gemüth der Zuhörer mache.

XIV. §.

Dieſes iſt nun ein allgemeiner Entwurf zu einer vollſtändigen Rede, der aber in beſondern Fällen, nachdem die Rede entweder hiſtoriſch oder dogmatiſch iſt, entweder einen theoretiſchen oder praktiſchen Hauptſatz hat, auf allerley Art verändert werden kann und muß. Denn man darf nicht denken, als ob man einen Redner ſo ſclaviſch einſchränken wollte, als Aphthonius es mit ſeiner Chriee gemachet hat. Nein, wir laſſen einem jeden vernünftigen Manne ſeine Freyheit, nach Gutachten zu verfahren: wenn ſeine Materien und die beſondern Umſtände der Zeit und des Ortes es anders erfodern ſollten. Wir werden auch ſelbſt in dem zweyten Theile beſondere Regeln zu den vornehmſten Arten der üblichen Reden vorſchreiben, die in manchem Stücke von dieſem Muſter abweichen werden. So viel iſt indeſſen gewiß, daß die Exempel der Alten, die ich mit genauer Aufmerkſamkeit unterſuchet habe, mich auf dieſe Ordnung der Theile einer Rede geleitet. Da ich ſie nun der Abſicht eines Redners, und demjenigen vollkommen gemäß befand, was die Vernunft und Sittenlehre von der Natur des menſchlichen Verſtandes und Willens lehret: ſo habe ich kein Bedenken getragen, dieſelbe auch andern anzupreiſen.

Das XI. Hauptstück.

Von den Chrieen und ihren verschiedenen Arten.

I. §.

Gleichwohl aber können nicht alle Reden so groß und so vollständig seyn. Die Gewohnheit hat es bey Hofe, und in vielen andern Fällen eingeführet, daß man auch gewisse Ceremonienreden hält: die zwar länger sind, als die täglichen Complimenten, die aber doch noch keine ausführliche Reden heißen können. Diese nun wohl einzurichten, das ist auch die Pflicht dessen, der sie halten muß: und uns liegt es ob, die Regeln dazu vorzuschreiben. Eine Chrie ist aber nichts anders, als eine kleine Rede, die bey allerley Fällen gehalten werden kann, wo eine vollständige zu lang werden würde. Ihren Namen mag sie wohl in Ansehung des Nutzens, erhalten haben, den sie sowohl an sich, als in größern Reden hat. Viele haben ganze Bücher von der Redekunst geschrieben, haben aber nur von Chrien darinn gehandelt. Viele haben die Abhandlung von Chrien gleich im Anfange ihrer rhetorischen Anweisungen gesetzet, und alsdann erst von ausführlichen Reden gehandelt. Allein ich habe mit Bedacht so viel Wesens daraus nicht machen wollen; damit man nicht denken möchte, das Hauptwerk in der politischen Beredsamkeit käme auf die Chrien an. Wer eine gute Chrie machet, der ist darum noch kein Redner. Der beste Redner kann seine Stärke in einer Chrie so wenig zeigen, als ein muntres Pferd seine Behendigkeit und seine Kräfte in einem engen Platze kann sehen lassen: es gehöret eine sehr lange Laufbahne dazu. So ist es auch mit einem Redner beschaffen. Hernach ist es auch eine solche Kleinigkeit, eine Chrie zu verfertigen, daß man nicht Ursache hat, so viel Wesens davon zu machen.

II. §.

Die älteſte Art von Chrieen iſt diejenige, die man nach ihrem Erfinder Aphthonius, die aphthoniſchen nennet. Dieſe beſteht aus acht Theilen, die, nach dem Gutachten dieſes alten Redners, allezeit nothwendig beybehalten werden müſſen. Sie heißen Laus autoris, Paraphraſis, Aetiologia, Comparatum, Exemplum, Contrarium, Teſtimonium, Concluſio. Ein jeder ſieht wohl ein, daß hier viel willkührliches angenommen worden, welches auch anders hätte gemachet werden können. Denn fürs (1) ſetzet das Lob eines gewiſſen Scribenten, welches in dieſer Chrie die Stelle des Einganges vertritt, zum Voraus: daß der Hauptſatz allemal ein Ausſpruch eines berühmten Schriftſtellers, oder ſonſt die That eines großen Mannes ſeyn müſſe. Warum iſt das aber nöthig? Kann denn ein Redner von nichts eigenem eine Rede halten? und muß denn allemal ein anderer etwas geſaget oder gethan haben? Hernach fraget es ſich, (2) warum er nothwendig viererley Arten der Erläuterungen, nämlich das Gleichniß, das Beyſpiel, das Widerſpiel und Zeugniß erfodert? Warum nicht mehrere? denn es giebt ja noch die Einfälle, die Lehrſprüche ꝛc. Warum auch nicht viel weniger, als die viere? Denn es iſt zuweilen ſchwer, ſie alle zu erfinden. Mit einem Worte, man ſieht wohl, daß es mit dieſer Art der Chrieen ein gezwungenes Weſen iſt, welches nur zur Marter junger Leute erfunden worden. Wir wollen indeſſen folgendes Exempel davon geben:

Lob des Verfaſſers. Unter allen römiſchen Dichtern iſt wohl nicht leicht einer an Schönheit dem Ovidius zu vergleichen: daher er auch nach ſeinem Tode einen ſo großen Ruhm erlanget hat, als irgend ein andrer von den alten Poeten. Seine Art, Verſe zu machen, hat ſo was angenehmes und leichtfließendes, und ſeine Schreibart iſt ſo zierlich und ungezwungen, daß er jederzeit mit dem größten Vergnügen iſt geleſen worden; wenigſtens von denen, die einigen Geſchmack von ſchönen Gedichten gehabt haben. Er hat es auch dabey nicht bewenden laſſen, daß er ſelbſt die freyen Künſte gelernet, und lebenslang mit den Muſen umgegangen; ob er

gleich

gleich wegen seiner adelichen Geburt unter den Römern auf eine ansehnlichere Art sein Glück hätte machen können. Nein er hat auch andern die Gelehrsamkeit bestens empfohlen, und angepriesen, wenn er an einem gewissen Orte geschrieben:

Scilicet ingenuas didicisse fideliter Artes,
Emollit Mores, nec sinit esse feros. Das ist,
Der freyen Künste Putz und Inhalt treulich lernen,
Das kann die Lebensart von Barbarey entfernen.

Umschreibung. Ohne Zweifel ist unsers Dichters Meynung diese gewesen: daß die von Natur wilden, und rauhen Gemüther der Menschen, die von den unvernünftigen Thieren nicht viel unterschieden seyn würden, bloß durch die freyen Künste und Wissenschaften zu einer recht menschlichen Lebensart und tugendhaften Aufführung gebracht werden könnten.

Beweis. Und allerdings hat er darinn recht gehabt. Denn wer die Natur der menschlichen Seele etwas genauer in Betrachtung zieht, der wird leicht wahrnehmen: daß die ganze Besserung des Willens auf die Verbesserung des Verstandes ankömmt. Soll also jemanden eine aufrichtige Neigung zum Guten, eine Liebe zur Tugend und Gerechtigkeit eingepflanzet werden: so muß er nothwendig vorher einen witzigen Kopf und aufgeklärten Verstand besitzen; sich auch ein mannigfaltiges Erkenntniß vieler Dinge zuwege gebracht haben.

Das Widerspiel. Im Gegentheile, wenn der Verstand eines Menschen noch in einer viehischen Barbarey stecket; weder sich, noch andre um ihn vorhandene Dinge kennet; ja endlich von dem Urheber aller Dinge selbst keinen rechten Begriff hat: so kann es nicht anders seyn, seine Sitten müssen auch sehr verderbt und unartig seyn; ja sie werden den wilden Einwohnern der Wälder weit ähnlicher, als rechtschaffenen Bürgern einer wohl eingerichteten Republik, erfunden werden.

Gleichniß. Wie die Edelgesteine ganz roh und ungestalt aus den finstern Abgründen der Berge hervorgezogen werden, und fast gar kein Merkmaal ihrer vortrefflichen Natur und ihres großen Werthes an sich blicken lassen; wo ihnen nicht die arbeitsame Hand eines Künstlers, die grobe Hülse abschleift, und ihren verborgenen Glanz ans Licht bringet: so ist es auch mit den rohen Gemüthern der Menschen beschaffen. Es gehöret viel Fleiß, Mühe und Unterricht dazu, ehe sich die Kräfte der Seele hervor thun, und ein Zeugniß von der Würde ihrer unsterblichen Natur ablegen können.

Beyſpiel. Dieſes bezeugen auch die Geſchichte aller Zeiten und Länder. Man lieſt ja, daß faſt alle Völker anfänglich den unvernünftigen Thieren, und wilden Beſtien ähnlich geweſen; ehe ſie durch Künſte und Wiſſenſchaften gleichſam gezähmet, und zu rechten Menſchen gemachet worden. So ſind die älteſten Griechen durch die Muſik, Dichtkunſt und Weltweisheit; die alten Römer aber durch die griechiſchen Künſte und Wiſſenſchaften aus der vormaligen Barbarey gerieſſen worden. Selbſt unſre Vorfahren haben erſt, vermittelſt der römiſchen Colonien, und durch die Gelehrſamkeit, die ſie von denſelben gelernet, ein etwas menſchlichers Anſehen, und die Geſtalt eines wohlgeſitteten Volkes bekommen.

Zeugniß. Horaz ſoll hier mein Zeuge ſeyn. Dieſer lehret ausdrücklich, in ſeinem ſchönen Werke von der Dichtkunſt, daß die alten Völker Griechenlandes hauptſächlich von dem Orpheus und Amphion zu einer beſſern Lebensart angeführet worden. Er ſchreibt ſo:

> Silveſtres homines ſacer, interpresque Deorum,
> Cædibus & victu fœdo deterruit Orpheus;
> Dictus ob hoc lenire tygres, rabidosque leones.
> Dictus & Amphion, Thebanæ Conditor arcis,
> Saxa movere ſono teſtudinis & prece blanda.

Eben das bezeuget dieſer Poet auch von ſeinen Römern, in dem langen Schreiben an den Kaiſer Auguſt, im II Buche:

> Græcia capta ferum victorem cepit, & artes
> Intulit agreſti Latio: ſic horridus ille
> Defluxit numerus ſaturnius; & grave virus
> Munditiæ pepulere.

Beſchluß. Weg alſo mit allen denen! die, als tapfere Verfechter der Unwiſſenheit und Barbarey, Künſte und Wiſſenſchaften verfolgen und drücken. Weg mit den Grillenfängern! die uns in Fabeln und Träumen erzählen: daß der heil. Hieronymus, vom Satan gezüchtiget worden; weil er den Cicero fleißig geleſen. Sie ſind nichts anders, als Spott und Verachtung werth, wenn ſie behaupten wollen: das eine Republik ohne Künſte und Wiſſenſchaften blühen; daß die Tugend ohne ſie ausgeübet, und das menſchliche Leben ohne ſie glücklich ſeyn könne. Wir wollen es allezeit für eine große Wohlthat Gottes anſehen, daß wir vor allen andern Thieren eine vernünf-

nünftige Seele erhalten haben, die weit höhere Kräfte besitzet; und allen Fleiß anwenden, daß wir die erhaltenen Fähigkeiten auch nach Vermögen ausbessern, und durch Künste und Wissenschaften auszieren mögen.

III. §.

Doch war es deswegen noch nicht rathsam, die Chriee ganz und gar aus dem Reiche der Wohlredenheit zu verbannen. Daher geriethen verständige Redner auf eine freyere Art derselben, die viel nutzbarer und doch zugleich leichter war, als die aphthonischen. Sie beobachteten, daß einige Stücke derselben nothwendig, einige aber zufällig und willkührlich waren; und sie hielten es also für rathsam, beyde sorgfältig von einander zu unterscheiden. Die nothwendigen waren Propositio, der Hauptsatz, und Ratio, oder Aetiologia, der Beweis; die zufälligen aber Paraphrasis oder Explicatio, die Erklärung, und Illustratio die Erläuterung. Da stellten sie es nun einem jeden Redner anheim, ob er die nothwendigen Theile der Chrie allein brauchen; oder ob er auch einen, oder beyde zufällige Theile sich zu Nutze machen wollte. Folglich konnte diese Art von Chrieen mit dem besten Rechte Chria libera heißen. Dieses war um desto vernünftiger, je leichter es sich aus den Schriften der alten Redner erweisen ließ, daß sie auch unvermerkt, mitten in ihren Reden, unzählige Chrieen gemachet hatten. Z. E. Cicero in seiner Rede für den Archias schreibt:

> Gesetzt aber, daß man keinen großen Nutzen davon aufzuweisen hätte; gesetzt, daß das Studiren bloß zur Belustigung dienlich wäre: nichts desto weniger würdet ihr doch diese Beschäfftigung des Gemüthes, für etwas edles und wohlanständiges erkennen müssen. Alles übrige nämlich schicket sich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort. Die freyen Künste hingegen nähren die Jugend, und belustigen das Alter. Sie sind eine Zierde im Glücke, und eine tröstliche Zuflucht im Unglücke. Sie ergetzen uns zu Hause, und hindern uns auch in der Fremde nicht. Sie übernachten bey uns, reisen mit uns, und verlassen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun gleich selbst so weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des

Stu-

Studirens ſchmecken und empfinden: ſo müßten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern antrafen.

Dieſes iſt eine Chrie, und beſteht aus dem Hauptſatze: Das Studiren iſt etwas edles; dem Beweiſe: Denn es ſchicket ſich für alle Menſchen, für alle Zeiten und an allen Orten; und dem Beſchluſſe: Daher müſſen wir es hoch ſchätzen. Hier fehlen alſo die zufälligen Theile, nämlich die Erklärung und die Erläuterung, deren im folgenden Exempel eines vorkömmt. Es iſt aus eben der Rede genommen:

> Wir haben es ja von den gröſten und gelehrteſten Leuten gehöret, daß gewiſſe Gattungen der Wiſſenſchaften auf Regeln ankommen, und als Künſte gelernet werden; ein Poet aber von Natur ſein Talent hat, durch die eigene Munterkeit ſeines Gemüthes angeſpornet, und faſt von einem göttlichen Triebe gereget wird. Unſer Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht, heilige Männer: weil es das Anſehen hat, als ob ſie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geſchenk verliehen und empfohlen würden. So laſſet doch derowegen bey euch, ihr Richter! als bey wohlgeſitteten Leuten, dieſen Namen heilig ſeyn; den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Auch hier iſt ein Hauptſatz, nämlich dieſer: Die Poeten ſind ehrwürdige Männer. Der Beweis iſt dieſer: weil ſie ihre Geſchicklichkeit ſchon von Natur haben. Hierzu kömmt eine Erläuterung, die in dem Zeugniſſe des Ennius beſteht, der die Poeten heilige Männer genennet.

IV. §.

Bey dieſen beyden Exempeln kann man ſich zugleich einen Begriff machen, was eine ordentliche und eine umgekehrte Chriee (ordinata & inverſa) eigentlich für ein Ding ſey. Nämlich wo der Hauptſatz voran geſetzet wird, der Beweis und die Erläuterung aber nachfolgen, da iſt es die gemeine und ordentliche Chrie. Und ſo war das erſte Exempel beſchaffen. Wo aber der Hauptſatz nicht im Anfange ſteht, ſondern entweder die Erläuterung oder der Beweis vorher geht, da iſt die Chrie verkehrt. Und ſo war das zweyte Exempel Ciceros beſchaffen; wo der Beweis den

Anfang

Anfang machete. Will man ein Exempel von einer solchen Chrie haben, wo die Erläuterung den ersten Platz einnimmt; so giebt uns eben die Rede für den Archias eines an die Hand. Es heißt:

> Decimus Brutus, jener große Held und Feldherr, hat mit den Gedichten seines Freundes Attius, so gar die Eingänge seiner Capellen und Ehrenmäler ausgeschmücket. Ja Fulvius, der in Begleitung des Ennius mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute, die doch dem Mars gehörete, den Musen zu heiligen. In einer Stadt also, wo auch die gewaffneten Feldherren den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Musen verehret haben; da sollen ja auch die politischen Richter, vor der Ehre der Musen und der Wohlfahrt der Poeten keinen Abscheu haben.

Hier ist der Hauptsatz: Es ist billig, daß die Staatsklugen und bürgerlichen Obrigkeiten einer Stadt die Poeten hoch schätzen. Beweis: Denn die Kriegsobersten haben solches schon gethan. Erläuterung: So habens Decimus Brutus und Fulvius gemachet. Von diesem letztern aber ward der Anfang gemachet.

V. §.

Nunmehr kann ich auch sagen, was die berühmten Chrieen per Antecedens & Consequens, und per Thesin & Hypothesin sind. Das Geheimniß ist aber so groß nicht, als es vielen dünken sollte: denn Cicero hat in den obigen Exempeln von beyden Muster gegeben, ohne es selbst zu wissen. Beyde Arten der Chrieen nämlich, sind umgekehrte Chrieen, wo der Hauptsatz nicht gleich im Anfange zu stehen kömmt. Nimmt man nun den Beweis gleich zum Anfange, so nennet man ihn das Antecedens; und der Hauptsatz heißt das Consequens. Z. E. wie oben, der Namen eines Poeten ist sehr hoch zu schätzen: denn die Geschicklichkeit eines Dichters kömmt auf das Naturell an. Hier kehre ich es um, und sage:

Antecedens. Die Poeten haben ihre Geschicklichkeit von der Natur.

Con-

Conſequens. Darum muß man ſie höher ſchätzen, als andere Gelehrten; die kein beſonderes Naturell nöthig haben. Wenn man aber die Erläuterung gleich im Anfange nimmt, und den Hauptſatz mit ſeinem Beweiſe nachfolgen läßt: ſo bekömmt jene den Namen der Theſis, und dieſer heißt Hypotheſis. Z. E. in dem obigen Exempel heißt der Satz: Die obrigkeitlichen Perſonen ſollten die Dichter hoch ſchätzen. Die Erläuterung heißt: Das hat Decimus Brutus, das hat Fulvius gethan. Umgekehrt heißt es:

Theſis. Decimus Brutus und Fulvius haben die Muſen geliebet.

Hypotheſis. Wie viel mehr werden ſolches die Staatsleute und obrigkeitlichen Perſonen thun müſſen?

VI. §.

So ſieht nun der erſte Grundriß einer Chrie aus, ſo wie ſie von den Meiſtern in dieſer Kunſt zu unſern Zeiten ſehr häufig gemachet worden. Doch muß man nicht denken, daß deswegen die nothwendigen Stücke allein alles ausmachen. Nur in größern Reden pflegt es dabey mehrentheils ſein Bewenden zu haben, wo man die einzelnen Sätze, die von einiger Wichtigkeit ſind, als z. E. die Förderſätze der Schlußreden in den Beweiſen, etwas zu erweitern geſonnen iſt. Auch in Briefen gerathen die Chrieen per Antecedens und Conſequens, die darinn häufig gebrauchet werden, nicht viel weitläuftiger: denn es kömmt ſelten, daß man mehr als ein Antecedens, mehr als eine Connexion, oder mehr als ein Conſequens, darinn machet. In kleinen Reden, die chrieenmäßig ausgeführet werden, iſt dieſes zur Erweiterung und Verlängerung etwas nöthiger. Auch eine bloße Complimentirrede würde viel zu kurz gerathen, wenn man es bloß bey dem, was unentbehrlich iſt, bewenden laſſen wollte. Man bringet alſo fürs erſte den Beweis in einen Vernunftſchluß. Dann nimmt man den Oberſatz davon zum Antecedente, und den Unterſatz zur ſogenannten Connexion, die jenes mit dem Hauptſatze verbindet. Jedes davon kann

durch

durch Erklärungen erweitert und ausgeführet, auch wohl mit neuen Gründen bestätiget werden. Alsdann kömmt der Hauptsatz, der gleichfalls mit etlichen Zusätzen von eben der Art erkläret, erläutert und dem Zuhörer empfohlen wird: und darauf folget der Beschluß. Der Entwurf einer solchen Chrie mit einem einzigen Antecedente sieht alsdann so aus:

I. Antecedens ist der Obersatz eines Beweises zum Hauptsatze des Redners, und dieser vertritt die Stelle des Einganges in solchen Chrieen.
1. Der Vortrag desselben.
2. Die Erklärung oder Erläuterung, nachdem es nöthig ist.
3. Der Beweisgrund dieses Obersatzes, dabey auch allerley Lehrsprüche, Einfälle, Anmerkungen und Folgerungen vor kommen können.

II. Connexion. Ist der Untersatz des Hauptbeweises.
1. Der Vortrag desselben und
2. Die Erläuterung oder Erklärung dessen, so darinn dunkel seyn möchte.
3. Der Beweis.

III. Consequens. Oder der Schlußsatz einer Chrie.
1. Der Vortrag.
2. Die Erläuterung oder Erklärung, Einschränkung, oder was sonst nöthig ist.
3. Die Folgerungen, die daraus fließen.

IV. Beschluß. Dieser empfiehlt dem Zuhörer nochmals die angeführte Sache, und machet der Chrie ein Ende.

VII. §.

Doch es kann auch kommen, daß mehr als ein Antecedens gebrauchet wird: wenn nämlich viele Ursachen sind, die einen Satz wahrscheinlich machen. Eben so kann es kommen, daß mehr als eine Connexion statt findet, wenn noch besondere Verbindungen und nähere Ursachen vorkommen, die das Antecedens mit dem Consequente verknüpfen. Allein dann wird auch nicht ein jedes Antecedens so weitläuftig, als eine Schlußrede, ausgeführet; sondern nur kürzlich mit seiner Erklärung und Erläuterung zusammen genommen. Bey der Connexion geht es eben so. Kurz, die

Hofleute,

Hofleute, die sich mehrentheils mit solchen Complimentirreden behelfen, bedienen sich hier ihrer Freyheit: und es ist auch nicht nöthig, daß man mit Complimenten gar zu viel Umstände mache. Die Schreibart der Kanzleyen ist ohnedem sehr geschickt, vielerley Gründe in einem einzigen Satze zu berühren, und keinen recht in seiner Stärke vorzutragen: und dieser folgen die Hofleute gemeiniglich. Wir könnten hier leicht ein Exempel davon geben: allein es wird dergleichen schon unten in dem II Theile dieser Redekunst vorkommen: wo wir die Hofreden ins besondere abhandeln werden.

VIII. §.

Von den Chrieen per Thesin & Hypothesin ist es eben so leicht, zu zeigen, wie sie gemachet werden. Man nimmt erstlich seinen Hauptsatz und erfindet die Theile einer ordentlichen Chrie dazu: nämlich den Beweis und ein paar Erläuterungen, auch wohl eine Erklärung, wo es nöthig ist. Alsdann nimmt man diejenige Erläuterung, die sich am besten dazu schicket, gleich von forne, und nennt sie die Thesin. Auf diese folget irgend eine Paraphrasis, ein Lehrspruch, oder ein Einfall, auch wohl eine Art eines Beweises, nachdem die Sache es leidet. Alsdann kömmt die Hypothesis, oder der Hauptsatz der Chrie, mit seinem Beweise. Diesen erkläret, erläutert und bestätiget man so weitläuftig, als man will; und machet endlich den Beschluß ohne alle Erregung der Affecten. Will man auch hier ein allgemeines Muster einer solchen Chrie haben: so mag folgendes dazu dienen.

I. Thesis: Dieses ist eine Erläuterung, des folgenden Hauptsatzes. Dazu gehöret eine
   1. Paraphrasis, die eine Erklärung, durch gewisse Anmerkungen oder Gedanken darüber, enthält; und zuweilen eine
   2. Aetiologie, oder Bestätigung desselben anführet.

II. Hypothesis. Diese ist der Hauptsatz selbst, und da kömmt dann
   1. Der Vortrag und die Erklärung desselben.
   2. Der Beweis, der wiederum erläutert und ferner bestätiget werden kann.

3. Eine

3. Eine Erläuterung.

III. Der Beſchluß: wie oben gedacht worden.

Beſondere Exempel nach dem heutigen Gebrauche ſollen auch in dem andern Theile dieſer Redekunſt vorkommen.

IX. §.

Aus dem allen erhellet, daß es mit den Chrieen ſo ein ſchweres Werk eben nicht ſey, als uns viele bereden wollen, die bloß davon große Bücher geſchrieben haben. Imgleichen erhellet daraus, daß man keine ſonderliche Stärke in der Beredſamkeit zeigen kann, wenn man eine Chrie machet. Man bereitet ſeine Zuhörer durch keinen förmlichen Eingang; man erkläret und beweiſt nicht ernſtlich genug; man erreget keine Gemüthsbewegungen. Mit einem Worte, man redet ſo, als ob man nicht einmal Willens wäre, ſeine Zuhörer zu überreden. Daher werden denn die meiſten Chrieen mehrentheils ein Gewäſch, das weder Geiſt noch Leben hat. Kömmt nun noch eine ſchlechte Schreibart, und ein ſchläfriger Vortrag darzu: ſo ſieht vollends alles ſehr elend und mager aus. Da nun aber die meiſten neuern Anleitungen zu nichts anderm, als zu der Kunſt, Chrieen zu machen, Regeln und Exempel in ſich gehalten: ſo iſt leicht daraus abzunehmen, warum die wahre Beredſamkeit bisher ſo wenig in Schwang gekommen iſt. An der natürlichen Fähigkeit unſerer Landsleute hat es nicht gefehlet. Sie ſind vieleicht noch wohl geſchickter, als viele Ausländer. Sie haben Witz, Gelehrſamkeit und Feuer genug gewieſen: wie die Schriften unſrer Dichter ſattſam zeigen. Es hat uns bloß an der Anleitung zu den wahren Regeln und Exempeln der Beredſamkeit gefehlet: denn man hat die Schüler der Redekunſt nicht auf die Alten geführet, und ihnen die rechten Quellen nicht angewieſen. Wir haben Urſache zu hoffen, daß die deutſche Beredſamkeit in kurzem ein ganz anderes Anſehen gewinnen wird, wenn diejenigen Anfänger, die ſich bisher hier und da gezeiget haben, zu ihrer völligen Reife gelangen werden.

Das XII. Hauptſtück.

Von der Ausarbeitung einer Rede.

I. §.

Die allererſten Redner haben ohne Zweifel in ihrer ehrlichen Einfalt nur aus dem Stegreife, das iſt, ohne alle Vorbereitung geredet. Nachmals, als die Geſchicklichkeit einiger beredten Leute bey andern eine Eiferſucht erweckete, hat man ſich auch wohl ein wenig zum Reden gefaßt gemachet, wenn man öffentlich hat auftreten wollen. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß man ſich mehr auf die Sachen, als auf die Worte vorbereitet hat; weil man mehr durch jene, als durch dieſe auszurichten hoffete, und wirklich ausrichtete. Endlich, da die Aufmerkſamkeit der Leute größer, und ihre Scharfſinnigkeit immer feiner ward: ſo fing man auch an, auf die Ausdrückungen zu ſehen, womit dieſer oder jener Redner ſeine Sachen vortrug. Da man nun wahrnahm, daß der eine beſſer, als der andre redete; ſeine Gedanken deutlicher, fließender, prächtiger und ſinnreicher ausdrückte, und ſowohl die Ohren als den Verſtand beluſtigte: ſo hub man an, diejenigen zu loben, die andere in ſolchen Stücken übertrafen. Es war aber nicht eines jeden Werk, gleich aus dem Kopfe ſchön zu ſprechen: daher wollte man durch den Fleiß das erſetzen, was der Fähigkeit des Geiſtes und Mundes fehlete. Und alſo fing man an, auch auf die Worte und Redensarten zu ſtudiren, womit man ſeine Gedanken vortragen wollte: das heißt, man hub an ſeine Rede auszuarbeiten, und auswendig zu lernen; und man will angemerket haben, daß Perikles ſeine Reden zuerſt aufgeſchrieben habe *.

II. §.

* *Cic. in Bruto* c. VII. In quam (Græciam) quum intueor, maxime mihi occurrunt, Attice, & quaſi lucent Athenæ tuæ; qua in urbe primum ſe Orator exſtulit, *primumque etiam monumentis*

II. §.

Sobald dieſes geſchah, ſo ward man auch den Unterſcheid der Schreibart gewahr, der ſich bey verſchiedenen Rednern äußerte. Denn nachdem ihr Naturell, ihre Gelehrſamkeit, Beleſenheit und Art zu denken, es mit ſich brachte, darnach gerieth auch ihre Art des Ausdruckes. Da nun **Iſokrates** eine beſſere periodiſche Schreibart einführte, als man vorhin gewohnt war*; da **Demoſthenes**, **Aeſchines**, **Xenophon**, **Plato**, **Theophraſtus**, **Hyperides**, **Lyſias** und **Demetrius Phalereus**, ihre Schriften in die Hände der Leute kommen ließen, und überall ihre Anhänger fanden: da fieng man an, mit der größten Aufmerkſamkeit auf die Schreibart zu ſehen, alle Kleinigkeiten in Regeln zu bringen, und faſt eine abergläubiſche Sorgfalt darauf zu wenden. **Ariſtoteles** gedenket in ſeiner Poetik ſchon vieler grammatiſchen und poetiſchen Kunſtrichter, die den **Homer** und die tragiſchen Poeten vieler Fehler beſchuldiget hatten. Er ſelbſt beurtheilet in ſeiner Rhetorik, die Ausdrückungen ſehr vieler ungebundenen Scribenten. **Demetrius** und **Hermogenes** ſind noch weiter darinn gegangen: und **Longin** iſt ſowohl als **Lucian**, ein ſtrenger Richter der Schreibart geweſen; wie ihre Schriften ſattſam zeigen. Daß dadurch auch die Römer endlich, wiewohl ſehr ſpät, aufgewecket worden, auf die Schönheit und Zierlichkeit ihrer Sprache Achtung zu geben, das iſt kein Wunder. Es iſt allemal leichter, in fremde Fußtapfen zu treten, als ſelbſt den Anfang zu etwas zu machen.

mentis & litteris Oratio eſt cœpta mandari. Tamen ante Peridem, cujus ſcripta quædam feruntur; & Thucididem — — littera nulla eſt, quæ quidem ornatum aliquem habeat, & Oratoris eſſe videatur.

* *Cic. ibid.* c. VIII. Exſtitit igitur, jam ſenibus iſtis, Iſocrates, cujus domus cunctæ Græciæ, quaſi ludus quidam patuit, atque officina dicendi; magnus Orator, & perfectus Magiſter! Is & multa ſcripſit præclare, & docuit alios — — Ante hunc enim verborum quaſi ſtructura, & quædam ad numerum conclusio, nulla erat.

chen. Gleichwohl ist Cicero fast der erste unter ihnen gewesen, der seine Schreibart mit einer kritischen Schärfe zu beurtheilen und zu erläutern gewußt.

III. §.

Nachdem wir Deutschen auch in unsrer Sprache zu schreiben und zu reden angefangen haben; so hat man auch auf unsre Schreibart genauer Achtung gegeben, als vorhin. Man hat allmählich die alte Rauhigkeit unsrer Ausdrückungen ins Feine gebracht, und solche wohlklingende, zierliche und prächtige Redensarten erfunden; daß wir es nunmehr in allen Gattungen der Schreibart den Ausländern gleich thun können. Wir haben auch an unsern Scribenten, bereits eine solche Mannigfaltigkeit des Vortrages bemerket; daß es allerdings nöthig ist, durch Regeln zu bestimmen, welche es gut, und welche es schlecht darinn getroffen haben. Es haben sich daher sehr viele Anleitungen zur guten deutschen Schreibart gefunden, die aber nach Unterscheid der Zeiten, darinn sie ans Licht getreten, sehr unterschieden sind. Schon um Luthers Zeiten hat man an verschiedenen Orten Deutschlandes solche Anweisungen geschrieben, daraus man die Kunst, zierliche Reden und Schriften zu machen, lernen soll: und die Zahl derselben hat sich in neuern Zeiten jährlich gemehret. Ich habe mir seit etwa zwanzig Jahren einen Vorrath von allen hierhergehörigen Schriften gesammlet, davon ich in der akademischen Redekunst ein Verzeichniß ans Licht gestellet habe. Ungeachtet nun die Lehre von der Schreibart in ganz besondern Abhandlungen pflegt vorgetragen zu werden: so kann doch ein Redner dieselbe nicht übergehen. So gewiß es ist, daß gute Stilisten darum noch keine gute Redner sind: so gewiß ist es auch, daß ein Redner seine Schreibart nicht aus den Augen setzen darf. Und eben darum will ich auch hievon, so viel als meiner Einsicht nach, zu wissen nöthig ist, mit wenigem vortragen.

IV. §.

Denn auch ich halte dafür, daß es nöthig sey, einen wohl ausgesonnenen Entwurf zu einer Rede ausführlich, das

ist,

ist, von Wort zu Wort auszuarbeiten. So gut auch immermehr der Hauptsatz, mit allen zu seiner Ausführung gehörigen Zusätzen, an sich selbst ist: so wenig Beyfall wird doch ein Redner damit finden, wenn er ihn nicht in einer deutlichen, ordentlichen, angenehmen und nachdrücklichen Schreibart vorträgt. Wie ein bloßer Kohlanriß noch keinen vergnüget, vielweniger in Verwunderung setzet; ob er gleich alle mögliche Verhältniß, Ordnung und Schönheit an sich hat: die Farben, das Licht und der Schatten geben ihm erst die vollkommene Aehnlichkeit, Schönheit und Lebhaftigkeit: eben so ist es mit einer Rede beschaffen. Die gute Ausarbeitung muß einem Entwurfe allererst das rechte Leben und Ansehen geben *. Denn wenn zehn Gelehrte einerley Materien, die man ihnen zum Inhalte einer Rede vorgegeben, nach ihrer Art ausführen sollten: so würden auch zehn verschiedene Reden herauskommen. Die eine würde allemal besser, das ist, anmuthiger und nachdrücklicher gerathen, als die andere: und das müßte doch nothwendig von dem unterschiedlichen Ausdrucke herkommen, der ihnen eigen wäre. Nun urtheile man, wenn ein junger Mensch, der noch weder Wissenschaft, noch Uebung, noch Reichthum und Schönheit in seiner Muttersprache besäße, solchen Entwurf, aus dem Stegreife herplaudern sollte: was würde der für ein ungeschicktes, übel zusammenhangendes und kraftloses Geschwätz zuwege bringen? Wer aber viele Reden mit Fleiß ausgearbeitet hat; wer dieselben auswendig gelernet, und sich dadurch einen Reichthum an Worten, und eine regelmäßige Art im Ausdrucke erworben hat: der wird sich allmählich auch die Fähigkeit erwerben, ohne lange Vorbereitung geschickt zu reden **.

* *Cic. ibid.* c. 24. Nulla enim res tantum ad dicendum profecit, quam scriptio.

** *Id. ibid.* Nam videmus alios Oratores inertia nihil scripsisse; ne domesticus etiam labor accederet ad forensem: plerisque etiam scribuntur orationes habitæ jam, non ut habeantur.

V. §.

Wir rathen es folglich allen Anfängern und Schülern in der Redekunſt, ſich nicht auf die Fertigkeit ihrer Zungen, und auf die Fähigkeit ihres Witzes zu verlaſſen; ſondern alle ihre Reden aufs fleißigſte zu Papiere zu bringen. Wenn man ſich ſeine Gedanken und Einfälle, ſo zu reden, vor die Augen gemalet hat: ſo ſieht man ihren Werth und Unwerth, ihre Mattigkeit oder Stärke, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit viel beſſer ein. Man hütet ſich auch dabey viel leichter, vor allem unnützen Geſchwätze, vor unnöthigen Wiederholungen, und andern unzähligen Fehlern, die einer, der unbereitet redet, unmöglich vermeiden kann. Man beſſert alles viel ſorgfältiger aus; man wieget gleichſam alle Worte und Sylben ab; man giebt vielen Stellen mehr Deutlichkeit, andern mehr Nachdruck, andern mehr Feuer und Geiſt. Durch das alles aber übet man ſich in der Scharfſinnigkeit, die allmählich ſo groß wird: daß man hernach auch in der Geſchwindigkeit, alles an ſeinen Ausdrückungen ſehen kann, was zu loben oder zu tadeln iſt. Ja man lernet endlich ſo behutſam reden, als mancher nicht ſchreibt; welches allerdings einem Redner ſehr vortheilhaft iſt, wenn er ja auch zuweilen aus dem Stegreife reden muß. Denn geübten und gelehrten Männern wollen wir dieſes gar nicht verbiethen; vielmehr wollen wir ſie loben, wenn ſie es nur geſchickt zu thun vermögen.

VI. §.

Wer alſo ſeine Reden mit Fleiß auszuarbeiten willens iſt, der gewöhne ſich nicht eben an einen beſondern Ort, es ſey nun derſelbe, welcher es immer ſeyn möchte. Wer ſich entweder an ein einſames und verſchloſſenes Zimmer, oder an einen Garten, oder an ein Luſtwäldchen, oder ſonſt an einen gewiſſen Umſtand gewöhnet hat; dem fällt es hernach ſchwer, ja faſt unmöglich, ohne dieſe Bequemlichkeit fortzukommen. Man kann nämlich in vielen Fällen in ſolche Umſtände gerathen, da man es unmöglich ſo gut haben kann, als man es ſich wünſchet: und gleichwohl muß man ſeiner Pflicht im Reden

nach-

nachkommen, man habe nun seine gewöhnliche Bequemlichkeit gehabt, oder nicht. Hernach sind einige von den obgedachten Oertern nicht so beschaffen, daß man seine Gedanken sattsam darinnen sammlen könnte. Eine schöne Aussicht, ein Lustwäldchen, ein Garten, u. d. gl. zerstreuen nur die Aufmerksamkeit eines Redners, auf seine vorhabende Materie; wenn er ihrer Annehmlichkeit genießen will. Will er aber bey dem allen blind und unempfindlich seyn: so kann er ja in einer verschlossenen Kammer eben so gute Einfälle haben, und mit gleichem Fortgange etwas ausarbeiten. Ich zum wenigsten, kann es nicht begreifen, was der jüngere Plinius von seinem Lustwalde, von dem Seeufer, von den Spaziergängen und schattigten Bäumen seines laurentinischen Gartens für Rühmens machet. Alle diese Dinge sind angenehm, ich gestehe es; aber nur dann, wenn man gar nichts thun, und sich schlechterdings erlustigen will. Hergegen wenn ich studiren will: so hindern sie mich mehr, als sie mir beförderlich sind.

VII. §.

Es giebt Leute, die auch im Absehen auf die Zeit, da sie etwas ausarbeiten sollen, sehr eigensinnig sind. Bald ist ihnen diese, bald jene Stunde nicht bequem dazu. Einige wollen allezeit die Frühstunden, andre den Abend darzu haben; und da soll sie niemand ein einzigmal stören, wo sie nicht ganz aus der gehörigen Gemüthsverfassung kommen sollen. Allein diese Zärtlichkeit taugt gleichfalls nichts. Männer, die mit Aemtern und Geschäfften überhäufet sind, können nicht allezeit arbeiten wie sie wollen. Sie müssen sich nach so vielen andern Leuten richten, und sich in so viele verschiedene Umstände schicken lernen, daß sie zu allen Zeiten des Tages, ja bey vielen Hindernissen der Aufmerksamkeit, dennoch studiren können. Man gewöhne sich also beyzeiten darzu; so wird man es weiter bringen, als solche Zärtlinge, die sich in nichts zu finden wissen. Eben so ist es mit der Bequemlichkeit derer beschaffen, die sich eines Schreibers bedienen, wenn sie etwas ausarbeiten wollen. Bey andern Arten der Schrif-

ten, als bey Briefen und juristischen Aufsätzen, läßt man dieses schon gelten: allein in der Beredsamkeit ist es gar nicht rathsam. Es gehöret gar zu viel Ueberlesens, Ausbesserns, und Nachdenkens dazu, wenn man etwas geschicktes machen will. Säße nun ein Schreiber da: so würde man sich vielmals seiner Langsamkeit, oder Unentschlossenheit schämen, und oft lieber etwas schlechtes stehen lassen, oder aufzuschreiben anbefehlen; als daß man sich lange besönne, oder alle Augenblicke etwas ausstreichen ließe. Ja vielmals ist es gut, auch dasjenige, was man schon zu Papiere gebracht hat, mit einiger Erhebung der Stimme laut herzusagen; und wohl gar die gehörigen Bewegungen dazu zu machen. Wie würde sich nun solches vor den Augen eines Bedienten thun lassen?

VIII. §.

Will man also meinem Rathe folgen, so setze man sich selbst, und wo es seyn kann, an einem einsamen verschlossenen Orte, über seine Arbeit. Man sinne den ersten Satz seiner Rede bey sich selber aus, und wiederhole ihn nochmals laut, um zu hören, ob er gut klingt, oder ob er irgend noch zu verbessern sey? Wenn er diese Probe ausgehalten, oder nach Gutbefinden ausgebessert worden, so schreibe man ihn auf. So bald er auf dem Papiere steht, überlese man denselben nochmals: theils um ihn noch einmal durch die Musterung gehen zu lassen; theils aber auch wiederum in die Lebhaftigkeit des Gemüths zu gerathen, die zur Fortsetzung seiner Arbeit nöthig ist. Denn durch das langsame Schreiben wird das Gemüth gleichsam kalt und matt; und gleichwohl muß der Witz und die Einbildungskraft in voller Bewegung seyn, wenn man etwas lebhaftes ausarbeiten will. Durch das laute und muntre Vorlesen aber erregen sich die Geister wiederum: und so fällt einem desto leichter der Anfang des folgenden Satzes ein. Diesen prüfet und wiederholet man wiederum, so wie den ersten, bis er die Probe hält: und alsdann wird er gleichfalls aufgeschrieben. Solchergestalt geht es nun ferner bis zum Ende. Wem diese Art der

Aus-

Ausarbeitung gar zu langsam vorkömmt, der erwäge nur, daß wir einem Anfänger Regeln geben. Hier ist nun nichts so schädlich, als die Uebereilung. Wer gar zu schnell die Feder ansetzet, und ungeprüfte Gedanken gleich niederschreibt; der gewöhnet sich unvermerkt eine Unbedachtsamkeit an, die ihm künftig allezeit ankleben wird, und die ihn leicht einmal gereuen kann. Hergegen wer im Anfange hübsch bedächtig verfährt, der kömmt endlich doch zu einer Fertigkeit, nicht allein geschwinde, sondern auch gut zu schreiben.

IX. §.

Dessen ungeachtet aber ist es mit der wohlbedächtigsten Ausarbeitung noch nicht ausgerichtet. Denn wenn nun ein Anfänger mit seiner ganzen Rede fertig ist: so muß nun allererst die Verbesserung angehen. Die ersten Gedanken nämlich sind nicht allemal die besten: man thut also wohl, wenn man sie nochmals durch die Musterung gehen läßt, und sie so scharf auf die Probe stellet, als man nur kann. Zu dem Ende ist es auch gut, wenn man seine Arbeit etliche Tage bey seite legen kann, ohne dieselbe anzusehen; damit sie einem etwas neu und fremde vorkomme, wenn man ihrer wiederum ansichtig wird. So lange einem seine Einfälle noch neu sind, so lange gefallen sie einem gemeiniglich: weil uns eine gewisse Eigenliebe blendet, und ihre Fehler verbirgt. Allein wenn man sie nach einiger Zeit als die Arbeit eines Fremden ansieht: so ist man schon etwas unparteyischer, als vorhin. Man verzeiht sich keinen Fehler, man läßt nichts schlechtes mehr gelten, sondern wird über sich selbst so ein strenger Richter, als es andre vielleicht nicht seyn würden. In dieser Absicht muß man an seinen ersten Aufsätzen einen hübschen breiten Rand übrig lassen; um hernach zu den Ausbesserungen Platz genug zu haben. Wer gar zu enge schreibt, der kann hernach die bessern Einfälle nicht hinzuschreiben, wenn er gleich gern wolte. Es dauret ihn immer, etwas auszustreichen, wenn er nicht Raum hat, etwas

bessers hinzuzuschreiben. Doch muß auch aus dieser Ausbesserung keine unendliche Arbeit werden: wie denn wohl gewisse Leute des Aenderns und Besserns gar kein Ende wissen. Was einem zuerst einfällt, das ist darum nicht allemal schlecht: und wenn das gestrige bloß darum nicht tauget, weil es einem gestern eingefallen ist; so wird einem auch das heutige missfallen, wenn es morgen wiederum vorgenommen wird. Geübten und muntern Köpfen gerathen auch zuweilen die ersten Ausarbeitungen, die sie in der ersten Hitze, und in einerley Feuer aufsetzen, so gut; daß sie dieselben hernach, durch viele ängstliche Künsteleyen, nur verstümmeln würden.

X. §.

Da nun in der Ausarbeitung so sehr viel auf die Schreibart ankömmt, die ein Redner schon in seiner Gewalt hat, ehe er sich niedersetzet und zu schreiben anfängt: so müssen Anfänger sich um dieselbe bemühen, noch ehe sie, ernstliche Reden zu halten, auftreten dörfen. Es würde viel zu spät seyn, alsdann allererst auf die Schreibart zu studiren, wenn man sich schon in wichtigen Angelegenheiten hören lassen soll. Nun kann aber die Uebung allein nicht alles thun. Die Naturelle gleichfalls, so viel sie auch zu einer vernünftigen Art des Ausdruckes beytragen; so unzulänglich sind sie doch, wenn man ganz ohne Tadel schreiben will. Es geht hier wie in der Musik. Das Naturell ist zwar sehr nöthig und nützlich; die Uebung ist unentbehrlich: aber die Anführung eines Meisters, und die beständige Aufsicht desselben, sind bey dem allen doch noch nothwendig. So ist es auch mit der Geschicklichkeit wohl zu schreiben: man muß sich auch theoretische Lehrsätze von der guten Schreibart geben lassen; man muß die wahren Schönheiten des Ausdruckes von den scheinbaren unterscheiden können; man muß auch die verschiedenen Arten der Schreibart am rechten Orte zu brauchen wissen. In allen diesen Stücken fällt durchaus kein Meister vom Himmel. Mancher große Mann, der in den Sachen, die er vortrug, ohne Tadel war, ist gleichwohl durch seine Art

des

des Ausdruckes vielmals unerträglich und lächerlich geworden. Dieſes aber hat ihn an Erreichung ſeiner Abſichten gehindert: und nichts iſt für eine Kleinigkeit zu halten, was ſo wichtige Folgerungen nach ſich zieht. Zu dem Ende laſſe man ſich die Mühe nicht dauren, die folgenden Regeln von der Schreibart, die wir aus den innerſten Gründen der Vernunft und Sprachkunſt hergeleitet haben, einzuſehen und auszuüben.

XI. §.

Ueberhaupt iſt die Schreibart ein Ausdruck unſerer Gedanken durch ſolche Worte, daraus man ihre ganze Beſchaffenheit einſehen kann. Es verhält ſich mit derſelben wie mit einem Gemälde, welches ſein Vorbild vorſtellet: doch iſt dieſes der Unterſcheid. Ein Bild iſt ſchon gut und ſchön, wenn es dem Originale nur vollkommen ähnlich iſt; ſo gar ſtig auch daſſelbe an ſich ſelbſt ſeyn möchte. Der Maler erweiſt alle ſeine Kunſt, in der natürlichen Nachahmung deſſen, was er abgeſchildert hat. Aber ganz anders iſt es mit der Schreibart. Denn ob es gleich wahr iſt, daß eine Schreibart auch darum ſchlecht und verwerflich ſeyn kann, weil ſie nicht alle Schönheit ihre Originals, das iſt, der Gedanken, ſattſam darſtellet und zu verſtehen giebt: ſo iſt ſie doch mehrentheils bloß deßwegen ſchlimm und verwerflich, weil ſie ihrem Originale ſo ähnlich iſt. Wenn die Gedanken eines elenden Scribenten noch ſo genau ausgedrücket werden, ſo werden ſie darum doch keine ſchöne Schreibart geben: denn je genauer die Worte mit dem Sinne des Schreibers übereinſtimmen; deſto närriſcher, verwirrter, niederträchtiger und abgeſchmackter werden ſie lauten. Es kömmt folglich bey der Schreibart mehr auf die Gedanken als auf die Worte und Redensarten an. Wer lauter phantaſtiſches Zeug, lauter ungereimte Einfalle und thörichte Fratzen im Kopfe hat, der kann unmöglich etwas kluges ſchreiben. Die allerſchönſten Ausdrückungen, darauf er ſich befleißigen möchte, würden ihn nicht zu einem erträglichen, geſchweige denn zu

einem

einem guten Scribenten machen. So wahr iſt es, was Horaz ſaget:

Scribendi recte, *ſapere* eſt & principium & fons.

Und Boileau gleichfalls hat recht, wenn er ſchreibt:

Avant donc que d'ecrire, apprenez à penſer.

XII. §.

Beſteht nun die Schreibart mehr in Gedanken, als in Worten: ſo ſieht man wohl, daß man dieſelbe nicht aus den Sprachbüchern, oder Sammlungen von allerhand auserleſenen Redensarten; ſondern vielmehr aus den Wiſſenſchaften, und ſonderlich aus den philoſophiſchen, zu lernen habe. Dieſe räumen den Kopf auf, beſſern die Kräfte des Verſtandes, üben die Vernunft, und reinigen den Witz. Sie geben auch die Materien an die Hand, davon man ſchreiben und reden kann: davon in allen Anweiſungen zur guten Schreibart, in allen Rednerſchätzen und Sammlungsbüchern nichts ſteht. Doch ſchließen wir hier die Erfahrung und den Umgang mit vernünftigen und wolgeſitteten Leuten nicht aus. Hieraus lernt man oft eine anſtändige und edle Art des Ausdruckes, eine ſinnreiche Art zu reden, einen artigen Scherz, eine höfliche Schmäucheley, und dergl. weit beſſer, als aus Büchern. Ein Redner muß ſich ſo auszudrücken wiſſen, wie man in der Welt; nicht aber wie man in der Schule redet. Er muß alſo die Sprache derer, die am beſten zu leben wiſſen, kennen, und ſich dieſelbe recht geläufig machen. Sie muß ihm ſo eigen werden, daß es ihm keine Mühe mehr koſte, dieſelbe zu beobachten. Ohne Zweifel redete Cicero in ſeinen Reden ſo, wie die geſchickteſten und vornehmſten Römer ſeiner Zeit redeten: wie ſolches die Briefe und andere Schriften ſeiner Zeit zur Gnüge zeigen. Wer ſich aber als ein Schulfuchs immer zwiſchen ſeinen vier Wänden einſchließen wollte, der würde eine Sprache in ſeine Rede bringen, die niemand mit Vergnügen hören würde, weil ſie keine von den Artigkeiten der wohlgeſitteten Welt an ſich hätte.

XIII. §.

XIII. §.

Indeſſen iſt es nicht zu läugnen, daß das Leſen wohlgeſchriebener Bücher nicht einem Redner noch weit nöthiger ſeyn ſollte, eine gute Schreibart daraus zu lernen. Im täglichen Umgange pflegen auch die größeſten Meiſter, in ihrer Sprache zuweilen, aus Unachtſamkeit, kleine Fehler zu begehen; die wider die genaueſte Richtigkeit der Sprachlehre, und wider die Regeln von der Wortfügung verſtoßen. Auch die Wahl der Wörter und Redensarten kann im gemeinen Leben nicht allemal ſo ſorgfältig geſchehen; als wenn man die Feder in der Hand hat, und mit Fleiß alle Ausdrückungen überleget, die man zu Papiere bringet. Daher kann man ſich weit ſicherer darauf verlaſſen, was man lieſt, als auf das, was man nur reden höret. Doch ſetze ich zum Voraus, daß man die Schriften der beſten Scribenten in jeder Art leſe, die ſich vor andern, einer reinen und richtigen Schreibart befliſſen haben. Indem man ſich nun täglich mit denſelben unterhält, ſo gewöhnet man ſich unvermerkt, eine eben ſo regelmäßige vernünftige, deutliche, ſinnreiche und lebhafte Art des Ausdruckes an, als ſie in ihrer Gewalt gehabt haben. Ich ſchließe von dieſer Anzahl guter Scribenten, auch ſo gar die Schriften der beſten Poeten nicht aus. Dieſe ſind zu allen Zeiten für Meiſter in ihren Sprachen gehalten, und ſelbſt von proſaiſchen Schriftſtellern zu Muſtern erwählet worden. Plato hat den Homer überall nachgeahmet, und daher eine ſo ſchöne Schreibart bekommen, die von allen bewundert worden. Cicero hat den Ennius und andere alte Poeten ſeines Vaterlandes ſo fleißig geleſen, daß er ſie faſt auswendig gekonnt hat. Und wer kann wohl daran zweifeln, daß nicht die Poeten einen großen Reichthum auserleſener Gedanken, Worte und Redensarten in ſich halten ſollten? Man hüte ſich nur, daß man nicht auf die ſchwülſtigen und dunkeln Dichter gerathe, die ſich alle Freyheiten wider die Sprachlehre nehmen, und viel engliſche und franzöſiſche Redensarten in unſere Mutterſprache mengen. Auf dieſe Art poetiſch reden, das würde heißen abgeſchmackt, und ungereimt reden.

XIV. §.

V. §.

Wir rathen es folglich allen Anfängern und Schülern in der Redekunſt, ſich nicht auf die Fertigkeit ihrer Zungen, und auf die Fähigkeit ihres Witzes zu verlaſſen; ſondern alle ihre Reden aufs fleißigſte zu Papiere zu bringen. Wenn man ſich ſeine Gedanken und Einfälle, ſo zu reden, vor die Augen gemalet hat: ſo ſieht man ihren Werth und Unwerth, ihre Mattigkeit oder Stärke, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit viel beſſer ein. Man hütet ſich auch dabey viel leichter, vor allem unnützen Geſchwätze, vor unnöthigen Wiederholungen, und andern unzähligen Fehlern, die einer, der unbereitet redet, unmöglich vermeiden kann. Man beſſert alles viel ſorgfältiger aus; man wieget gleichſam alle Worte und Sylben ab; man giebt vielen Stellen mehr Deutlichkeit, andern mehr Nachdruck, andern mehr Feuer und Geiſt. Durch das alles aber übet man ſich in der Scharfſinnigkeit, die allmählich ſo groß wird: daß man hernach auch in der Geſchwindigkeit, alles an ſeinen Ausdrückungen ſehen kann, was zu loben oder zu tadeln iſt. Ja man lernet endlich ſo behutſam reden, als mancher nicht ſchreibt; welches allerdings einem Redner ſehr vortheilhaft iſt, wenn er ja auch zuweilen aus dem Stegreiſe reden muß. Denn geübten und gelehrten Männern wollen wir dieſes gar nicht verbiethen; vielmehr wollen wir ſie loben, wenn ſie es nur geſchickt zu thun vermögen.

VI. §.

Wer alſo ſeine Reden mit Fleiß auszuarbeiten willens iſt, der gewöhne ſich nicht eben an einen beſondern Ort, es ſey nun derſelbe, welcher es immer ſeyn möchte. Wer ſich entweder an ein einſames und verſchloſſenes Zimmer, oder an einen Garten, oder an ein Luſtwäldchen, oder ſonſt an einen gewiſſen Umſtand gewöhnet hat; dem fällt es hernach ſchwer, ja faſt unmöglich, ohne dieſe Bequemlichkeit fortzukommen. Man kann nämlich in vielen Fällen in ſolche Umſtände gerathen, da man es unmöglich ſo gut haben kann, als man es ſich wünſchet: und gleichwohl muß man ſeiner Pflicht im Reden nach-

nachkommen, man habe nun seine gewöhnliche Bequemlichkeit gehabt, oder nicht. Hernach sind einige von den obgedachten Oertern nicht so beschaffen, daß man seine Gedanken sattsam darinnen sammlen könnte. Eine schöne Aussicht, ein Lustwäldchen, ein Garten, u. d. gl. zerstreuen nur die Aufmerksamkeit eines Redners, auf seine vorhabende Materie; wenn er ihrer Annehmlichkeit genießen will. Will er aber bey dem allen blind und unempfindlich seyn: so kann er ja in einer verschlossenen Kammer eben so gute Einfälle haben, und mit gleichem Fortgange etwas ausarbeiten. Ich zum wenigsten, kann es nicht begreifen, was der jüngere Plinius von seinem Lustwalde, von dem Seeufer, von den Spaziergängen und schattigten Bäumen seines laurentinischen Gartens für Rühmens machet. Alle diese Dinge sind angenehm, ich gestehe es; aber nur dann, wenn man gar nichts thun, nnd sich schlechterdings erlustigen will. Hergegen wenn ich studiren will: so hindern sie mich mehr, als sie mir beförderlich sind.

VII. §.

Es giebt Leute, die auch im Absehen auf die Zeit, da sie etwas ausarbeiten sollen, sehr eigensinnig sind. Bald ist ihnen diese, bald jene Stunde nicht bequem dazu. Einige wollen allezeit die Frühstunden, andre den Abend darzu haben; und da soll sie niemand ein einzigmal stören, wo sie nicht ganz aus der gehörigen Gemüthsverfassung kommen sollen. Allein diese Zärtlichkeit taugt gleichfalls nichts. Männer, die mit Aemtern und Geschäfften überhäufet sind, können nicht allezeit arbeiten wie sie wollen. Sie müssen sich nach so vielen andern Leuten richten, und sich in so viele verschiedene Umstände schicken lernen, daß sie zu allen Zeiten des Tages, ja bey vielen Hindernissen der Aufmerksamkeit, dennoch studiren können. Man gewöhne sich also beyzeiten darzu; so wird man es weiter bringen, als solche Zärtlinge, die sich in nichts zu finden wissen. Eben so ist es mit der Bequemlichkeit derer beschaffen, die sich eines Schreibers bedienen, wenn sie etwas ausarbeiten wollen. Bey andern Arten der Schrif-

welchen auch die Beywörter gehören, in Fürwörter, Zeitwörter, Mittelwörter, Nebenwörter, Vorwörter, Bindewörter, und Zwischenwörter. Im Deutschen pfleget, so wie in einigen andern Sprachen auch noch das Geschlechtswort hinzuzukommen. Von der Natur dieser Wörter überhaupt und insbesondere; von ihrem guten und schlimmen Gebrauche; imgleichen von ihren Abänderungen und Verbindungsarten könnte hier, nach dem Beyspiele des berühmten P. Lami, ein vieles gesaget werden. Allein weil es hier unser Vorhaben nicht ist, eine deutsche Sprachkunst zu schreiben: so verweisen wir hiermit unsre Leser zu unsern Sprachlehrern, Schotteln, Clajus, Bödickern, dem Spaten, Steinbachen, Hentscheln; oder auch zu meiner eigenen Sprachkunst, die davon nach der Länge und noch genauer und richtiger, als alle obigen, gehandelt hat. Wir loben keinen davon mit Ausschließung aller übrigen; verachten auch keinen ganz und gar. Man kann aus allen viel lernen, wenn man seine Sprache noch nicht anders weis, als aus der Uebung. Kann man sich aber nicht überall mit ihnen befriedigen: so ist dieses kein Wunder. Die Sache ist so leicht nicht, als sichs viele einbilden, eine vollkommene Sprachkunst zu schreiben. Die Zeiten und Oerter, darinn einige geschrieben haben, entschuldigen auch manches. Es ist aber allemal viel besser, eine unvollkommene, als gar keine Grammatik gelesen zu haben.

II. §.

Wir haben hier ohnedieß noch auf eine andere Art von den Wörtern zu handeln. Man kann dieselben, im Absehen auf ihren Gebrauch, noch auf vielfältige Art unterscheiden. Denn da giebt es verständliche und unverständliche, ehrbare und schandbare, ernsthafte und possirliche, alte und neue, fremde und einheimische, edle und pöbelhafte, wohllautende und übelklingende Wörter. Alle diese ohne Wahl und ohne Unterscheid zu gebrauchen, das würde sehr übel gethan seyn. Ein Redner muß seine Beurtheilungskraft

kraft zwar sonst überall, doch sonderlich auch hier allezeit zeigen. Man kann nämlich seine Absichten so wohl durch bequeme Wörter befördern, als durch ungeschickte hindern *. Was an einem andern Orte sehr gut und brauchbar seyn würde, das ist hier oft sehr ungereimt. Was in Lobreden schön ist, das kann in dogmatischen Reden und Complimenten sehr übel angebracht seyn, und ganz verkehrt lauten. Wir müssen also die obgedachten Arten der Wörter, etwas genauer ansehen und kennen lernen.

III. §.

Was die verständlichen Wörter betrifft, so hat sich ein Redner auf dieselben sonderlich zu befleißigen: weil er seine Absicht gar nicht erreichen kann, wofern er nicht verstanden wird. Es sind aber alle Wörter verständlich, die bey dem Volke, wo man redet, durchgehends üblich sind, und die der Redner in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt. Hergegen unverständlich pflegen oft zu seyn 1) die **Provinzialwörter**, die nur in gewissen Mundarten gelten, oder gar nur in gewissen Städten gebrauchet werden. 2) **Die gar zu alten Wörter**, dergleichen in der Bibel noch einige vorkommen, z. E. raunen, lächen, (die Lahmen werden lächen wie ein Hirsch) endelich u. d. gl. 3) **Fremde Wörter**, die aus der griechischen, lateinischen, italienischen und französischen Sprache entlehnet werden, und die nicht ein jeder Deutscher verstehet. 4) **Die neugemachten Wörter**, die zuweilen sehr seltsam klingen, und nicht ohne Erklärung verstanden werden können. 5) **Die Kunstwörter** aus allerley Künsten und Wissenschaften, die nicht ein jeder weis. Aller solcher Wörter nun muß sich ein Redner enthalten, wenn er verstanden werden will. Er muß sich stellen, als wenn er nichts anders, als die gemeine Sprache seiner Mitbürger wüßte; und weder in den alten Sprachen, noch in ausländischen Mund-

* Delectus verborum est mater eloquentiæ. Cic.

Mundarten, noch in den Wissenschaften geübet wäre. Er muß sich auch nicht merken lassen, was er für ein Landsmann ist, und sich zu dem Ende vor allen Provinzialwörtern hüten. Was man in ganz Deutschland versteht, das ist allererst recht gutes Deutsch. Endlich muß er sich auch vor allen zweydeutigen Reden in Acht nehmen. Denn jede doppelsinnige Redensart kann eine Undeutlichkeit verursachen. Es geschieht ohnedieß wohl, daß einem, wider alles Vermuthen, zuweilen ein Wort oder Ausdruck unrecht verstanden wird: wie vielmehr wird man sich hüten müssen, daß es einem nicht durch seine Schuld widerfahre?

IV. §.

Doch unter den verständlichen Wörtern ist noch ein großer Unterscheid zu machen. Einige davon sind in ehrbaren Gesprächen, und bey wohlgesitteten Leuten gebräuchlich: andere aber gehen nur bey schändlichen Unterredungen, und bey lasterhaften Leuten im Schwange. Bloß jene, nicht aber diese darf ein Redner brauchen. Er muß sich allezeit in dem Charaktere eines tugendliebenden Mannes, dem alles unehrbare Wesen misfällt, erhalten. Er muß also auch durch seine Sprache zeigen, daß er gute Sitten liebe. Man kennet den Vogel am Gesange, wie das Sprüchwort saget: und ein Redner verliehrt sehr viel von seiner Hochachtung; wenn man ihn die Sprache der Ruchlosen, der Ueppigen, der Tückischen und Bockhaften reden höret. Er hüte sich also vor dem Umgange solcher Leute, damit er nicht etwa ihre Redensarten unvermerkt annehme. Er halte sich hergegen zu den Freunden der Ehrbarkeit und Tugend; in deren Umgange er die Kunst lernen wird, entweder von allen unanständigen Dingen zu schweigen, oder doch auf eine unanstößige und schamhafte Art davon zu reden. Die Höflichkeit der Sitten aber hat es eingeführet, daß man auch von natürlichen, ob gleich an sich selbst ganz unsträflichen Dingen, nicht reden darf. Man nennet gewisse Theile des Leibes, imgleichen gewisse Verrichtungen

entweder

entweder gar nicht, oder doch allezeit durch gewisse Umschweife, die das Schändliche derselben bemänteln. Diese löbliche Behutsamkeit muß sich ein Redner bestens empfohlen seyn lassen.

V. §.

Auch darinnen pflegt ein großer Unterscheid zu seyn, von was für Stande die Leute sind, die sich gewisser Wörter und Redensarten bedienen. Personen von gutem Herkommen und von edler Auferziehung, pflegen ganz anders zu sprechen, als gemeine Leute. Der Pöbel hat immer gewisse niederträchtige Ausdrückungen, deren sich Vornehmere nicht bedienen mögen, weil sie ihnen zu schlecht sind. Die guten Redensarten sind dessen ungeachtet, dem niedrigen Volke doch wohl verständlich; ob sie ihm gleich in seiner täglichen Sprache nicht geläufig sind: so wie auch die Edlen wohl die Ausdrückungen des Pöbels wissen, ob sie gleich selbige nicht brauchen. Es bedarf hier keiner Exempel, weil ein jeder sich selbst darauf besinnen kann. Ein Redner indessen hat Ursache, sich allezeit zur Zahl der Vornehmern zu halten, und sich nur derer unter ihnen gebräuchlichen Wörter zu bedienen. Denn wollte er nach Art des untersten Pöbels sprechen: so würde er sich bey den Edlen verächtlich machen; und selbst des Volkes Gunst nicht einmal erwerben. Dieses würde ihn nämlich alsdann nicht höher schätzen, als einen andern aus seinem Mittel: da es hingegen gegen einen Redner, der besseres Standes ist, doch eine gewisse Hochachtung haben würde. Deswegen darf aber ein Redner nicht eben lauter hochtrabende Ausdrückungen suchen, oder immer auf Stelzen gehen. Nein, auch die Erhabenen dieser Welt reden natürlich, und nennen tausend Dinge bey ihren gemeinen Namen: und es scheint eine gezwungene Hoheit zu seyn, wenn jemand nach Art einiger heutigen Schriftsteller, lauter ungemeine und auserlesene Redensarten brauchen will. Seine natürliche Niedrigkeit scheint noch immer dabey hervor: so wie kleine Leute, die gern groß wären,

ren, mit allen hohen Absätzen und aufgereckten Hälsen nichts mehr ausrichten, als daß man ihre Kleinigkeit destomehr wahrnimmt.

VI. §.

Alte Wörter in seinen Reden zu gebrauchen, wenn sie nicht mehr gewöhnlich sind, das ist eben so wenig rathsam, als ganz neugebackene zu sammlen. So nachdrücklich manche veraltete Redensart zu ihrer Zeit geklungen haben mag; so rauhe und dunkel kömmt sie uns heute zu Tage vor: wie wir dieses in den alten Kirchenliedern wahrnehmen. Es ist in diesem Falle mit unsrer Sprache ganz anders, als vormals mit der griechischen. In derselben blieben die allerälteſten Wörter, deren sich Homer bedienet hatte, noch immer gewöhnlich; und alles, was neu erdacht wurde, das war gleich willkommen, wenn es nur verständlich war. Bey uns hergegen will keins von beyden ekeln Ohren recht anstehen. Man tadelt alles, was gar zu altfränkisch, und was gar zu neu ist: daher muß ein Redner das rechte Mittel halten. Nun kommen zwar freylich auch bey uns allmählich gar viele Wörter auf, die man vor hundert und zweyhundert Jahren nicht gekannt hat. Allein sie müssen erst sehr gänge und gäbe seyn, ehe sie ein Redner brauchen darf. Doch wenn er sich ja genöthiget sähe, dergleichen anzuwenden; so müßte er gleichsam um Vergebung bitten, daß er es thäte: wie Cicero es mit dem Worte Beatitudo und Beatitas gemachet hat, welche zu seiner Zeit noch neu waren. Gleichwohl wollte ich es niemanden rathen, mit den Geburten der fruchtbringenden Gesellschaft aufgezogen zu kommen, oder z. E. mit dem Pegnitzschäfer Floridan, aus seiner seligentseelten Margaris, einen Lustwandelweg, einen Schmerzensthau und Herzregen, das Tireliren, die geflügelten Lustharfen, die Engellerchen, das Fluthenglas, oder das Prachtgelümpe, die Danz- und Schwanzdocken, einen Zeitblick, die Bankschwestern, die Ehrnamen, und das heilige Gottesbuch ꝛc. in seinen Schriften anzubringen.

VII. §.

VII. §.

Was die einheimischen und fremden Wörter anlanget, so ist es einem Redner gleichfalls nicht anständig, seine Reden und Schriften mit vielen von andern Völkern entlehnten Ausdrückungen zu putzen. Weder **Demosthenes** noch **Cicero**, haben dieses vormals gethan: und dennoch ist dieß ein Fehler, der schon von vielen Sprachverständigen an unsern gemeinen Scribenten und weltlichen Rednern, sonderlich bey Hofe getadelt worden. Es ist ein ungegründetes Vorgeben, daß unsre Muttersprache gar zu arm sey; und nothwendig von ihren Nachbarn Wörter erborgen müsse. Wer sein Deutsches nur recht kann, der wird es gewiß nicht nöthig haben, aller Welt Zungen zu Hülfe zu nehmen, um deutlich, nachdrücklich und angenehm zu reden und zu schreiben. Es ist nur eine thörichte Liebe zu fremden Sprachen gewesen, die unsern Landsleuten das Vorurtheil in den Kopf gebracht hat: auch das Deutsche klinge schöner, wenn etwas italienisches französisches oder doch lateinisches mit untermenget wäre. Man läßt den Sprachen der Ausländer gern ihre Vorzüge: aber es fehlt unsrer deutschen gewiß an den ihrigen auch nicht. **Opitz** und **Andreas Gryphius** haben dieses schon im vorigen Jahrhunderte geglaubet und bezeuget, wenn sie die Liebhaber der Sprachenmengerey ausgelachet haben. Jener hat solches in seiner deutschen Poeterey, dieser aber in seinem **Horribilicribrifax** bewerkstelliget. **Sempronius**, der Schulfuchs, redet immer halb griechisch und Latein im Deutschen: und die beyden großsprecherischen Officier, **Daradiridamantarides** und der obgedachte **Horribilicribrifax**, plaudern noch immer mehr italienisch, spanisch und französisch, als deutsch in ihren Reden. Es scheint mir daher, als wenn diese Mengesucht damals im dreyßigjährigen Kriege, mehr als vorhin müsse eingerissen seyn. **Rachelius** ist ebenfalls nebst **Laurenbergen** übel darauf zu sprechen, daß man sich in das Ausländische so verliebt gehabt. Dessen ungeachtet haben die Weisianer, ja wohl gar **Morhof**, **Ziegler**, **Pufendorf**, **Fuchs** und **Thomasius** sich nicht

geſcheuet, noch immer die Sprachenmengerey beyzubehalten: bis ſie endlich zu unſern Zeiten, von neuem angegriffen und faſt unehrlich gemachet worden. Man ſehe, was hiervon in dem Patrioten, in den Tadlerinnen und dem Biedermanne hin und wieder vorkömmt.

VIII. §.

Noch ein Unterſcheid kann unter den Wörtern in der Abſicht gemachet werden, daß ſie entweder ernſthaft oder poßirlich ſind. Von dieſen ſchicken ſich die erſten am beſten für einen Redner. Ein Mann, der von wichtigen Dingen redet, der ſcherzet nicht gern. Das Lachen ſchicket ſich mehr für Luſtigmacher, als für Männer von anſehnlichen Verdienſten. Leichtſinnige Leute pflegen auch nicht viel Glauben zu finden, wenn ſie gleich wieder ganz ernſthaft zu reden anfangen. Cicero iſt hier anderer Meynung geweſen, und hat einem Redner die Regel gegeben: den Zuhörer zuweilen mit einem luſtigen Einfalle zu vergnügen. Er hat es auch ſelbſt fleißig gethan, ſonderlich in der Rede für den Murena: allein er hat es auch leiden müſſen, daß Cato von ihm geſaget: Bone Deus, quam ridiculum habemus Conſulem! Er hätte freylich hier auch die Bürgermeiſterwürde bedenken ſollen, die er eben ablegte; und darzu ſich ein ſo ſpöttiſches Weſen nicht ſonderlich ſchickte. Gleichwohl kann man es einem Redner überhaupt nicht verbiethen, zuweilen einen luſtigen Einfall zu haben, und heraus zu ſagen. Es thut ſolches oft eine beſſere Wirkung, als der bündigſte Beweis. Denn

— — — — Ridiculum acri
Fortius, & magnas melius plerumque ſecat res. *Horat.*

Nur muß es nicht auf eine ſo niederträchtige Art geſchehen, daß alles luſtige auf poßirliche Worte ankomme. Auch die Zweydeutigkeiten ſind in gar zu übelm Ruffe, als daß man ſie einem Redner erlauben könnte. Gemeine Luſtigmacher mögen den Pöbel damit vergnügen: Leute von beſſerm Geſchmacke ſchämen ſich derſelben. Hat gleich Cicero einmal

dergleи-

dergleichen Spielwerk (lus Verrinum) in seinen verrinischen Anklagen gemachet: so hat ers auch leiden müssen, daß es ihm in dem alten Gespräche von Rednern, hundert und zwanzig Jahre hernach, als ein Fehler angerechnet worden. S. die 25. S. vor dieser Redekunst nach.

IX. §.

Es fehlet noch der Unterscheid zwischen den wohlklingenden und übelklingenden oder unangenehmen Wörtern, den ein Redner zu beobachten hat: und ein jeder begreift leicht, daß er Ursache habe, es mit jenen zu halten. Nun ist es zwar gewiß, daß der Wohlklang sich mehr in dem Zusammenhange ganzer Sätze und Perioden, als in einzelnen Worten beobachten läßt. Allein dem ungeachtet klingen auch gewisse Wörter und Redensarten, an sich schon gut oder übel. Ohne Zweifel kömmt dieses theils von den Begriffen, die darunter liegen, oder von Nebengedanken, die damit gemeiniglich verknüpft sind, oder von der bloßen Vermischung der lauten und stummen Buchstaben her. Im Absehen auf das erste muß freylich ein Redner alle Sorgfalt anwenden, daß er nichts sage, was dem Zuhörer unangenehme Begriffe und widrige Gedanken in den Sinn bringen kan. Doch weil dieses theils schon bey den obigen Abtheilungen vorgekommen, theils in dem folgenden noch vorkommen wird: so halte ich mich dabey nicht auf. Aber der eigentliche Wohlklang, den die Ohren empfinden können, kömmt doch auf die Vermischung solcher Buchstaben an, die entweder rauh oder angenehm klingen. Darinnen sind nun sonderlich unsre deutschen Wörter in üblem Rufe: indem man dafür hält, daß sie der stummen Buchstaben zuviel hätten. Allein dieses ist im Absehen auf die französische und englische Sprache so wahr nicht, als im Absehen auf die italienische. Wenn wir nur die unnützen Verdoppelungen gewisser Buchstaben in der Rechtschreibung weglassen, die man nicht ausspricht; und sonst keine Lautbuchstaben verschlucket: so werden unsre Wörter an sich selbst so gar rauhe nicht klingen. S. die

Abhandlung des P. Büffiers im VIII. B. XXX. St. der kritischen Beyträge, und meine Anmerkungen dazu, nach.

X. §.

So sind nun die Wörter und Redensarten ordentlicher Weise beschaffen, deren sich ein Redner bedienen muß. Allein die größte Schönheit des oratorischen Ausdruckes besteht in den verblümten Redensarten, die man sonst Tropos nennet. Es sind aber diese nichts anders, als Wörter, die man in andern Bedeutungen nimmt, als die sie gemeiniglich haben: so daß theils dieselben, theils aber auch die ganze Rede einen neuen Glanz bekömmt *. Z. E. Fleschier saget in seiner Lobrede: Durch was für unsichtbare Ketten band er ihre Neigungen! Hier ist das Wort Ketten und das Wort band in verblümtem Verstande genommen: denn mit eigentlich sogenannten Ketten, kann man die Neigungen nicht binden. Hätte der Redner schlechtweg reden wollen, so würde es geheißen haben: durch was für unvermerkte Mittel lenkte er ihre Neigungen! Allein dieses würde so zierlich nicht geklungen haben. Die unsichtbaren Ketten machen die Sachen weit lebhafter, und stellen gleichsam der Einbildungskraft einen lebenden Abriß von der Sache vor. Zu allererst mag wohl die Armuth der Sprachen zu solchen tropischen Redensarten Gelegenheit gegeben haben. Man hub allmählich an, mehr zu denken, als man in der gewöhnlichen Sprache mit eigentlichen Worten auszudrücken vermöchte. Man nahm also in der Noth, eines von den bereits gewöhnlichen Wörtern; dessen Bedeutung aber der vorhabenden Sache etwas ähnlich war; und dieses brauchte man an statt eines eigenen. Z. E. Man wollte die Wirkung der Seele nennen, dadurch sie die verstandenen Sachen recht einsieht oder fasset. Es war aber noch kein Wort von solchen geistlichen Wirkungen vorhanden: darum borgte man

* Quintilian im VIII B. 6. Cap. sagt: Tropus est verbi, vel sermonis, a propria significatione in aliam, cum virtute mutatio.

man eins von dem Körper, und nannte es begreifen. Die Aehnlichkeit ist hier leicht zu finden: und so gieng es fast bey allen geistlichen Begriffen; wie denn auch das obige einsehen und fassen nur in verblümtem Verstande von der Seele gelten kann.

XI. §.

Allmählich aber merkte man an, daß auch Leute, die sonst von gewissen Dingen ganz wohl in eigentlichen Worten reden konnten, dennoch in gewissen Leidenschaften, die sie in einige Verwirrung setzeten, sich nicht gleich auf die gewöhnlichen Redensarten besinnen konnten; oder doch die Sachen etwas stärker, als gemeiniglich, ausdrücken wollten, und sich also verblümter Redensarten bedienten. Z. E. Man wollte sagen, einer sey so zornig, daß er des andern Tod wünsche, und zu befördern geneigt sey. Dieses sehr kurz und nachdrücklich zu sagen, sprach man: Er dürstet nach seinem Blute; oder er ist recht blutdürstig. Man weis nämlich, wie stark die Begierde zu trinken, in einem heftigen Durste ist. So bald man dieses wahrgenommen hatte, fieng man an, mit Fleiß die verblümten Redensarten zu suchen, und einen Zierrath der Rede daraus zu machen. Man gefiel auch den Zuhörern damit um so viel besser, je mehr man ihren Witz und ihre Scharfsinnigkeit damit beschäfftigte. Denn weil eine jede verblümte Redensart ihnen nicht nur eine, sondern zwo Sachen auf einmal, und überdem auch die Aehnlichkeit derselben in die Gedanken brachte: so gefiel es ihnen zum Theile, daß sie so vielerley auf einmal denken konnten; zum Theile aber auch, daß ihnen der Redner so viel Verstand zugetrauet hatte, seine verblümten Worte recht einzusehen. Sie gaben ihm daher das Lob einer sinnreichen Schreibart: und zwar mit Recht. Denn solche Ausdrückungen sind allerdings reicher an Sinn und Bedeutung, als die gemeinen Worte: und wer sie verstehen will, der muß mehr nachsinnen können, als wer nur eigentliche Redensarten vernehmen kann. Dadurch wurden nun die Tropen, als ein Mittel, die Schreibart schöner zu machen, in der

Redekunst eingeführet. Man sehe, was Cicero in seinem III. Gespr. von Rednern und Quintilian davon geschrieben haben.

XII. §.

Aristoteles wirft alle tropische Redensarten in eine einzige Classe, und nennet sie die Metaphore; das ist eine Uebertragung, oder Versetzung eines Wortes in eine neue Bedeutung. Dieses ist auch in der That das allgemeine, was in allen verblümten Redensarten stecket: man ändert nur den Sinn der Wörter. Allein die nachfolgenden Meister der Redekunst haben mit der Zeit genauer Achtung gegeben, und verschiedene andere Classen erfunden, die tropischen Redensarten einzutheilen. Sie haben, außer der Metaphore, die Metonymie, die Synekdoche, und die Ironie angemerket; die gewisser maßen von jener unterschieden sind. Die Metonymie heißt nichts anders, als eine Namenänderung; die Synekdoche ist ein Auszug, und die Ironie ist eine Spötterey. Andere sind auch damit nicht zufrieden gewesen, und haben noch mehr Arten hinzugesetzet, die sie Allegorie, Antonomasie, Tapeinosis, oder Litote, und Hyperbole oder Auxesis genennet haben. Alle diese Kunstwörter zu behalten und sie erklären zu können, das ist fast schwerer, als die verblümten Redensarten selbst zu erfinden, oder zu brauchen. Die Natur selbst, und ein lebhafter Kopf lehren einen jeden zu rechter Zeit tropisch reden; ob er schon die Namen der Tropen nicht weis. Man darf sie also in der Redekunst nicht deswegen vortragen, damit man sie machen lerne: nein, lange zuvor, ehe eine Rhetorik geschrieben worden, hat man schon verblümte Redensarten von allen Arten gemachet. Wir wollen sie nur unterscheiden und benennen lernen, damit wir in gewissen Fällen ohne Verwirrung davon reden können. Hernach pflegen ihrer viele Fehler darinn zu begehen: die man ihnen, ohne einen genauen Unterricht von allen verblümten Worten, nicht aus dem Sinne bringen kann.

Selbst

Selbſt diejenigen, die hierinn geſchickt ſind, verſehen ſich zuweilen, und begehen lächerliche Ausſchweifungen; die man durch gute Regeln im Zaume halten muß. Wir wollen alſo ein ganzes Regiſter von den tropiſchen Redensarten hieher ſetzen, und mit Exempeln erläutern: ob wir gleich eben ſo gut, als unſre Tadler, wiſſen, daß das Weſen der Beredſamkeit darinn nicht beſteht.

XIII. §.

Die erſte Art verblümter Redensarten iſt alſo die **Metaphore**. Dieſe enthält allemal in einem Worte ein Gleichniß: welches ſich aber zu der vorhabenden Sache, und zu den Abſichten des Redners genau ſchicken muß, wenn die Redensart gut ſeyn ſoll. Z. E. Fleſchier ſaget von dem Turenne:

> Er erblickte die Schlingen und Fallgruben, die ihm ſeine Vorurtheile bisher ganz verdecket hatten. Er fieng an mit Vorſichtigkeit und Furcht auf denen Irrwegen zu wandeln, darauf er einmal gerathen war.

Hier ſind viel metaphoriſche Wörter beyſammen. Die **Schlingen**, die **Fallgruben**, das **Verdecken**, die **Irrwege**, das **Wandeln** ſind lauter verblümte Ausdrücke. Keins hat ſeine gewöhnliche, ſondern eine neue Bedeutung; wegen der Aehnlichkeit mit den Sachen, davon der Redner handelt. Er redet aber von der Religionsveränderung des Marſchalls von Turenne; da er die reformirte Partey verlaſſen, und die römiſche angenommen. Sie ſind auch alle ſeiner Abſicht gemäß: denn ſie ſtellen die proteſtantiſchen Lehren unter lauter verhaßten Bildern vor. Damit man nun die **Metaphore** von einem **Gleichniſſe** unterſcheiden lerne: ſo iſt zu merken, daß jene weit verwägner iſt, als dieſes. Denn wenn das Gleichniß nur ſaget: die Stücke hätten wie ein Donnerſchlag geknallet; der Held hätte wie ein Leu gefochten; das Heer wäre dem Feinde ſo ſchnell, wie ein Adler ſeinem Raube, auf den Hals gekommen: ſo ſaget die **Metaphore** weit kühner: **Die ehernen Donner knallen**

leten; dieser Leu schlug alles nieder; dieser Adler überreitte seinen Raub. Man kann leicht sehen, daß in dieser Art sich auszudrücken, sehr was edles und erhabenes stecket.

XIV. §.

Quintilian theilet die Metaphore in vier Classen ein. I. Wenn man ein lebendiges Ding fürs andre nimmt. Z. E. Livius schreibt: Cato habe den Scipio oft angebellet. II. Wenn man ein lebloses Ding für das andre setzet. Z. E. Da ein Poet saget: Er wirft der Flotte Zügel an. III. Wenn man ein lebloses Ding für was lebendiges setzet. Z. E. Wenn man von einer verstorbenen Schönen sagete: Die Krone des Frauenzimmers ist abgefallen. IV. Wenn man die Redensart von lebendigen Dingen für was lebloses brauchet. Z. E. Cicero für den Ligar spricht:

> Was machte dein entblößtes Schwert, in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Leibe sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen?

Wenn man aber seine angefangene Metaphore länger fortsetzet, als in einer Redensart: so bekömmt sie den Namen einer Allegorie. Z. E. Fleschier schreibt bald nach der obigen Stelle:

> Wie oft hat er aus brünstigem Verlangen nach dem lebendigen und kräftigen Lichte, welches einzig und allein über die Irrthümer des menschlichen Gemüths triumphiret, zu seinem Heilande geseufzet: Herr, hilf daß ich sehen möge! Wie oft suchte er mit unvermögender Hand, die verdrüßliche Binde abzureißen, die seine Augen vor der Wahrheit verschloß!

Hier stellet der Redner seinen Helden, unter dem Bilde eines Blinden vor; und setzet die Vergleichung bis ans Ende fort. Er meynet aber die Unwissenheit in der römischkatholischen Lehre dadurch: welches denn seiner Absicht vollkommen gemäß ist.

XV. §.

XV. §.

Vermittelſt dieſer Metaphoren und Allegorien nun kann ein Redner ſeiner Schreibart einen großen Zierrath geben. Er kann von den ſchlechteſten Dingen, auf eine anſtändige und edle Art reden; er kann von einerley Sache, oft auf eine andre Art ſprechen, und dadurch den Ekel der Ohren vermeiden; er kann endlich dadurch ſeine Sprache bereichern, und da, wo ſie mangelhaft ſchien, ihr einen Ueberfluß zuwege bringen. Man nehme ſich nur in Acht, daß man große Dinge nicht mit Metaphoren, die von ſchlechten Dingen hergenommen worden, ausdrücke. Z. E. Einen Helden, den ich loben will, muß ich nicht mit einem Geyer oder Habichte vergleichen: dieſe Vögel ſind in keinem Anſehen. Ein Adler aber, und ein Falk werden für edler gehalten. Hergegen wenn ich etwas verachten will: ſo muß ich die Metaphore nicht von gar zu hohen, ſchönen oder vollkommenen Dingen entlehnen. Z. E. Den Cartouſche muß ich nicht, einen Phönix ſeiner Zeiten nennen; ob er gleich an Büberey nicht ſeines gleichen gehabt: denn dieſer Vogel ſteht in gar zu gutem Anſehen. Endlich muß eine Allegorie nicht aus einer Metaphore in die andre fallen; ſondern in einerley Gleichniſſe fortfahren. Z. E. Wenn Fleſchier ſchreibt:

> Die ehernen Donner, welche die Hölle zum Verderben der Menſchen erfunden hat, knalleten ſchon von allen Seiten.

ſo iſt die Allegorie von dem Donnerwetter beybehalten. Wenn er aber an ſtatt knalleten geſagt hätte, ſie brülleten: ſo hätte er alles verderbet; weil hier zweyerley Gleichniſſe, vom Donner, und von einem Leuen mit einander vermenget wären. Endlich ſo würde die Vermengung ungleicher Metaphoren lauter Räthſel zuwege bringen. Ariſtoteles giebt das Exempel: ich ſah einen Menſchen, der an eines andern Körper, Metall mit Feuer anklebete: d. i. der ihm Schröpfköpfe ſetzte. Hierinn pflegen es ſchwülſtige Scribenten leicht zu verſehen.

XVI. §.

XVI. §.

Die andere Art der verblümten Redensarten heißt die Metonymie, deutſch, der Namenwechſel, oder wie Longolius ſie genennet, das Namenlehn. Dieſelbe hat fünferley Arten unter ſich: denn man ſetzet zuweilen.

I. Die Urſache für die Wirkung. Z. E. Xenophon und Plato ſind angenehm zu leſen: oder wie Fleſchier ſaget: Gott allein iſt der Lohn chriſtlicher Tugenden.

II. Die Wirkung für die Urſache. So ſaget z. E. wiederum Fleſchier: man krönet ſich mit eigner Hand, man richtet ſich einen heimlichen Triumph an; und ſieht die Lorbern, die man mit Mühe geſammlet, und oft mit ſeinem eignen Blute befeuchtet hat, als ſein Eigenthum an.

III. Das Subject für das Adjunct. Z. E. Mosheim, in ſeiner Rede wider die Religionsſpötter, ſaget: Man meynet genug geſagt zu haben, wenn man eine Menge von Worten hervor ſtößt, die weder Salz noch Ordnung haben. Hier iſt das Salz genennet, und die Schärfe, als die Eigenſchaft deſſelben gemeynet. Dieſe Art der Metonymie begreift noch viel beſondere Arten unter ſich.

1) Das Enthaltende für das Enthaltene. Z. E. Fleſchier ſaget: Aber nichts war fürchterlicher anzuſehen, als da das ganze Deutſchland, dieſer groſſe und ungeheure Körper, alle ſeine Fahnen fliegen ließ, und an unſre Gränzen rückete. Denn er nennet das Land, und meynet die Völker, die darinn wohnen.

2) Der Beſitzer für das Eigenthum. Hiervon iſt im Deutſchen nicht leicht ein Exempel zu finden. Quinctilian geſteht, daß ſich außer den Poeten ſonſt nicht leicht jemand deſſen unterfängt; und führet Virgils bekanntes: Jam proximus ardet Ucalegon, an; welches auch bey uns wohl geſaget wird, wenn es heißt: Mein Nachbar iſt abgebrannt.

3) Der Feldherr für ſeine Soldaten. Z. E. Fleſchier ſaget: Er marſchiret drey Tage, ſetzet über drey Ströme, findet den Feind, greift ihn an, und machet ihm viel zu ſchaffen. Hier wird von dem Marſchalle von Turenne das geſaget, was doch ſein Kriegsheer gethan hat.

4) Das

4) Das Bezeichnete für sein Zeichen. Z. E. Man saget bey dem Anblicke eines Bildes; das ist Opitz; das ist Canitz; und nennet also den Mann, da es doch nur ein Gemälde von ihm ist.

5) Die Sache, die in der Zeit geschieht, für die Zeit selbst. Z. E. Demosthenes in seiner ersten philippischen Rede saget: Die Jahreszeit anlangend, wenn ihr unter Segel gehen, und eine Landung unternehmen sollet, das wird leicht zu ermessen seyn; nämlich wenn die Winde nach der Gegend wehen, und wenn von den Kaufmannsschiffen nichts zu besorgen ist. Denn ohne Zweifel meynet er den Frühling und Sommer.

IV. Das Adjunct anstatt des Subjects, und zwar

1) Das Enthaltene fürs Enthaltende. Z. E. Man saget: Er ist in die ewige Ruhe eingegangen, und meynet in den Himmel, darinn sie anzutreffen ist. Es heißt: er lebet im Schulstaube, und meynet die Schule, darinnen der Staub zu seyn pflegt. Er vertreibet sich die Zeit mit dem Lateine; das ist, mit den Büchern, die darinn geschrieben sind, u. d. gl.

2) Das Zeichen für das Bezeichnete. Z. E. Gundling saget von seinem Könige: er zeiget, daß er, wie der Bienenkönig keinen Stachel, und wie der Delphin keine Galle habe; d. i. keinen Zorn und keine Rachgier, deren Zeichen jene sind.

3) Die Zeit für die Sachen, die darinnen geschehen. Z. E. Wenn Cicero saget: O tempora! O mores! Wenn man die Zeiten eisern nennet, und dadurch die bösen Leute, und ihre Sitten verstehet. Imgleichen wenn dort Jakob saget: die Zeit seiner Wallfahrt sey wenig und böse.

4) Die Tugend oder das Laster, für diejenigen, die demselben ergeben sind. Z. E. Fleschier saget: Das Glück, das von allen gelobet wird, und am allerbescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boshaften Gemuthsneigung (dem Neide) befreyen können. Hier ist die boshafte Gemüthsneigung, oder der Neid, als ein Laster, anstatt der neidischen Leute gebrauchet.

5) Der Affect für den Gegenstand desselben. So saget Fleschier: der Verlust eines einzigen Mannes ist eine allgemeine

gemeine Trübsal: da er doch nur die Ursache und Veranlassung dazu gab. Eben so wäre es, wenn man den Prinzen Eugen das Schrecken der Türken, und die Furcht der Franzosen nennen wollte. Hieher gehöret auch

V. Die Metalepsis, der Zustandswechsel, und dieser ist zweyerley:

1) Das Vorhergehende fürs Nachfolgende. Z. E. Man saget: er hat gelebet, anstatt er ist gestorben: er ist reich gewesen, für, er ist verarmet: er hat wohl studiret, anstat, er ist sehr gelehrt: er hat nichts gelernet, anstatt, er versteht nichts.

2) Das Nachfolgende fürs Vorhergehende. Er hat nicht viel vergessen, anstatt, er hat nicht viel gelernet: er wird seinen Erben die Processe ersparen; das ist, er verzehret alles, was er hat: er wirds nicht lange machen; das heißt, er ist todtkrank.

XVII. §.

Zum dritten kömmt die Synekdoche, oder der Auszug, wie Longolius sie benennet *. Man zählet insgemein folgende Arten dazu:

I. Das Ganze anstatt des Theiles. Z. E. Mosheim schreibt auf der 1075. S. des III Th. f. h. R.. Diesem Geiste der Lügen ist daran gelegen, daß dergleichen gottlose Meynungen nicht in der Seele eines einigen, oder etlicher weniger von seinen Unterthanen bleiben; sondern in der Welt, zum Untergange vieler Tausende ausgebreitet werden. Hier wird doch durch die Welt nur das menschliche Geschlecht, und noch wohl lange nicht das ganze verstanden.

II. Der Theil anstatt des Ganzen. Z. E. Man saget die Klinge, und meynet den Degen. Man nennet die Faust eines Helden, und meynet den ganzen Arm. Man spricht auch: unsere Mauren sind sicher, unsere Thore sind voll Friedens; und meynet doch die ganze Stadt und ihre Bürger. Man verspricht jemanden: seine Thüre solle ihm allezeit offen stehen; und versteht das Haus u. d. gl.

III. Die

* Quintilian sagt: Quidam συνεκδοχην vocant, quum & id in contextu sermonis, quod tacetur, accipimus. L. VIII. c. 6.

III. Die Gattung anſtatt einer Art. Z. E. Wir haben Früchte, Kraut oder Wurzeln gegeſſen, und man meynet doch beſondere Arten des allen. Die Gelehrſamkeit iſt mein Zeitvertreib; da es doch nur eine beſondere Art der Wiſſenſchaften iſt.

IV. Die Art anſtatt der Gattung. Z. E. Der tockayer oder champagner Wein hat es gethan; d. i. der Wein überhaupt. Die Thaler ſind ausgeflogen; das iſt, das Geld. Er hat kein Hemde auf dem Leibe; das iſt, keine Kleidungen. Er hat Haus und Hof verzehret; das iſt, ſein Vermögen.

V. Die einzelne Zahl anſtatt der mehrern. Z. E. Mosheim ſchreibt auf der 659 Seite ſeiner heil. Reden:

> Sie (die Begierden) machen Götzen aus den Geſchöpfen die unſrer Erhaltung dienen; und dienen oft einem Staube mehr, als dem Herrn der Herrlichkeit. Verkehrtes Herz!

Und doch meynet er viele Herzen.

VI. Die mehrere Zahl anſtatt der einzelnen. Z. E. Mosheim auf der 677 Seite:

> Könnten wir die Ströme von Blut abbilden, die jene erſte Zeugen unſers Erlöſers vergoſſen! Könnten wir ihr Blut heute für euch redend machen, eure Halsſtarrigkeit zu beſchämen! Könnten wir ihre Unruhe, ihre Schmach, ihre Leiden, ihre Martern mit den rechten Worten vorſtellen!

Und doch meynet der Redner ſich allein.

VII. Eine gewiſſe Zahl für die ungewiſſe. Z. E. Gundling in ſeiner Lobr. auf den König in Pr.

> Kluge Leute haben ſchon längſt Spanien beklaget: daß darinnen über eine Million Pfaffen ſich aufhielten, welche bey ihren ſtarken Bäuchen nichts arbeiten; und bey ihren mannfeſten Schultern nichts anders thun, als daß ſie Tag und Nacht plerren und ſchreyen.

VIII. Eine gerade Zahl für eine ungerade, die entweder größer oder kleiner iſt. Z. E. Gundling ſaget eben daſelbſt:

> Churfürſt Friedrich Wilhelm der Große hat, unter andern Erinnerungen, auch dieſe ſeinen weiſen Nachfolgern hinterlaſſen: daß ſie mitten im Frieden den Degen angürten, und ſich je-

jederzeit nicht anders ſtellen ſollten, als wenn ſie mit 24 bis 30000 ſtreitbaren Soldaten ins Feld ziehen wollten.

IX. Ein eigener Namen anſtatt einer gemeinen Benennung. Z. E. Wenn man einen Helden den Alexander ſeiner Zeiten; den hochſel. König in Pohlen, den deutſchen Herkules; den Herrn von Leibnitz, einen Plato oder Pythagoras der Deutſchen hieße.

X. Eine gemeine Benennung für einen eigenen Namen. Z. E. Fleſchier ſaget von dem Marſchalle von Turenne:

> Es ſollte ein Haupt koſten, welches ein jeder von uns, durch ſein eigenes hätte retten wollen.

Und bald darauf:

> Die ſterbenden Väter ſchicken ihre Söhne, den entſeelten Feldherrn zu beweinen: anſtatt, den Marſchall von Turenne zu beweinen.

NB. Dieſe beyden letztern Arten, werden ſonſt Antonomaſien genennet.

XVIII. §.

Endlich werden zur Synekdoche auch noch die Hyperbole, und Litote gerechnet. Jene iſt eine Vergrößerung; dieſe aber eine Verkleinerung des Dinges, davon die Rede iſt. Sie ſagen alſo entweder mehr, oder weniger, als in der That wahr iſt; und beſtehen alſo allemal aus einer Unwahrheit. Doch iſt die Abſicht dabey nicht, die Zuhörer zu betrügen, oder in Irrthum zu ſtürzen. Man muß auch die Unwahrheiten allezeit ſo einkleiden, daß man die Wahrheit dadurch gewahr werde, und den Zuſatz, oder die Verminderung merken könne. Nun bedienen ſich zwar die Poeten dieſer Vergrößerungen und Verkleinerungen viel häufiger, als die Redner: allein ſie ſind auch im gemeinen Leben ſehr gebräuchlich. Z. E. Einen magern Menſchen zu beſchreiben, ſaget man: er hat nichts, als Haut und Knochen. Einen Armen anzuzeigen, ſpricht man: er hat keinen Häller. Einen großen Menſchen nennet man einen Rieſen, und einen kleinen, einen Zwerg; obgleich beyde noch ziemlich mittelmäßig ſind. Cicero ſaget von dem Verres recht hyperboliſch:

Es befand sich eine ziemliche Zeit in Sicilien, nicht etwa jener Dionysius, auch nicht Phalaris; sondern ein neues Ungeheuer, ein Abkömmling von derjenigen Grausamkeit, die vorzeiten daselbst ihren Aufenthalt gehabt. Denn ich glaube, daß weder Charybdis noch Scylla den Schiffen jemals so gefährlich gewesen, als eben dieser.

Hierbey ist zu merken, daß man eine gewisse Mäßigung zu brauchen Ursache habe; damit man die Sache weder gar zu groß, noch gar zu unmenschlich klein mache. Die Panegyristen versehen es hierinn gemeiniglich, wenn sie die Großen dieser Welt auf eine unvernünftige Weise erheben. Da ist alles übermenschlich, unaussprechlich, ja göttlich: wie z. E. Lehms immer von einem Götterhause, von irdischen Göttern, von der spanischen Welt. u. s. w. redet. Ja die heutigen Dichter und Redner werden mit ihrem göttlichen, welches sie überall verschwenden, zu rechten Gotteslästerern. Königsdorf, in seiner Lobrede auf den Kaiser Leopold, nennet ihn den Atlas, der bisher die sinkende Welt aufgehalten. Er saget: der Ocean sey mit so vielem Blute gefärbet worden, daß er dem rothen Meere seinen Namen streitig machen können, u. d. gl. Ja man hauet oft zehn alte Helden in die Pfanne, um einen einzigen neuen daraus zusammen zu schmelzen: welcher Fehler denn entweder lächerlich wird, oder doch bey allen Vernünftigen einen Ekel erwecket.

XIX. §.

Wir kommen endlich auf die Ironie, oder auf die Verspottung, als die vierte Gattung der verblümten Redensarten. Auch hier hat es Statt, daß die Wörter neue Bedeutungen bekommen: indem man in der Ironie gerade das Gegentheil von dem saget, was man denket. Der Zuhörer muß es aber aus den Umständen schon wissen; oder aus dem Tone der Sprache abnehmen können, wie es gemeynet ist. Z. E. Wenn man einen Verzagten, einen Achilles; einen Einfältigen, einen andern Ulysses; einen Häßlichen, einen andern Adonis nennen wollte. Imgleichen, wenn man einen un-

nützen Menſchen eine Stütze der Republik; einen laſterhaften die Krone der Ehrbarkeit hieße. Man theilet aber die Ironie in etliche Arten, und da heißt die erſte.

I. Sarcaſmus, das Hohngelächter, iſt ein ſehr giftiges und beißendes Geſpött, gegen einen Sterbenden. Z. E. dienet die Schmähredе der Juden gegen Jeſum am Kreuze: Wie fein brichſt du den Tempel ab, und baueſt ihn in dreyen Tagen? Nun! ſteig herab vom Kreuze ꝛc.

II. Diaſyrmus, das Durchziehen, wird gegen einen noch lebenden Feind als eine Spötterey ausgeſtoßen; wie z. E. Cicero den Clodius anredet: Deine Redlichkeit hat dich entſchuldiget! glaube mir, deine Schamhaftigkeit hat dich errettet! dein voriges Leben hat dich erhalten!

III. Mimeſis, das Nachſpotten, iſt eine ſpöttiſche Wiederholung der Worte deſſen, den man verſpotten will. Z. E. Es hätte jemand geſagt: Bin ich nicht ein ehelicher Mann? und man antwortete darauf: Ja, ein ehrlicher Mann!

IV. Charientiſmus. Iſt eine höfliche ſpaßende Antwort, auf eine harte Rede. So ſagete jener alte Held, auf den Einwurf: daß die Perſer mit ihren Pfeilen die Sonne verdunkeln würden: Deſto beſſer! ſo werden wir im Schatten fechten können.

V. Aſteiſmus. Iſt ein artiger Scherz, zur Verkleinerung ſeiner ſelbſt, als z. E. wenn Cicero in einem Schreiben an Brutus ſaget: Wir habens dem Volke weiß gemacht, daß wir Redner wären.

Doch dieſer ironiſchen Arten, ſich auszudrücken, kann ſich heute zu Tage ein Redner ſelten bedienen; da man ſelten mit Gegnern zu ſtreiten hat, derer man füglich ſpotten könnte. Doch, daß es nicht unmöglich ſey, dieſelben zuweilen zu brauchen, zeiget das Exempel des Herrn Kanzlers von Mosheim, der, in ſeiner Rede von der Thorheit der Religionsſpötter, ſich derſelben mit beſonderer Geſchicklichkeit bedienet hat.

XX. §.

Von allen dieſen verblümten Redensarten überhaupt, muß ich noch einmal die Regel geben: daß man ſie zwar brauchen, aber

aber nicht misbrauchen müſſe. Eine Schreibart, die davon ganz entblößet iſt, wird gar zu mager ausſehen: die aber gar zu ſehr damit beſchweret iſt, ſieht gar zu ſchwülſtig und hochtrabend aus. Dieſes iſt nämlich die Quelle aller Scribenten, die auf Stelzen gehen, die niemals natürlich denken oder ſchreiben; ſondern lauter ſeltſame und ausſchweifende Redensarten brauchen. Sie ſuchen mit Fleiß die allerunerhörteſten Gleichnißreden auf. Sie finden Aehnlichkeiten, wo der hundertſte keine ſehen kann: alles nennen ſie anders, als andere Leute; alles kömmt ihnen größer, oder kleiner vor, als andern Menſchen. Die gemeinſten Dinge werden unerhört und fremde, wenn ſie aus ihrem Munde gehen. Kurz, wenn ſie am ſchönſten zu reden meynen; reden ſie ganz phantaſtiſch: und wenn ſie ſich recht zierlich ausdrücken wollen, ſo ſind alle ihre Sätze lauter Räthſel. Die Spanier und Italiener haben auch einige der Unſern dazu verführet: und ihre Schule hat eine gute Weile in Deutſchland gedauret. Zum Exempel mag folgendes dienen, das in der Sammlung auserleſener Reden auf der 45. S. ſteht:

> Doch der Glanz des Purpurs hatte ihm dergeſtalt unter die Augen geleuchtet, daß er den türkiſchen Bluthund Solymann reizte, deſſen erblaßte Röthe in Chriſtenblut zu färben. Dieſe Afterſonne entlehnte nunmehr ihr Licht von dem türkiſchen Monden. Dieſer gieng in dem ungariſchen Königreiche blutroth auf, und ſein entſetzlicher Lauf erſtreckete ſich bis an das Herz der kaiſerlichen Erblande. Er erregte viel ein größer Ungeſtüm auf dem chriſtlichen Boden, als das natürliche Geſtirn in ſeiner Fülle auf dem Ocean: und dieſe blutige Fluth drang an die öſterreichiſche Hauptſtadt Wien. Hier hatten die ottomanniſchen Zirkel ein Ende, und die Macht des erzürnten Solymanns fieng wieder an den Krebsgang zu gehen ꝛc.

XXI. §.

Noch zweyerley Gattungen von Worten ſind übrig zu betrachten, ehe wir dieſes Hauptſtück ſchließen; und zwar erſtlich die ſynonymiſchen Redensarten. Es fraget ſich nämlich,

ob auch ein Redner die gleichgültigen Ausdrückungen brauchen solle? und ob darinn ein besonderer Reichthum seiner Sprache bestehe, daß er einerley Begriff auf vielerley Art zu verstehen geben kann? Nun ist es zwar überhaupt gewiß, daß es kaum zwey vollkommen gleichviel bedeutende Wörter in einer Sprache giebt. Man versuche es in Exempeln, so wird man finden, daß immer das eine Wort mehr, oder weniger andeutet, etwas edlers oder etwas niedrigers zur Nebenbedeutung hat, als das andere. Z. E. Hand, Faust, Arm, und Schulter bedeuten nicht einerley. Kopf, Haupt, Scheitel, und Nacken sind auch sehr unterschieden, und können nicht überall ohne Unterscheid gebrauchet werden. Fuß, Ferse, Schenkel, Bein und Knie sind gleichfalls mit einander verwandt, aber darum nicht einerley. Leib, Körper, Rumpf, Rücken und Bauch sind ebenermaßen sehr unterschieden. Folglich ist es denn nicht gleichviel, welches ein Redner brauchet. Allein gesetzt, es gäbe Gelegenheiten, wo man gewisse Wörter für gleichgültig ansehen könnte: so wäre es doch nicht rathsam, sie alle zugleich zu brauchen. Z. E. ersuchen, bitten, anflehen, und seufzen, scheinen zwar fast einerley zu seyn: allein wie würde es klingen, wenn man sie zugleich brauchen wollte? Die Urtheilskraft muß einen Redner lehren, wo sich dieses oder jenes am besten hin schicket. Ließen sich aber ja zwey Wörter zugleich brauchen, die dem Grade nach, mehr oder weniger bedeuten: so müßte man allezeit das schwächeste voran, das stärkeste aber hinterher setzen. Z. E. Ich bitte und flehe dich an, das zu thun. Ich versichere dich, und betheure es hoch! Ich ermahne und beschwere dich bey allem, was dir lieb ist, deine Lebensart zu ändern.

XXII. §.

Die andre Art sind die Beywörter, die man sowohl den Nennwörtern als den Zeitwörtern beyzufügen pflegt, ihre Bedeutung zu bestimmen. Z. E. Ein Mensch, ein vernünftiger, ordentlicher, sterblicher Mensch; leben, ver-

vernünftig, klüglich, armselig, tugendhaft leben. Nun fraget es sich, ob man dergleichen Beywörter in der Schreibart sehr nöthig brauche? Viele bilden sich ein: dadurch sey eben der Ausdruck eines Redners von der gemeinen Sprache unterschieden; daß jener mit häufigen Beywörtern prange, dieser aber davon entblößet sey. Daher beschweren sie alle ihre Nennwörter und Zeitwörter mit unzähligen solchen Zusätzen, und erweitern dadurch ihre Perioden nicht wenig. Wenn es einem Redner nur um ein weitläuftiges Geschwätze ohne Nachdruck, und einem Scribenten nur um viele Bogen voller Nichts, zu thun wäre: so möchte dieses gelten. Allein es verhält sich ganz anders damit. Die Beywörter bedeuten die Eigenschaften und zufälligen Beschaffenheiten der Dinge. Wenn es nun dem Redner um diese, oder jene Eigenschaft oder Beschaffenheit der Dinge, ausdrücklich zu thun ist: so muß er freylich das dazu erforderliche Beywort nicht vergessen. Z. E. Gundling schreibt in der oft gerühmten Rede:

> Wir verachten unsere eigenen Waaren, und verlieben uns in dasjenige, was andre Völker daraus durch ihre Kunst erzwingen. Wem gefällt doch ein deutsches Tuch? ein einheimischer Zeug? ein bey uns gemachter Stoff, Hut oder Strumpf?

Hier sieht man, wie der Redner die Beywörter nicht zum Ueberflusse, sondern aus Noth gebrauchet hat, weil es sein Satz also erfoderte. Und dieses ist folglich die Richtschnur der Stilisten: man brauche Beywörter, wenn die Absicht der ganzen Rede sie erfodert; und man lasse sie weg, wenn man sie nicht vermissen würde.

XXIII. §.

Hiervon noch mehr überzeuget zu werden, so wollen wir eine Rede von guter Art nehmen, und überall, wo der Redner keine Beywörter gebrauchet hat, eines hinzusetzen; wie dieses gewisse Schullehrer, in ihren deutschen Rhetoriken, erfodert haben: so wird man sehen, was für ein abgeschmack-

tes Wesen daraus entsteht. Es sey solches die kanitziſche Rede, auf die brandenburgiſche Churprinzeßinn, aus dem Hause Hessen. Sie fängt an:

> Fürsten sterben zwar eben so, wie alle Menschen; doch haben sie auch zu solcher Zeit, vor andern ein großes voraus. Was ihr Tod nach sich zieht, giebt nicht nur eine Veränderung in einem Hause, oder Geschlechte, sondern zugleich in unzählich vielen Seelen. Man weis, daß oft, durch das Absterben eines einzigen hohen Hauptes, die Welt in solche Unordnung gesetzet worden, daß aller Menschen Klugheit und Macht dieselbe kaum wieder zurechte bringen können. Es sind die Zeugnisse davon, in mehr als einem Reiche und Lande, mit Blut und Thränen angeschrieben: und wenn es ungewiß ist, ob Gott, ihren Fall vorher anzudeuten, Cometen am Himmel aufstecket; so ist doch dieses gewiß, daß von ihrem Falle, oft ein großer Theil des Erdbodens erschüttert wird.

So vernünftig, gesetzt und männlich nun alle Sätze dieses Redners klingen, wenn sie gleich fast von allen Beywörtern entblößet sind: so ungereimt, frostig und kindisch würde es klingen, wenn man alle Sätze mit unnöthigen Beywörtern aufblasen wollte: z. E.

> Mächtige Fürsten sterben zwar eben so, als alle hinfällige Menschen; doch haben sie, auch zu solcher traurigen Zeit, vor andern ein großes voraus. Was ihr schmerzensvoller Tod nach sich zieht, giebt nicht nur eine erstaunende Veränderung in einem thränenvollen Hause oder beraubten Geschlechte; sondern zugleich in unzählich vielen höchstbestürzten Seelen. Man weis, daß oft, durch das plötzliche Absterben eines einzigen glorwürdigen hohen Hauptes, die erschrockene Welt in solche unaussprechliche Unruhe gesetzet worden: daß aller sterblichen Menschen vereinigte Klugheit und angewandte Macht sie nicht vollkommen wieder zurecht bringen können. Es sind die kläglichen Zeugnisse davon, in mehr als einem bejammernswürdigen Lande, mit purpurrothem Blute und heißen Thränen, aufs deutlichste angeschrieben ꝛc.

Doch ich kann mich nicht überwinden, dieser lächerlichen Schreibart länger nachzuahmen. Will man dagegen sagen, daß

daß vielleicht niemand im Ernſte ſo thöricht ſeyn würde, dergleichen überflüßige und unnütze Beywörter zu brauchen: ſo kann ich dieſen Einwurf gleich, mit der oft angezogenen lehmiſchen Rede widerlegen; daraus ich in dem folgenden, noch mehr als ein Exempel anführen werde. Ja auch neuere Stiliſten haben in ihren Lob-Reden und Zueignungsſchriften, ſehr oft damit geſündiget. S. Birnbaums und Corvins Reden.

Das XIV. Hauptſtück.

Von den Perioden und ihren Zierrathen, den Figuren.

I. §.

Eine Periode iſt eine kurze Rede, die einen völligen Verſtand hat. Die natürliche Nothwendigkeit, im Reden Athem zu holen, ſcheint die Redner und Schreiber zuerſt darauf gebracht zu haben, daß ſie ihren Vortrag in gewiſſe Theile abgeſondert, die an ſich ſelbſt ſchon verſtändlich wären, und dabey man etwas ſtille halten könnte; ohne der Meynung des Scribenten, oder des Redenden, einigen Abbruch zu thun. Die alten Lateiner hießen einen ſolchen Satz *Verſum*, nach Art der Poeten, die eine jede Zeile ihrer Gedichte ſo nannten, dabey ſie wieder mit dem Griffel umkehrten, und von forne zu ſchreiben anfiengen. Daher ſchreibt Cicero im III. Geſ. vom Rednern Cap. 44.* „Die

* Verſus enim veteres illi, in hac ſoluta oratione propemodum, hoc eſt, numeros quosdam nobis eſſe adhibendos, putaverunt. Interſpirationis enim, non defatigationis noſtræ, neque librariorum notis, ſed verborum & ſententiarum modo, interpunctas clauſulas in orationibus eſſe voluerunt; idque princeps Iſocrates inſtituiſſe fertur, ut inconditam antiquorum dicendi conſuetudinem, delectationis atque aurium cauſſa, numeris adſtringeret.

„Alten hätten dafür gehalten, man müßte auch in unge„bundener Rede, bey nahe Verſe machen, das iſt, einen ge„wiſſen Wohlklang beobachten. Denn ſie foderten, daß „im Reden gewiſſe Ruheſtellen zum Athemholen ſeyn ſollten; „die nicht nur durch unſre Ermüdung im Ausſprechen, auch „nicht durch die Zeichen der Abſchreiber; ſondern durch das „eigene Maaß der Wörter und Gedanken abgetheilet wären. „Und dieſes ſoll vornehmlich Iſokrates eingeführet haben, „damit er die ungeſchlachte Art der Alten im Reden, den „Ohren zu gefallen, angenehmer und wohlklingender machen möchte. Dieſe Stelle nun redet zwar auch von dem Wohlklange der Perioden: doch ſieht ein jeder, daß die Periode ſelbſt nicht ausgeſchloſſen iſt. Denn er will, daß in ganzen Reden clauſulæ interſpirationis ſeyn ſollen, und zwar ſolche, die verborum & ſententiarum modo, durch das Maaß der Worte und Gedanken; nicht aber nur durch die Zeichen der Schreiber, abgetheilet wären. Was ſind nun dieſes anders als Perioden? Die Alten ſind in dieſer Kunſt noch ungeübet geweſen. Sie redeten und ſchrieben in einer unabgetheilten, ſtets aneinander hangenden Rede, ohne an einem andern Orte Athem zu holen, als wo er ihnen von ungefähr vergieng; der Verſtand mochte nun daſelbſt geendiget ſeyn, oder nicht: bis Iſokrates dieſen Misbrauch abgeſchaffet, und die Griechen periodiſch ſchreiben gelehret.

II. §.

Und in der That lehret es die Erfahrung, wie ungereimt, verdrüßlich und dunkel eine Schrift oder Rede klingt, die in keine Perioden abgetheilet iſt. Man ſieht dieſe Art zu ſchreiben, bey den Halbgelehrten noch hier und da, die ſich dem Strome ihrer Phantaſie überlaſſen, und von demſelben in einer Menge von Worten hingeriſſen werden, darinn ſie kein Ende finden können. Sie hängen an einen jeden einfachen Gedanken, einen Zuſatz nach dem andern; und flechten unzählige Umſtände, Einſchränkungen, Bedingungen Folgerungen und Anmerkungen verwirrt durch einander, daß man

man ſich darinn wie in einem Labyrinthe verirret, und endlich gar nicht mehr weis, was ſie haben wollen. Die Juriſten ſind insgemein in ihren gerichtlichen Aufſätzen dieſem Fehler unterworfen: aber es giebt auch wohl Leute, die ſich für geiſtliche und weltliche Redner halten, und es doch nicht beſſer machen. Ja was das lächerlichſte iſt, auch ſolche eingebildete Kunſtrichter, (Critici) die ſich für große Sprachverſtändige, für Verfechter der lateiniſchen Reinigkeit und Zierlichkeit ausgeben, haben noch dieſe inconditam antiquorum dicendi conſuetudinem, wie Cicero ſchreibt, an ſich; indem ſie ganze dichte Blätter, ja Bogen vollſchreiben, ohne jemals einen Punct zu machen. Wie ſeltſam eine ſolche Schreibart ausſieht, das kann ich nicht beſſer, als durch folgendes Exempel darthun. Es iſt aus dem erſten Theile des Biedermannes auf der 177 S. genommen.

Wie, welchergeſtalt und was maßen neulich Eu. Hochedl. an einem, und einer von deroſelben geſchickten Correſpondenten am andern Theile, in einem von dieſem letztern abgefaßten, von ihnen hergegen in ihren Blättern ans Licht geſtellten Briefe, den ſeit undenklichen Zeiten, in allen kaiſerlichen, königlichen, und fürſtlichen Kanzelleyen, auch auf Rathhäuſern und Gerichtſtuben in Städten, wie nicht weniger bey Juriſtenfacultäten und Schöppenſtühlen angenommen, völlig eingeführten, und durchgängig bey jedermännlichen approbirten, auch ſonſt gar üblichen Kanzelley und Hof-Stilum, unbefugter, ja recht unverantwortlicher weiſe anzutaſten, und zu verkleinern, ſich ganz widerrechtlich erkühnet und unterſtanden; ſolches wir verhoffentlich ihnen und allen dero wertheſten Leſern, wes Standes, Alters und Geſchlechts ſie ſeyn mögen; überall, wo ihre Schriften bisher hingekommen, noch in friſchem Gedächtniſſe und gutem Andenken ſchweben; anerwogen die ſo freventliche Begünſtigung eines, das bonum publicum ganzer Staaten, Länder und Städte, die Wohlfahrt ſo vieler bey den Kanzelleyen und was dem abhängig, engagirten rechtſchaffenen Leute, ſo vieler anderer Secretarien, Copiſten und Schreiber voritzo nicht zu gedenken, ſo nahe angehenden alten Herkommens, durch deſſen Abſtellung gewiß ſo mancher ehrliche Menſch ſein Stück Brod verlieren, mancher in Rechtsproſſe verwickelte Kläger und Beklagte hingegen,

die

die Hälfte seines Geldes in der Tasche behalten würde, (welches doch, der bisherigen Gewohnheit nach, für höchst unbillig zu halten wäre) nothwendig zum Ruin der Republik, und zur Wiederherstellung einer, Gottlob! längst abgeschafften, pedantischen, und auf Akademien, bey den Herren Gelehrten allein, herrschenden Schreibart, abzielen, und, wo diesem verwägenen Unternehmen nicht bey zeiten gesteuret wird, nothwendig und unfehlbar gereichen dörfte; Wann dann ꝛc.

Wie nun dieses allererst die kleine Hälfte eines weit längern Satzes ist; also kann man leicht denken, wie das übrige klingen muß. Gleichwohl könnte diese große Weitläuftigkeit erspart worden seyn, wenn der Verfasser hätte schreiben wollen:

Mein Herr, sie haben letzlich ein Schreiben drucken lassen, darinn die Kanzleyschreibart verworfen wurde; und zugleich die Liebhaber derselben eingeladen, die Vertheidigung derselben zu übernehmen ꝛc.

III. §.

Nunmehr wird man im Stande seyn, zu urtheilen, ob der so genannte Hof- und Kanzley-Stilus, womit sich gewisse Leute so breit machen, dasjenige große und einzige Muster sey, das sich vernünftige Scribenten zur Nachahmung vorzustellen haben? Wer kann doch in gewissen Zeitungen die regenspurgischen Reichsangelegenheiten, und die deswegen verfertigten öffentlichen Schriften, ohne Verdruß und Ekel durchlesen? Gleichwohl bilden sich insgemein die deutschen Kanzellisten, wer weis wie viel darauf ein; und verachten alles, was nicht so weitschweifig, athemraubend, und verwirrt aussieht und wirklich ist. Allein dieses ist kein Wunder. Die meisten unter ihnen haben keinen Fleiß auf ihre Muttersprache gewandt, die freyen Künste nicht gelernet, und die Regeln der guten Schreibart so wenig, als die Kunst wohl zu denken, gefasset. Sie sind Copisten und Schreiber gewesen: die aus der bloßen Uebung den alten Schlendrian der Kanzelleyen gelernet, und die schlimmen Muster der Alten eher zu verschlimmern, als zu verbessern, geschickt geworden. Was

man

man nun von Jugend auf gelernet, womit man sein Brod verdienet, und was alle andre Leute von dieser Lebensart auch nicht besser machen, das vertheidigt man hernach bis an sein Ende. Es würde ja vornehmen, alten und erfahrnen Secretarien eine Schande seyn, von geringern, jungen und in Welthändeln unerfahrnen akademischen Lehrern oder Schulmännern, die man allesammt mit dem verächtlichen Namen der Schulfüchse abfertiget, etwas anzunehmen!

Vel quia turpe putant, parere minoribus; aut, quæ
Imberbes didicere, senes perdenda fateri. *Horat.*

Sie sollten sich aber nur ein wenig in Frankreich umsehen, wo die geschicktesten Hofleute, als Büssi Rabütin, St. Evremond, u. a. m. eine ganz andre Schreibart in ihrer Gewalt gehabt und gebrauchet haben; als die elenden Kanzellisten in Paris, in den königlichen Edicten, Befehlen, Rescripten und Patenten zu brauchen pflegen: wie man in so vielen Büchern, wo königliche Befreyungsbriefe stehen, gedruckt wahrnehmen kann.

IV. §.

Doch indem wir eine periodische Schreibart einem jeden bestens angepriesen haben: so wollen wir damit nicht behaupten, man müsse lauter kurze Sätze, von sehr wenigen Worten, als so viel Orakelsprüche, abfassen. Nein, dieses würde freylich gar zu gezwungen heraus kommen, und nichts, als so eine gebrochene, kraftlose Rede zuwege bringen, die an dem Seneca mit Rechte getadelt, und lat. arena sine calce, genannt worden; deutsch aber Häckerling heißen könnte. Die Poeten machen zwar alle ihre Verse gleich lang, wenn sie ein Gedicht machen; die Redner aber dörfen und müssen sich in ihren Perioden so sehr nicht zwingen; ob sie gleich die Kunst periodisch zu schreiben, und einen Wohlklang zu beobachten von ihnen gelernet haben. Die Ursache ist leicht zu finden. Eine gar zu große Gleichförmigkeit der Sätze erwecket dem Gehöre des Lesers oder Zuhörers einen Ueberdruß: und die Abwechselung

lung längerer und kürzerer Perioden iſt weit angenehmer und ungezwungener. Man vermiſche alſo in ſeiner Rede und in ſeinen Aufſätzen die Perioden ſo, daß bald etliche kurze, bald etliche mittelmäßige kommen, bald auch wohl ein recht langer mit unterlaufe, dabey man etliche mal Athem holen muß: denn überhaupt zu reden, ſo iſt auch dieſes kein Fehler, wenn es nur nicht gar zu oft kömmt. Man nehme ſich nur in Acht, daß auch dieſe langen Sätze; ſich ſo bequem in gewiſſe Stücke zerfällen, daß man jedes davon für ſich, in einem Athem herſagen kann. Sonderlich aber können die langen Perioden oft, in der Hitze eines heftigen Affects, eine gute Wirkung thun: wie der Anfang von Cicerons I catilinariſchen Rede ſattſam zeiget. Es gehöret aber alsdann auch eine ſtarke Bruſt, und ein langer Athem dazu, der mit genugſamer Heftigkeit alles mit einander herausſtoßen, und bis ans Ende aushalten kann.

V. §.

Man hat wahrgenommen, daß die kurzen Perioden nur einen logiſchen Satz in ſich faſſen: der entweder nur ein Subject und ein Prädicat, oder zu einem Subjecte zwey Prädicate, oder zu einem Prädicate zwey Subjecte hat. Dieſe Perioden nennt man noch einfache, und folgende Exempel können dieß erläutern. Z. E. Cic. für den Lig.

> Dem Tubero fiel ſein Loß, als er abweſend war, ja krank darnieder lag. Er hatte ſich vorgenommen, ſich zu entſchuldigen. Dieſes weis ich, wegen meiner Blutsfreundſchaft mit dem Tubero.

Dieſes ſind drey einfache Perioden, mit einem Subjecte und einem Prädicate. Er fährt fort:

> Denn wir ſind zu Hauſe mit einander unterrichtet, im Felde Kameraden geweſen, hernach Schwäger geworden, und allezeit vertraute Freunde geblieben.

Hier iſt nur ein Subject, mit mehr als einem Prädicate verbunden. Bald darauf heißt es:

> Tadle ich dich deswegen? Mit nichten. Eure Familie, euer Namen und Geſchlecht, und ſelbſt eure Lebensart, ließen es nicht anders zu. Eben daſelbſt.

Hier

Hier iſt mehr als ein Subject, aber nur ein Predicat: und alſo iſt ein ſolcher Satz noch unter die einfachen zu zählen. Folgender hergegen hält zween logiſche Ausſprüche, oder ganz verſchiedene Sätze, in ſich:

> Er reiſete mit denen zugleich ab, die von ſeiner Partey waren: die Reiſe aber gieng ſo langſam fort, daß er nicht eher nach Africa kam, als bis ſelbiges ſchon von andern eingenommen war.

Folgender hält drey logiſche Sätze in ſich:

> Antwortet Tubero, daß ſein Vater, Africa, wohin ihn der Rath geſchicket hatte, dir würde übergeben haben: ſo werde ich kein Bedenken tragen, ihm deswegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben; ob dir gleich ſolches damals zuträglich geweſen wäre.

VI. §.

Hier wäre es nun Zeit, alle die Arten der zuſammengeſetzten Perioden namhaft zu machen, und zu erklären; davon manche Schulrhetoriken ſo viel Weſens machen, als ob das Weſen der ganzen Beredſamkeit darinn beſtünde. Denn man hat nicht nur bey den einfachen Perioden eine rechte Kunſt daraus gemacht, aus einem logiſchen Satze, durch allerley künſtliche Zuſätze und Erweiterungen, oratoriſche Perioden zu machen: ſondern auch bey den zuſammengeſetzten hat man ſich viel Mühe gemachet, ſolche allgemeine Formeln vorzuſchreiben, darnach man periodos conceſſivas, adverſativas, excluſivas, u. ſ. w. machen könnte. Ich will doch zur Luſt etliche davon herſetzen, um die große Weisheit ſolcher Meiſter in der Redekunſt daraus zu beurtheilen. In der Periodo conceſſiva heißt es:

> Ob gleich dieß Subjectum auch andre Prædicata hat: ſo hat es doch auch dieſes Prædicatum. Oder auch: Ob gleich dieſes Prædicatum auch andern Subjectis zukömmt: ſo kömmt es doch vornehmlich auch dieſem Subjecto zu.

Periodus adverſativa heißt ſo:

> Es ſtehen zwar viele in den Gedanken, daß dieſem Subjecto ein ganz andres Prædicatum zugehöre; allein deſſen ungeachtet

ungeachtet halte ich dafür, daß ihm vielmehr dieſes zukomme. Oder ſo: Dieſes Prädicat pflegt zwar auch jenem andern Subjecto zuzukommen: gleichwohl wird es viel beſſer von dieſem behauptet.

Periodus excluſiva.

Ich will nicht behaupten, daß dieſes Subjectum nicht ſonſt auch andre Prædicata habe: ich will für itzo nur erwähnen, daß ihm dieſes Prädicat hauptſächlich zukomme ꝛc.

Und ſo auch mit der Conditionali, Cauſſali, Copulativa, Comparativa, Conſecutiva, und Explanativa periodo: als die alle ihre eigene Leiſten hatten, darnach ſie zugeſchnitten werden mußten. Ja man gab zum Ueberfluſſe, noch eine Menge Verbindungsformeln an, deren man ſich in ſolchen Perioden wechſelsweiſe bedienen könnte. Allein wir befinden es für überflüßig, ſolche läppiſche Künſte denen vorzutragen, die ſich, nach den obgemeldeten Vorbereitungen, die Redekunſt zu faſſen bemühen. Kindern und Unwiſſenden mag man ſolche Gängelwagen im Reden und Schreiben darbiethen. Erwachſenen Leuten, und die vernünftig denken gelernet haben, darf man ſolche kindiſche Kunſtgriffe nicht an die Hand geben.

VII. §.

Denn überhaupt iſt dieſes die Regel im guten Schreiben: daß man erſt ſeine Sache recht verſtehen, hernach aber die Gedanken davon ſo aufſetzen muß, wie ſie einem beyfallen; ohne daran zu denken, ob man es mit einfachen oder zuſammengeſetzten Perioden verrichtet. Je mehr man darum bekümmert iſt, deſto gezwungener und unnatürlicher wird die Schreibart werden. Es iſt nichts lächerlicher, als wenn ſich einfältige Stiliſten immer mit ihrem obwohl, jedoch; gleichwie, alſo; nachdem, als; alldieweil, daher; ſintemal, und allermaßen behelfen: gerade als ob man nicht ohne dieſe Umſchweife ſeine Gedanken ausdrücken könnte. Doch wenn man ja dieſe Schulkünſte noch wiſſen und brauchen will: ſo bemühe man ſich doch, mehr einfache als zuſam-

zuſammengeſetzte Perioden zu machen. Man rede und ſchreibe nur, wie man im gemeinen Leben unter wohlgeſitteten Leuten ſpricht: als woſelbſt man ſolche Verbindungsformeln gar nicht brauchet. Man wird auch dergeſtalt viel deutlicher reden und ſchreiben, als wenn man immer eine ganze Menge von Gedanken, in einen weitläuftigen Satz zuſammen bindet. Je mehr Sachen der Zuhörer oder Leſer auf einmal denken ſoll: deſtoweniger kann er auf jedes ins beſondere Acht haben; und deſto ſchlechter verſteht er auch den Redner, oder Schriftſteller. Einfache Perioden hergegen überhäufen ihm den Verſtand nicht zu ſehr. Sie halten wenig Begriffe in ſich, die ſich leicht überſehen laſſen, und daher verſteht man ſie viel beſſer. Muß man aber ja zuweilen, wegen des natürlichen Zuſammenhanges der Gedanken, auch weitläuftigere Perioden machen: ſo ſetze man wenigſtens alle Theile derſelben ſo auseinander, daß man ſie einzeln, ohne alle Mühe verſtehen, und ihre Verbindung deutlich einſehen kann. Z. E. Fleſchier ſchreibt in der bekannten Rede ſo:

> Damals iſt ſein Verſtand und Willen am allergeſchäfftigſten geweſen. Er mochte nun entweder die Händel anfangen, oder entſcheiden; muthig nach dem Siege ſtreben, oder ihn geduldig erwarten; er mochte entweder dem Vorhaben der Feinde mit Herzhaftigkeit zuvor kommen, oder die Furcht und Eiferſucht der Bundsgenoſſen durch Klugheit zerſtreuen; er mochte ſich entweder im Glücke mäßigen, oder in unglücklichen Kriegen ſtandhaft bleiben: ſo war doch ſeine Seele allezeit gleichmüthig. Veränderte das Glück ſeine Blicke, ſo that er nichts anders, als daß er neue Tugenden ausübete: glücklich ohne Stolz; unglücklich und doch anſehnlich; faſt eben ſo wunderwürdig, wenn er mit Vernunft und Kühnheit die Ueberbleibſel der zu Marienthal geſchlagenen Heere erhielt, als da er ſelbſt die Kaiſerlichen und Bayern ſchlug, und mit ſeiner ſiegenden Kriegsmacht ganz Deutſchland nöthigte, Frankreich um Frieden zu bitten.

VIII. §.

So ſehen nun die Perioden aus, wenn ſie natürlich und ſchlechtweg gemachet werden. Allein ſie können auch mit gewiſſen Zierrathen ausgeſchmücket, und, ſo zu reden aufgeputzet werden. Nun geben zwar die verblümten Redensarten, davon wir oben gehandelt haben, ſchon Zierrathen der Perioden ab; wenn ſie nur mit Verſtande angebracht werden: allein die Perioden haben doch noch ihre eigenen Zierlichkeiten, die von der Verbindung der Wörter ins beſondre herrühren. Daß dieſelben nach ſyntaktiſchen Regeln richtig und ohne Tadel ſeyn müſſen, das darf man hier wohl nicht erinnern: ungeachtet es auch Nachläßige, und Neulinge giebt, denen es entweder auf etliche Dutzend Schnitzer nicht ankömmt; oder die wohl gar eine Schönheit darinn ſuchen. Die Sprachkunſt wird von einem Redner überall zum Voraus geſetzet. Es giebt aber noch gewiſſe oratoriſche Schönheiten, deren eine Periode fähig iſt, und die auf eine glückliche, neue, lebhafte, und durchdringende Art zu denken ankommen. Ein und derſelbe logiſche Satz, kann von verſchiedenen Leuten, auf verſchiedene Weiſe ausgeſprochen werden. Es kömmt dabey ſehr viel auf die Ordnung der Begriffe, und die davon herrührende Stellung der Wörter an. Der eine fängt ſeinen Satz mit dem Subjecte, der andere mit dem Prädicate, der dritte mit einem Nebenumſtande an. Alle ſagen zwar einerley: aber ein jeder ſagt es anders: und die eine Art, die Sache auszudrucken, hat immer gewiſſe Vorzüge vor der andern. Es kömmt dabey alles auf einen von Natur muntern, und durch freye Künſte und Wiſſenſchaften in Ordnung gebrachten Kopf an. Man muß alſo weder gar zu ſklaviſch, an der gemeinen Art zu denken und zu ſprechen, kleben bleiben; noch gar zu frech von allen Regeln der ordentlichen Sprache abweichen. Bey jenem würde man nichts neues, nichts artiges ſagen; bey dieſem aber lauter Ausſchweifungen begehen. Z. E. Aulus Apronius, will in der Zueignungsſchrift ſeiner Reiſebeſchreibung recht neu und ſchön denken und ſchreiben; darum hebt er ſo an:

Aller-

Allerdurchl. Königinn in Preußen, Churfürstinn zu Brandenburg, Friedrich Wilhelms des größern majestätische Gemahlinn, höchste Königs-Tochter, Erbinn von Großbritannien, Frankreich und Irrland, zwoer römischen Kaiserinnen Verwandte, höchststralender Carfunkel an der Stirne der Tugendköniginn von Europa. Die Zeiten, so niemals die Durchlauchtigkeit der Chur-Brandenburg werden mit ihrer Verwunderung versäumen, gereizet durch die Triumphe Friedrich Wilhelms des Großen, Friedrichs, ersten Königes in Preußen unvergleichliche Conduite, und Friedrich Wilhelms des größern, Zierde der Welt, und großen Diamants an dem Finger der itzigen Zeit, auch alle Posterität wendet von der ganzen Welt ihre Anmerkung auf dieses Papier, so die Erhöhung des allerdurchlauchtigsten Hauses Brunschwyk in der Churwürde, und nunmehr zu dem Throne von Großbritannien verursachet, darinn der großmächtige König Georg der Wage von Europa präsidirt, zum tiefsten Reverenz und Devotion getrieben.

IX. §.

Um nun alles dieß ungereimte und phantastische Zeug zu vermeiden, so merke man sich überhaupt die Regel an: **Eine jede Periode muß einen deutlichen, vernünftigen und wahren Gedanken zum Grunde haben.** Ein seltsames Mischmasch vieler Ideen macht einen Satz nicht schön, wenn keine Wahrheit, kein gegründeter Ausspruch darinnen enthalten ist. Was helfen in dem vorigen Exempel dem Scribenten alle die prächtigen Wörter, deren er sich bedienet; da er mit allen seinen Carfunkeln und Diamanten, Triumphen und Thronen ꝛc. dem Leser nichts gesundes zu verstehen giebt? Ein Satz kann unmöglich schön seyn, der noch nicht einmal vernünftig ist: so wenig ein menschlicher Körper schön werden kann, wenn er höckricht und gebrechlich ist; so sehr man ihn auch putzen und schminken möchte. Der innere Bau der Gebeine muß den wahren Grund zur äußerlichen Schönheit legen, obgleich hernach noch viel mehr dazu gehöret: und die logische Richtigkeit eines Gedankens muß aller Perioden innerliche Schönheit ausmachen, die hernach durch den Ausdruck nur geputzet wird. Dieses ha-

ben alle die wunderlichen Stiliſten nicht beobachtet, die nun durch die äußerlichen Putzwerke der Worte, und durch ihre ſeltſame Verbindungen den Ruhm beredter Leute haben erhalten wollen. So hebt z. E. der betrübten Pegneſie erſte Tagezeit an, die auf des berühmten Siegmunds von Birken Tod, von verſchiedenen Pegnitzſchäfern 1684 zu Nürnberg ans Licht geſtellet worden; und woraus der damalige Geſchmack dieſes Ordens ſehr deutlich erhellen wird:

> Flora hatte den guldnen Saaten-Ring mit den Saphiren der Kornblumen und Rubinen der Glitſch-Roſen verſetzet, die Wieſen-Teppiche mit dem Gold der Hanen-Füſſe und Silber der Maßlieben geſticket, die Flüſſe und Bäche mit dem Purpur des Weiderichs eingefaſſet, die Gärten mit Lilgen-Milch und Roſen-Blut beſprenget; die Wälder mit Heidelbeeren befrüchtet, die Berge mit Ginſt verguldet, und die Thäler mit Sinnau und Sanickel begrünet: als der hohe Daphnis, in Begleitung Damons und ſeiner liebſchönen Diana, den Irrhain, (mit welchem Noris die Blumenhirten, zu ihrer Kunſtluſt begünſtiget hatte) zu beſuchen, und einige Ordensglieder darinnen zu ſuchen, entſchloſſen ware.

X. §.

Ich muß hiervon noch einausnehmendes Muſter geben, um Anfängern einen Abſcheu vor einem ſo ſinnloſen und thörichten Geſchwätze zu machen. Es ſoll der Abriß ſeyn, den Lehms in der Zueignungsſchrift ſeiner galanten Poetinnen an die Gräfin von Königsmark gemachet hat. Es heißt:

> Wollen wir die hohe Perſon der unvergleichlichen Aurore in etwas genauere Betrachtung ziehen: ſo iſt ſie weder zu groß, noch zu klein, ſondern hat eine ganz extraordinaire Statur.

NB. Dieſes kann unmöglich wahr ſeyn; denn die mittelmäßigen Staturen ſind die allergemeinſten.

> Ihre Augen ſind groß und voller Geiſt, ja die angenehmen Stralen, der des Morgens aufgehenden Aurora, blitzen ihr vollkommen

vollkommen aus selbigen; so daß man wohl sagen kann: es sey daselbst der Sitz der liebreichsten Majestät anzutreffen.

Ich kann mirs gar nicht einbilden, daß rothe Augen schön sind. So müssen aber der Gräfinn Augen gewesen seyn, wenn anders der Redner die Wahrheit saget.

Der Mund trotzet mehr an seinen beredten Lippen der Göttinn der Weisheit, als den berühmtesten und kostbarsten Corallen. Doch könnten sich auch die accurateſten Maler daran ein schönes Modell nehmen.

Der Pallas hat man noch nie beredte Lippen beygeleget; vielweniger aber den Corallen. Denn will Lehms diesen letzten Trotz von der Farbe verstehen: so schilt er ja die Gräfinn, daß sie keine rothe Lippen habe. Er hätte es auch ganz anders ausdrücken müssen, wenn er das hätte sagen wollen. Er trotzet sowohl der Suada an beredten Lippen; als den Corallen an Farbe: so hätte er sagen sollen.

Die Haare leisten den geistreichen Augen eine völlige Huldigung, weil sie sich gleichfalls mit ihnen in die angenehme schwarze Farbe eingekleidet.

Vorhin waren die Augen roth, und nun sind sie schwarz. Warum leisten aber nicht die Augen den Haaren die Huldigung? Vielleicht, weil die Augen von Natur schwarz waren, die Haare aber nicht. Eben dieses scheint der Verfasser auch durch das einkleiden sagen zu wollen. Ist das aber ein Lob für ein Frauenzimmer, wenn man saget, daß sie sich die Haare färbet? Hernach ist die Huldigung ein seltsamer Ausdruck. Leistet denn alles das dem andern die Huldigung, was einerley Farbe damit hat? So würden ja die Haare der Gräfinn auch den Furien eine völlige Huldigung leisten, weil auch diese die angenehme schwarze Farbe haben.

Die Stirne ist fast der Aufenthalt aller Freundlichkeit und aller Ernsthaftigkeit zu nennen.

Es ist keines von beyden möglich. So wohl die Freundlichkeit als die Ernsthaftigkeit muß nicht in der Stirne, sondern

in dem Munde ihren Siz haben. Und wenn der Redner ein gut Gewiſſen hat, warum ſezt er ſein faſt dazu? Denn das heißt allemal ſo viel, als, nicht recht.

> Die Venus ſcheint ihre Taille gemachet zu haben, und die Modeſtie ihrer holdſeligen Minen ſpielet auf eine magnifique Art herfür.

Wenn iſt doch Venus eine Schneiderinn geworden? Oder wenn iſt ſie dem Prometheus ins Handwerk gefallen, Menſchen zu bilden? Sie hat wohl andre Dinge mit der Gräfinn gemein gehabt. Wer hat aber ferner jemals aus der Taille einer Perſon, die holdſeligen Minen derſelben hervorſpielen geſehen? Warum erwähnte der gute Lobredner der Minen nicht bey dem Munde? Und was heißt das: die Modeſtie der holdſeligen Minen ſpielet auf eine magnifique Art hervor? So viel iſt gewiß, daß die Unvernunft eines armſeligen Geiſtes, aus dieſer Abbildung und ganzen Zueignungsſchrift, auf eine weit mangnifiquere Art hervorſpielet.

XI. §.

Doch die gewiſſeſten und ſicherſten Zierrathen der Perioden ſind ohne Zweifel die Figuren. Dieſe ſind nichts anders, als lebhafte Arten des Ausdruckes, dadurch wir unſre Gemüthsbewegungen zu verſtehen geben. Man könnte noch kürzer ſagen, ſie wären die Sprache der Leidenſchaften: weil alle Menſchen, die im Affecte ſind, von Natur, und ohne daran zu denken, Figuren machen; ja niemand ſeine Affecten ohne Figuren recht ausdrücken kann. Die Sprache iſt eine Abbildung der Seelen, und deſſen, was in ihrem Innerſten vorgeht. Iſt nun in derſelben alles ruhig, ſo drücket ſie auch alle ihre Gedanken auf eine gewöhnliche Art aus. Iſt aber das Gemüth geſtöret, das Herz aufgebracht und in voller Bewegung; alsdann bringet auch die Zunge Wörter hervor, die dieſen verwirrten Zuſtand der Seelen an den Tag legen. Man kann die Figuren einer Rede, auch mit den Minen, oder veränderlichen Geſichtszügen vergleichen. Ein

ruhiges

ruhiges Gemüth zeiget ſich durch eine ordentliche Stellung des Antlitzes. Aber ein fröliches, trauriges, zorniges, höniſches, neidiſches, mitleidiges, u. ſ. w. malet ſich auch in den Minen ganz ſichtbarlich ab. Wie ſich nun geſchickte Maler bemühen müſſen, dieſe verſchiedenen Züge, die jeder Leidenſchaft eigen ſind, zu kennen und nachzuahmen: ſo muß ſich auch ein Redner beſtreben, die Charactere der Gemüthsbewegungen in einer Rede wahrzunehmen, und ſelbſt bey Gelegenheit auszudrücken. Und lehret uns gleich die Natur ſelbſt alle dieſe Arten, ſeinen Affect zu verſtehen zu geben: indem auch die Unſtudirten dieſelben ungelernt brauchen: ſo iſt es doch deswegen nicht unnütz, in der Redekunſt davon zu handeln: wie einige Tadler vorgeben, die weder ſelbſt ein oratoriſches Feuer haben, noch ihre Schüler dazu anzuführen wiſſen. Nicht alle Menſchen haben ein ſo lebhaftes Naturell, daß ſie von ſich ſelbſt oft genug darauf kommen ſollten. Es iſt alſo gut, daß man ſie auf die Exempel der feurigen Gemüther aufmerkſam machet, und zur Nachahmung derſelben anreizet.

XII. §.

Es iſt aber nicht zu ſagen, was eine Rede voller Figuren für ein Feuer in ſich hat, und was für eine Stärke und Gewalt über die Gemüther ſie dadurch erhält. Wie ein Fechter, der in Lebensgefahr iſt, nicht mit ſtarrem Leibe ganz unbeweglich da ſteht, und dem Feinde ſeinen Degen vorhält; ſondern ſich bald beuget, bald aufrichtet, bald vorwärts dringet, bald zurück weichet; den Kopf ſenket, oder erhebt, die Hand vorwirft, oder wegſchleudert u. ſ. w. eben ſo iſt die Seele auch beſchäfftiget, wenn ſie in einer Leidenſchaft ſteht. Und wie jener eben durch die geſchickten Stellungen, ſeinem Gegner viel zu ſchaffen machet; ja durch die Menge und Behendigkeit derſelben ihn oft gar überwältiget: ſo kann auch ein Redner, durch die heftigen Figuren der Rede, ſeine Zuhörer ſchrecken, betrüben, erfreuen, erzürnen, und ihnen ihren Beyfall recht abdringen. Man ſehe nur die Exempel der

gröſsten Redner an, die ſich zu Meiſtern über die Gemüther ihrer Zuhörer haben machen wollen; und bemerke, ob ſie es nicht durch den häufigen Gebrauch der Figuren gethan haben? Von dem Demoſthenes und Cicero iſt hier gar kein Zweifel, und wir wollen hernach die meiſten Exempel von ihnen entlehnen. Voritzo will ich nur aus einem neuern Redner, ein Muſter einer recht feurigen und gewaltigen Rede hieherſetzen, welche bloſs durch die häufigen und heftigen Figuren ſo ſtark und durchdringend geworden. Es iſt aus des Kanzlers von Mosheim Rede, von der Betrachtung des Todes, auf der 1231 u. f. S. genommen. Hier iſt eine Epizeuxis, Anaphora, Diſtributio, Interrogatio, Apoſtrophe, Exclamatio, Symploce und abermal eine Interrogatio hintereinander angebracht: und das hat eben der ganzen Stelle allen ihren Nachdruck gegeben. Ich kann zwar nur die Hälfte herſetzen: aber auch daraus wird man ſehen, daſs es ſchon der Mühe werth ſey, daſs ich ein Regiſter von den Figuren hierher ſetze, ſo ſehr ſich auch einige kalte Schwätzer darüber ärgern.

Der Tag rücket heran, an dem ich nichts von allem, was ich beſitze, mehr beſitzen, und mit Verdruſs ſehen werde, daſs ich meinen Samen für andre ausgeſtreuet. Bald, bald werde ich es recht begreifen, daſs ich über Güter haushalten, die mir eigentlich nicht gehöret, und ein geliehenes Vermögen wie mein eigenes angeſehen. Die Stunde kömmt: und wer weis, wie bald? Die Stunde kömmt, in der ich meinen Liebſten eine Urſache des Schreckens, der Traurigkeit, der Angſt und der Thränen ſeyn werde. Wie wird mir zu muthe ſeyn, wenn meine Wittwe, meine Weyſen, meine Anverwandten, meine Vertrauten, um mein Lager ſtehen, und bald ſich ſelbſt, bald mich und meinen Schmerz beweinen werden? Wie ſtandhaft werde ich den Anblick und die Thränen derjenigen ertragen, die ich vieleicht durch meinen Abſchied elend machen werde? Itzt bin ich vergnügt, und gebrauche mich der Güter dieſer Erden. Aber die Zeit iſt nahe, in der ich einen Ekel vor allen Wollüſten haben werde. Der Tag iſt nicht weit, an dem mir vieleicht meine heutige Vergnügungen zur Quaal, und zur Vermehrung meiner Unruhe dienen werden. Wie werde ich dieſen Zuſtand ertragen? Was wird bey mir vorgehen, wenn der

Arzt

Arzt mir verdeckt, ein Diener des Evangelii deutlich die Ankunft des Todes ansaget? Was werde ich denken, wenn man mir meldet, daß ich mich der Welt entschlagen, meiner Ehren vergessen, meine Aemter niederlegen und an die Ewigkeit allein gedenken müsse? Und wie werde ich bereitet seyn, wenn es heißt: Die Stunde sey vor der Thüre, in der der Herr Gericht über mich halten wird? Herr! wie schrecklich ist es, vor deinem Throne zu stehen! Herr! wie zittert die Natur, wenn sie an dein Auge denket, das nichts von Finsterniß weis! Herr! wie muß ein Sünder gerühret werden, der unrein von Mutterleibe ist, und nichts, als Fehler, in der Welt gesammlet hat; wenn er auf einmal vor den Thron gerücket wird, auf dem die Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst sitzet ꝛc.

XIII. §.

Die Figuren sind aber zweyerley, nämlich Dictionis und Sententiarum; d. i. entweder in einzelnen Worten, oder in ganzen Sätzen. Die ersten sind nicht alle von gleichem Werthe, denn die meisten darunter sind lauter kahle Wortspiele, die nichts, als ein kindisches Geklapper in den Ohren machen, aber kein Feuer eines Affectes in sich halten. Unter diese gehört nun:

1. Antanaclasis, wo ein Wort bey einerley Sylben zweyerley Bedeutungen bekömmt: Z. E. Wer ewig leben will, der muß sich in diesem Leben dazu gefaßt machen. Z. E. An der Thüre des Pegnesischen Irrhayns stehen folgende Verse:

   Man saget, daß sie von uns ja ferne seyen, Säuen; weil wir den Rüssel scheuen.

2. Ploce, wenn das wiederholte Wort zwar grammatisch dasselbe bleibt, aber doch seinen Verstand ändert. Z. E. Kinder sind Kinder; Menschen sind Menschen; d. i. schwache Geschöpfe.

3. Polyptoton, wenn ein Wort in seiner grammatischen Abänderung wiederholet wird. Z. E. Man kann wohl zagen, darf aber darum nicht verzagen, oder wie ein Pegnitzschäfer sagte: Der große Carl sey ein getreuer Vormund des deutschen Mundes worden.

4. Paronomasia, wenn sich die Worte nur reimen. Z. E. Zur Pfarre gehört eine Quarre; Scheiden bringt Leiden. Oder so, wie über dem Labyrinthe der Pegnitzschäfer steht:

Die Irrgäng hier für dich, nicht binden, winden sich.

5. Parechesis, wenn in ein paar Worten etliche Sylben übereinkommen. Z. E. Es giebt viel ungelehrte Lehrer; denn sie sind in Wissenschaften unwissend. Oder unmüßig in der Muße seyn: imgleichen, diese vermeynte Glückhenne ist ihm zu einer Glückhenne worden. S. die betrübte Pegnesis a. d. III. S.

6. Homœotelevton und Homœoptoton; wenn man mit den letzten Sylben, oder mit den Fallendungen spielet. Z. E. Man kann wohl was schönes lieben, aber man muß sich nicht durch die Liebe betrüben. Ein guter Prediger lehret schriftreich, geistreich, und trostreich.

7. Paregmenon, wenn von einander hergeleitete Wörter nahe auf einander folgen. Z. E. Wer seinen Aeltern fluchet, der ist verflucht: denn der Fluch Gottes folget ihm überall ꝛc. Oder wie an der Thüre des obigen Irrhayns steht:

Steh, Fremder! und vernimm, eh man dich nimmet ein ꝛc.

Alle diese sieben Arten, und wo es ihrer noch mehrere giebt, taugen nicht das geringste, indem sie nichts, als läppische Tändeleyen, an die Hand geben; damit sich ein Inscriptionskünstler, aber kein rechtschaffener Redner breit machet. Z. E. Rose im richtigen Unterricht von deutschen Inscriptionen, schreibt auf der 102 Seite auf einen sächsischen Fürsten:

Steh stille, Wandersmann.
tritt zur Abkühlung in diesen kühlen Schatten;
hier hat die Sterblichkeit
der unsterblichen Tapferkeit
ein Dank und Denkmaal aufrichten wollen ꝛc.

Und der obenangeführte Floridan in dem Lieb und Lobandenken seiner selig-entselten Margaris, so er bey frölicher Frühlingszeit traurig angestimmet, spielt auch gern dergestalt, wie dieser Titel schon zeiget. Auf der 3 S. heißt es:

Alſo ſagte und klagte der betrübte Schäfer Floridan, von ſeinem gewöhnlichen Luſtwandelweg ſich forttragen laſſend, ꝛc.

Und auf der 5 Seite:

Ach ja Zeichen und Zeugen, daß es um mich und in mir finſter worden ſey. Zeuch auf, du mir itzund viel zu güldene Sonne! dieſen Schmerzenstau, dieſen Herzregen machē Wolken daraus, und verhänge deinen ſaphirnen Himmel mit ſchwarzen Cartinen.

XIV. §.

So gemein nun dieſe Spielwerke, auch wohl in ziemlich ernſthaften und wichtigen Reden, eine zeitlang in Deutſchland geweſen, und noch ſind: ſo kindiſch ſind ſie endlich befunden worden, ſeit dem die geſunde Vernunft unſern Landesleuten die Augen aufzuthun angefangen. Von weit beſſerm Nachdrucke ſind folgende Wortfiguren, die uns die Natur ſelbſt in ſtarken Affecten in den Mund zu legen pflegt; und die wir angehenden Rednern fleißig zu brauchen anrathen.

Anadiplosis. Wenn daſſelbe Wort am Ende, und im Anfange des folgenden Satzes zu ſtehen kömmt. Z. E. Nichts ſpornet edle Gemüther mehr zum Guten, als die Ehre. Die Ehre allein reizet ſie zu den ſchwerſten Thaten an, die ſie ſonſt nimmermehr unternommen hätten.

Anaphora. Wenn viele Abſätze eine Rede auf einerley Art anfangen. Z. E. Fleſchier auf den Turenne: Willſtu nebſt ſeinem guten Willen auch Werke haben: ſiehe die Liebesbezeugungen an, die er theils ſchon ausgeführet, theils zum Heile und Troſte ſeiner Brüder bereits beſtimmet hatte. Siehe die verirrten Seelen an, die er durch ſeinen Beyſtand, durch ſeine Rathſchläge, durch ſein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Siehe das Blut deines Volkes an, welches er geſchonet; ſiehe ſein eigenes an, welches er ſo großmüthig für uns vergoſſen hat. Und damit ich noch mehr ſage: ſiehe das Blut an, welches Jeſus Chriſtus für ihn vergoſſen hat.

Aſyndeton: Ein Mangel der Bindewörter. Der Herr von Mosheim ſchreibt auf der 1165 S. Dort iſt kein Feind, kein Unkraut, kein Land, das Unkraut annehmen will: für und kein Land, oder auch kein ꝛc. Und auf der 1181 S. heißt es: Iſrael klagete, murrete, zankte, ſtritt auf dem Wege zu dem verheißenen

nen Lande; als wenn kein Gott und kein Geſandter Gottes u ter ihnen wäre.

Ellipſis. Wenn etwas ausbleibt, was ſich aber leicht verſteh läßt. Z. E. Eben derſelbe auf der 1163 S. ſ. h. R. Wollen w denn klüger ſeyn, und uns eine Gemeine vorſtellen, in welche d Feind immer einen Eingang finden kann, Unkraut zu ſäen? Schwachheit! Das iſt, o welch eine Schwachheit iſt das Imgleichen Cicero in ſeiner 1 cat. R. O tempora, o mores!

Epanalepſis, wenn derſelbe Ausdruck, der den Anfang zu eine Satze gemachet hat, denſelben auch beſchließt. Z. E. Packe dich fort! mit deinem unnützen Gewäſche; ich ſage dirs noch einmal: Packe dich fort!

Epanodos. Wenn man zwey Wörter nach einander beſonders wiederholet; doch ſo, daß das letzte zuerſt, und das erſte zuletzt kömmt. Ein Weiſer kann in der Welt täglich lachen und weinen. Weinen mit dem Heraklit über die Thorheit der meiſten Menſchen; lachen aber mit dem Demokritus über die Eitelkeit und Unvernunft derſelben.

Epiphora. Welche das Ende eines Abſatzes in der Rede etliche mal wiederholet. Z. E. Was braucht man heute zu Tage am nöthigſten, in der Welt fortzukommen? Geld. Was bedarf man, ſich bey Mittelleuten beliebt zu machen? Geld. Was muß man haben, bey Hofe empor zu kommen? Geld. Was machet klug? Was machet ſchön? Was machet gelehrt? Geld. Kurz, was iſt das ſicherſte Mittel, alles in allem zu werden? Nichts anders, als das liebe Geld.

Epizeuxis. Wenn daſſelbe Wort gleich hinter einander im Anfange eines Satzes wiederholet wird. Z. E. Demoſthenes in ſeiner erſten phil. Rede ſaget: Es geht nicht an, ihr Athenienſer, es geht gar nicht an, daß ein einziger Menſch alles mit einander ausführe. Und Mosheim auf der 1225 S. ſchreibt: Es iſt nichts, es iſt nichts mit dem Verlangen nach der Unſterblichkeit in dieſer Welt!

Exergaſia. Wo man viele faſt gleichgültige Redensarten oder Sätze brauchet, die Sache deſto lebhafter einzuſchärfen. Z. E. Mosheim an obgedachtem Orte: Iſt es denn hier gut, Hütten zu bauen? Iſt es gut, hier lange im Unfrieden zu wohnen? Iſt es gut, hier unter den Verkehrten zu bleiben? Nein, nein!

Gradatio oder Climax, da man ſtufenweiſe von einem Worte auf ein anders, und von dieſem noch auf ein ſtärkeres fortſchreitet. Z. E.

Z. E. So reichet dar in eurem Glauben Tugend, in der Tugend Bescheidenheit, in der Bescheidenheit Mäßigkeit ꝛc.

Pleonasmus. Wenn man überflüßige Beywörter brauchet, die Sache noch desto nachdrücklicher zu geben. Z. E. Die heiße Glut, der große Rieſe, der kleine Zwerg; oder wie dort beym Terenz die piſciculi minuti.

Polyſyndeton. Wenn man gar zu viel Bindewörter brauchet. Es fällt mir nicht gleich ein Exempel eines Redners ein, darum ſoll ein Poet eins geben:

Allein ich ſeh und weis,
Wie viel Geduld, Verſtand, und Müh, und Kunſt und Fleiß
Ein ſolches Werk begehrt, das Kluge lüſtern machen,
Der Wahrheit Dienſte thun, der Neider Grimm verlachen,
Und ewig leben ſoll. Günther.

Symploce. Wenn Anfang und Ende vieler auf einander folgender Abſätze einerley ſind. Z. E. Mosheim auf der 1233 S. Und wüßte ich es noch, wenn dieſer große Tag einbrechen würde; wüßte ich es noch, in welcher Beſchaffenheit des Geiſtes der Tod mich antreffen würde; wüßte ich noch die Art der Zufälle und Schmerzen, die meinen Leib zu ſeiner Verweſung bereiten würden; wüßte ich noch, wie lange oder kurz mein Lager werden würde; ſo könnte ich mich doch in Zeiten ſchicken ꝛc.

Synonymia. Wenn man etliche faſt gleichviel heißende Wörter ſetzet. Z. E Cicero für den Ligar: Sie mögen begierig, ſie mögen zornig, ſie mögen eigenſinnig geweſen ſeyn: man beſchuldige nur den todten Pompejus, man beſchuldige auch ſo viel andere nur keines Laſters oder Verbrechens, keiner Raſerey, keines Vatermordes. Oder auch ſein bekanntes: Abiit, exceſſit, evaſit, erupit.

Und das mag von dieſer Art der Figuren genug ſeyn.

XV. §.

Wir kommen auf die Figuren in ganzen Sätzen, deren auch von verſchiedenen eine große Menge gezählet werden. Wir wollen uns aber an die vornehmſten halten, die nämlich einen Affect auszudrücken, oder zu erwecken dienen können: und da kömmt nun erſtlich:

Ad-

Admiratio. Wenn man über eine unvermuthete Sache seine Verwunderung blicken läßt. Z. E. Demosthenes in seiner ersten phil. Rede.

> Ich muß mich in der That wundern, daß niemand unter euch es weder wahrnimmt, noch übel empfindet, daß der Krieg so schlecht von statten geht. Ists nicht so? er wird in der Absicht angefangen, daß wir uns am Philippus rächen wollen: itzo aber ist es schon so weit gekommen, daß wir uns kaum sattsam gegen ihn vertheidigen können.

Antitheton. Wenn man viel widrige Dinge neben einander seßet, um sie durch die Gegeneinanderhaltung desto mehr zu erheben. Z. E. Fleschier schreibt eben daselbst:

> Sie finden kein Hinderniß, daß sie nicht überwältigen; keine Schwierigkeit, die sie nicht überwinden; keine Gefahr, die sie erschrecket; keine Arbeit, die sie ermüdet; kein Unternehmen, das sie in Erstaunen seßet; keine Heldenthat, die ihnen zu schwer scheint. Was hätten sie auch einem Feldherrn abschlagen können, der seinen Bequemlichkeiten absagete, um ihnen den Ueberfluß zu verschaffen; der ihrer Ruhe halber seine eigene verlohr; der sie in ihren Bemühungen aufrichtete, und selbst keine von sich ablehnete; der sein eigenes Blut verschwendete, und nur das ihrige verschonete.

Aposiopesis oder Reticentia. Wenn man den Anfang machet, etwas heraus zu sagen; aber mitten in der Rede inne hält und abbricht. Z. E. Demosthenes in der Rede für den Ktesiphon:

> Erstlich streiten wir nicht von einerley Sache: denn es ist mir nicht so wenig daran gelegen, wenn ich eure Gewogenheit verliere, als dem Aeschines, wenn er seinen Proceß nicht gewinnt. Was nämlich mich anlanget, . . doch ich will gleich zu Anfange meiner Rede nichts trauriges vorbringen. Er aber hat mich nur aus Uebermuth angeklaget.

Apostrophe. Wenn man die Rede gegen abwesende, verstorbene, oder gar leblose Dinge richtet, und sie anredet, als ob sie zugegen wären, und uns verstünden. Z. E. Fleschier an oftgemeldetem Orte:

Ihr

Ihr Städte! die unſre Feinde ſchon unter ſich getheilet hatten; ihr ſeyd noch in dem Umkreiſe unſers Reichs. Ihr Landſchaften! die ſie in Gedanken ſchon verheereten, ihr habt eure Aernte noch halten können. Ihr von Natur und Kunſt befeſtigten Plätze! die ſie zu verwüſten entſchloſſen waren, ihr ſtehet noch itzo! und ihr habt nur vor den verwägenen Anſchlägen eines eingebildeten Siegers gezittert; der nur die Zahl unſerer Soldaten gezählet, aber die Klugheit ihres Heerführers nicht in Betrachtung gezogen.

Communicatio. Wenn man die Zuhörer ſelbſt zu rathe zieht, und die ganze Sache auf ihren Ausſpruch will ankommen laſſen. Z. E. Cicero in der Rede für den Ligar:

Man bedenke es nur: wäre es ihm nur einigermaßen möglich geweſen, ſich davon zu machen: würde er nicht lieber in Rom, als in Utica; lieber bey ſeinen liebſten Brüdern, als bey dem P. Accius; lieber bey den Seinigen, als in der Fremde gelebet haben? ꝛc.

Conceſſio. Wenn man ſeinen Zuhörern zwar etwas einräumet, aber doch eine Antwort dagegen hinzuſetzet. Z. E. Cicero für den Ligar:

Aber geſetzt, er wäre zu Felde gezogen; geſetzt, er hätte ſich nicht nur von dir, ſondern auch von ſeinen Brüdern getrennet: deſſen ungeachtet bitten dieſe, die dir anhangen, für ihn.

Confeſſio iſt ſehr damit verwandt, denn auch da giebt der Redner ſeinen Zuhörern etwas zu, welches ihm zuwider zu ſeyn ſcheint. Z. E. Demoſt. in der 1 phil. R.

Steht jemand unter euch, ihr Athenienſer, in den Gedanken, daß Philippus, in Betrachtung ſo vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und ſo vieler Städte, die unſere Republik verlohren hat, ſehr ſchwer zu bezwingen ſeyn werde: ſo muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken ꝛc.

Cumulus. Wenn man viele Dinge zuſammen häufet, und eine Menge kurzgefaßter Vorſtellungen geſchwinde hintereinander, gleichſam in einem Othem, heraus ſtößt; um ſeine Zuhörer deſto ſtärker zu rühren. Z. E. Demoſth. in der 1 phil. R.

O wenn wir doch anſtatt des allen, lieber, klüglich erwägen wollten, daß Philippus unſer Feind iſt; daß er uns alles Unſrige nimmt; daß er ſich ſchon eine geraume Zeit ſo trotzig erwieſen; daß alles, worauf wir uns bisher verlaſſen haben, uns nunmehr zuwider iſt; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns ſelbſt Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo dort nicht mit ihm Krieg führen wollen, vieleicht eheſtens, hier, wo ich rede, werden fechten müſſen: wenn wir dieſes alles, ſage ich, erwägen wollten; dann würden wir klüglich handeln, und uns aller thörichten Fabeln entſchlagen.

Dialogismus. Wenn ein Redner mit ſeinem Gegner gleichſam ſtreitet, ihn redend einführet, und ihm gleich darauf antwortet. Z. E. Cicero für den Archias:

Ja! wirſt du ſagen: Er hat kein Haus in Rom gehabt! Iſt das wohl wahrſcheinlich, da er ſo viele Jahre vor ſeinem erlangten Bürgerrechte, Rom, für ſich und für ſein ganzes Vermögen, zum Aufenthalte erwählet hatte? Aber, ſprichſt du: er hat ſich deswegen nicht gemeldet! Freylich hat er ſich gemeldet: wie aus dem Verzeichniſſe erhellet, welches unter allen, die bey den Stadtgerichten vorhanden ſind, die gröſſeſte Gültigkeit hat.

Diſtributio. Wenn man etwas vielfaches in ſeine Theile zergliedert, um ſeinem Leſer einen ausführlichen Begriff von der Sache zu geben. Z. E. Fleſchier auf den Turenne.

O daß ich die Kunſt nicht kann, euren Gemüthern einen ſichtbaren Entwurf von Deutſchland und Flandern einzuprägen! Dadurch würde ich in euren Gedanken alles dasjenige ohne Unordnung entwerfen können, was dieſer groſſe Feldherr verrichtet hat, und kürzlich bey jedem Orte ſagen: Hier hat er Bollwerke erobert, und einer belagerten Stadt beygeſtanden. Dort erſchreckete er die Feinde, oder ſchlug ſie im offenen Felde. Dieſe Städte, wo ihr die Lilien ſehet, ſind entweder durch ſeine Wachſamkeit beſchützet, oder durch ſeine Standhaftigkeit und durch ſeinen Heldenmuth eingenommen. Dieſer mit Wald und Strom bedeckte Ort iſt der Platz, wo er nach einer rühmlichen Zurückziehung die beſtürzte Armee wieder anfriſchete. Hier trat er aus den Linien, um eine Schlacht zu liefern, und gewann auf einmal eine Stadt und eine Feldſchlacht. Dort theilte er den Reſt ſeines eigenen Geldes aus, und

vollen-

vollendete dadurch nicht nur eine Belagerung; sondern gieng auch zu gleicher Zeit weiter, eine andere feindliche aufzuheben und zu verhindern.

Epanorthosis oder Correctio. Wenn man gleichsam aus Uebereilung etwas saget, was nicht wahr ist; aber es sogleich widerruffet und verbessert. Z. E. Fleschier eben daselbst.

Ward die Frechheit gezäumet, der öffentliche und heimliche Haß gestillet; bekamen die Gesetze, ihre alte Kraft wieder; ward Ordnung und Ruhe in Städten und Landschaften wieder hergestellet; wurden die Glieder mit ihren Häuptern wieder vereiniget: so hast du es ihm zu danken, o Frankreich! Ich irre mich! Gott hast du es zu verdanken, der nach seinem Wohlgefallen, aus den Schätzen seiner Vorsehung, große Seelen hervorbringet, die er zu sichtbaren Werkzeugen seiner Macht brauchet.

Epimone. Wenn man sehr heftig mit allerley Figuren auf seinen Gegner losstürmet, und ihn verwirrt zu machen suchet. Dergleichen kommen in der ersten catilinarischen Rede beym Cicero oft vor. Wir wollen aber aus der R. für den Ligar dieses Exempel nehmen.

Denn sage mir, Tubero, was machte dein entblößtes Schwert in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Körper sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen? Wohin giengen alle deine Gedanken, deine Augen, deine Hände, deine brennenden Begierden? Was wünschtest du? Was verlangtest du? Ich dringe gar zu scharf auf ihn ein: es scheint, der junge Mensch sey gerühret worden. Ich will nur wieder auf mich selbst kommen; ich selbst bin auf deiner Partey gewesen.

Exclamatio. Wenn man aus einer starken Gemüthsbewegung einen Ausruf thut. Z. E. Cicero für den Ligarius schreibt:

O der wunderwürdigen Gnade und Gelindigkeit! die gewiß so rühmlich und preiswürdig ist, daß sie in Schriften und Ehrenmälern erhoben werden sollte!

Und Fleschier ruft:

O gar zu plötzlicher Tod! den man aber durch die Gnade Gottes längſt vorher geſehen. Wie viel erbauliche Reden! wie viel heilige Exempel haſt du uns entriſſen! Wir hätten mitten unter Siegen und Triumphen einen demüthigen Chriſten ſterben geſehen: und welch ein Anblick wäre das nicht geweſen!

Hypotypoſis ſ. deſcriptio. Darinn man eine ausführliche Abbildung von einer Sache giebt, und ſie dem Zuhörer gleichſam vor Augen malet. Z. E. Fleſchier eben daſelbſt:

O könnte ich ihnen doch hier eine von den wichtigen Gelegenheiten erzählen, da er mit weniger Mannſchaft die Kriegsmacht des ganzen Deutſchlandes angegriffen. Er marſchiret drey Tage, ſetzet über drey Ströme, findt den Feind, greift ihn an, und machet ihm viel zu ſchaffen. Da die Menge auf einer, und die Tapferkeit auf der andern Seite iſt: ſo iſt das Glück lange ſehr zweifelhaft. Endlich hemmet der Heldenmuth die Menge: der Feind wird irre, und fängt an zu weichen. Es erhebt ſich eine Stimme: Gewonnen! Hier hemmet der Feldherr alle Regungen, die ihm die Hitze des Treffens erwecket. Er ruft mit ernſthafter Stimme: Haltet ein! unſer Schickſal ſteht nicht in unſern Händen. Wir werden ſelbſt überwunden, wenn uns der Herr nicht gnädig iſt. Bey dieſen Worten hebt er die Augen gen Himmel, daher ſeine Hülfe kömmt. Er fährt fort ſeine Befehle zu geben, und erwartet in Demuth zwiſchen Furcht und Hoffnung, daß die Verordnungen des Himmels erfüllet werden ſollen.

Incrementum ſ. Gradatio. Wenn man ſtufenweiſe von einer geringern Sache zu einer größern hinauf ſteigt. Z. E. Cicero für den Ligar.

Du nenneſt es ein Verbrechen, Tubero. Warum denn das? Denn bisher hat man die Sache noch nicht ſo genennet. Einige nennen es ein Verſehen; andre eine Blödigkeit: die es hart benennen wollen, heißen es eine Hoffnung, eine Begierde, einen Haß, eine Standhaftigkeit. Die es am allerhärteſten benamen, nennen es eine Verwägenheit: ein Verbrechen aber hat es noch niemand genennet.

Interrogatio. Wenn man vielmal hinter einander, seiner Zuhörer Gedanken mit Fragen herauszulocken bemühet ist. Z. E. Demosthenes in seiner 1 phil. R.

> Es ist auch offenbar, daß Philippus damit nicht nachlassen werde; dafern ihn nicht eine größere Macht eintreiben sollte. Wollen wir nun darauf warten? Wollen wir uns mit vergeblicher Hoffnung speisen? Wollen wir ihm ledige Galeeren entgegen schicken, und uns dabey schmaucheln, daß wir unserer Pflicht aufs heiligste nachgekommen? Wollen wir uns nicht zum Thore hinauswagen?, Wollen wir ihm nicht mit einem Theile unsrer Stadtsoldaten entgegen rücken; wenn es gleich bisher nicht geschehen ist? Wollen wir endlich nicht in Macedonien eine Landung unternehmen?

Jusjurandum. Wenn der Redner eine sehr hohe Betheurung brauchet, daß seine Worte wahr sind. Z. E. Demosthenes hat in seinen Reden sehr oft bey allerley Sachen geschworen. In der zweyten philippischen Rede heißt es so:

> Aber warum sage ich solches? Und warum verlange ich, daß diese Leute vorgefodert werden sollen? So wahr Gott im Himmel lebet! ich will es frey heraus sagen, und nichts verhölen. = = = Denn ich sehe schon, wo es hinaus will, und wiewohl ich wollte, daß meine Muthmaßungen falsch wären: so fürchte ich doch, daß ihre Erfüllung nicht bereits vor der Thüre sey.

Occupatio, oder die Benehmung eines Einwurfes, den etwa jemand machen möchte. Z. E. Demosthenes in seiner 1 phil. R.

> Ja! wird mancher hier fragen: wo soll unsre Flotte anländen? Der Krieg! ihr Athenienser, der Krieg selber wird es uns schon sagen; und sattsam lehren, wo unser Feind am schwächsten ist: laßt uns nur erst den Angriff wagen!

Parrhesia. Wenn man eine verhaßte Sache zwar frey heraus saget, aber doch auf eine erträgliche Art vorträgt, und etwas zu lindern suchet. Z. E. Cicero für den Ligar.

Siehe doch, o Cäſar! wie frey, oder wie verwägen uns vielmehr deine Gnade machet! Antwortet Tubero, daß ſein Vater Africa, wohin ihn der Rath geſchicket hatte, dir würde übergeben haben: ſo werde ich kein Bedenken tragen, ihm deswegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben; ob dir gleich ſolches dazumal zuträglich geweſen wäre. Denn darum, weil es dir angenehm geweſen ſeyn würde, wäre es noch nicht zu billigen geweſen.

Præteritio. Wenn man ſich ſtellet, als wollte man von einer Sache gar nichts ſagen; aber eben damit eine Nachricht davon giebt. Ein recht ſchönes Exempel giebt abermal Fleſchier am angezogenen Orte:

Erwarten ſie nicht, meine Herren, daß ich ihnen hier eine Trauerbühne eröffnen ſoll; daß ich ihnen dieſen großen Helden auf ſeinen Siegeszeichen entſeelet vorſtellen werde; daß ich ihnen noch den blaſſen und blutigen Körper zeigen ſolle, bey welchem der Blitz noch rauchet, der ihn getroffen hat; daß ich ſein Blut ſchreyen laſſe, wie das Blut Abels, und ihren Augen die traurigen Bilder der klagenden Religion, und des bethränten Vaterlandes zeigen werde.

Proſopopœia. Wenn man lebloſen Dingen die Eigenſchaften lebendiger Perſonen giebt. Z. E. D. Mayer in ſeiner II Mordpredigt ſchreibt:

Dieſe Kanzel ſey vor Gott im Himmel Zeuge! Und bald darauf: Ich beſchwere dich, du unglückſelig Entleibter, der du bereits vor Gottes Gerichte geſtanden! Laß dein Gewiſſen reden, du Mörder! ꝛc. Wollt ihr ſchweigen, ſo wird mein Saal, ſo werden meine Bücher zu Gott im Himmel ſchreyen.

Sermocinatio. Wenn man verſtorbene Perſonen redend einführt. Z. E. D. Mayer, am angezogenen Orte, ſchreibt ſo:

Aber wie iſt mir? Mich dünkt, es richten ſich zween ermordete Körper auf, die ein jämmerliches Geheul und Gewinſel hören laſſen: Heißt das friedſam, wo mörderiſche Waffen wüten, und unſchuldig Blut vergießen? wo wir durch tägliche Mordſtiche, um unſer junges Leben gebracht werden? Wir ſuchten unter deinen Flügeln Schatten, o Witten-

Wittenberg! aber unter deinen Schatten, hast du uns tödten und umbringen lassen.

Votum. Oftmals ist auch ein brünstiger Wunsch mit unter die Zahl der Figuren zu zählen. So machet Z. E. Fleschier dergleichen, in der oft belobten Rede, bald anfangs:

O wenn der göttliche Geist, der Geist der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit solchen lebhaften und natürlichen Vorstellungen erfüllet hätte, welche die Tugend nicht nur abschildern, sondern auch ins Herz drücken könnten: mit was für edlen Gedanken würde ich nicht eure Seelen anfüllen! und was für einen Eindruck würde nicht die Erzählung so vieler erbaulichen und preiswürdigen Thaten in euren Herzen machen!

XVI. §.

So viel mag von den Figuren genug seyn. Und obgleich diese noch lange nicht alle diejenigen sind, die man in andern Büchern von der Redekunst erzählet findet: so sind es doch die vornehmsten und lebhaftesten, die einer Rede das gröſseste Feuer geben. Denn giebt es gleich bey andern eine weit gröſsere Anzahl unter dem Titel der Figuren: so gehören sie doch zum Theile weit besser unter einen andern Titel. Z. E. Gnome, Nœma, Chria, deren jene ein Lehrspruch, diese ein Exempel, und die letztere ein Zeugniß bedeutet: gehören alle drey zu den Erläuterungen. Aetiologia ist keine Figur, sondern ein Beweis. Imago begreift ein Gleichniß; Paradigma aber ein Exempel in sich. Comparatio ist wiederum ein Gleichniß. Collatio ist oben als ein Antitheton vorgekommen. Dissimilitudo ist eben das. Paradiastole und Antimetabole sind wohl Arten zu denken, und zu reden, aber keine Figuren. Z. E. wenn ich sage, er ist wohl verschmitzt, aber nicht klug: oder, wir essen, um zu leben; aber wir leben nicht, um zu essen. Oximoron und Epiphonema, sind auch nur sinnreiche Lehrsprüche, die entweder in der Mitte oder am Ende vorkommen. Auxesis und Tapeinosis, sind schon unter den Tropen vorgekommen.

Præfiguratio ist nichts anders, als die obige Hypotypoſis. Obſecratio und Exſecratio sind nichts, als Arten der Apoſtrophe: und so weiter. Wir begnügen uns also an den bisher erklärten, und bemühen uns bey gegebener Gelegenheit dieselben in Uebung zu bringen. Hierzu wird nun sehr viel beytragen, wenn man die Schriften der besten Redner mit Aufmerksamkeit liest: und sich die Figuren, selbst im Zusammenhange der Rede, fleißig anmerket.

Das XV. Hauptstück.

Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden.

I. §.

Nachdem wir nun die Theile einer Rede oder Schrift, nämlich die Wörter, Redensarten und Perioden, absonderlich erwogen haben: so müssen wir nun auch die Schreibart selbst in Betrachtung ziehen. Wollen wir die Redekunst auch hier mit der Vernunftlehre in Vergleichung stellen: so müssen wir die Schreibart mit der dritten Wirkung des menschlichen Verstandes, oder mit den Vernunftschlüssen vergleichen. Denn wie diese aus dreyen oder mehr verschiedenen Urtheilen oder Sätzen, die aber zusammenhängen, bestehen: so gehören auch zur Schreibart viele zusammenhängende Perioden. In der That hält sie auch fast lauter Vernunftschlüsse in sich; wenn nämlich keine Erzählungen vorfallen. Denn was für einen Zusammenhang der Sätze wollte man sonst angeben, wenn weder die Verbindung der Begebenheiten, noch der vernünftigen Urtheile und Aussprüche von Dingen, darinn vorkäme? Einzelne Perioden machen keine Schreibart aus, wenn sie nicht eine Verknüpfung unter einander haben, die aus der Sache selbst entsteht. Z. E. Zehn einzelne Sprüche aus den

den Poeten, oder aus andern Büchern, die von verschiedenen Materien handeln, geben keine Schrift oder Rede ab, von deren Schreibart man urtheilen könnte. Man sieht also hier abermal, daß die Schreibart mehr auf die Gedanken des Scribenten, als auf seine Worte ankömmt; wie wir schon oben erinnert haben *. Wie aber bey den Sätzen oder Perioden nur der Verstand sein Werk hatte: also kömmt es in ganzen Aufsätzen, oder Perioden, hauptsächlich auf die Vernunft an. Denn so schwach oder stark dieselbe bey einem Scribenten ist, so schlecht oder gut pflegt auch seine Schreibart zu gerathen.

II. §.

Es theilet sich daher die Schreibart erstlich überhaupt in eine schlechte oder gute Schreibart ein. Jene ist der Ausdruck schlechter und übel zusammenhangender Gedanken, in einer Schrift oder Rede: diese hergegen ist ein Ausdruck guter und wohl verbundener Gedanken in einer Schrift oder Rede. Die Erfahrung lehret es, daß nicht alle Menschen, ja nicht einmal alle Gelehrten, gleiche Köpfe zum Denken; das ist zum Begreifen, Urtheilen und Schließen haben. Theils rühret dieses von ihrer verschiedenen natürlichen Fähigkeit her; theils haben auch ihre Auferziehung, und Anführung, ihre Art zu studiren, ihre Vorgänger und Lehrer Schuld daran. Man kann sichs kaum einbilden, wie ungleich die Gemüthskräfte der Menschen von Natur schon sind: wenn man nicht Gelegenheit gehabt hat, an der Auferziehung junger Leute Theil zu nehmen. Auch bey gleichem Unterrichte, werden sie sehr ungleiche Arten und Fertigkeiten zu denken erlangen. Der eine wird lebhafter, der andere schläfriger in seinen Gedanken seyn. Der eine wird eine sehr ordentliche Verbindung klarer Begriffe haben, und

* Der gelehrte und berühmte Herr Prof. Gesner hat sich hier, nach seiner trefflichen Einsicht, für eben diese Meynung erkläret, in der Vorrede zu Hrn. M. Richters kritischen Regeln des lateinischen Stils, die 1740. heraus gekommen.

im Reden ausdrücken: der andre wird seine dunkle Vorstellungen von Sachen, durch die Verwirrung der Worte, noch unverständlicher machen. Der eine wird sich durch viel fremde Einfälle, so zu reden, selbst stören: der andre wird in seiner Ordnung unverrückt fortfahren. Dem einen wird von jedem Dinge sehr viel in den Sinn kommen: dem andern wird gar nichts beyfallen wollen. Allein das meiste trägt wohl zur guten und bösen Schreibart die Anweisung und die Nachahmung bey. Die Kinder lernen von ihren Aeltern und Vorgesetzten nicht nur reden, sondern auch denken. Wie man aber andre urtheilen und schließen höret: so lernet man endlich selbst urtheilen und schließen. Darum will auch Quintilian, daß man Kindern keine unwissende, abergläubische oder phantastische Wärterinnen und Lehrmeister geben soll. Ja darum ist es einem jeden, der ein guter Scribent werden will, nicht einerley, was, und wie er studiret, oder was er für Bücher liest *.

III. §.

Doch weil ich schon oben davon gehandelt habe, so will ich hier die Mittel, zu einer guten Schreibart zu gelangen, nicht abermal wiederholen. Ich muß vielmehr die Fehler und Tugenden der Schreibart mit Regeln und Exempeln erklären. Die Fehler der Schreibart sind vielerley, und daher wird auch die schlechte Schreibart nicht von einer bey Gattung seyn. Ich will hier bey denjenigen Classen derselben bleiben, die Benjamin Neukirch in seiner Anleitung zu deutschen Briefen schon abgetheilet hat **: aber weil meine Absichten

* Darum saget Horaz:

Scribendi recte sapere est & principium & fons.

Und Boileau schreibt:

Avant donc, que d'ecrire apprenez à penser!

** Dieses mögen sich diejenigen merken, die mirs Schuld geben, daß ich die allervielfältigste Art die Schreibart einzutheilen ausgesonnen. Es ist meine Schuld nicht, daß sie die Schriften ihrer Vorgänger nicht kennen: ich aber pflege gern diejenigen zu nennen, von denen ich etwas annehme.

ſichten anders ſind, ſo will ich auch andre Exempel aus wirklichen Schriften unſrer Landsleute zur Erläuterung hinzuſetzen. Fürs erſte hat ein Redner alle Arten der ſchlechten Schreibart zu vermeiden; ob ſie gleich auch oft bey Leuten angetroffen werden, die keine Redner ſind. Man hat alſo auch an den Poeten oft etwas getadelt, was einem Redner noch viel unanſtändiger ſeyn würde, wenn er es brauchen wollte. Ich habe ſchon oben des P. Bouhours, Manier, in ſinnreichen Schriften wohl zu denken, beſtens angeprieſen; und dieſe will ich auch hier, allen Liebhabern der Beredſamkeit nochmals angeprieſen haben. Nicht minder kann man des gelehrten Werenfels Rede von den Meteoris Orationis hier mit großem Vortheile brauchen: zumal, da wir ſie in der deutſchen Geſellſchaft eigenen Schriften und Ueberſetzungen 1 B. auch bey meiner akademiſchen Redekunſt deutſch leſen können. Ferner iſt des berühmten Swifts Werkchen, περι βαθους, das unter dem Titel Antilongin deutſch überſetzet worden, hier mit Nutzen zu gebrauchen. Endlich kann man auch Longins Tractat, von dem Erhabenen, mit großem Nutzen zu rathe ziehen; als worinn gleichfalls unzählige Fehler ſchlechter Scribenten getadelt werden.

IV. §.

Die erſte Gattung der ſchlechten Schreibart iſt die dunkle undeutliche, oder unverſtändliche Schreibart. Denn da die Abſicht eines jeden Scribenten oder Redners iſt, daß er verſtanden werden will: ſo hat er nichts ſo ſehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Es entſteht aber dieſelbe anfänglich aus altfränkiſchen Wörtern und Wortfügungen, die wir ſchon oben verworfen haben. Doch damit man ein Beyſpiel ſolcher Schreibart haben möge, ſo will ich aus Nicolai von Weil Deutſchungen etlicher Bücher Aeneä Silvii ꝛc. die 1536. zu Augſpurg in Folio gedruckt worden, die Abbildung eines ſchönen Frauenzimmers herſetzen. Es heißt auf der 1 Seite:

Die Frauen naygten jre augen gegen der erden, und als vil ſie ſchämiger wurden, als vil wurdenn ſie ſchöner und hüpſcher geſehen: Dann von töthe zwiſchen jren wenglin ausgebräyt, gaben ſie ſolche farben: als da gybt das Indiſch helffenbain, gerötet inn dem blut des oſtrums, oder als gebend die weyſſen lilien vermiſcht mit purpurfarben roſen. Aber unter denen leychtet für die anderen mit vil ſonder ſchöne Lucretia: Ein jüngelingin vnder zwaynzig jahren: geboren von dem geſchlecht Camillorum, vermählet dem oberreichen mann Menelao: Der vnwyrdig was, das jm ein ſoliche zierd zu ſeinem bett und tiſch dienen ſolt, aber wol wyrdig den ſein hausfrau betrieg, vnd machte, als man ſpricht, zu einem gehörnten hyrſen, derſelben glidmaß an gerede vnd länge die andern frauen übertraff: Jr har was dück vnd lang: von farben geleich dem gold: das ſie nit nach ſitten der junckfrawen hinden ab flügen lieſe: ſondern mit gold und edlem geſtayn, zierlich hett geflochten und aufgebunden. Jre ſtyrn was zymlicher braytte, mit kayner runzel entſchöpfft. Jhre augenbrawen in böglin weyß geſtellet, waren mit wenig und nicht dücken ſchwarzem har in rechter weyte von einander geſchayden. Jhre augen mit ſolchen ſchein laychtend: das ehs gleich wie die Sonn, die geſichten der anſchawenden menſchen thete letzen, vnd bekrenken. Mit wölchen augen ſie auch, wenn ſie wolt, möcht töden: vnd dieſelb getöden (ob ſie geluſt) wieder ins leben bringen. Jr naſe recht in mitten geſetzt, thet die roſenfarben wenglin mit gleicher menſur und mas anderſchayden. Nichts was lieplichers noch der Geſicht luſtlichers, denn dieſe wenglin, als die fraw lachet, ſo viel mer wurden darinn klaine grüblin, zu beyden ſeyten gefellet. Niemand ſahe die, der ſie nicht von herzen innerlich begehrte zu küſſen. Jr mund was zymlicher klayne; und roter Corallenfarb, auf das allerluſtſamlichſt geſchickt, darinn zu beyſſen. Jre zeen klayn in gleicher ordnung geſetzt, als aus criſtallen gemacht: dadurch jr bewegbar zung lauffend: nicht allein lieplich red, ſondern auch geſpräch, gleich allerſüſſeſtem geſang ließ hören und lauten.

V. §.

V. §.

So, wie nun die alten Wörter und Redensarten eine Schreibart dunkel machen, so thun es auch die neuen; davon man in den Schriften der fruchtbringenden Gesellschaft und bey den Pegnitzschäfer Exempel genug finden kann. Es ist dieses um so viel nöthiger, heute zu Tage zu erinnern; da es bey einigen, die sich sonst einer schönen und reinen deutschen Schreibart befleißigen, sehr aufkömmt, daß sie ohn alle Noth eine Menge seltsamer Wörter und Redensarten aushecken, und sich nicht eher einbilden, schön zu reden, als bis sie etliche Dutzend seltsame und unerhörte Misgeburten angebracht haben. Ich kann diese mit ihrer ungereimten Neugierigkeit nicht besser beschämen; als wenn ich ihnen aus dem deutsch übersetzten Pantagruel des Rabelais, ein kauderwälsches Exempel hersetze. Die Zueignungsschrift fängt so an:

> An alle klugköpfige, nebelverkappte Nebelnebuloner, witzersanfte Gurgelhanthierer, ungepalierte sinnversauerte windmüllerische Durstaller oder Pantagrueliſten. Großmächtige hoch und wohl gevexirte, tief und ausgelärte, eytele, ohrenveſte, ohrenfeiſte, allerbefeiſtete, aehrenhafte und haftähren, Ohrenhasen, Hasenohren, oder Hasenasinohrige insondere liebe Herrn, Gönner und Freunde. Euwer Keinnad und Dunst sollen wissen, daß die alten Spartaner das Sprüchwort, (Ein Vnflat erleydets dem andern) wahr zu machen, keine bessere Weise gewußt haben, ihrer jungen Burgerschaft die Trunkenheit zu erleyden, als daß sie zu gewissen Festtagen an offenen Platz, in beyseyn ihrer Kinder, ihre Knechte sich redlich voll und toll sauffen liessen, auf daß, so die also hirntobig und schnellhörnig, und hörnschnellig vom Wein rasen, balgen schelten, gauckeln, fallen, schallen, burtzeln, schreyen, gölern, prüllen, wüten, sinken, hinken, speyen und unflätig genug seyn sähen, sich vor solcher viehischen Unweise forthin zu hüten wüßten ꝛc.

VI. §.

Die dritte Art der Unverständlichkeit rühret von den Provinzialwörtern her, die nur in gewissen Landschaften üblich sind, und

und also nicht allenthalben gelten oder bekannt sind. Eine jede Gegend von Deutschland hat die ihrigen; die Franken und Böhmen, die Oesterreicher, Bayern und Schwaben, die Ober- und Niedersachsen: und die Scribenten von allen diesen Orten pflegen sich daher allemal, durch ein gewisses Schiboleth zu verrathen; wenn nur ein Kenner darüber kömmt. Z. E. P. Forster, in der Lobrede auf Kaiser Carln den VI. hebt so an: „Nit anderst, als wie ein von dem schwir„renden Jovis Keul beblitzter und seines in ihm ganz ertrat„tert stilliegenden Lebens unwissender Wandersmann, stehe „ich hier auf diesem Trauer tragenden Redner-Stuhl, rage, staune, ertattere. ꝛc. Eine Probe niedersächsischer Provinzialwörter soll mir die Aramena geben. Z. E. im 5. Theile auf der 270 S. steht folgendes:

> Sie ließe ein paar dunkelblauer Augen auf uns schießen, und zwar mit solcher Kraft, daß wir beyderseits die andre Wunde von ihr entfingen, und dieser in unsern Herzen den Fürzug für ihrer vorigen Gestalt zu geben begunten. Ich gebrauche mich dieser Redensart, weil wir, als ganz verbast, diese beyde damals für eine Person gehalten ꝛc. Und bald darauf kömmt auf der 121 S. dieser Vers:
>
> Droben, wo die Sternen glasten,
> Meine Seele wünscht zu rasten.

Doch nicht nur Wörter, sondern auch Redensarten gehören hieher. Z. E. Ein Niedersachse wird sagen: Ich bin bange, welches doch ganz unrecht geredet ist; indem es heißen muß: mir ist bange. Man lese nur Joh. Ad. Hoffmanns zuerst herausgegebene, oder auch Amthors Schriften; so wird man unzählige Exempel antreffen. Will man schlesische Provinzialwörter haben: so lese man den Arminius, darinn man auf der 98 S. etzeln, 164 S. beemsiget, für beschäfftiget 187 S. Bereglichkeit, für Hurtigkeit; 282 S. einweniger, für einiger, 309 S. verreden, für einen vertheidigen. 333 Seite, zier vergoldet, für künstlich vergoldet, 435 S. Schalaster, für Aglaster, 501 S. heimlich, für gut, hell, klar, beym Wetter, 562 S. aufreden, für anhetzen.

Hetzen. 600 S. Knichel, für Knöchel, 603 S. Kutze, für ein grobes Kleid. 702 S. Knispel, für Püschel, 908 S. Perske, für Barsch, auf der 1094 S. Feuersorge, für Kohlpfanne, 1104 S. Ersuchung, für Besuch, 1547 S. zusagen, für übereinstimmen, 1625 S. ein Mächsel, für das, was eine Speise schmackhaft machet. a. d. 1899 S. die Litte, für löte. 2110 S. wöller, für besser. 2211 S. schlimm, für krumm. 2248 Seite, mit Wußte und Wille, für mit Vorbewust. 2276 S. Rampricht, für rauh und uneben. 2358 S. Gelosen, für los werden. 2364 S. es bey-jemand aushaben, für jemands Gunst verlieren. 2444 S. das Besitzthum, für Besitz. 2559 S. Schnüchze, für Schnauze. 2567 S. ausdünken, für sich entziehen, finden wird.

VII. §.

Andere Arten der Undeutlichkeit entstehen aus fremden Wörtern, die man auf eine seltsame Art durch einander menget; oder auch aus bekannten, die in einer fremden Bedeutung genommen werden. Hierinn sind sonderlich die mystischen Scribenten, und ihre Brüder, die Goldmacher, große Meister: die oft so schreiben, daß es keine menschliche Vernunft erreichen kann, was sie haben wollen. Das seltsamste ist, daß diese Meister der Dunkelheit, noch von ihren Anhängern für hocherleuchtete Männer gehalten worden sind. Z. E. Jacob Böhme, der weil. begeisterte Schuster in Görlitz, schreibt auf der 2255 S. im Buche de Signatura rerum c. 8. §. 22. um das Wachsthum der Pflanzen zu erklären, also:

> Also dringet die äußere Sonne in die Sonne ins Kraut, und die innere Sonne dringet in die äußere, und ist ein eitel Geschmack und Liebhaben, eine Essentz die andre: Saturnus macht sauer, Jupiter macht lieblichen Geschmack, Mars macht bitter von seiner peinlichen Art, Venus macht süsse, Mercurius unterscheidet den Geschmack; Luna fassets in ihren Sack und brütets; denn sie ist irdischer und himmlischer Eigenschaft, und giebt ihnen das Menstruum, darinn die

die Tinctur liegt. Also ists ein Treiben im Geschmacke, jede Gestalt eilet dem süssen Wasser und der Sonne nach: Jupiter ist freundlich, und geht mit der Liebebegierde oben aus, im süssen Quallwasser; darinnen wütet Mars, und denket, er sey Herr im Hause, weil er den Feuergeist im Sulphur führet. Dessen erschrickt Mercurius, daß ihme Mars Unruh machet, und Saturnus machet den Schrack nach seiner strengen Impreßion leidlich, das sind die Knoten am Halme: und ist der Schrack salnitrisch nach der dritten Gestalt, in der ersten Impreßion zum Geistleben, als in der Angstgestalt, davon der Sulphur urständet; und im Schrack gehet Mercurius im Salniter auf die Seite, und nimmt in sich mit die Venus, als die Liebebegierde, davon wachsen Zweige und Aeste am Halme, Stengel oder Bäume, und was das dann ist; Kräuter, Bäume oder Halmen, und ist jeder Ast alsdann gleich dem ganzen Gewächse.

VIII. §.

Es giebt noch eine Art der Undeutlichkeit, wenn man nämlich mehr oder weniger saget, als man sagen wollte. Z. E. wenn Aulus Apronius saget, das Schloß bey Paris, Madrit genannt, sey von Fenstern aufgebauet; welches ja den Worten nach unmöglich ist. Ferner giebt es eine Dunkelheit, wenn man die Hülfswörter und Schlußwörter ausläßt. Z. E. eben der schreibt auf der 292 Seite:

> Inspruck folgete hierauf, ein kleiner Ort, sonst wegen der meßingenen sehr großen Statuen, so in der Kirche der Capuciner (die zur rechten Hand, wenn man aus dem Thor gehet,) in zwey Rangen oder Streifen gegen einander überstehen, und sehr herrlich, an der Zahl 28 oder 30 zu sehen; dergleichen nicht in Europa anzutreffen.

Eben so dunkel wird die Schreibart durch die vielfältigen Einschaltungen und Parentheses ganz fremder Dinge, die den Verstand verwirren. Z. E. eben der Aulus Apronius in seiner Reisebeschr. auf der 193. Seite:

> Wie Peregrinant besagten Jesuiten wegen der Margana fragte, davon beym Kirchero in mundo subterraneo, nämlich die natürliche Präsentation großer Städte, in der See der sicilianischen Meerenge, vieler Thieren, als wenn sie auf dem

dem Lande gesehen werden, und Wälder, auch andre Erscheinung; so mußte er mit Verdruß (sintemal ihn dieses und der Aetna die Lust nach Sicilien getrieben) hören, daß wohl zehen und mehr Jahre vorbey giengen, ehe solches zu merken.

Nicht minder Undeutlichkeit erwächst aus solchen Wortfügungen, die an sich selbst zweydeutig sind, und auf verschiedene Art verstanden werden können. Auch hier soll mir Apronius das Exempel geben. In der Zueignungsschrift dieses Buches heißt es:

In der Mitte fügt sich ein dero allerdurchlauchtigste Frau Muhme, Sophia Charlotte, Königinn in Preußen, und Schwiegermutter, Friedrich Wilhelms des großen, Königs in Preußen, großen Diamants an dem Finger der itzigen Zeit, hochseligen Frau Mutter, die da gleich bey der ganzen künftigen Welt einen großen Stern, so bey ungewölkter Nacht den weiten Himmel zieret, funkelnde beyde von Edelsteinen königlicher Tugenden, welcher Glanz dero königlichen Majestät keinesweges an der andern Seite ihr lebtage nachzugeben vermeynet ꝛc.

Doch genug hiervon. Man merke sich nur die Regel an: Daß ein Scribent sich nicht auf den Verstand seines Lesers verlassen, sondern so schreiben müsse, daß es auch der Einfältigste verstehen muß.

IX. §.

Die andere Gattung der schlechten Schreibart ist die pedantische, deren sich Leute, die nur nach der altväterischen Art studiret haben, im Schulstaube erwachsen sind, und die Lebensart der Welt gar nicht kennen, zu bedienen pflegen. Diese messen alles nach ihrem Schulleisten. Und ob sie gleich die besten Schriften der Lateiner und Griechen täglich in Händen haben: so ahmen sie doch die Artigkeit derselben im Schreiben nicht nach; sondern bleiben immer bey ihrem Schulschlendrian. Doch auch diese Gattung hat ihre Arten. Die erste davon entsteht, wenn man immer mit lateinischen und griechischen Wörtern, Sprüchen und Zeugnissen der Scribenten um sich wirft. Ein schönes Exempel giebt mir A.

Gry-

Gryphius, in ſeinem Horribilicribrifax. Denn da tritt Sempronius, ein Schulmeiſter, mit folgender Rede auf:

> Amor vincit Omnia! Sed omnia vincit amor; omnia, id eſt, omnes homines & omnia pecora campi: & nos cedamus amori, ſaget das Wunder der lateiniſchen Poeten, Virgilius. Wer ſollte geglaubet haben, daß ich, der ich ein Wunder bin inter eruditos hujus ſeculi, und nunmehro meine fünf und ſechzig Jahre cum ſumma reputatione erreichet, mich aufs neue ſollte, per faces atque arcus cupidinis, haben überwinden laſſen? Ach Cœleſtina! Ach Cœleſtina! tu mihi ſpes voti, tu mihi ſummus amor! Wenn ich deine roſenliebliche Wangen betrachte, werde ich verjünget, als ein andrer Phönix. Aber quid hæc, ſuſpiria ſolus, montibus & ſylvis? Virgilius Ecloga 2. Warum greife ich nicht zu Mitteln, und verſuche, was zu erhalten iſt? Haſce amoris mei interpretes epiſtolas, Cicero ad Atticum, habe ich heute frühe, (Aurora muſis amica) mit höchſten judicio und ingenio zuſammen geſetzet, und warte nur auf Gelegenheit, ihr ſelbiges durch ein bequemes ſubjectum, welches ſie kennet, zu überantworten. Hier in der Nähe wohnet eine gute Frau, die alte Cyrille, die ſich gar gern zu ſolchen Legationen brauchen läßt, & niſi me fallit animus, ſo iſt dieſes ihr Haus. Sed eccum! illa ipſa prodit, laßt uns hören in hoc angulo, was vor excurſus ſie vorbringen werde.

Man denke nicht, daß dergleichen Schreibart nur erdichtet ſey. Man findet ſie in der That vielmals eben ſo: und ſelbſt in den Reden großer Herren fehlt es nicht an den Spuren dieſer Pedanterey. Man leſe Z. E. die 49ſte auf der 104 S. des erſten Theils, ferner die 97ſte auf der 232 S. I. Th. ferner die 158ſte auf der 466 S. I. Th. u. a. m. Imgleichen im andern Theile die 167ſte auf der 541 S. die 171ſte auf der 567 S. die 177ſte auf der 599 Seite; der übrigen Theile, und anderer oratoriſchen Sammlungen nicht zu gedenken.

X. §.

Eine andre Art pedantiſcher Schreibart die diejenige, da man ſeine Beleſenheit in Anführung allerley ausländiſcher Seiten-

Seltenheiten, als Thiere, Pflanzen, Steine, Gebäude, ja menschlicher Sitten und Kleidungen, zu zeigen suchet. Diese Art ist in Deutschland zu Lohensteins Zeiten allererst aufgekommen, der sie in seinem Arminius fast durchgehens gebrauchet hat. Doch hat dieser auch die Alterthümer und Geschichte der Griechen und Römer sehr häufig angeführet: und einige seiner Nachfolger und Bewunderer haben dieses noch höher getrieben, als er. Männling kann uns hier zum Beyspiele dienen, der gewiß in seinen Zueignungsschriften und Vorreden alle Theile der Welt geplündert hat, um ein elendes Nichts damit auszuputzen. Z. E. Die Zuschrift vor seinem Arminio Nucleato hebt sich so schulfüchsisch an:

> Was Artemisia für ein lebendig Grabmaal ihrem geliebten Mausolo aufgerichtet, welches auch die Kostbarkeit des künstlich erbaueten Mausolei, wie das Gold den Meßing, das reiche Peru die arabische Sandwüsten, und der Tag die Nacht übertraf, indem sie dessen verbrannte Asche, mit dem Perlenwasser ihrer heißen Thränen vermischt, ihren täglichen Labetrunk seyn ließ, um auf diese Art den Todten in sich einzuscharren, und wie Tancredo das Herz Guiscardi in ein güldenes Grab, sie ihren Mausolum, welcher ihr im Leben, über alles das vollkommenste gewesen, unter ihr Herz zu legen, sich auf die Weise bemühete; dieß ist ein Heiligthum der Alten, ein Wunder der Welt, und ein Gedächtniß der unvermoderten Liebe, welche keine Livia wird übertreffen, kein Awacer in Gugana verbessern, kein Zeitenschwamm ausleschen, und kein Andenken vergessen heißen; so gar, daß wann schon alle Marmelseulen der Alten, alle Pyramiden Egyptens, alle Prachtgräber Siniens werden ein Ziegelgraus der Einäscherung werden, hier doch das Echo der Liebe unvergeßlicher soll ausrufen, was bey dem Grabe Cœciliæ an der Via Appia es vormals ertönt: Cœcilia, semper honor nomenque tuum, laudesque manebunt; geliebter Mausolus, dein Ruhm, dein Name, dein Lob soll nimmermehr untergehen.

XI. §.

Andre bringen zwar auch gern viel sogenannte Realien im Schreiben und Reden an; aber sie haben sich sonderlich

in die Münzen, Sinnbilder, und Ueberſchriften verliebet. Dieſe Schreibart hat Chriſtian Weiſe in ſeinen politiſchen Reden auf die Bahn gebracht, auch an Talandern, u. a. m. einen getreuen Nachfolger darinnen gefunden. Dieſe Leute können kaum zehn Worte ſagen: ſo heißt es: Jener ließ eine Münze prägen ꝛc. Jene gelehrte Feder ſchrieb dieß, oder jenes an eine Pyramide ꝛc. Jener bauete eine Ehrenpforte ꝛc. Jener malte eine Sonne, und ſetzte drüber, ꝛc. So ſeltſam nun ein ſolches Miſchmaſch geſammleter Lappen iſt, wo man ernſtliche Dinge zu ſagen hat, und gründliche Wahrheiten vortragen ſollte: ſo unerhört iſt ſolches bey den Alten geweſen. Und dieſe Art der pedantiſchen Schreibart könnte man die weiſiſche nennen. Z. E. Kann mir Talander in ſeinen lebenden Todten, oder Trauerreden dienen; denen er gar aus Picinelli mundo ſymbolico, als dem Tröſter aller dieſer oratoriſchen Maler und Münzmeiſter, einen Auszug angehänget hat. Auf der 132. S. hebt die XV. Abdankung ſo an:

> Als der tapfere Römer, Marcus Antonius Columna, viele Verfolgungen des Glückes ausſtehen mußte, und gleichwohl ſeine Tugend davon ſo wenig, als das Corallenbäumlein von den ſtets anſchlagenden Meerswellen zernichtet, ſondern vielmehr befeſtiget wurde; wählete er ſich zu Bemerkung ſeiner Gemüthsſtandhaftigkeit unter allen widrigen Zufällen, ein gar artiges Sinnbild: indem er eine Steineiche malen ließ, davon unterſchiedliche Aeſte und Zweige mit ſcharfen Barten und Beilen abgehauen wurden, und über dieſe waren die Beyworte, aus des Horaz ſeiner vierten Ode zu leſen!
>
> Per damna per cædes.
>
> Bey Verluſt und ſcharfem Hauen
> Wird man doch mein Wachsthum ſchauen.
>
> Ein löblicher Entſchluß eines Tugendhaften; aber dazu gewiß ein nicht verzagtes Herz gehöret. Wir haben gemeiniglich nicht die Art der Eichen, ſondern der Sonnenblumen an uns. Scheint die Sonne des ſchmäuchelnden Glücks, da richten wir unſre Häupter ganz munter in die Höhe; und könnte man uns die Ueberſchrift geben:

Surſum

Surſum te lucente.

Der Stralen helles Licht,
Hält aufwärts uns gericht.

Wo aber dieſe untergeht, und die Nacht der Trübſal einfällt, da heißt es:

Deorſum te latente.

Will ſich mit uns die Sonne nicht mehr gatten,
So müſſen wir verwelken und ermatten ꝛc.

XII. §.

Es giebt der Pedantereyen ſo viel, daß ich nicht fertig werden kann, alle Arten der pedantiſchen Schreibart zu erzählen. Dahin gehöret unter andern auch die Kunſt, im Deutſchen lateiniſch zu reden, und lauter ſolche Wortfügungen, Einſchaltungen und Verſetzungen der Wörter zu brauchen, dergleichen die Lateiner ſonſt gebrauchet haben. Z. E. Nikolaus von Weil, deſſen Deutſchungen ich oben angeführet, überſetzet dieſe Worte: Senes amantes vidi permultos, amatum nullum: Ich habe geſehen vil liebhabend Mann, aber liebgehabten keinen. Ja gemeiniglich geht es denen ſo, die alte römiſche Scribenten deutſch überſetzen wollen. Man ſehe nur Gottſchlings überſetzte Officia Ciceronis, und eines andern Gelehrten ſechs Reden dieſes großen Römers: imgleichen eines andern Briefe Cicerons, die beyde in den kritiſchen Beyträgen beurtheilet werden: ſo wird mans gewahr werden. Es wäre leicht, ſie zu beſchämen, wenn man einige Stellen davon hieher ſetzen wollte. Allein ich will ſie ſchonen, und lieber ein Stück aus der ſchönen Schäferinn Juliana, einem alten deutſchüberſetzten Romane anführen. Der 1 Tag des II. Buchs hebt ſo an:

Des hochtragenen und ſtolzen Phaetons Vater, welcher die krummen und gebogenen Gewölber des Himmels umſpazierende, aller Athem ſchöpfenden Thieren Leben, nachdem er ihnen ſelbiges verliehen, verzehrt, ließ allbereit ſeine lebendige Streimen durch viel dicke Wolken, welche die Nacht über den Himmel und die Sternen bedecket und verblichen, herfürkommen, und wiederbrachte das Geſchwätz

und Getöse seiner Creaturen, welches die Nacht durch ihre finstre Stille niedergeleget und verborgen gehalten hatte, da die göttliche Schäferinn Juliana, mit ihrem Bogen und Köcher, in die Wiesen kam, welche der Lust und das Verlangen nach schwarzen Wildpret zu jagen, also frühe dahin zu kommen verursachet, weil solches, (ebenmäßig, wie anderen, die Schul Amoris, oder der Liebe,) ihre tägliche Uebung ware.

XIII. §.

Endlich giebt es noch eine Gattung der pedantischen Schreibart, die man die spielende oder kindische nennen kann. Es sucht dieselbe alle ihre Zierlichkeiten, in läppischen Gegensätzen, (Antithesibus) in frostigen Anspielungen, in verwerflichen Wortfiguren, und andern dergleichen Schnörkelchen, die einfältigen Leuten und Schulknaben zu gefallen pflegen. Hier spielet nur die Einbildungskraft, und man suchet nur die Ohren mit gleichklingenden Wörtern zu belustigen. Die Pegnitzschäfer sind große Meister in dieser Kunst gewesen, wie aus der betrübten Pegnesis unter andern erhellen kann. Z. E. In der ersten Tagezeit derselben, heißt es im 1. §. so: Die Röthin hatte ihre Wasser-Perlen mit den Graß-Schmaragden zu vereinigen kaum angefangen, da sich dieser drey- und treugehertzte Freundes-Klee, von dem Sitz der Palläkome, in die West-Feldereyen, gleichsam verpflanzete. Auf diesem Blumenhirten, scheint gewiß der Geist Sigmunds von Birken, dem dieß zu Ehren geschrieben worden, zwiefach zu ruhen. Gleichwohl kann sich der Italiener Emanuel Thesaurus in dem Tr. de dictione arguta für den Urheber und Erfinder dieser sogenannten scharfsinnigen, oder vielmehr spitzfindigen Schreibart ausgeben. Nun haben zwar einige nur in den Aufschriften die falsche sinnreiche Art des Ausdruckes leiden wollen. Allein es haben sich auch Redner gefunden, die lieber mit den Kindern zu spielen, als mit Männern zu reden, Lust gehabt. Z. E. In der Sammlung auserlesener Reden, auf der 20 S.

steht

ſteht eine Rede, die 1716 auf die Geburt eines kaiſerlichen Prinzen zu Altdorf gehalten iſt. Sie hebt ſich ſo an:

> Was wir großes haben, iſt einmal klein, oder nichts geweſen. Die höchſten Cedern heben ihre Gipfel aus der Erden, und die größten Eichen ſind anfangs zarte Stauden. Die Natur iſt in dieſem Stücke am vollkommenſten, daß ſie nichts gleich vollkommen hervor bringet; und das größte Wunder iſt, daß ſich vieles erſt zum Wunder machet. Die unſchätzbaren Perlen zeitigen nicht alſobald in ihrer Muſchel, und die koſtbaren Corallen nehmen erſt in der Luft Farbe und Härte an. Kleine Quellen werden nach und nach zu großen Flüſſen, öde Dörfer zu bevölkerten Städten, niedrige Geſchlechter zu mächtigen Häuſern.
>
> Das ſchwache Macedonien kam durch ſeinen Alexander zu ſolchen Kräften, daß es die dauerhafte Monarchie der Perſer entkräftete. Der herrſchende Orient ſah bey dieſem Könige den Niedergang ſeiner Herrlichkeit. Deſſen Gebieth reichte ſo weit, als ſeine Waffen; nur das große Weltmeer durfte ſeinen Siegen und Herrſchaft ein Ziel ſetzen. Das menſchliche Geſchlecht hätte vor ihm niemals Ruhe gehabt, wenn er vor dem Tode Ruhe gehabt hätte; und ſeine Regierſucht würde eine neue Welt geſucht haben. Rom wäre nicht ſo groß worden, wenn es alſobald wäre groß geweſen; und ſeine Hoheit würde nicht über alle Völker geſtiegen ſeyn, wenn man anfangs nicht über ſeine Mauren hätte ſteigen können.

XIV. §.

Ich komme nunmehr auf die dritte Gattung der ſchlechten oder verwerflichen Schreibart, und dieſes iſt die affectirte oder gezwungene. Auch dieſe hat ihre vielfältige Arten, davon wir die hauptſächlichſten anzeigen und mit Exempeln erläutern wollen. Die erſte iſt die nachäffende, dadurch ſich nämlich gewiſſe Schriftſteller bemühen, eines berühmten Scribenten ſeine Art des Ausdruckes zu erreichen, deſſen Naturell, Gelehrſamkeit und Verſtand ſie doch nicht haben. So haben im lateiniſchen viele neuere den Cicero, J. Lipſius den Tacitus, und noch andere den Plinius nachzuahmen geſucht. Bey uns Deutſchen ſind ſonderlich Lohenſtein und Laſſenius ſo glücklich, oder ſo unglücklich

gewesen, viel ungereimte Nachfolger zu bekommen. Dieser hat sonderlich Cobern zum Affen gehabt, der alle seine Schriften nach der lassenischen Schreibart abgefasset: wie er denn selbst sagt, er habe seine Frühglocke, aus dem besten Metall der lassenischen Schriften, gegossen. Jener aber hat sonderlich oftgedachten Lehms und Männlingen, vornehmlich aber auch Christian Schrötern als Nachahmer aufzuweisen. Des letztern Anweisung zur deutschen Oratorie, nach dem hohen und sinnreichen Stilo, des vortrefflichen Herrn von Lohenstein ꝛc. ist hier in Leipzig 1704 heraus gekommen; und lehret lohensteinisch complimentiren, lohensteinische Briefe schreiben, lohensteinische Chrieen, und lohensteinische Reden machen. Ein Exempel von der zweyten Art wird zeigen, wie glücklich der Verfasser in der affectirten Schreibart gewesen.

Wohlgebohrner ꝛc.

Das Leben des Menschen ist einer Zugubr nicht unähnlich. Diese läuft vielmals ab, ehe der Zeiger noch Mittag gewiesen hat; und jenes wird nicht selten auf die Bahre gelegt, wenn es in dem anmuthigsten Lenzen der Jahre, wie eine Rose in ihrem Purpur, blühen soll. Dessen ist meines hochgeehrtesten Herrn Bruders verblichene Fräulein Tochter zwar eine betrübte, doch unverwerfliche Zeuginn. Denn ihre Schönheit ist, da sie in vollen Knospen gestanden, verwelket und nunmehr zu Grabe getragen. Hierüber wird sein Herz mit finsterer Traurigkeit, wie die Augen mit Thränen umhüllet: und sein Gesichte sieht nicht weniger bestürzt aus, als des Agamemnons, da seine Iphigenia ein Opfer des Todes werden mußte. Wie dem allen, ein gesetztes Gemüthe, muß sich nicht aus den Angeln der Großmüthigkeit heben lassen, sondern alle Ambosschläge des drückenden Verhängnisses unerschrocken ertragen. Aeltern müssen bey dem Ableben der Kinder so wenig im Trauren, als bey ihrer Geburt in der Freude über die Schnur hauen. Denn der übrige Kummer durchnaget nicht weniger das Herz, als die Würmer das Holz.

XV. §.

Die zweyte Art der affectirten Schreibart ist die gelehrtscheinende. Denn gewisse Leute wollen, bey aller ihrer Unwissenheit, dennoch für gelehrt angesehen seyn. Daher äffen sie die Schreibart derer nach, die den Ruhm gelehrter Leute erlanget haben. Sie stümpeln hier und dar etwas zusammen, was ihnen das Ansehen einiger Belesenheit erwerben kann. Sie suchen eine Menge Namen von Gelehrten zusammen, sie erzählen viel Büchertitel mit den Jahrzahlen und Verlegern derselben. Sie mengen auch wohl gar etwas Lateinisches mit unter, um durch alle diese Künste den Unwissenden ein Blendwerk zu machen, und für gelehrt angesehen zu werden. Der Exempel von dieser Art giebt es mehr, als uns lieb ist: doch will ich eins aus der obgedachten Sammlung auserlesener Reden beybringen. Es steht auf der 693 S. So lautet es:

> Vor solch ingenium, wie seines war, gehörten keine Xenocrates, die ihren Zuhörern vorrechnen, wie viel 100000 mal die Buchstaben im Alphabeth sich versetzen lassen: noch Aristomachi, die mit der Anatomie einer Fliege ganzer 80 Jahre zubringen, noch Barbonii, die an der Keule Herculis die Aeste, in dem Barte Ajacis die Haare, und an der Mütze Ulyssis die Falten auf den Fingern herzusagen wissen. Nein, sondern für einen aufgeweckten Sohn Ciceronis ist nur Athen, und in Athen Cratippus gerecht: propter summam doctoris auctoritatem, & urbis, quorum alter scientia augere potest, altera exemplis; Hierdurch verstehe ich die zu der Zeit in Helmstädt lebende vortreffliche Polyhistores, Oratores, Politicos, Jurisconsultos, die mit zusammengesetzten Kräften diesen ihnen anvertraueten Academicum, in den auserlesensten Wissenschaften nach Wunsche bald fertig machten, ich sage, in den auserlesensten Wissenschaften, womit dem Fürsten, der Kirche, dem Lande, der Familie, und ihm selbst gedienet war. Denn ist die Erudition entweder phantastisch oder zänkisch, oder pralerisch, wie Verulamius die verdorbene Gelahrte entscheidet, (de augmentis scient T. I. p. m. 5.) so ist keinem Menschen damit gedienet.

XVI. §.

Die dritte Art der affectirten Schreibart iſt die ſogenannte galante, die ſich nach den Redensarten der Hofleute richten ſoll: welche halb franzöſiſch, italieniſch und lateiniſch reden, und gern ein Miſchmaſch von allen Sprachen machen; ob ſie gleich die allermeiſten Wörter gar wohl deutſch geben könnten. Dieſe Peſt iſt bey uns Deutſchen, durch die vielen Reiſen in fremde Länder eingeriſſen, und würde endlich unſre Mutterſprache völlig verderbet und ausgerottet haben, wenn nicht kritikverſtändige Liebhaber ihrer Mutterſprache, als Opitz in ſeiner Poeterey, Gryphius in ſeinem Horribilicribrifax, Rachelius in ſeinen Satiren, Laurenberg in ſeinen Scherzgedichten, der Patriot, die Tadlerinnen und der Biedermann darwider geeifert, und die Mengeſucht lächerlich gemacht hätten. Es würde nicht ſchwer fallen, aus den Reden großer Herren unzählige Exempel dieſes Galantiſmi Oratorii anzuführen: doch ich will lieber folgendes darzu brauchen. Es ſteht in der Vorrede zu der Probe einer boileauiſchen Ueberſetzung, die Theod. Lud. Lau 1728 herausgegeben hat:

> Ich guarantire aber, wenn mir, wie gehörigſt, bey vorzunehmenden Financial-Arbeiten, nach meinem angeführten Proportional-Cirkel, die uneingeſchränkte Activität gelaſſen wird, ich gar zu gewiß über ihre Projecten und Grundregeln le deſſus emportiren werde. Ob ich dieſes von mir öffentlich hierdurch engagirte Wort zu halten capable, und in der That der Cabinet-Financen-Director bin, den meine Beſtallung, Bücher und Vorträge mit ernſthaftigem Nachdruck laudiren, mögen meine Antagoniſten mit der brutaleſten Effronterie ihres Pedantiſmi und Ignorantiſmi in der Großmachtskunſt-Wiſſenſchaft, immerhin zu beprüfen, ſich durch ihren Hochmuths-Kützel zwar verleiten laſſen. Wenn aber ſie mit der ſchändlichſten Schamröthe von der Schaubühne der Ehren, einen Abtritt unter einem Accompagnamento einer ſie ausziſchenden und ausbiſchenden Muſik der Hohngelächterey werden nehmen müſſen ∴∴∴ mögen ſie dergleichen Fatalität ihrem thörichten Eigenwillen, und der gar zu ſehr prædominirenden Selbſtliebe einzig und allein zur Laſt legen.

XVII. §.

XVII. §.

Ich geſtehe, daß dieſes Exempel mit beſſerm Recht zu der folgenden Gattung der Schreibart, nämlich zu der phantaſtiſchen, gerechnet werden könnte. Dieſe iſt Leuten eigen, die im Kopfe nicht gar zu wohl verwahret ſind, und deswegen ganz anders ſchreiben wollen, als andre Menſchen. Ihre Einbildungskraft iſt zu hitzig, und ihr Urtheil hergegen zu ſchwach. Jene reißt ſie, gleich Phaetons wilden Pferden, dahin: dieſe aber iſt nicht vermögend, ſie auf der rechten Bahn der geſunden Vernunft zu erhalten. Daher geben ſie allen Dingen andre Namen; ſie häufen unzählige Nennwörter und Beywörter zuſammen; ſie wollen alles ſehr oratoriſch, ja wohl gar poetiſch ſagen; ſie machen auch unerhörte Wörter und Redensarten, und erſinnen die ſeltſamſten Metaphoren, Gleichniſſe und Allegorien. Daß der oben angeführte Jacob Böhm, Pordäſch, und andere dieſes Gelichters, mit unter ſolche Phantaſten zu zählen ſeyn, das wird wohl kein Vernünftiger in Abrede ſeyn. Darum ſind aber diejenigen noch nicht davon ausgeſchloſſen, die es nicht vollkommen ſo arg gemacht haben. Z. E. Lehms gehört mit ſeiner Lobrede auf Kaiſer Carls des VI. Vermählung allerdings hieher. Auch vor ihm hat Riemer im vorigen Jahrh. ſo geſchrieben. Z. E. in ſ. Lobr. auf Friedr. Wilh. den Großen heißt es, a. d. 16. S.

> Sein geringſtes Lob iſt, daß er unübertrefflich geweſen, und nur ein Anfang zu ſeinem Preiſe, daß ſeines gleichen nie gehöret worden. Die Thaten Cäſars ſind Kinderſpiele gegen ſeine Kriege: der berühmte Scipio iſt nur eine Nebenſonne gegen dieſe Quelle des Kriegslichts; Hannibals Heldenübungen gegen die Expeditiones unſers Großfürſten ſind wie eine Komödie, gegen den Verlauf einer wahrhaften Geſchichte. Alle Helden der Griechen und Römer, hätten unter ihm, zu Felde, in Belagerungen, kaum Unterofficiere bedeuten können.

Ich will aber noch einen neuern Helden, nämlich Joh. Chriſtoph Wenzeln, hier anführen, der 1691 in Jena eine Leichenrede gehalten, daraus folgende Stelle genommen

iſt. Siehe die Sammlung auserleſener Reden auf der 576 Seite:

Jene Luftbilder bey Sicilien ſpielen in noch früher Morgendämmerung mit dem Glanz ihrer künſtlich vermengten Farben; unſer Luftbild trat wie in der erſten Morgenröthe ſeiner Zeit, ich ſage in den erſten Jahren des noch zarten Alters, mit ganz unvergleichlichen Seltenheiten hervor; ſo daß die Gemüther von den entzückten Augen verſichert wurden, es würde auf dieſen ſo überherrlichen Morgen ein noch weit herrlicherer Tag zu ſehen ſeyn. Und freylich fand die Hoffnung allhier einen feſtern Grund, als jene Luftgemälde an denen im Schatten aufgethürmten Seewolken,

Die Ehrenpaläſte, die Thürme der Zuverſicht, waren nicht auf leichte Dünſte, wie die mamertiniſchen geſetzet: ſondern Gott, Glück und Natur ließen ſattſam hervorleuchten, daß ſie zu dieſem Luſtbau ſelbſt die erſten Steine geleget. Die Trefflichkeit der hohen Geſchlechter, aus welchem unſer Luſtbild vorgeſtiegen, machte gleich anfangs eine beſtändige Verſicherung, weit vor jenen Morgenbildern; weil hier keine verwerfliche Nebel, ſondern die unvergleichliche Goldſtralen, ſo erlauchter Ahnen, dem künftigen Gemälde zum Grunde dieneten.

Gewiß iſt es, wir pflegen nicht leicht zu fragen, wo und auf was für einem Boden die Frucht gewachſen? und vergnügen uns, wenn ſie an ſich ſelbſt einer lobbaren Eigenſchaft. Iſt es doch nicht ſeltſam, daß die Natur aus eben dem Erdreiche, woraus ſie vor dieſem den kräftigen Rosmarin gelocket, ein ander Jahr gifthauchende Napellen zeuget. Ja wir erblicken öfters, daß an denen Himmelsſtellen, da die holdſelige Venus geſtralet, bald darauf ein röthliches Zorngeſicht des Kriegsplaneten hervorblitzet.

Die Donnerkeile der Welt, die römiſchen Tyrannen, haben ſchon längſt zu großem Nachtheil der Länder gelehret, daß die königliche Wiege öftermals alle königliche Trefflichkeiten einſchläfere. Dem africaniſchen Scipioni haben ſeine Freunde den Ring, in welchem ſich des verſtorbenen Vaters Bildniß präſentirte, von dem Finger abgezogen, weil er wegen verſchiedener Laſter, womit er ſein Geſchlecht verunehret hatte, ſolchen zu tragen ganz unwürdig ſchien. Allein was dürfen uns ſolche Wechſelbälge der Aeltern und des Geſchlechts hindern?

XVIII. §.

XVIII. §.

Ich müßte die ganze Rede hieher ſetzen, wenn ich alle Proben eines ausſchweifenden Geiſtes daraus anführen wollte. Der Verfaſſer deſſelben kann nichts auf eine gemeine Art ſagen. Wenn er ſagen will, daß zwey Dinge beyſammen ſeyn: ſo ſaget er, ſie wachſen auf einem Stängel. Z. E.

> So wächſet Schaden und Vergänglichkeit wie auf einem Stengel.

Will er lehren, daß unſer Leben mit Luſt und Freude abgewechſelt wird: ſo nennet ers eine Doſin der bitterſten Pillen.

> Unſer Leben, heißt es, iſt nichts anders, als eine ſtarke Doſis der bitterſten Pillen, welche dann und wann von einer ſcheinbaren Ehre und Luſt vergüldet werden; daß man doch gleich mit dem erſten Biſſe den unannehmlichen Geſchmack verfluchen muß.

Des König Eduards Bruder vergleicht er mit einer Lamprete:

> Eduardi Bruder mußte, wie ſonſt den Lampreten wiederfährt, in Malvaſier erſticken; anders nicht geht es mit den irdiſchen Luſtreizungen.

Und wenn er recht was ſchönes vorbringen will: ſo iſt es nichts, als ein glänzendes Nichts, ein Galimatias verworrener Ideen, die keinen rechten Verſtand haben: Z. E.

> Die luciniſchen Auſtern, das Phaſangehirn, die Lampretenmilch und Phönicopterzungen, und was der thörichten Luſt des Caji mehr zu Dienſte ſtehen mußte, wurde dieſem Vielfraße doch endlich zu den Schaugerichten Heliogabals, welche, weil ſie ſteinern waren, von keinem Menſchen konnten genoſſen werden.

Und kurz vorher hieß es mit allerley weitgeſuchten Einfällen und kindiſchen Wortſpielen:

> Beliſar wurde gezwungen, mit ausgeſtochenen Augen erſt recht zu ſehen, wie ſchädlich die Hofluſt ſey; da er doch vorher ſelbſt Juſtinians Auge geweſen. Spinoſa erwarb bey der ſpaniſchen Regierung mehr nicht, als einen blutigen Kopf. Cromwells und Morus Blut ſpritzete von dem unglücklichen Chavot in manches Geſichte, welches

von

von schmäuchelnder Weltlehre verkleistert worden. Niemand war in höherer Bewunderung durch ganz Famagust, als Paragadin; doch wurde auch hernach niemand schimpflicher belohnet, als er; dieweil er auch nicht einmal die Haut mit in den Tod nehmen konnte ꝛc.

XIX. §.

Ich komme nun auf die hochtrabende oder schwülstige Schreibart, die man auch die allzuhohe zu nennen pflegt: wiewohl das Schwülstige niemals eine wahre Hoheit an sich hat. Die Franzosen nennen diesen Fehler l'Enflure, und die Engländer Bombast: deutsch könnte man ihn auch den Schwulst nennen. Die Griechen haben die gar zu hochsteigenden Reden und Gedanken Μετεωρα genennet: welchen Titel auch Herr Werenfels in seiner Abhandlung, im Lateinischen behalten hat. Wer diesen und den oftbelobten Longin lesen wird, der wird sehr viele Regeln und Exempel davon antreffen. Bey uns Deutschen haben Lohenstein und Franciſci zuerst die Exempel des Schwulstes gegeben, die so viele andere angestecket haben. Was beym Andr. Gryphius nur ein großsprecherischer Windmacher Horribilicribrifax, oder Diridaridatumtaridas im Munde führet, das ist nach der Zeit auch bey ernsthaften Scribenten beliebt geworden. Ich übergehe die Poeten, die sich dergestalt haben verführen lassen, und die im deutschen Antilongin gezüchtiget worden. Ich will nur der prosaischen Schreibart erwähnen: und da ist sonderlich Ziegler in seiner Banise ein großer Meister der hochtrabenden Schreibart zu nennen, Z. E. Der Anfang heißt so:

> Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere den Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder solchen nicht nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen werden: ich wollte mit tausend

tausend Keilen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns, nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann, sammt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmet und hingerissen werden, daß nichts, als ein verächtliches Andenken überbliebe.

XX. §.

Nun könnte ich noch wohl viel andre Exempel von der hochtrabenden Schreibart anführen; und da würde die lohensteinische Lobrede auf den Herrn von Hofmannswaldau, Riemers Lobrede auf Friedr. Wilhelm den Großen, und Königsdorfs Lobrede auf den Kaiser Leopold, ja so manches andre Stück, das in Deutschland eine zeitlang sehr bewundert worden, nicht vergessen werden. Allein es ist unnöthig, mich länger dabey aufzuhalten. Man merke nur, daß die falsche erhabene Schreibart von dreyerley Art ist. Die erste brauchet von niedrigen Sachen wirklich erhabene Ausdrückungen. Die andere brauchet von großen Dingen nur schwülstige, aber nicht wirklich hohe Redensarten. Die dritte bedienet sich, bey gemeinen Dingen, einer aufgeblasenen, nicht aber wahrhaftig erhabenen Art des Ausdruckes. Herr Werenfels hat diesen Unterschied in seiner pflerwähnten Abhandlung de Meteoris ausführlicher erkläret. S. den Anh. zu meiner akademischen Redekunst. Hauptsächlich entsteht die falsche Hoheit aus ungeheuren Vergrößerungen, aus unerhörten Gleichnißreden, oder Metaphoren und Allegorien, aus wunderbaren auf ungewöhnliche Art zusammen gesetzten Wörtern, und endlich aus überflüssigen Beywörtern. Alles dieses zeiget das obige Exempel aus der Banise. Die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, der Pracht der mit Gold bedeckten Thürme, die donnerschwangern Wolken, die grausamen Sündfluthen u. s. w. gehören dahin. In der königsdorfischen Rede kommen gleich im Eingange eben dergleichen Blumen vor. „Die „Regiersucht hat die Königreiche wider einander gestoßen. „Sie will aus ihrer Zerdrümmerung ein Reich bauen, dessen

„Be-

„Beherrscher die Borbonier, ihre Unterthanen aber das „menschliche Geschlecht seyn sollen. Die See wird von ver„sunkenen Flotten seicht, und der Ocean wird dem rothen „Meere bald seinen Namen streitig machen, weil so viel „Menschenblut hinein geflossen. Der Atlas, der bisher „die fallende Welt aufgehalten, ist gesunken ꝛc.„ Das heißt ja wohl recht:

Dum vitat humum, nubes & inania captat. *Horat.*

XXI. §.

Ich komme auf die gar zu niedrige oder niederträchtige Schreibart, oder auf die pöbelhafte Art des Ausdruckes. Diese entsteht aus gemeinen Sprüchwörtern, abgeschmackten Gleichnissen, einfältigen Wortspielen und possirlichen Scherzreden, die Handwerksburschen und Mägden ein Gelächter erwecken können. Mit einem Worte, alles, was unter dem tiefsten Pöbel im Schwange geht, von wohlgesitteten Leuten aber vermieden wird, das gehöret hieher. Eulenspiegel und Clausnarr sind ein paar gute Muster von dieser Schreibart. Doch man darf nicht denken, sie wärens allein. Schupp, Riemer und Cober sind auch solche Helden, die aus Begierde, den Pöbel an sich zu locken, Lustigmacher abgegeben haben; da sie doch geistliche Redner hätten seyn sollen. Es ist wahr, daß auch einige alte Gottesgelehrte, z. E. Valer. Herberger, sich nicht allezeit ohne Lachen lesen lassen. Allein vieles kömmt uns darinnen nur so lustig vor, weil es zu unsern Zeiten nicht mehr gewöhnlich ist. Darum will ich ein Exempel aus dem P. Abraham von Sancta Clara erborgen, um dieses alles zu erläutern. So schreibt er in s. Judas, der Erzschelm, auf der 69 S. des II Th.

> Ein manche, die weniger Zähn im Maul hat, als ein dreyßigjähriger Baurenkämpl, wird in allweg den Abgang dieser ihrer helfenbeinern Beiszang verbergen, oder auch, so selbige wegen übermäßiges Zuckerkiffeln die weiße Farbe verlohren, und also ein Gebiß wie ein alter Beer in Mos-

kau

kan hat; ſo wird ſie auf das genaueſte die Lefzen und das Maul wiſſen inne zu halten, damit ſolcher Mangel verhüllter und unbekannt verbleibe. Willſtu aber deren vermantlete Hoffart in etwas entdecken und einem jeden kundbar machen, was dieſe für eine finſtre Nacht im Maul logire; ſo fange nur an, nach Art eines faulen Hunds zu gaimetzen und das Maul ziemlich aufzuſperren; alsdann wirſt du erfahren, daß dieſe gleich und ebenmäßig das Freßthor in alle Weite aufreißt, und alſo einem jeden ganz leicht aus dieſem eröffneten Krämerladen zu ſehen, was für ein verpaffelte Waar darinnen; denn ein Gaimetzer macht den Nachſten auch gaimetzen, als wären die Mäuler in einander geſchrauft.

Und auf der 57 S. heißt es:

Wer klopft? ein Bettler. Es iſt nichts da? Iſt nichts da? Deine Käſten hangen voller Kleyder, und iſt gleichſam des Teufels ſein Quarda Robba; der Samſon hat ſeine Füchs gar genau gezählet, es iſt ein große Frag, ob du deine Belz kannſt zählen: der Zwiffel hat viel Deckmäntel, aber du weit mehrere; der Krumpſchnabel verändert ſeine Federn alle Jahr zweymal, du aber ſchier alle Tag, und ſchleicht kein Wochen hin, wo nicht neue Modi-Kläyder, und Modi-Kläyder ins Haus kommen: da heißt es wohl, non eſt modus in rebus. Deine Finger klecken nit für die Zahl deiner Kläyder, ein Hauskläyd, ein Raiſekläyd, ein Sommerkläyd, ein Winterkläyd, ein Frühlingskläyd, ein Herbſtkläyd, ein Kirchenkläyd, ein Rathkläyd, ein Hochzeitkläyd, ein Galakläyd, ein Klagkläyd, ein Feyertagkläyd, ein Werchtagkläyd, ein Oberkläyd, ein Unterkläyd, ein Wetterkläyd, ein Strapazirkläyd, ein Spanierkläyd, holla! auch ein Narrenkläyd, für die Faßnacht ꝛc. Elias hat mit einen Mantel nit können in Himmel fahren, wo wirſt du mit ſo viel Kläydern hin? Des reichen Praſſers ſein Purpurkläyd wird dermalen ausgelacht, dann es müſſen weit mehrere und neuere Farben auf die Bahn kommen, und muß ſich die Seiden auf Vertumni-Art, in alle Geſtalten ſchicken. Hoch-Indianiſch Zorn-Leibfarb, das iſt eine fremde Farb; cyprianiſch Tauben-Halsfarb, das iſt ein neue Farb; arabiſcher Cypreſſen-Rinden-Haarfarb, das iſt ein rare Farb; elſaſſiſcher Rubenſchellen halb Aurorafarb, das iſt ein angenehme Farb; lucerniſcher Hoſenfalten-Dunkelfarb, das iſt ein theure Farb, der ſchöne

Re-

Regenbogen selbst ist nit so vielfärbig, wie der Zeit die Klayder.

XXII. §.

Eine neue Art der schlechten Schreibart ist die allzuweitläuftige. Es fehlet dieser Schreibart an abgetheilten Perioden, an deutlich auseinander gesetzten Gedanken, und deutlichen Sätzen. Hergegen hat sie einen Ueberfluß an Einschiebseln, als da sind Einschränkungen, Bedingungen, Ursachen, Folgerungen, u. d. gl. Sie verwirft die Zeitwörter gar zu weit von den Nennwörtern, brauchet unnöthige und altväterische Beywörter, und viel gleichgültige Redensarten, und was dergleichen mehr ist. Nun ist diese Schreibart zwar unter denen, die Redner seyn wollen, nichts seltsames; wie die Reden großer Herren und andre solche Sammlungen, zumal in Hofreden, Huldigungs- und Landtagsreden, sattsam zeigen. Doch ist sonderlich die Kanzelley der rechte Sitz dieses weitgespannten und ausgedehnten Wesens. Die regenspurgischen Reichsacta, und fast alle kaiserliche, königliche chur- und fürstlichen Patente, Befehle und Verordnungen legen in allen Theilen Deutschlandes Proben genug davon ab. Wir wollen hier aus Lünigs Reichsarchiv von der 292 S. des zehnten Th. einen Vergleich zwischen dem königl. dänischen und herzogl. holsteinischen Hause zur Probe hersetzen. Er hebt so an:

> Wir Friedrich der dritte, von Gottes Gnaden zu Dännemark, Norwegen, der Wenden und Gothen König, und von desselben Gnaden Wir Friedrich, Erbe zu Norwegen, beyderseits Herzogen zu Schleßwig, Hollstein, Stormarn und der Dithmarsen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. Gevettere, Brüder und Gevattern, bekennen und thun kund mit diesem Briefe gegen jedermänniglich; Nachdem von dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Maximilian dem andern, weiland römischen Kaisern, Erzherzogen zu Oesterreich, glorwürdigsten Angedenkens, unser in Gott ruhender Anherr, Herr Friedrich der andere zu Dännemark, Norwegen, König, auch Herr Johann, der ältere, und Herr Adolph, allerseits Erben zu Norwegen, Herzoge zu Schleßwig,

wig, Hollstein ꝛc. hochseliger Gedächtniß, auf den Fall, welchen doch Gott der Allmachtige lange verhüten wolle, wann unsere besonders geliebten Vettern, gräflichen oldenburgischen und delmenhorstischen Stammes, kurz oder lang, ohne einzige Leibs- oder Lehns-Erben mit Tode abgehen würden, als die nächsten Agnaten und anwartende Lehns-Erben, und deren Lehnfolger und Nachkommen, dergestalt expectiviret und versehen, daß alsdann derjenige, so von vorgedachten königlichen und fürstlichen gottorpischen Linien, bey Entstehung itzberührten Falls, ermangelnder Leibs-Lehn-Erben und Sippschaft halber, im nächsten Grad, oder im gleichen Grad der älteste seyn wird, und sonsten niemand anders, mit obgedachten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, mit allen ihren Herrschaften, Obrigkeiten, Lehnschaften, Schlössern, Märkten, Flecken, Dörfern, hohen und niedren Gerichten, Wasserströmen, Renthen, Zinsen, Gülden, Zöllen und Gefällen, so viel deren vom römischen Reiche zu Lehn gehen oder rühren, gnädiglich gereichet und verliehen werden soll: und dann wir bey uns freund- vetter- und brüderlich erwogen und betrachtet, daß durch dergleichen Vorziehung und Präferenz des Senioris bey unsern allerseits Erben und Nachkommen Zwistigkeit, Unfriede und Widerwärtigkeit erwecket oder erreget werden könnte und möchte, auch aus gleichmäßiger Consideration, zwischen weiland der zu Dännemark, Norwegen königlichen Majestät, und weiland unsern in Gott ruhenden gnädigen vielgeliebten Herrn Vatern und Vettern, christseligsten Angedenkens, und uns Herzog Friedrichen, wegen dieser künftigen Successiön den 27sten Octobr. An. 1646 ein beständiger Receß und Vergleich getroffen, daß wir denselben, zu Unterhaltung stetiger Einigkeit und gutem väterlichen Vertrauens, zwischen uns und unsern Erben, unter uns aufs neue wohlbedächtiglich renoviren, approbiren und erneuern wollen; thun auch solches hiermit und Kraft dieses aufs beste, kräftigste und bündigste, wie solches von Rechtswegen geschehen soll, kann oder mag, bey königlichen und fürstlichen Ehren, wahren Worten, Treu und gutem Glauben, dergestalt, daß, wann nach Gottes, des Allerhöchsten, Willen, der unverhoffte Fall über kurz oder lang entstehen, und unser geliebter Vetter, Herr Anthon Günther, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. (so doch der Allerhöchste noch viele Jahre verhüten wolle) oder dessen Erben und Nachkommen, ohne einzige Leibs-Lehns-Erben ableiben, auch

nius, wie Lohenſtein, wie Mosheim reden und ſchreiben *? Man muß ſich vielmehr ſelbſt vornehmen, ein Original zu werden, und andern zum Muſter zu dienen. Denn wer dazu nicht Muth genug hat, der wird ſelten etwas großes unternehmen.

V. §.

Was die vernünftige Schreibart anlanget, die der phantaſtiſchen entgegen geſetzet iſt: ſo hüte man ſich vor den Ausſchweifungen ſeiner Phantaſie oder Einbildungskraft, und mäßige die Einfälle derſelben durch die Beurtheilung. Man fodere alle ihre Eingebungen vor den Richterſtuhl der Vernunft. Und wenn ja jene zärtliche Mutter ihre Kinder, ſo lange ſie noch jung und neu ſind, aufs eifrigſte vertritt: ſo ſchone man ſie dennoch nicht, wenn ſie die Prüfung nicht aushalten. Man bediene ſich hier der Vernunftlehre an ſtatt eines Probierſteins, und forſche, ob auch alle Begriffe, Urtheile und Schlüſſe richtig ſind? Hernach frage man auch, ob alle tropiſche Redensarten der Wahrheit, oder der Natur und Gewohnheit zu reden, gemäß ſind; oder ob ſie über die Schnur hauen? Halten ſie nicht völlig die Probe, ſo verwerfe man ſie, ob ſie gleich etwas glänzendes an ſich haben. Man denke nicht: es klinge doch hübſch, oder neu, oder hoch! Denn was nicht vernünftig iſt, das taugt gar nicht. Man ſage auch nicht: meine Zuhörer verſtehens nicht, und werdens wohl gar für was ſchöners halten! Denn wenn es der Redner ſelbſt nicht dafür erkennet; ſo kann ers doch nicht mit gutem Gewiſſen ſagen. Man denke endlich nicht: habens doch auch andere Scribenten wohl eben

* *Quint. L. VIII. in proœm.* Sed evenit plerumque, ut hac diligentia deterior etiam fiat oratio: primum *quia ſunt optima minime accerſita*, & ſimplicibus atque ab ipſa veritate profectis ſimilia. Nam illa, quæ curam fatentur, & ficta, atque compoſita videri etiam volunt; nec gratiam conſequuntur, & fidem amittunt; propter id, quod ſenſus obumbrant, & velut læto gramine, ſæta ſtrangulant.

getreuer Knecht thut nicht mehr, als ihm sein Herr befohlen hat. Ein Gesandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen hat, muß man für genehm halten.

Vorhin war der Tod mein Feind. Itzt ist er mein Freund worden. Vorhin mein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Itzt ist er mein Erlöser. Mit ihm werde ich alles meines Jammers in der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er führet mich zur Finsterniß. Itzt mein Engel. Er führet mich zum Lichte. Vorhin war er mein strenger Gläubiger. Ich sein Schuldner. Itzt ist die Handschrift bezahlt. Ich bin frey ꝛc.

XXIV. §.

Die übel zusammenhangende Schreibart rühret hauptsächlich von Leuten her, die mehr in fremden Sprachen zu reden gewohnt sind, als in ihren eigenen; oder sonst so unwissend in derselben sind, daß sie sich nicht gehörig auszudrücken wissen. Gemeiniglich schreiben Kaufleute, Frauenzimmer, und überhaupt alle Unstudirte so: wiewohl es auch zuweilen geschickte Personen darunter giebt, die es vielen Gelehrten darinnen gleich, ja zuvor thun. Denn auch unter diesen, sonderlich den Meistern im Lateine, finden sich Leute, die weder die rechten Verbindungswörter brauchen; noch die Formeln, die eine Verhältniß zu einander haben, recht zusammen paaren; noch den Vorwörtern ihre rechte Abfälle der Nennwörter zuordnen, u. s. w. Diesen nun ist dergleichen Schreibart eine desto größere Schande; je sorgsamer und eigensinniger sie gemeiniglich im Lateinischen sind. Da würden sie einem das für den allerschändlichsten Schnitzer erklären, was sie im Deutschen für eine nichtswürdige Kleinigkeit halten. Ein Exempel soll mir folgender Brief geben, der wirklich von jemanden so geschrieben worden:

Insonders hochzuehrender Herr,
Werther Freund,

Da nun mit gestrigen Post E. E. dero gottlob glücklichen Ankunft angezeiget, ist mir solches von Herrn N. N. zugleich auch notificiret. da denn zugleich mit E. E. werthen Frau Lieb-

sten Haus von E. E. beyderseits glücklichen Ankunft in N. P genommen, und habe also die Ehre mich mit zu gratuliren, d die Begleitung der werthen Freunden zu dero Reise gottlob beglückt, daß E. E. beyderseits durch zum Theil paßirten G fahr glücklich in N. eingetroffen; welches denn täglich von al guten Freunden gleichen von mir E. E. eine glückliche Reise v Gott herzlich ist gewünschet worden. So habe ich denn! au in guter Hoffnung dero glückliche Reise täglich in Gedanken Gläschen auf E. E. Gesundheit nachgetrunken. Mein lie Herr Oheim, ich wünsche E. E. gleichen der sehr werthen Fr Liebsten von Herzen, daß alle das Glücke, so E. E. durch d Güte dessen, der alles regiert, überkommen, zu fer[illegible]en Jahr blühen und im Vergnügen genießen mögen; womit göttlich Gnade empfohlen verbleibe.

Mhhrn. Oheims

N. N.

XXV. §.

Nichts ist übrig, als die übelgetheilte Schreibart, al die letzte Art der verwerflichen Gattung des Ausdruckes. Ebe diejenigen, die zu der vorigen Art schlecht zu schreiben, ge schickt und geneigt sind, pflegen auch hier zu fehlen. Und e ist nicht anders möglich, als daß Leute, die ihre Gedanke nicht richtiger zu ordnen wissen, auch in der Art, dieselbe zu unterscheiden, irren müssen. Denn wer keinen förmliche Satz machen kann, und nicht einmal weis, welche Gedan ken zusammen gehören, oder nicht; der kann auch die Un terscheidungszeichen nicht auf gehörige Art brauchen. Da her kommen denn so viel Schriften, darinn man fast keine Punct sieht; und wo man die übrigen Unterscheidungsze chen auch sehr sparsam, und doch noch wohl an unrechte Stellen antrifft. Daher kommen auch andere, die fast be jedem Worte ein Strichlein; und noch andere, welche d Doppelpuncte gleichfalls sehr häufig machen. Zu der erste Art sind die Juristen und Kanzeleybedienten sehr geneigt, d meistentheils ganze Schriften mit einem punctirten Strich lein beschließen; gleich als ob nur der vierte Theil von einem Satze erst zum Ende wäre. Zu den andern Arten gehöre

gar

ganz besondere Grillenfänger, deren ich einige gekannt zu haben glaube. Es ist aber nicht nöthig, Exempel davon herzusetzen: da das bey dem kurz vorhergehenden §. schon geschickt ist, eine Probe der übelpunctirten Schreibart abzugeben. Die Sache ist auch überhaupt so gemein, daß ein jeder sich leicht auf solche Schriften besinnen wird. Das Merkmaal dieser Schreibart ist, wenn man rechte Mühe hat, eine Schrift recht zu lesen. Denn ob man gleich ihre Unterscheidungszeichen genau beobachtet; so kömmt doch lauter Verwirrung, und oft ein ganz verkehrter Verstand heraus.

XXVI. §.

Ob wir nun wohl bisher die Arten der verwerflichen Schreibart sorgfältig von einander unterschieden haben: so sind sie doch bey schlimmen Stilisten nicht allemal so unterschieden. Es menget mancher wohl zehnerley Fehler in seinen Schriften durch einander, und desto schlechter wird seine Schreibart. Wir haben es oben an vielen Exempeln gesehen, daß sie sich wohl zu zwoen oder dreyen Arten gleich gut hätten zählen lassen: und daher fällt es bisweilen schwer, von gewissen Stilisten zu sagen, zu welcher Classe sie gehören. Jemehr es aber Arten der Abwege in der Schreibart giebt, desto sorgfältiger hat man sich davor in Acht zu nehmen. Wie leicht kann man unversehens in eine, oder die andere fehlerhafte Art verfallen? Daher kömmt es nun eben, daß in den Augen eines scharfen Kunstrichters oder Kritikverständigen, so wenige Scribenten eine ganz untadelhafte Schreibart haben. Versehen sie es in einem Stücke nicht; so können sie sich doch in vielen andern Stücken vor Fehlern nicht genug hüten. Ja oft geschieht es, daß man, in der guten Absicht, ein gewisses Laster der Schreibart zu vermeiden, in das entgegen gesetzte fällt: wie es jetzo vielen geht, die aus Abscheu vor der wässerichten und niedrigen Schreibart, in die gekünstelte, gezwungene, und finstere verfallen. Wer sich vor dem hochtrabenden Wesen hüten will, der geräht

oft ins niederträchtige. Wer ſich vor dem pöbelhaften fürchtet, der wird oft ſchwülſtig ſchreiben. Wer das weitläuftige Geſchwätz meiden will, der ſchreibt vielmals dunkle und unverſtändlich, u. ſ. w. So wahr es iſt, was Horaz ſchreibt:

Decipimur ſpecie recti. Brevis eſſe laboro:
Obſcurus fio. Sectantem levia, nervi
Deficiunt animique. Profeſſus grandia, turget.
Serpit humi tutus nimium, timidusque procellæ.
Qui variare cupit rem prodigialiter unam,
Delphinum ſilvis adpingit, fluctibus aprum,
In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.

Das XVI. Hauptſtück.

Von dem Unterſchiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede.

I. §.

Nachdem wir nun die verwerfliche Schreibart nach allen ihren Arten beſchrieben, und mit Exempeln erläutert haben: ſo kann es nicht ſchwer fallen, auch von der guten eine Beſchreibung zu geben. Es iſt nämlich dieſelbe eine Art, ſeine Gedanken, deutlich, ſinnreich und lebhaft auszudrücken *. Wenn man von einem Baume alle wilde Aeſte abgeſchnitten hat: ſo ſind die übrigen Zweige gut. Wenn man aus einem Garten alles Unkraut ausgejätet

* Quint. L. VIII. in proœm. Et Marcus Tullius inventionem quidem & diſpoſitionem prudentis hominis putat, eloquentiam Oratoris. Ideoque præcipue circa partis hujus præcepta elaboravit.

ſtet hat: ſo iſt alles übrige, ſo darinnen hervor ſchießt, gut. Eben ſo iſt es mit unſern Gedanken, nach der Vernunftlehre davon zu urtheilen. Wer alle Arten falſcher Urtheile und Schlüſſe vermeidet, bey dem ſind alle übrige Gedanken richtig und wahr. Und wie nach der Sprachlehre derjenige recht ſchreibt, der alle Schnitzer wider die Regeln vermeidet: ſo hat man auch in der Redekunſt eine gute Schreibart in ſeiner Gewalt, wenn man alle Fehler der ſchlimmen vermeiden kann. Es läßt ſich daher ſehr leicht ſagen, welches denn eigentlich die Eigenſchaften der guten Schreibart ſind. Sie muß 1) deutlich, 2) artig, 3) ungezwungen, 4) vernünftig, 5) natürlich, 6) edel, 7) wohlgefaßt, 8) ausführlich, 9) wohlverknüpft und 10) wohlabgetheilet ſeyn. Dieſes ſind nämlich die den oben erzählten Fehlern entgegen geſetzten Tugenden der Schreibart.

II. §.

Wer alſo recht deutlich ſchreiben will, der bediene ſich I. überall bekannter, üblicher und nicht zweydeutiger Wörter. II. Nehme er ſie in ihrem gewöhnlichſten Verſtande. Muß er aber ja von der gemeinſten Bedeutung derſelben abweichen; ſo mache er III. eine ſolche Verbindung der Redensarten, daß man es aus dem Zuſammenhange ſelbſt ſehen könne, wie er ſie verſtanden haben wolle. Zum IV. erinnere man zuweilen gleich anfangs, wie man dieſes unbekannte oder doppelſinnige Wort genommen haben wolle. V. Weiche man von der einmal beſtimmten Bedeutung nicht wieder ab; ohne es ausdrücklich zu erinnern. VI. Bediene man ſich ſolcher Wortfügungen und Verbindungen, die gewöhnlich, leicht und unverworren ſind. VII. Vermeide man die vielen Einſchiebſel fremder Dinge, die nicht eigentlich zum Verſtande gehören; oder doch füglich am Ende des Satzes in einem beſondern Anhange erinnert werden können. VIII. Beobachte man auch die Ordnung der Wörter, die im Leſen am zuträglichſten iſt, den rechten Verſtand des Satzes zu befördern: weil ein Zuhörer, ſelbſt aus dem Tone der Ausſpra-

che, viel Hülfe haben kann, der ein Leser entbehren muß. Endlich IX. bediene man sich der kleinen Füllwörterchen, oder Partikeln, als: denn, noch, nun, nur, gar, sehr, so, sonst, anders, als, u. d. gl. auf eine geschickte Art; als welche sehr viel zur Verständlichkeit beytragen können, wenn sie am rechten Orte eingeschaltet werden. Es muß niemanden überflüßig dünken, daß ich so viele Regeln, der Deutlichkeit halber, gebe: denn ohne dieselbe würden alle andere Schönheiten der Schreibart nichts helfen.

III. §.

Soll die Schreibart artig werden, so richte man sich in derselben, nach der Art zu sprechen, die unter den artigsten Leuten itziger Zeit im Schwange geht *. Ich verstehe aber durch diese nicht etwa diejenigen, die sich einer gezwungenen Galanterie befleißigen, oder auf eine lächerliche Weise dem Hofe nachnahmen. Auch nicht, die sich in die französische Sprache so verliebt haben, daß sie fast ein Wort ums andere das Französische ins Deutsche mengen, oder doch deutsche Wörter nach französischer Art verbinden. Ich verstehe wohlerzogene, wohlgesittete, und wo nicht ganz ordentlich gelehrte, doch nicht ganz unwissende Leute; die wenigstens in ihrer Muttersprache viel gelesen haben: kurz, Leute, die sich so wohl in Gedanken und Worten, als in Kleidungen und Sitten vom Pöbel unterscheiden. Wie nun diese reden, so schreibe man auch: nur die offenbaren Fehler ihrer Mundart, oder der Ue„ereilung sind ausgenommen; als die kein Scribent nachmachen muß. Man zwinge sich aber durchaus nicht, sehr gelehrt zu reden, oder dafür angesehen zu werden, als ob man sehr belesen, in alten Sprachen sehr erfahren, oder sehr scharfsinnig wäre. Diese Sucht, die itzo bey vielen einreißt, verräth nur ein pedantisches Wesen. Vielmehr verberge man seine Gelehrsamkeit gewissermaßen: denn

* Multi ex alieno seculo petunt verba: duodecim tabulas loquuntur — — — Quidam contra, dum nihil nisi tritum & usitatum volunt, in sortes incidunt. Senec. Epist. 114.

denn es iſt viel beſſer, wenn man ſie hat, und doch nicht damit pralet; als wenn man bey einer mäßigen Gelehrſamkeit, ſeine Beleſenheit aus Sammlungsbüchern borget *. Beſcheide Zuhörer nämlich wiſſen beydes leicht wahrzunehmen.

IV. §.

Will man ungezwungen ſchreiben, ſo nehme man ſich kein eigentliches Muſter vor, welches man nachzuahmen ſuchen wollte. Man bemühe ſich weder ſo hoch, noch ſo gelehrt, noch ſo galant, noch ſo luſtig, noch ſo kurz, noch ſo ſinnreich, als gewiſſe Scribenten, zu ſchreiben **. Vielmehr denke man ſeiner Materie ſelber nach, und drücke ſeine Gedanken nach ſeinem eigenen Begriffe, und ſeinem Naturelle gemäß, aus. Man ſetze ſich nichts anders vor, als ſeinen Zuhörer oder Leſer von ſeiner Meynung zu überreden; und bediene ſich alſo nur ſolcher Redensarten und Sätze, die deſſen Beyfall zu gewinnen geſchickt ſind. Ich widerrathe es hiemit nicht, gute Scribenten zu leſen, die Schönheit ihrer Schreibart wahrzunehmen, auf alle ihre Ausdrückungen, Verbindungen, Figuren und verblümte Redensarten Acht zu haben. Alles dieſes iſt gut im Leſen: und wenn man ſolches fleißig thut, ſo wird man freylich unvermerkt etwas von ihrer Art zu denken, oder zu ſchreiben annehmen. Aber wenn man ſelbſt die Feder anſetzet, dann muß man alle andere Bücher der guten Stiliſten bey Seite legen, und alles aus ſeinem Kopfe ſchreiben. Ja man darf nicht einmal in Gedanken bey ſich ſagen: wie würde hier Laſſe-

* Cum aſſuevit animus faſtidire, quæ ex more ſunt, & illi pro ſordidis ſolita ſunt, etiam in oratione quod novum quærit, & modo antiqua verba, atque exoleta revocat, & profert; modo fingit, & ignota deflectit; modo id, quod nuper inrebuit, pro cultu habetur, audax translatio & frequens. *Sen. l. c.*

** Arruntius, vir raræ fragilitatis, qui hiſtorias belli punici ſcripſit, fuit *Salluſtianus*, & in id genus nitens. Eſt apud Salluſtium: *Exercitum argento fecit:* id eſt pecunia paravit. Hoc Arruntius amare cœpit; poſuit illud omnibus paginis. *l. c.*

nius, wie Lohenſtein, wie Mosheim reden und ſchreiben *? Man muß ſich vielmehr ſelbſt vornehmen, ein Original zu werden, und andern zum Muſter zu dienen. Denn wer dazu nicht Muth genug hat, der wird ſelten etwas großes unternehmen.

V. §.

Was die vernünftige Schreibart anlanget, die der phantaſtiſchen entgegen geſetzet iſt: ſo hüte man ſich vor den Ausſchweifungen ſeiner Phantaſie oder Einbildungskraft, und mäßige die Einfälle derſelben durch die Beurtheilung. Man fodere alle ihre Eingebungen vor den Richterſtuhl der Vernunft. Und wenn ja jene zärtliche Mutter ihre Kinder, ſo lange ſie noch jung und neu ſind, aufs eifrigſte vertritt: ſo ſchone man ſie dennoch nicht, wenn ſie die Prüfung nicht aushalten. Man bediene ſich hier der Vernunftlehre an ſtatt eines Probierſteins, und forſche, ob auch alle Begriffe, Urtheile und Schlüſſe richtig ſind? Hernach frage man auch, ob alle tropiſche Redensarten der Wahrheit, oder der Natur und Gewohnheit zu reden, gemäß ſind; oder ob ſie über die Schnur hauen? Halten ſie nicht völlig die Probe, ſo verwerfe man ſie, ob ſie gleich etwas glänzendes an ſich haben. Man denke nicht: es klinge doch hübſch, oder neu, oder hoch! Denn was nicht vernünftig iſt, das taugt gar nicht. Man ſage auch nicht: meine Zuhörer verſtehens nicht, und werdens wohl gar für was ſchöners halten! Denn wenn es der Redner ſelbſt nicht dafür erkennet; ſo kann ers doch nicht mit gutem Gewiſſen ſagen. Man denke endlich nicht: habens doch auch andere Scribenten wohl eben

* *Quint. L. VIII. in proœm.* Sed evenit plerumque, ut hac diligentia deterior etiam fiat oratio: primum *quia ſunt optima minime acceſſita*, & ſimplicibus atque ab ipſa veritate profectis ſimilia. Nam illa, quæ curam fatentur, & ficta, atque compoſita videri etiam volunt; nec gratiam conſequuntur, & fidem amittunt; propter id, quod ſenſus obumbrant, & velut læto gramine, ſæta ſtrangulant.

eben ſo toll, oder wohl gar noch ärger gemachet! Denn dieſe habens vielleicht nicht verſtanden, und alſo entſchuldiget ſie die Unwiſſenheit ihrer Zeiten *. Wer es aber beſſer weis, und in unſern Zeiten lebet, der kann ſich durch nichts auf der Welt entſchuldigen, wenn er Thorheiten ſchreibt **.

VI. §.

Ich komme auf das Natürliche, das dem ſchwülſtigen entgegen geſetzet iſt. Dieſes nun zu erreichen, leſe man keine hochtrabende Scribenten: es wäre denn in der Abſicht, die Ungereimtheit ihrer Schreibart zu bemerken. Man ſehe ſich auch im Denken kein ander Bild in den Kopf, als die Sache ſelbſt, davon die Rede iſt. Man zwinge ſich zu keinen hochſteigenden Gleichniſſen und Allegorien; wo ſie nicht mit der Hauptſache auf das genaueſte zuſammen hängen, und ihr ganz eigen ſind ***. Man kläre ſich durch philoſophiſche Wiſſenſchaften den Verſtand auf, daß man die Natur einer jeden Sache, ſo viel als möglich iſt, einſehe. Man frage ſich bey jedem prächtigen Ausdrucke, den man brauchet: was man dabey denke, und ob er der Sache auch

* Hoc magis mirari potes, quod non tantum vitia, ſed & vitioſa laudantur. Nam illud ſemper factum eſt: nullum fine venia placuit ingenium. Dà mihi quemcunque vis, magni nominis virum: dicam, quid illi ætas ſua ignoverit, quid in illo ſciens diſſimulaverit. *Sen. e. l.*

** Eloqui enim hoc eſt, omnia quæ mente conceperis, promere, atque ad audientes perferre. Quint. l. c. c. VIII. in procem.

*** Quid? quod nihil jam proprium placet; dum parum creditur diſertum, quod & alius diziſſet. A corruptiſſimo quoque Poetarum figuras ſeu translationes mutuamur, tum demum ingenioſi ſcilicet? ſi ad intelligendos nos opus ſit ingenio. Atqui ſatis aperte Cicero præceperat, in dicendo vitium vel maximum eſſe, a vulgari genere orationis atque a conſuetudine communis ſenſus abhorrere. Sed ille durus atque ineruditus! Nos melius; quibus ſordent omnia quæ natura dictavit, qui non ornamenta quærimus, ſed lenocinia. Quaſi vero ſit ulla verborum, niſi rei cohærentium virtus. *Quinc. loc. cit.*

auch recht angemeſſen ſey? Man ſuche ſeinen Zuhörern kein Blendwerk zu machen, ſondern ſetze ſich aufrichtig vor, nur von großen Dingen groß, von mittelmäßigen nur mittelmäßig, von kleinen und niedrigen aber, nur klein und niedrig zu reden. Man mache ſich daher die Schriften der Alten bekannt, die in der natürlichen Schreibart berühmt ſind: als z. E. die lateiniſchen Scribenten des beſten Alters; ſonderlich Ciceros und Cäſars; und in Lobreden, des Plinius. Man leſe auch von den Neuern lieber die franzöſiſchen Lobreden, zum Ex. den Fleſchier, als alle ſpaniſche oder italieniſche Scribenten. Man kehre ſich endlich nicht an das Lob, das Unverſtändige dem hochtrabenden Zeuge gewiſſer Scribenten zu geben pflegen. Denn der Pöbel bewundert allezeit das, was er nicht verſteht, wie Lucrez ſaget:

Semper enim ſtolidi magis admirantur amantque,
Inverſis quæ ſub verbis latitantia cernunt *.

VII. §.

Nun folget auch der edle Ausdruck, als das Wiederſpiel der niederträchtigen Schreibart. Denn darum, daß ein guter Scribent nicht hochtrabend ſchreiben ſoll, darf er noch nicht mit dem Pöbel reden. Wir haben ſchon oben gerathen, daß man ſich nach den Mundarten der vornehmſten Leute, die am beſten zu leben wiſſen, richten müſſe. Dieſes wiederholen wir nochmals, und rathen es einem jeden Redner, lieber die Geſellſchaften ſolcher Leute zu beſuchen, wo er der unterſte iſt, als diejenigen, wo er der vornehmſte ſeyn wird. Dabey vermeide er noch alle gar zu gemeine Redensarten, alle Sprüchwörter des Pöbels, alle Scherzreden, alle Zweydeutigkeiten, und was ſonſt ſeine Perſon verächtlich machen könnte. Denn die niedrige Sprache verräth auch niedrige Sitten, und eine ſchlechte Ankunft des Redners. Wir verſtehen

* Sic Salluſtio vigente, amputatæ ſententiæ, & verba ante exſpectatum cadentia, & obſcura brevitas, fuere pro cultu. *Sen. l. c.*

ſtehen aber durch die edlen und erhabenen Ausdrückungen nicht eben diejenigen, da man von lauter Sonnen und Sternen, Blitz und Donner, Adlern und Löwen, Gold und Silber, Perlen und Edelgeſteinen, Marmor, und Helfenbein, Weltmeeren und Strömen, Gebirgen und Pyramiden, Koloſſen und Labyrinthen, Kronen und Zeptern, Purpur und Sammet, Küraſſen und Schwertern, Mörſern und Karthaunen ꝛc. einen Ueberfluß antrifft*. Dieſes ſind die elenden Spielwerke kleiner Geiſter, die ohne dergleichen äußerlich erborgten Anſtrich nichts ſonderliches zu erdenken wiſſen. Ein Mann, der die wahre Größe einer vernünftigen und tugendhaften Seele einſehen gelernet hat, der wird ſolche Nothhelfer gar nicht nöthig haben; und doch, wie Plinius in der Lobrede auf den Trajan, tauſend edle Sachen zu ſagen wiſſen.

VIII. §.

Nicht minder ſoll die Schreibart wohlgefaßt ſeyn, und darinnen muß ſie der gar zu weitläuftigen entgegen geſetzet ſeyn. Zu dem Ende muß denn ein Scribent erſt ſeine Gedanken wohl verdauet und eingerichtet haben, ehe er die Feder anſetzet. Denn viele verſehen es darinn, daß ſie zu ſchreiben anfangen, ehe ſie noch wiſſen, was ſie ſagen wollen. In währendem Schreiben fällt ihnen nun allerley ein: und weil ſie befürchten, es möchte ihnen ſelbiges entwiſchen, ſo rücken ſie alles mit in ihre Sätze; und ſchalten alſo überaus viel fremde Sachen ein, die ihre Rede nur verlängern und verwirren. Am beſten iſt es, man überleget vorher den ganzen Satz, vom Anfange bis zum Ende, in Gedanken. Wenn man das thut, ſo wird das Gedächtniß nicht zulangen, einen gar zu weitläuftigen Satz abzufaſſen. Wollen ja die Materien gar zu ſehr aneinander hangen, ſo trenne

* Utrumque diverſo genere corruptum eſt, tum mehercules! quam ſi vellent ſplendidis uti, ac ſonantibus, & poeticis; neceſſaria & in uſu poſita vitare: tam hunc dicam peccare, quam illum. Alter ſe juſto plus colit, alter ſe juſto plus negligit. *Sen. l. c.*

trennne man sie mit Gewalt*. Dieses geschieht, wenn man im Anfange die Bindewörter, weil, wenn, dafern, nachdem, demnach, obwohl, ꝛc. und in der Mitte die Formeln, sintemal, immaßen, angesehen, vornehmlich, bevorab, gestalten, ungeachtet, u. d. gl. sorgfältig vermeidet. Eben so muß man es mit den sogenannten Beziehungswörtern (relativis) machen. Manche Leute verbinden ihre Gedanken sehr gern mit welcher, womit, wodurch, wovon, wohin, woher, weswegen, welchergestalt, u. s. w. und wodurch wird ihre Schreibart ohne Noth langweilig; weil auf einen Schwanz und Anhang des ersten Hauptsatzes, immer noch ein neuer folget. Wenn sie aber an deren Stelle, dieser, damit, dadurch, davon, dahin, daher, deswegen, solchergestalt ꝛc. brauchen wollten: so könnten sie allemal neue Sätze damit anfangen, und das vorhergehende mit einem Puncte schließen.

IX. §.

Was nun ferner die Ausführlichkeit der Schreibart anlanget, welche der übermäßigen Kürze entgegen gesetzt ist: so merke man sich folgende Regeln an. I. Muß man nichts im Sinne behalten, was man denket. Gewisse Leute behalten allemal die Hälfte von ihren Gedanken für sich, und meynen, der Leser werde schon alles errathen können. Daher reden sie fast in lauter Räthseln: entweder weil sie nicht glauben, daß sie andern dunkel seyn werden; oder weil

* Ergo quem in poëmate locum habet versificatio, eum in oratione compositio. Optime autem de illa judicant aures; quæ & plena sentiunt, & parum expleta desiderant, & fragosis offenduntur, & lenibus mulcentur & contortis excitantur, & stabilia probant, clauda deprehendunt, redundantia & nimia fastidiunt. Ideoque docti rationem componendi intelligunt, indocti voluptatem. Quædam vero arte tradi non possunt. *Quins. L. IX. c. 4.*

weil ſie gern für ſcharfſinnige Redner und Scribenten angeſehen ſeyn wollen *. Dieſem nun vorzubeugen, verſchweige man ja keinen Umſtand, ja kein Wort, was zu deſto beſſerm Verſtande der Sachen gehöret: ſo wird gewiß kein Satz zu kurz gerathen. II. Muß man die Hülfswörter, ſeyn und haben, imgleichen den Artikel der, die, das, in allen ihren Beugungen und Abänderungen nicht leicht auslaſſen. Ich weis wohl, daß es zuweilen gar wohl angeht, daß man dergleichen Wörter erſparet, wenn es der Wohlklang erfodert, oder ſonſt die Rede durch ihre übrige Ordnung ſchon deutlich genug iſt. Allein ich weis auch, daß viele ein Handwerk daraus machen, und endlich der Sache ſo gewohnt werden, daß ſie auch alsdann dieſe Wörter erſparen, wann ſie rechte Hauptwörter abgeben. Z. E. Glaube mir, daß ich dein Freund (ſcil. bin) oder ſey): Wer kein Geld (ſcil. hat) kann nichts kaufen. III. Muß man das Fürwort, ich, niemals auslaſſen, wie einige aus einer ſeltſamen Höflichkeit in ihren Briefen thun. Denn keine Nation in Europa thut es, ob ſie gleich noch ſo höflich wäre: und bey uns Deutſchen iſt es ein offenbarer Latinismus; da es doch unſre Sprache gar nicht verſtattet, in einem Zeitworte, z. E. leſe, das ich, mit zu verſtehen.

X. §.

Ferner auf den Zuſammenhang der Schreibart zu kommen, ſo entſteht derſelbe zwar hauptſächlich aus der Verbindung der Gedanken: doch haben auch die Bindewörter etwas dabey zu thun, die den Zuſammenhang anzuzeigen gebrauchet werden. Im Abſehen auf jenes bemühe man ſich, ſeine Einfälle erſt recht zu ordnen, ſo daß ſie ſich zu einander ſchicken. Denn da muß die Urſache mit ihrer Folgerung, die

* Sunt qui ſenſus præcidant, & hinc gratiam ſperent, ſi ſententia pependerit, & audienti ſuſpicionem ſui fecerit: ſunt, qui non usque ad vitium accedant, ſed qui ipſum vitium amens. Senec. Epiſt. 114.

die Bedingung mit der Ausſage, ein Gegentheil mit dem andern, u. ſ. w. unzertrennt beyſammen ſtehen, damit man beydes bald hintereinander gewahr werde, und von ihrer Verknüpfung deſto leichter urtheilen könne *. Hernach muß man auch dieſe Verknüpfung anzudeuten, ſich der rechten Bindewörter bedienen; damit nicht die Worte eine Verwirrung anrichten mögen, wo die Gedanken an ſich ganz ordentlich ſind. Wenn ſich gewiſſe Nebenwörter aufeinander beziehen; ſo muß man ſie, dem Gebrauche gemäß, recht mit einander zu paaren wiſſen, damit nicht die unrechten zuſammen kommen. Hier kann die Lehre von den zuſammengeſetzten Perioden in etwas nützen. Doch muß man nicht denken, als ob alle Verbindung der Sätze, durch ausdrückliche Bindewörter geſchehen müſſe: es giebt auch eine Verknüpfung der Schreibart, bloß durch die Gedanken. Dieſe verbindet alle ihre Sätze, durch die Sachen ſelbſt, davon ſie handeln. Sie meidet alle unnöthige Umſchweife. Die Scharfſinnigkeit ihrer Zuhörer oder Leſer, ſoll es von ſich ſelbſt ſchon errathen: ob der eine Satz eine Folge, oder ein Grund des andern iſt? So tiefſinnig dieſe Schreibart klingt, ſo viel Verſtand fodert ſie bey ihrem Urheber: doch kann man niemals aller und jeder Verbindungswörter entbehren. Canitzens Leichenrede auf die brandenburgiſche Churprinzeßinn iſt hierinn ein Meiſterſtück.

XI. §.

Endlich und zuletzt muß die gute Schreibart auch wohl abgetheilet ſeyn. Die heutigen Völker haben darinn vor den alten Griechen und Römern etwas zum Voraus. Dieſe ſchrieben anfänglich ganze Zeilen in einem Stücke fort, und theileten

* Quidam præfractam & aſperam probant (compoſitionem); diſturbant de induſtria, ſi quid placidius effluxerit; nolunt ſine ſalebra eſſe junctúram, virilem putant & fortem, quæ aurem inæqualitate percutiat - - - Quid de illa loquar, in qua verba differuntur? & dicti exſpectata, vix ad clauſulas redduntur? *Sen. l. c.*

theileten nicht einmal die Wörter von einander ab. Hernach hob man an, zu mehrerer Bequemlichkeit der Leſer, zwiſchen jedes Wort einen Punct zu machen. Allein die Sätze giengen noch in einem fort, und wurden durch kein merkliches Unterſcheidungszeichen von einander abgeſondert. Endlich hat man ſich beſonnen, daß die Wörter, durch die bloße Abrückung, von einander getrennet werden könnten; und daß ein Punct dienen könnte, ganze Sätze von einander zu ſondern. Die Sätze aber waren zuweilen zuſammengeſetzet: und da fand man es gut, die gröſſern Stücke derſelben, d. i. ganze logiſche Ausſprüche, die ein eigen Subject und Prädicat hatten, mit zween übereinander ſtehenden Puncten zu unterſcheiden; die kleinern aber, die nur ein neues Subject, oder nur ein neues Prädicat hatten, mit einem punctirten Strichlein abzutheilen. Endlich bediente man ſich noch eines bloßen Strichleins, um die kleinſten Abtheilungen der Gedanken, die zur Deutlichkeit etwas beytragen konnten, zu verſtehen zu geben. Außer dieſen gemeinen Theilungszeichen, hat man noch das Zeichen der Frage? und das Zeichen des Ausruffes! das Zeichen der Einſchiebſel (—) und das Zeichen eingerückter fremder Worte „ eingeführet: ſo daß itzo ein Leſer nur halbe Mühe hat, wenn ein Scribent ſeine Schrift recht abzutheilen gewußt hat. Doch es iſt zu beklagen, daß ſo wenige Leute die gehörige Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit dazu haben.

XII. §.

Außer dieſen bisher erklärten Eigenſchaften einer guten Schreibart, hat man noch zwo andre auf die Bahne gebracht; nämlich die **Gleichheit** und den **Wohlklang**. Es iſt ſo leicht nicht zu ſagen, worinn dieſe beyde Stücke beſtehen. Denn was das erſte betrifft, ſo gehöret dazu eben nicht, daß alle Sätze gleichviel Sylben, oder Wörter haben müſſen: nein, dieſes würde ein gezwungenes und unnatürliches Weſen geben. Auch iſt es nicht nöthig, daß eine gleiche Schreibart allezeit durchgehends gleich tropiſch, oder gleich ſchlecht

einher kauſe*. Nein, die verblümten Redensarten ſind nur eine Würze, die nicht durchgehends gleich häufig angebracht werden kann. Auch können die Figuren nicht überall in einer Rede herrſchen: denn man kann nicht allezeit im Affecte reden oder ſchreiben. Alles, was man von der Gleichheit der Schreibart ſagen kann, das iſt dieſes: daß ein Redner und Scribent ſich allemal in einerley Character erhalten muß, den er in dieſer oder jener Schrift vorſtellen will. Ein Geiſtlicher muß in einer Predigt durch und durch geiſtlich; ein Hofmann politiſch; ein Weltweiſer philoſophiſch: ein artiger Weltmenſch artig; ein Trauerredner traurig; ein Lobredner erhaben und edel ſchreiben. Dieſes alles aber iſt leichter zu ſagen, als in allen beſondern Fällen zu beobachten: daher kömmt es denn, daß ſo viele darwider verſtoßen**, und ehe man ſichs verſieht, mitten in einer Rede, ſo zu ſagen, eine neue Rolle zu ſpielen anfangen. So übel aber dieſes ſteht, ſo ſehr hat man ſich zu üben, daß man entweder ſeinen wahren natürlichen Character allemal behalte, oder ſeine Perſon recht ſpiele.

XIII. §.

Das andere iſt der Wohlklang in der Schreibart; davon es auch ſchwer fällt, einen recht deutlichen Begriff zu machen. Fürs erſte ſchreibt man es gewiſſen Sprachen überhaupt

* Non tantum in genere ſententiarum vitium eſt, ſi aut puſillæ ſunt, & pueriles, aut improbæ, & plus auſæ, quam pudore ſalvo licet; ſed ſi floridæ ſunt, & nimis dulces; ſi in vanum exeunt, & ſine effectu, nihil amplius, quam ſonant l. c.

** Ut enim in vita, ſic in Oratione, nihil eſt difficilius, quam quid deceat, videre. Πρεπον appellant hoc Græci; nos dicamus ſane decorum. De quo præclare & multa præcipiuntur, & res eſt cognitione digniſſima — — Eſt autem quid deceat Oratori videndum, non in ſententiis ſolum, ſed & in verbis. Non enim omnis fortuna, non omnis honos, non omnis auctoritas, non omnis ætas, nec vero locus vel tempus aut Auditor omnis, eodem aut verborum genere tractandus eſt, aut ſententiarum. *Cic. Orat. c. 21.*

haupt zu, daß ſie wohl oder übel klingen. Man ſaget, die italieniſche klinge zart und weibiſch, die franzöſiſche klinge männlich, die ſpaniſche prächtig, die polniſche hart, und die deutſche aus gewiſſen Landſchaften, als Schweiz, Schwaben, Tyrol, Steyermark und Salzburg, ſehr grob und rauh. Allein auch in derſelben Mundart, hat der eine Scribent einen beſſern Wohlklang in ſeiner Schreibart, als der andre. Dieſes kann nicht von den Werkzeugen der Stimme und Sprache herrühren, als welche nur im Reden ſtatt finden. Es muß alſo theils von den Buchſtaben der Wörter; theils von der Länge und Kürze der Sylben, und von ihrer Vermiſchung herkommen. Eine Sprache, wo viel ſelbſtlautende Buchſtaben und wenig mitlautende vorkommen, iſt ſehr gelind anzuhören: hergegen iſt ſie hart, wo der letzten viel, und der erſtern wenig ſind. Unter den Doppellauten ſind etliche lieblich, als ie, ei, eu, ey, au, ä, ö ü: andere hergegen ſind hart, als ai, oy, oa, ue, uy u. d. gl. Von den Mitlautern ſind auch einige gelinde, b, d, f, g, h, l, m, n, p, t, und w. Andere aber ſind hart und rauh in der Ausſprache, als c, k, q, r, s, x, z, nebſt den doppelten ck, qu, rr, ſſ, ſch, ſt, ß. Dieſe muß man alſo vermeiden, ſo viel man nur kann; jene aber deſto häufiger brauchen, wenn man einen ſanften Wohlklang in ſeine Schriften bringen will. Endlich muß man nicht gar zu viel lange Sylben hintereinander in ſeiner Rede brauchen, ſondern ſie mit den kurzen fleißig abwechſeln *. Doch muß ſolches nicht nach einer beſtändigen Regel, nach Art der Poeten, geſchehen, ſondern auf eine

* *Cic. l. c. 19.* In quo illud etiam notandum mihi videtur, ad ſtudium perſequendæ ſuavitatis in vocibus. Ipſa enim Natura, quaſi modularetur hominum orationem, in omni verbo poſuit acutam vocem, nec una plus, nec a poſtrema ſyllaba citra tertiam: quo magis naturam ducem, ad aurium voluptatem ſequatur induſtria. Ac vocis quidem bonitas optanda eſt. Non enim in nobis: ſed tractatio atque uſus in nobis. Ergo ille Princeps (orator) variabit & mutabit, omnes ſonorum tum intendens, tum remittens perſequetur gradus.

allezeit veränderte Art *. Diese aber muß mehr durch das Gehör selbst, als nach gewissen Regeln beurtheilet werden; obgleich Cicero sich deswegen viel Mühe gegeben hat.

XIV. §.

Die gute Schreibart, so wie man dieselbe in der Beredsamkeit nutzen kann, ist dreyerley, nämlich die gelassene, die sinnreiche, und die bewegende **. Ich weis wohl, daß sie von andern anders eingetheilet zu werden pflegt. Denn da gerathen einige auf die Arten der alten griechischen Beredsamkeit, darinn man die lakonische, die attische, die rhodisische und die asiatische Schreibart zu unterscheiden pflegte. Diese wollen sie nun auch im Deutschen angemerket haben: allein, gesetzt, daß es wahr wäre; so würde uns dieser Unterschied, nicht viel helfen. Er geht doch nur auf den äußerlichen Unterschied, nicht aber auf den innerlichen: und auf diesen hat man hauptsächlich zu sehen. Andre haben uns gar einbilden wollen, es gäbe im Deutschen auch vier Gattungen der Schreibart, nach Verschiedenheit derjenigen Landschaften, darinn man sich am meisten aufs Schreiben geleget hat. Sie reden also von einer schlesischen, fränkischen, meißnischen, und niedersächsischen Schreibart. Allein ist es denn hier schon ausgemachet, daß alle Schriftsteller aus einem Lande einerley Schreibart haben? Wie mancherley Proben haben uns nicht die benannten Provinzen schon gewiesen? Und warum könnten die Schwaben, Brandenburger und Preußen nicht auch noch eine Classe unter den Scribenten bekommen? Endlich

* Lege Ciceronem: compositio ejus una est, pedem servat, curata, lenta, & sine infamia mollis. At contra, Pollionis Asinii salebrosa & exsiliens, & ubi minime exspectes relictura. Denique apud Ciceronem omnia desinunt; apud Pollionem cadunt. *Sen. Epist. 100.*

** Is erit igitur eloquens, (ut illud iteremus) qui poterit parva *summisse*, modica *temperate*, magna *graviter* dicere. Cic. Or. c. 29.

Endlich hat man auch die Schreibart in die niedrige, mittlere und erhabene eintheilen wollen: aber auch dieſe Eintheilung kann uns nicht viel helfen. Es iſt ſehr ſchwer, die Gränzen dieſer drey Arten recht zu beſtimmen; und die erſte von der niederträchtigen, die letzte aber von der hochtrabenden recht zu unterſcheiden.

XV. §.

Es beſteht aber die gelaſſene Schreibart in der gemeinen Art des Ausdruckes, der man ſich im täglichen Umgange bedienet *. Man denket in derſelben mehr an die Sachen, als an die Wörter; man redet deutlich, leicht, und verſtändlich; man ſinnet auf keine Zierrathen ſeiner Redensarten; man bemühet ſich nichts ſonderbar ſcharfſinniges, oder nachdenkliches zu ſagen; ſondern iſt zufrieden, daß man wahre und ordentliche Gedanken vorbringet. Doch hütet man ſich unter wohlgeſitteten Leuten, wie billig iſt, vor allen pöbelhaften Ausdrückungen, und ſolchen Wörtern, die wider die Regeln der Ehrbarkeit laufen. Alles dieſes iſt nun die Art der gelaſſenen Schreibart gleichfalls. Sie zwinget ſich in nichts: außer, daß ſie etwa in der Ordnung der Wörter, und im Zuſammenhange der Perioden etwas ſorgfältiger iſt, als man in der gemeinen Sprache zu ſeyn pflegt, wo die Uebereilung zuweilen etwas unregelmäßiges hervorbringet. Will man Exempel dieſer Schreibart haben, ſo muß man ſie in dogmatiſchen und hiſtoriſchen Büchern ſuchen; doch in ſolchen, deren Verfaſſer ihre Pflicht verſtanden und beobachtet haben. Auch in lehrenden Reden und Predigten, pflegt ein großer Theil, in den Erklärungen und Beweiſen darinn abgefaſſet zu werden. Bey uns Deutſchen ſind die bünauiſche Hiſtorie, und Reinbecks Erklärung der Augſp. Confeßion ſo geſchrieben. Ja ſelbſt das meiſte von dieſer

* Summiſſus eſt & humilis, conſuetudinem imitans, ab indiſertis re plus, quam opinione differens. Itaque eum qui audiunt, quamvis ipſi infantes ſunt, tamen illo modo confidunt ſe poſſe dicere. *Cic. &c.*

Redekunst kann zum Beyspiele dienen. Wir könnten, auch aus dem Patrioten, dem Biedermanne, und den Tadlerinnen solche Stellen in Menge anführen, wenn es nöthig wäre. Man merke nur, daß auch in dieser natürlichen Schreibart eine gewisse Schwierigkeit ist; indem sie leichter aussieht, als sie wirklich ist *. Hernach sieht man auch, daß bey verschiedenen Schriftstellern ein großer Unterschied angetroffen wird: indem die Naturelle, die Fähigkeiten, die Grade ihrer Einsicht in die Sachen, und andere Umstände mehr, vielfältige Veränderungen darinnen hervorbringen.

XVI. §.

Die sinnreiche Schreibart ist, von ganz andrer Beschaffenheit. Sie entsteht aus den Gedanken eines scharfsinnigen und witzigen Kopfes, der viel neue, schöne und nachdenkliche Einfälle hat, und dieselben mit anständigen Worten auszudrücken weis. Daher klingt sie denn weit künstlicher, als jene; weil sie mit wenigen, doch auserlesenen Worten, ihrem Leser, oder Zuhörer, viele und unerwartete Gedanken erwecket. Sie besteht also aus den edelsten Begriffen, die man nur haben kann, und die mit den kräftigsten Wörtern ausgedrücket werden. Der Zusammenhang ihrer Sätze geschieht nicht so wohl durch die gewöhnlichen Bindewörter; als durch die Sachen und Materien selbst **. Weitschweifige Beywörter taugen hier nichts: die Kürze ihrer Sprüche zieret sie weit besser. Daher haben gewisse Arten des Erhabenen darinn statt, die von vielen Kunstrichtern so sehr ange-

* Nam orationis subtilitas imitabilis illa quidem videtur exigenti, sed nihil est experienti minus. Etsi enim non plurimi sanguinis est, habeat tamen succum aliquem oportet; ut etiamsi illis maximis viribus careat, sit, ut ita dicam integra valetudine. Cic. l. c. Cap. 23.

** Electa verba sunt, non captata, nec hujus sæculi morè, contra naturam suam posita & inversa; splendida tamen, quæ non vis sumantur e medio; sensus honestos & magnificos habent, non coactos in sententiam, sed latius ductos. l. c.

angeprieſen werden. Z. E. Das moſaiſche: Gott ſprach: es werde Licht; und es ward! welches Longin ſo gelobet hat; das davidiſche: wie er ſpricht, ſo geſchiehts ꝛc. des Ajax Bitte an den Jupiter, im Homer; Alexandres Antwort an den Parmenio im Curtius; Cäſars Aufmunterung an einen zaghaften Schiffer u. d. gl. mehr, geben hier bequeme Exempel des Sinnreichen, in ſo weit es erhaben iſt, ab. Nur merke man, daß man in den Worten weder nachläßig noch gar zu künſtlich verfahren muß *: die meiſte Schönheit muß in den Gedanken beſtehen. Der Anfang der canitziſchen Rede auf die brandenburgiſche Prinzeßinn, imgleichen des Plinius Lobrede, und die Rede des ſcythiſchen Geſandten im Curtius, geben die beſten Exempel dieſer Schreibart ab; wiewohl auch Neukirchs Rede auf die Königinn in Preußen, Sophia Charlotte, zum Muſter derſelben dienen kann. Doch merke man ſich ja, daß deswegen die ſinnreiche Schreibart nicht abgebrochen, verſtümmelt, und halsbrechend ſeyn muß. Grammatiſche Schnitzer zieren ſie gar nicht; wie wohl einige muthwillige Stiliſten ſich itzo einbilden, die ihre ganze Schönheit in einer wilden Frechheit ſuchen; und nicht eher glauben, ſcharfſinnig zu ſeyn, als bis ſie die Sprache genothzüchtiget haben **.

XVII. §.

Drittens folgt die bewegliche Schreibart, ſonſt auf griechiſch die pathetiſche, auf lateiniſch die affectuöſe genannt. Dieſe iſt eine Art des Ausdruckes, die den Leidenſchaften eigen iſt. Ein Menſch, der in einer heftigen Gemüths-

* Eſt enim quoddam etiam inſigne & florens orationis, pictum & expolitum genus, in quo omnes verobrum, omnes ſententiarum illigantur lepores. Cic. l. c.

** Quidem illam volunt ex horrido comtam, quidam eousque aſpera gaudent, ut etiam, quæ mollius caſus explicuit, ex induſtria diſſipent, & clauſulas abrumpant, ne ad exſpectatum reſpondeant. Sen. Epiſt. C.

Und Cicero ſaget: Sermo purus erit et latinus: dilucide, pleneque dicetur; quid deceat, circumſpicietur.

müthsbewegung ſteht, pflegt gemeiniglich auch heftig und beweglich zu reden. Dieſem Muſter ahmet ein Redner in dieſer Schreibart nach. Er ſuchet ſich, ſo viel möglich iſt, erſt ſelbſt in den Affect zu ſetzen, den er ausdrücken und erregen will: alsdann läßt er ſeiner Einbildungskraft den Zügel, ſo hitzig, ſo nachdrücklich und einnehmend zu reden, als es ihr nur möglich iſt. Iſt aber ein Redner wirklich in einer Leidenſchaft; ſo iſt es ihm deſto leichter, ſeinen innerlichen Regungen zu folgen. Er darf nur ohne Verſtellung und mit einer völligen Freyheit reden, wie es ihm ums Herz iſt. Dadurch wird er gewiß die Herzen ſeiner Zuhörer ſo bewegen, als ob er nicht geredet, ſondern gedonnert, oder geblitzet hätte. Denn

Vt ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum
Eſt primum ipſe tibi. *Horat.*

Es iſt ſchwer, noch andre Regeln von dieſer Schreibart zu geben. Denn ich kann weder ſagen, daß man keine, noch daß man viel verblümte Redensarten; kurze, noch lange Sätze darinn brauchen müſſe. Man kann nämlich, nach Beſchaffenheit der Leidenſchaften, bald dieſes, bald jenes thun. Nur das iſt gewiß, daß man viel Figuren in einer ſolchen bewegenden Rede anbringen muß, wie die Natur dieſes in der That ſelbſt lehret *. Die Muſter davon kann man nirgend beſſer, als bey den Alten ſuchen. Des Demoſthenes erſte phil. Rede iſt faſt durchgehends voll von dieſer

* Tertius (ſtilus) eſt ille amplus, copioſus, gravis, ornatus, in quo profecto vis maxima. Hic eſt enim, cujus ornatum dicendi, & copiam admiratæ gentes, eloquentiam in civitatibus plurimum valere paſſæ ſunt; ſed hanc eloquentiam, quæ curſu magno ſonituque ferretur, quam ſuſpicerent omnes, quam admirarentur, quam ſe aſſequi poſſe diffiderent. Hujus eloquentiæ, eſt, tractare animos, hujus omnino permovere. Hæc modo perfringit, modo irrepit in ſenſus; inſerit novas opiniones, evellit inſitas. Cic. ibid.

dieſer Schreibart. In Ciceros philippiſchen und verriniſchen, auch ſeinen catilinariſchen Reden, trifft man gleichfalls die ſchönſten Exempel davon an: wie wir denn oben auf der 182 S. eine Stelle daraus zum Muſter gegeben haben. Die kleinen Reden, die Salluſtius, Livius und Curtius in ihre Hiſtorien gemenget haben, können hier gleichfalls zu Exempeln dienen *.

XVIII. §.

Nun wird ſichs fragen, welche von dieſen Gattungen der guten Schreibart, man in einer Rede vor andern brauchen ſolle? oder wo man ſie eigentlich anbringen müſſe? Fürs erſte behaupte ich, daß man keine ganze, nur etwas lange Rede, in einer einzigen von dieſen Gattungen abfaſſen könne. Die gelaſſene Schreibart muß zwar freylich in allen unſern Reden herrſchen. Aber wer ſie allein und durchgehends brauchen, und niemals etwas ſinnreiches oder bewegendes mit untermiſchen wollte, der würde eine ſehr matte und ſchläfrige Rede zuwege bringen. Die ſinnreiche Schreibart allein kann man auch nicht in einer ganzen Rede brauchen. Denn ſie iſt zu nachdenklich, und für die meiſten Zuhörer zu tiefſinnig, als daß ſie allenthalben ſtatt finden könnte. Sie iſt nur eine Würze, in einer an ſich nahrhaften Speiſe. Lauter Gewürz aber ſetzt man nicht in ganzen Schüſſeln, vielweniger in völligen Trachten auf. Wo wollte auch ein Redner alle die ſchönen Einfälle hernehmen, eine ganze Rede damit anzufüllen; ohne viel abgedroſchenes Stroh mit einzumengen, oder eine Menge alter Gedanken wieder aufzuwärmen, die ſchon hundertmal in andern Schriften vorgekommen wären? Endlich läßt ſich auch die bewegliche Schreibart nicht durchgehends in

* Et apud judices, & in concione, & ubicunque alieni animi ad noſtrum arbitrium agendi ſunt, modo iram, modo metum, modo miſericordiam, ut alii incutiamus, ipſi ſimulabimus: & ſæpe id, quod ipſi affectus non feciſſent, effecit imitatio affectuum. *Sen. de Ira L. II. c. 17.*

einer Rede brauchen *. Denn ſie ſchicket ſich nur in einem Affecte: und wer kann in einer ganzen Rede, immer in voller Bewegung ſtehen? Alle heftige Leidenſchaften dauren nicht lange: und wenn ſie ja etwas lange anhalten, ſo laſſen ſie doch zuweilen etwas nach. Selbſt in Ciceros erſter catilinariſchen Rede, herrſchet der Affect nicht durchgehends, ſondern er iſt hier und da durch andere Betrachtungen unterbrochen.

XIX. §.

Will man alſo die rechte Schreibart in einer Rede heraus bringen; ſo muß man eine Vermiſchung der obigen drey Gattungen in einer Rede vornehmen. Dieſes recht geſchickt ins Werk zu richten, muß man jede Art an ihrem gehörigen Orte anbringen. Es ſchicket ſich aber die gelaſſene 1) ſonderlich in die Eingänge. Denn dadurch bekömmt eine Rede das Anſehen, als ob ſie gleich aus dem Stegreife und ohne Vorbereitung gehalten würde. Ein gar zu ſinnreicher Anfang macht den Zuhörer argwöhniſch, als ob ihn der Redner, mit ſeiner gar zu großen Kunſt, überrumpeln wollte. In vollem Affecte den Eingang anzufangen, das will ſich auch nicht thun laſſen; es wäre denn in ganz beſondern Fällen. 2) Schicket ſich die gelaſſene Schreibart in die Erklärungen und Beweiſe. Denn dort will man etwas deutlich machen, und hier den Verſtand von einer Wahrheit überzeugen. In beyden muß man ſich alſo der Deutlichkeit und Verſtändlichkeit

* At vero hic noſter, (Orator) quem principem ponimus, *gravis*, *acer*, *ardens*, ſi ad hoc unum eſt natus, aut in hoc ſolo ſe exercuit, aut huic generi ſtudet uni, nec ſuam copiam cum illis duobus generibus temperavit, maxime eſt contemnendus. Ille enim ſummiſſus, quod acute & veteratorie dicit, ſapiens jam; medius ſuavis; hic autem copioſiſſimus, ſi nihil eſt aliud, vix ſatis ſanus videri poteſt. Qui enim nihil poteſt tranquille, nihil leniter, nihil partite, definite, diſtincte, facete dicere - - ſi is, non præparatis auribus, inflammare rem cœperit, furere apud ſanos, & quaſi inter ſobrios bacchari violentius videbitur. Cic. l. c. Cap. 28.

keit der Ausdrückungen befleißigen. Die ſinnreiche Schreibart ſchicket ſich in die Erläuterungen, in die Lehrſprüche und guten Einfälle; die aber als ein Zierrath in der ganzen Rede zerſtreuet werden können. Endlich die bewegende Schreibart gehöret hauptſächlich in die Erregung der Gemüthbewegungen; es mögen nun dieſelben vorkommen, wo ſie wollen. Wer ſeine Schreibart dergeſtalt in einer Rede einzurichten weis, der wird ſeine Zuhörer gewiß nicht ſchläfrig werden laſſen; ſondern ihre Aufmerkſamkeit durch die Abwechſelung des deutlichen, tiefſinnigen, und lebhaften Ausdruckes, nach Wunſche zu unterhalten vermögend ſeyn *.

XX. §.

Ich weis wohl, daß in einigen Arten der Reden, als z. E. in förmlichen Lobreden, die ſinnreiche Schreibart faſt ganz allein herrſchet. Ich weis auch, daß in Complimentierreden, die gelaſſene durchgehends die Oberhand behalten muß. Allein es ſind gleichwohl die andern Arten darum nicht gänzlich ausgeſchloſſen. Es bleibt deſſen ungeachtet bey den obigen Hauptregeln; indem z. E. auch Plinius den Eingang zu ſeiner ſinnreichen Lobrede, in der gelaſſenſten Schreibart gemachet hat. Was ſonſt noch für Gattungen der Schreibart vorkommen, als z. E. die hiſtoriſche, die theologiſche, juriſtiſche, poetiſche, ſatyriſche, u. d. gl. das gehöret eigentlich nicht für uns. Erzählet gleich ein Redner zuweilen einige hiſtoriſche Umſtände,

* Erit igitur eloquens is, qui — ita dicet, ut probet, ut delectet, ut flectat. Probare neceſſitatis eſt; delectare ſuavitatis, flectere victoriæ. Nam id unum ad obtinendas cauſſas poteſt plurimum. Id. ibid. Und Seneca ſaget: Eloquentiam, velut umbram, non hoc agens, fecam trahit. Non erunt ſine dubio ſingula circumſpecta, nec in ſe collecta; nec omne verbum excitabit & pungeț; fateor: exibunt multa, nec ferient, & interdum otioſis præterlabetur oratio: ſed multum erit in omnibus locis, & ingens ſine tædio ſpatium. Denique illud præſtabit, ut liqueat tibi, illum ſenſiſſe quæ ſcripſit. Intelliges actum hoc, ut tu ſcires, quid illi placeret; non ut ille placerot tibi. *Senec. Ep.* C.

de, die zum Verſtande ſeines Hauptſatzes nöthig ſind: ſo kann er dabey ſchon fortkommen, wenn er nur den Regeln der gelaſſenen Schreibart folget. Die theologiſchen Reden müſſen zwar einen bibliſchen Ausdruck haben, als der den Leuten weit heiliger und kräftiger vorkömmt, weil er von der heutigen Art, deutſch zu reden, abweicht; allein davon wollen wir bey andrer Gelegenheit handeln. Die juriſtiſche, ſo wie ſie in Kanzelleyen und vor Gerichte üblich iſt, wird zwar eine Rede ſchlecht zieren: doch pflegt ſie oft in Hofreden und einigen beſondern Fällen noch ſtatt zu finden; mehr, weil ihre Verfaſſer keine beſſere in ihrer Gewalt haben, als weil ſie unentbehrlich wäre. Daher geht ſie uns denn hier nicht viel an. Was die poetiſche und ſatyriſche inſonderheit betrifft: ſo gehören ſie gar nicht für uns, und können alſo leichtlich übergangen werden.

Das XVII. Hauptſtück.

Vom guten Vortrage einer Rede überhaupt, und im Abſehen auf die Ausſprache insbeſondre.

I. §.

Wir ſind mit allem demjenigen fertig, was zur Erfindung, Einrichtung und Ausarbeitung einer Rede überhaupt gehörig iſt: und nichts iſt übrig, als der gute Vortrag. Daß derſelbe einem Redner höchſtnöthig ſey, daß iſt ſehr leicht zu begreifen. Die ſchönſte Rede auf dem Papiere, thut bey dem Zuhörer keine Wirkung, und befördert die Abſicht des Redners noch gar nicht, wenn ſie nicht recht vorgetragen wird. Die Erfahrung lehret es ja täglich, wie verdrüßlich gewiſſe Leute anzuhören ſind; ob ſie gleich lauter vernünftige Sachen vorbringen: und wie

gern

gern man andern aufmerksam zuhöret, ob sie gleich nichts sonderliches sagen *. Das Gesicht und Gehör hat viel Eindruck in die Gemüther der Menschen. Wer beydes gewinnen kann, der hat auch bey der Vernunft selbst, fast alles gewonnen. Das haben die alten griechischen Redner bey Zeiten wahrgenommen, und zu ihrem Vortheile zu brauchen gewußt. Demosthenes ward von dem ganzen athenienſischen Volke ausgelachet, als er sich unterstund, auf öffentlichem Markte zu reden; ehe er noch auf seinen äußerlichen Vortrag Fleiß gewandt hatte. Daher begab er sich, auf den Rath eines guten Freundes, in die Unterweisung dreyer geschickter Schauspieler, des Andronikus, Neoptolemus, und Satyrus: welche rechte Meister in der guten Aussprache und Vorstellungskunst waren. Von diesen lernte er die Kunst, seinen an sich guten und gewaltigen Reden, durch den guten Vortrag, den rechten Nachdruck und das nöthige Gewicht zu geben. Es war also kein Wunder, daß er nachmals auf die Frage: welches das wichtigste Stück der Beredsamkeit wäre, dreymal nacheinander die Antwort gab: Ὑποκρισις! der äußerliche Vortrag! Auch Cicero saget an einem Orte: actionem ubique dominari in oratione **.

II. §.

* Nam & infantes actionis dignitate eloquentiæ sæpe fructum tulerunt: & diserti, deformitate agendi, multi infantes putati sunt: ut jam non sine causa Demosthenes tribuerit & primas & secundas & tertias actioni. Si enim eloquentia nihil sine hac; hæc autem sine eloquentia tanta est: certe plurimum in dicendo potest. Sic. Orat. Cap. XVI.

** Und Quintilian im 3 Cap. des XI. Buchs schreibt: Habet autem res ipsa (pronuntiatio) miram quandam in orationibus vim ac potestatem. Neque enim tam refert, qualia sint, quæ intra nosmet ipsos composuimus, quam quomodo efferantur: nam ita quisque, ut audit, movetur. Quare neque probatio ulla, quæ modo venit ab oratore, tam firma est, ut non perdat vires suas, nisi adjuvetur asseverationc dicentis. Affectus omnes langueſcant necesse est, nisi voce, vultu, totius prope habitu corporis, inardeſcant.

II. §.

Ein Redner darf alſo gewiß in dieſem Stücke ſeiner Pflicht nicht ſaumſelig ſeyn; ſondern er muß mit gleichem Fleiße darauf denken, wie er ſeine Rede wohl halten, als wie er ſie wohl ausarbeiten wolle. Mit dem bloßen Naturelle, darauf man es gemeiniglich allein ankommen läßt, iſt es gewiß nicht ausgerichtet. Es thut zwar bey einigen viel, allein es muß auch durch die Regeln geleitet, und durch die Nachahmung guter Muſter gebeſſert werden *. Cicero, ob er gleich von Natur eine beſondre Geſchicklichkeit dazu gehabt, auch in ſeiner Jugend in Rom die beſten Muſter, als z. E. den Hortenſius fleißig gehöret hatte; ſo hat er doch nicht unterlaſſen, auf ſeinen Reiſen durch Griechenland und Aſien, die größeſten Redner zu hören; ſich unter ihrer Aufſicht noch zu üben, und durch ihre Regeln und Anmerkungen ſeinen Vortrag zu beſſern. Er merket ſelbſt an, daß er in den erſten öffentlichen Reden, die er vor ſeiner Reiſe, in Rom gehalten, noch viel Fehler in der Stimme, Ausſprache und Heftigkeit des Vortrages an ſich gehabt, die er aber in der Fremde ganz abgeleget hat. Solch einem Muſter nun zu folgen, darf ſich niemand ſchämen. Der natürlichen Fehler giebt es überaus viele, und der angewöhnten noch mehrere, die man ſelbſt an ſich ſo gut nicht wahrnehmen kann, als ein andrer. In Ermangelung deſſen aber, mache man ſich nur folgende Regeln bekannt, die einen zum wenigſten aufmerkſamer auf ſich ſelbſt machen werden, als man insgemein zu ſeyn pflegt. Der erſte Theil derſelben betrifft die Ausſprache; der zweyte wird von den Bewegungen des Leibes handeln, die ein Redner geſchickt brauchen muß: beyde werden unter dem guten Vortrage begriffen **. Man leſe

* Verum illa perſuaſione ſua fruantur, qui hominibus, ut ſint Oratores, ſatis putant, naſci: noſtro labori dent veniam, qui nihil credimus eſſe perfectum, niſi ubi natura cura juvetur. *Quinct. l. c.*

** Namque actionem Cicero quaſi ſermonem, alias eloquentiam quandam corporis dicit. Idem tamen duas ejus partes facit, quæ ſunt eædem pronuntiationis: vocem, atque motum - - - l. c.

leſe hier auch Quintilians ganzes XI Buch, und die beyden oben gerühmten franzöſiſchen Tractätchen nach, De l'Action d'un Orateur, und Methode nouvelle pour bien animer un diſcours.

III. §.

Fürs erſte muß ſich ein angehender Redner prüfen, ob er von Natur eine laute, klare, und reine Stimme habe. Wer damit nicht verſehen iſt, dem fehlet ſchon ſehr viel. Ein rauher, dumpfigter Hals, oder eine gar zu grobe Stimme, die mehr raſſelt, als redet, iſt ſehr unangenehm: wie denn auch eine gar zu helle Kehle, die mehr ſchreyet, als ſpricht, verdrüßlich iſt. Doch iſt es ſo ganz unmöglich nicht, ſeine natürliche Ungeſchicklichkeit ein wenig zu beſſern, und dadurch ſeine Sprache, wo nicht angenehm, doch etwas erträglicher zu machen. Fürs andre ſehe man, ob man eine deutliche und vollkommen reine Ausſprache habe. Das Liſpeln, Stammeln und Poltern iſt ein großer Uebelſtand, in der Rede. Sonderlich aber iſt es ärgerlich, wenn ein Redner das R nicht ſprechen kann; ſondern es entweder herausgurgeln, oder mit den Lippen herſchnattern muß. Solche Leute thäten beſſer, daß ſie entweder gar nicht öffentlich redeten; oder ſich doch mit dem Demoſthenes die Mühe nehmen möchten, erſtlich das R ausſprechen zu lernen. Zum dritten muß ein guter Redner auch eine ſtarke Lunge und einen langen Athem haben. Ohne dieſen würde es ihm vielmal an Kräften fehlen, ſeinen Worten den rechten Nachdruck zu geben; und in Erregung der Affecten manchen langen Satz mit dem gehörigen Feuer auszuſprechen *. Wer nun dieſe Gabe nicht in hohem Grade empfangen hat, der kann ſie zwar, durch die Uebung, noch in etwas erlangen; doch wird er niemals große Wunder thun, und gleichwohl in Gefahr ſtehen, zuweilen Blut auszuwerfen.

IV. §.

* Exercendus autem eſt (Spiritus) ut ſit quam longiſſimus: quod Demoſthenes ut efficeret, ſcandens in adverſum, continuabat quam poſſet plurimos verſus. *Quint. l. c.*

IV. §.

Wenn es nun mit dieſem natürlichen Geſchicke ſeine gute Richtigkeit hat; ſo iſt die Hauptregel der guten Ausſprache dieſe: Man befleißige ſich auf eine angenehme Mannigfaltigkeit in der Stimme und Sprache *. Nichts iſt ſo ekelhaft, als eine beſtändige Einförmigkeit in der Rede. Wer immer in einem Tone, immer gleich geſchwind, oder gleich langſam, oder endlich, immer in einer Melodie redet; der machet ſeine Zuhörer entweder bald ſchläfrig, oder doch überdrüßig. Bloß die Abwechſelung des Tones in Sylben und Wörtern, des lauten und leiſen, des geſchwinden und langſamen Vortrages, u. dergl. muß dieſen Ekel der Zuhörer verhüten und vertreiben. Unſere Sprache muß eine Art von Muſik in ſich halten: wie ſich denn auch die muſikaliſchen Regeln der Alten bis auf die Rede erſtrecket haben. Wer nun weis, was es den Ohren für einen Verdruß erwecket, lauter eintonige Leyern, oder auch lauter gleichlange Noten, oder doch eine gar zu oftmals wiederholte Geſangweiſe zu hören: der wird wiſſen, was ich haben will. Und in der That lehret uns die Natur unſere Rede ſehr verändern, wenn wir ihr nur den Zügel ſchießen laſſen. Die ungelehrteſten Leute könnten hier oft den Rednern Muſter geben. Nachdem die Sachen, die Umſtände, die Affecten und die Perſonen ſind, davon, darinn, und mit welchen ſie ſprechen: darnach iſt auch der Klang ihrer Sprache unterſchieden **. Dieſe hergegen haben in öffentlichen Reden die Natur ganz fahren

* Nam ad vocem obtinendam nihil eſt utilius, quam crebra mutatio: nihil perniciosius, quam effuſa ſine intermiſſione contentio. *Cic. de Orat. L. III. c. LX.* und anderwärts ſaget er: Volet igitur ille, qui eloquentiæ principatum petet, & contenta voce atrociter dicere, & ſummiſſa leniter, inclinata videri gravis, & inflexa miſerabilis. Mira enim eſt quædam natura vocis, cujus quidem e tribus omnino ſonis, inflexo, acuto, gravi, tanta ſit, & tam ſuavis varietas, perfecta in cantibus. *Cic.* l. c.

** Vitemus igitur illam, quæ græcè μονοτονία vocatur, una quædam ſpiritus ac ſoni intenſio. *Quinct. l. c.*

fahren laſſen, und ſich dagegen eine Art der Ausſprache angewöhnet, die das geſchickteſte Mittel iſt, ſeine Zuhörer in einen Schlummer zu bringen. Man hüte ſich daher, ſo viel als möglich iſt, vor dieſem Fehler, ſonſt wird man niemals etwas mittelmäßiges mit ſeinen Reden ausrichten *.

V. §.

Es muß aber anfänglich die Rede, nach Verſchiedenheit ihrer Theile, auch eine verſchiedene Ausſprache haben. Der Eingang muß mit einer ſanften und mäßigen Stimme, mit einer gewiſſen Langſamkeit und Gelaſſenheit vorgebracht werden. Denn theils muß ein Redner darinnen noch gegen ſeine Zuhörer eine Ehrerbiethigkeit bezeigen; theils aber muß er auch ſeine Stimme aufs folgende noch ſparen. Der Hauptſatz muß ſchon etwas lauter und erhabener ausgeſprochen werden: damit die Zuhörer ihn nicht überhören können. Die Erklärungen erfodern zwar eine deutliche und langſame, aber noch keine heftige und ſtarke Stimme: die Beweiſe müſſen allererſt recht männlich, munter und nachdrücklich vorgetragen werden. Die Sprache des Redners muß es zeigen, daß er ſelbſt von der Wahrheit ſeines Satzes eingenommen iſt, und daß er alſo eine gute Sache hat **. Die Einwürfe muß man gleichſam mit einer fremden; die Beantwortungen derſelben aber mit einer ſehr lebhaften, geſetzten, auch wohl gar hitzigen Ausſprache erheben. Die Erre-

* Quid ad aures noſtras & actionis ſuavitatem, quid eſt vicissitudine & varietate & commutatione aptius? vid. *Cic. de Orat. L. III. c. 60.* Und bald hernach: Nam ad vocem obtinendam nihil eſt utilius, quam crebra mutatio; nihil perniciosius, quam effuſa ſine intermiſſione contentio. Und im Orator l. c. heißt es: Ergo ille princeps (orator) variabit & mutabit; omnes ſonorum tum intendens tum remittens perſequetur gradus.

** Quare neque probatio ulla, quæ modo venit ab oratore, tam firma eſt, quæ non perdat vires ſuas, niſi adjuvetur aſſeveratione dicentis. Affectus omnes langueſcant neceſſe eſt, niſi voce, vultu, totius prope habitu corporis inardeſcant. Quint. L. XI. c. 3.

Erregung der Affecten endlich erfodert die allerſtärkſte, allerheftigſte und mannigfaltigſte Ausſprache, die ein Redner nur in ſeiner Gewalt hat *. Kurz, hier muß er alle Leidenſchaften ſelbſt annehmen, die er erwecken will **.

VI. §.

Ueberhaupt muß ein Redner gegen das Ende ſeiner Arbeit immer freyer und muthiger werden: theils weil er nunmehr mit ſeinen Zuhörern immer bekannter geworden; theils weil er dadurch eine Zuverſicht, auf ſeine wohlausgeführte Sache, zu verſtehen geben kann. Zwar was die Wiederholung der angewandten Beweisgründe betrifft; ſo darf dieſelbe nicht eben viel anders, als oben von der Diſtributione geſaget worden, ausgeſprochen werden. Wenn man ſie deutlich und laut genug ausſpricht: ſo hat man alles gethan, was nöthig iſt. Aber wenn der Beſchluß pathetiſch iſt, ſo muß freylich die Sprache den Ton, und diejenige Erhebung der Stimme bekommen, die der Affect an ſich haben würde. Z. E. Mayer beſchließt ſeine Mordpredigten ſo. Die erſte zwar endigt ſich mit dieſen Worten:

> Ach! meine Söhne! ach meine erwünſchten Söhne! höret mich um der blutigen Wunden Chriſti willen! Höret mich, daß euch Gott wieder höre! Amen.

Die

* Cic. Orat. c. 17. Itaque ille perfectus, quem jam dudum noſtra indicat Oratio, utcumque ſe affectum videri, & animum audientis moveri volet, ita certum vocis admovebit ſonum.

** Summa enim, quantum ego quidem ſentio, (ſchreibt hiervon Quintilian L. VI. c. 2.) circa movendos affectus, in hoc poſita eſt, ut moveamur ipſi. — — — Quare in iis, quæ veriſimilia eſſe volemus, finitus ipſi ſimiles eorum, qui vere patiuntur, affectibus; & a tali animo proficiſcatur oratio, qualem facere judicem (auditorem) volet. An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? Iraſcetur, ſi nihil ipſe, qui in iram concitat, idque exigit, ſimile patietur? Siccis agenti oculis lacrimas dabit? Fieri non poteſt!

Die andre aber dergestalt:

Das unschuldige Blut warnet euch, Trunkenheit stürze in Blutvergießen: ja die gefangenen Mörder lassen euch durch mit bitten, aus ihrem unglücklichen Exempel klug zu werden. Sie hätten es auch nicht geglaubet, daß es ein solch Ende mit ihrer Trunkenheit nehmen würde. O wenn sie an eurer statt seyn sollten! Wollet ihr denn noch nicht folgen? Wollet ihr noch nicht hören? Wollet ihr euch noch nicht bessern? Ach!

Wer sieht es nun da nicht von sich selbst, daß ein solcher Beschluß mit der allerkläglichsten und beweglichsten Stimme, ausgesprochen werden müsse? Wäre endlich der Beschluß entweder nur eine Empfehlung seiner eigenen Person, oder eine höfliche Schmäucheley gegen die Zuhörer, oder eine Versicherung von seiner Redlichkeit; wie wir oben auf der 231 und 232 Seite dergleichen Exempel angeführet haben: so muß ein Redner im ersten Falle einen sehr bescheidenen, im andern einen leutseligen und sanften, im dritten aber einen ernsthaften und nachdrücklichen Ton der Sprache anzunehmen wissen.

VII. §.

Ferner muß ein guter Redner seine Aussprache in einer Rede, nach Verschiedenheit der Sachen, zu verändern, und abzuwechseln wissen. Die Natur lehret dieses selbst, wenn man nur auf die Muster geschickter Leute Acht haben will *. Nun sind die Sachen, davon ein Redner handeln

* Illud vero maximum, quod secundum rationem rerum, de quibus dicimus, animorumque habitus, conformanda vox est, ne ab oratione discordet. Proponamus enim nobis illud Ciceronis in oratione nobilissima pro Milone, principium: nonne ad singulas pene distinctiones, quamvis in eadem facie, tamen vultus quasi mutandus est? *Etsi vereor, Judices, ne turpe sit, pro fortissimo viro dicenti incipientem, timere.* Etiamsi est toto proposito contractum atque summissum, quia & exordium est, & solliciti exordium: tamen fuerit necesse est, aliquid plenius & erectius, dum dicit, *pro fortissimo viro;* quam quum *Etsi vereor & turpe sit, & timere. Quinct. L. XI. c. 3.*

kann, entweder Werke Gottes in der Natur; oder Handlungen und Werke der Menſchen, oder allerley Begebenheiten, die auf das Glück ankommen. Bey der erſten Claſſe kommen theils ſchöne und angenehme, theils große, und theils wunderbare, theils ſchreckliche und fürchterliche Dinge vor: und da iſt nichts natürlicher, als daß auch ein Redner, von der erſten Art mit einer ſanften und anmuthigen; von der andern mit einer erhabenen und prächtigen, von der dritten Art aber, mit einer rauhen und ängſtlichen Stimme ſpreche. Bey der andern Hauptclaſſe begreift man abermals leicht, daß die Handlungen der Menſchen, theils gut und tugendhaft; theils böſe oder laſterhaft, theils aber ſehr groß und kunſtreich ſind. Was iſt nun auch hier billiger, als von der erſten Art mit einer vergnügten und gutheißenden, von der andern mit einer zürnenden und verwerfenden, von der dritten Art aber entweder mit einer bewundernden und erſtaunenden; oder wenn man ſie verachten und tadeln will, mit einer höhniſchen und ſpöttiſchen Stimme zu reden. Endlich ſieht man auch gleich, daß man von Glücksfällen, die einem, der ihrer würdig iſt, begegnen, mit einer freudigen und muntern Sprache; von ſolchen aber, die einen Unwürdigen betreffen, mit einem bewundernden Tone reden müſſe. Von Unglücksfällen ebenfalls muß man anders ſprechen, wenn ſie einem Tugendhaften begegnen, der ſie nicht verdienet hat; als wenn ſie einem Laſterhaften zu Theile werden, welcher ihrer wohl würdig iſt.

VIII. §.

Wir kommen auf die Affecten, und auch davon iſt es höchſtvernünftig und naturmäßig, ſie alle miteinander mit einer verſchiedenen Stimme auszudrücken *. Kann man es doch an Leuten, deren Sprache man nicht verſteht, aus dem

* Omnis enim motus animi, ſuum quendam a natura habet vultum, & ſonum, & geſtum. *Quint. l. c.*

dem bloßen Tone ihrer Rede, wahrnehmen, in was für einer Leidenschaft sie stehen. Eben dieser Kunst muß sich ein Redner auch befleißigen: und dieses wird um desto eher angehen, wenn er erstlich selbst die Gemüthsbewegungen in sich fühlet, die er erregen will *. Es ist also zuförderst nöthig, daß er die Liebe mit seiner Stimme und Aussprache recht abzubilden und auszudrücken wisse. Diese ist nun eine, in verschiedenen Fällen sehr verschiedene, Gemüthsbeschaffenheit. Bald ist sie ganz sanft und gelinde; bald heftig und hitzig; bald etwas traurig und mitleidig; bald lustig und munter: nachdem die Umstände sind, darinn sich das Geliebte befindet. Die letzten Arten, wie ein jeder leicht sieht, sind mit andern Leidenschaften vermischet: daher wollen wir hier keine Regeln davon geben. Die erste aber, wo die Liebe allein herrschet, zu erläutern, merke man: daß man eine sanfte, gelassene und nach Gelegenheit freymüthige und muntere Stimme dabey brauchen muß. Zur Probe mag folgende Stelle aus der Rede für den Archias dienen.

> Wer ist unter uns von so unempfindlichem und bäurischem Gemüthe, daß er neulich durch den Tod des Schauspielers Roscius nicht wäre gerühret worden? der, ob er gleich ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit, von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen des Leibes, bey uns allen so viel Liebe erworben: wie wollen wir denn die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes, und die Hurtigkeit aufgeräumter Köpfe verschmähen? Wie oft habe ich nicht gesehen, ihr Richter, daß Archias, ohne einen Buchstaben aufzuschreiben, eine Menge der schönsten Verse, von allerley vorfallenden Sachen aus dem Stegreife hergesaget? Wie oft hat er nicht, wenn er darinn gestöret worden, wiederum von eben den Materien doch mit ganz andern Worten und Versen gedichtet? Wenn er sich aber Zeit nahm, mit Fleiß und bey guter Muße zu dichten: so

* Actio, quæ per se motum animi fert, omnes movet: iisdem enim omnium animi motibus concitantur, & eos iisdem notis in aliis agnoscunt, & in se ipsi indicant. *Cic. de Or. L. III. c. 59.*

hat er ſolchen Beyfall dadurch erhalten, daß er faſt den alten Scribenten gleich geſchätzet worden. Sollte ich nun denſelben nicht lieben? Sollte ich ihn nicht bewundern? Sollte ich ihn nicht auf alle mögliche Weiſe zu vertheidigen ſuchen?

IX. §.

Der Haß muß mit einer rauhen und verdrüßlichen Stimme ausgeſprochen werden. Ja auch wenn man andre zum Haſſe bewegen will, muß man, mit einem ſtörrigen und heftigen Tone der Sprache, den Widerwillen ſeiner Zuhörer zu erwecken wiſſen. Denn ſo reden Leute, die wider einen andern wirklich aufgebracht ſind. Zum Exempel kann auf der 210 S. das Stück aus der Rede für den Ligar dienen.

Der Zorn iſt noch weit hitziger und gewaltſamer in ſeinen Bewegungen *. Folglich muß auch die Ausſprache eines Zornigen weit geſchwinder, und ſein Ton weit erhabener und ſchreyender ſeyn. Die Stimme muß ſich plötzlich verändern und oft abwechſeln. Ein Wort muß kaum vor dem andern Raum haben. Ein Exempel ſehe man oben auf der 212 S. aus dem Demoſthenes; noch beſſere aber kann man in der Iſten catilinariſchen, und II philippiſchen Rede Ciceros finden.

Das Mitleiden entſpringt aus der Liebe, und aus der Traurigkeit: folglich muß auch der Ton der Stimme ſanft und gelinde, doch dabey kläglich und bebend ſeyn; die Sprache aber muß langſam und gar nicht heftig ſeyn. Man muß ſich ſelbſt nur beobachten, wenn man wirklich dieſe Leidenſchaft empfindet; oder auf andere Acht haben. Ein Muſter zur Uebung ſteht oben auf der 213 S. ja faſt die ganze Rede für den Ligar kann dazu dienen.

Die Freude iſt eine ſtarke Bewegung der Seele, die mit vielen Wallungen des Geblüts verbunden iſt. Daher muß die Stimme auch ſtark, etwas geſchwinde, und ziemlich erhe-

be

* Aliud enim vocis genus iracundia ſibi ſumit; acutum, inc tatum, crebro incidens. *Cic. l. c.*

ben seyn; die Abwechselung des Tones aber muß etwas triumphirendes in sich halten. Die Munterkeit und Lebhaftigkeit muß in allen Syllben herrschen. Ein Beyspiel steht schon auf der 214 u. f. S. wiewohl auch einige andere Affecten darinn vorkommen.

X. §.

Die Traurigkeit ist sehr matt und schläfrig; das Herz klopfet langsamer, und der ganze Leib wird gleichsam halb ohnmächtig *: daher muß auch die Sprache eines Traurigen gedämpfet, matt und gezogen seyn. Alle Wörter wird ein Betrübter ausdehnen, seine Sätze wird er mit vielen Seufzern unterbrechen, und oft wohl gar mitten in einem Worte gleichsam ersticken wollen. Man sehe ein Exempel hiervon auf der 215 u. f. S.

Die Furcht läßt sich gleichfalls durch die Sprache sehr wohl ausdrücken **. Sie hat eine bebende, zitternde, aber dabey schwache Stimme. Sie holet oft Athem, weil er ihr gemeiniglich entgeht. Weil ihr aller Muth entfallen ist, so fällt ihr auch die Stimme; so daß man sie oft nicht recht vernehmen oder hören kann. Doch kann es wohl kommen, daß ein Furchtsamer auch unverhofft einmal die Stimme erhebt, und dadurch destomehr die Heftigkeit seiner Leidenschaft anzeiget. Man sehe oben auf der 218 S.

Die Hoffnung, nebst den übrigen Affecten, unterscheiden sich zwar auch, durch einen eigenen Ton der Sprache und Stimme. Doch weil es uns theils an Wörtern fehlt, dieselben recht zu beschreiben; und es doch mehr auf die mündliche Anweisung hierbey ankömmt, als auf Regeln: so wollen wir uns hierbey nicht länger aufhalten; sondern lieber durch Muster und mündliche Aussprache der oben im IX Hauptst.

* Aliud miseratio & mœror; flexibile, plenum, interruptum, flebili voce:

** Aliud metus, demissum, & hæsitans, & abjectum. *Idem. ibid.*

auf der 218 u. f. S. angeführten Exempel, als durch weitläuftige Lehren, unsre Meynung davon entdecken.

XI. §.

Endlich sind die Figuren auch dergleichen Stücke, die ein Redner mit besonderer Abwechselung der Stimme muß auszusprechen wissen. Die Affecten erfodern solches unfehlbar, und wer jene recht ausdrücken will, der muß nothwendig auch diese gehöriger maßen zu beleben geschickt seyn. Nun haben wir oben im XVI Hauptstücke erstlich von den Wörtern gehandelt. Unter diesen sind sonderlich einige so beschaffen, daß man ihren Nachdruck mit der Stimme erheben kann. Dahin gehöret denn I. Anaphora. Hier muß man den ähnlichen Anfang aller Sätze mit einer lautern und deutlichern Stimme hören lassen, als das übrige, wie z. E. auf der 315 S. das Wörtlein Siehe. Eben so ist es II. mit der Epiphora; denn auch hier muß das letzte Wort allezeit mit einer erhabenen Stimme gesprochen werden: z. E. das Wort Geld auf der 316 S. Die Epizeuxis hat III. die Art, daß das zweymal nach einander wiederholte Wort, zum andern male weit stärker ausgesprochen werden muß, z. E. siehe die 316 S. Eben so ist zum IV. mit der Anadiplosi. Denn das im Anfange des neuen Satzes wiederholte letzte Wort des vorhergehenden, muß auch weit stärker gehöret werden, als es zum erstenmal gehöret wurde. Exempel siehe auf der 315 S. Nicht viel anders ist es V. mit der Epanalepsi. Denn zuletzt muß sich das Wiederholte weit mehr erheben, als im Anfange. Endlich mag VI. noch die Gradatio kommen. Diese muß in der Stimme eben so steigen oder fallen, als die Sache selbst. Siehe das Exempel auf der 316 Seite.

XII. §.

Die Figuren in ganzen Sätzen können und müssen gleichfalls durch die gute Aussprache verstärket werden. Wir wollen hier eben der Ordnung folgen, die wir oben beobachtet haben, und uns eben der Exempel bedienen; ohne sie nochmals hieher zu setzen.

Ad-

Admiratio. Wenn man etwas bewundert, so pflegt man eine zwar etwas männliche, und von dem vorhergehenden unterschiedene, aber doch nicht gar zu laute Stimme anzunehmen. Doch es wäre ein anders, wenn man auch zugleich einen Ausruf dabey thäte. Siehe die 318 S.

Antitheton. Wo man widrige Dinge mit einander vergleicht, und gegen einander seßet, da ist es billig, daß man auch die Stimme ganz widerwärtig hören lasse, und mit einander abwechsele. Siehe die 318 S.

Aposiopesis. Weil sich der Redner hier selber ins Wort fällt, und in seiner Rede abbricht: so muß er auch die Stimme plötzlich sinken lassen; als ob er sich anders bedacht hätte. Zu dem Ende ist es auch gut, kurz vorher die Stimme stark zu erheben: damit der Abfall desto besser ins Ohr falle. Siehe die 318 S.

Apostrophe. Weil sich diese Figur bald an abwesende, bald an todte, bald an leblose Dinge richtet: so muß man sie auch mit einem sehr lauten und starken Tone der Stimme aussprechen; als ob man wollte, daß es auch von diesen entlegenen und verstorbenen Personen, oder auch von Tauben verstanden werden sollte. Siehe die 318 S.

Communicatio. Dieses ist eine von den sanften Figuren, die mit einer gelassenen sanftmüthigen Art vorgetragen werden. Doch ist es ein anders, wenn man sie mit ruhigem Geiste, oder mit heftiger Gemüthsbewegung brauchet. Denn hier kann sie auch hitziger lauten. Siehe die 319 S.

Concessio. Hier muß dasjenige, was sie einräumet, mit einer sanften und nachgebenden Stimme ausgesprochen werden. Was aber darauf folget, das bekömmt einen desto muthigern Ton; doch nachdem die Sache selbst, oder der Affect es erfodert. Denn es ist natürlich, daß derjenige, der seinem Gegner etwas einräumet, ihm sanftmüthig begegnen muß. Siehe die 319 u. f. S.

XIII. §.

Confessio. Hiermit verhält sichs fast eben so. Doch muß auch hier die Leidenschaft, und die Beschaffenheit der Sache in dem Zusammenhange, betrachtet werden. Siehe die 319 S.

Correctio. Wenn man das bereits gesagte wiederruft, so muß man die natürliche Verwirrung eines Menschen, der sich in der That verredet hat, aufs genaueste nachahmen, und die Verbesserung viel lauter aussprechen, als das vorige. S. die 319 S.

Cumulus. Die Menge der Dinge, die hier zusammen gehäufet werden, erfodert fast eben die Aussprache, die wir oben bey der Distribution angerathen haben. Denn die Stimme muß alle Glieder der Rede deutlich anzeigen. Siehe die 319 S.

Descriptio. Diese Figur wird fast eben so ausgesprochen, als die Distributio; nur daß sie ein wenig langsamer und gelassener fortläuft, als jene, wo die Geschwindigkeit oft zu einer Tugend wird. Siehe die 320 S.

Dialogismus. Weil hier gleichsam zwo Personen mit einander sprechen, und Worte wechseln: so muß ein Redner auch zweyerley Stimmen hören lassen; die eine in seinem Namen, die andere im Namen seines Gegners. Siehe die 320 S.

Distributio. Wer viele Theile einer weitläuftigen Sache recht lebhaft vor Augen stellen will, der muß auch bey dem Anfange jedes Theiles, die Stimme gewisser maßen erheben, oder verändern; damit es der Zuhörer auch daran wahrnehme, wie vielerley er zu beobachten habe. Siehe die 320 S.

XIV. §.

Epimone. Diese Figur vermenget fast alle Figuren, und darum wird auch die Aussprache so feurig seyn müssen, als jede ins besondere es erfodert. Hierbey kann der Redner ein Meisterstück machen. Siehe die 321 u. f. S.

Excla-

Exclamatio. Hier giebt es der Name schon, daß man die Stimme so sehr, als es möglich ist, erheben müsse. Zu dem Ende muß sich denn ein Redner vorsehen, daß er sich kurz vor einem Ausrufe nicht zu sehr angreife. Vielmehr muß er mit Fleiß die Stimme etwas sinken lassen, um das folgende desto mehr zu erheben. Siehe die 321 S.

Incrementum. Hiervon ist schon oben unter den Wortfiguren Meldung geschehen. Denn die Stimme muß in beyden Fällen, eben sowohl als die Sachen, steigen. Siehe die 322 S.

Interrogatio. Diese steht unter den heftigen Figuren oben an. So kömmt auch gemeiniglich aus einem sehr unruhigen Gemüthe her: daher muß sie denn recht lebhaft und munter ausgesprochen werden. Die Natur lehret es jeden schon, wie man den Ton in einer Frage, auf gewisse Sylben mehr, als auf andere leget. Dieser folge man. Siehe die 323 S.

Jusjurandum. Am allerheftigsten und lautesten muß aber diese Figur sich hören lassen: denn da ein Redner den Eid nicht eher brauchen darf, als bis er ihm gleichsam durch die höchste Noth abgedrungen worden: so muß man es auch an seiner Sprache hören, daß ihm rechte Gewalt geschehen sey. Siehe die 323 Seite.

Occupatio hält Worte eines Gegners in sich, die man beantwortet. Folglich muß der Redner in dem Einwurfe eine ganz andre Stimme annehmen, als er im vorhergehenden gebrauchet hat: in der Antwort aber muß er wiederum mit seiner eigenen, und zwar etwas erhabenen und lauten Stimme, sprechen; damit man um desto besser seinen Ernst daraus sehen möge. Siehe die 323 S.

XV. §.

Parrhesia. Diese Figur erfodert eine sehr starke Stimme. Denn die Kühnheit, die in der Sache selbst ist, muß sich auch durch die Aussprache mit zu erkennen geben. Es würde

würde ſehr wunderlich klingen, wenn man ſie bebend und blöde ausſprechen wollte. Siehe die 323 S.

Præteritio. Wer etwas übergehen will, der muß es auch mit einer etwas gelaſſenern Stimme ſagen, als ob er es ausführlich beyzubringen geſonnen wäre. Siehe die 324 S.

Proſopopœia. Wer lebloſe Dinge zu Perſonen machet, der muß fürwahr halb außer ſich ſeyn. Daher muß hier ein Redner gewiß überaus heftig reden; damit er nicht durch ſeine Kaltſinnigkeit ſolche Verwägenheit zu begehen, lächerlich werde. S. die 324 u. f. S.

Sermocinatio. Hier werden Todte redend eingeführet, und darinn muß ein Redner ihre Worte mit einer ganz andern Stimme ausſprechen, als ſeine eigene Reden. Ja ſie muß auch, nach dem Inhalte derſelben, kläglich oder munter ſeyn. Siehe die 324 S.

Endlich folget noch Votum, ein Wunſch, oder ein brünſtiges Verlangen. Dieſes muß nun mit einer ſehnlichen und etwas angeſtrengten Stimme vorgebracht werden, damit es dem Zuhörer in die Ohren falle, daß es dem Redner ein Ernſt damit ſey. Siehe die 325 S.

XVI. §.

Nächſt den Figuren muß ein Redner auch gewiſſe Wörter mit dem verſchiedenen Tone ſeiner Ausſprache vor andern zu erheben wiſſen *. Fürs erſte müſſen die ſelbſtſtändigen Nennwörter mehr, als die andern alle gehöret werden. Denn dieſe bedeuten die Hauptſachen, davon die Rede iſt. Her-

* Quint. L. XI. c. 3. Et hercle, cum valeant multum verba per ſe, & vox propriam vim adjiciat rebus; & geſtus motusque ſignificet aliquid: profecto perfectum quiddam fieri, cum omnia coierint, neceſſe eſt. Sunt tamen, qui rudem illam & qualem impetus cujusque animi tulit, actionem judicent fortiorem, & ſolam viris dignam. — — — Verum illi perſuaſione ſua fruantur, qui hominibus ut ſint Oratores, ſatis putant, naſci. Noſtro labori dant veniam, qui nihil credimus eſſe perfectum, niſi ubi natura cura juvetur.

Hernach müſſen auch gewiſſe Beywörter und Nebenwörter durch einen ſtarken Laut unterſchieden werden, wann etwas auf ſie ankömmt. Auch die Zeitwörter ſind zuweilen ſehr nachdrücklich durch ihre Bedeutung; daher muß man ſie denn nicht nachläßig ausſprechen. Z. E. Du ſchlägſt ſie, aber ꝛc. Selbſt die Fürwörter bekommen zuweilen einen Nachdruck, den ſie ſonſt nicht haben. Als z. E. die Rache iſt mein; ich will ꝛc. Kurz zu ſagen, alle Wörter, auf die ein beſonderer Nachdruck in der Sache ſelbſt ankömmt, müſſen auch ſtärker ausgeſprochen werden. Hernach müſſen Wörter von angenehmer, lieblicher Bedeutung auch einen ſanften und zarten Laut bekommen; häßliche und ſchreckliche aber, mit einem rauhen und fürchterlichen Halſe ausgeſprochen werden. Prächtige Wörter endlich, erhabene Redensarten, und die Namen großer Leute, berühmter Städte, u. d. g. müſſen auch mit einem ſolchen Tone vorgebracht werden, der ihnen eine Hochachtung zuwege bringen, oder zum wenigſten zeigen kann, daß der Redner ſelbſt ſie in beſondern Ehren halte: es wäre denn, daß er ſie lächerlich zu machen, oder zu verſpotten willens wäre *.

XVII. §.

Zuletzt iſt es nöthig, überhaupt zu erinnern, daß die Klugheit im Umgange es einen jeden Redner ſchon ſelbſt lehren wird, vor was für Zuhörern, oder in was für Reden ſich dieſe oder jene Art der Ausſprache wird brauchen laſſen **? In Gegenwart großer Herren ſchicket ſichs nicht, daß man mit vollem Halſe und aus allen Kräften ſeine Stimme hören

* Quint. l. c. Utendi voce multiplex ratio: nam præter illam differentiam, quæ eſt tripartita, acutæ, gravis, flexæ; tum intentis, tum remiſſis, tum elatis, tum inferioribus modis opus eſt; ſpatiis quoque lentioribus, aut citatioribus; ſed iis ipſis interjacent multa &c.

** Neque eadem in voce, geſtu, inceſſu, apud principem, ſenatum, populum, magiſtratum &c. actione ſimiliter decent. *Quintil. l. c.*

ren läßt: man müßte ſie denn durch die vorhergehenden Betrachtungen ſchon ſo ſehr eingenommen haben, daß ſie es gegen das Ende der Rede gleichſam vergeſſen hätten, daß ſie Könige und Fürſten wären, gegen die man ſich einer größern Beſcheidenheit bedienen müßte. In Trauerreden muß durchgehends ein gewiſſer trauriger Ton, und eine ſehr langſame Ausſprache herrſchen, wenn man nicht alles verderben will *. In Lobreden lebendiger Perſonen muß ein gewiſſer prächtiger Klang der Stimme, und in ſcherzhaften Hochzeitreden ein muntrer Ton der Sprache herrſchen: es wäre denn, daß man hier, hoffen könnte, ſelbſt durch eine angenommene ſtrenge Ernſthaftigkeit, die Zuhörer deſto gewiſſer zum Lachen zu bewegen. Selbſt aber, auch in einer luſtigen Rede, zu lachen, das würde ſich durchaus für keinen Redner ſchicken. Was der Redner zuerſt belachet, das kömmt gemeiniglich den Zuhörern abgeſchmackt vor: oder es vergeht ihnen doch die Luſt, dem Redner durch ihr Gelächter den Beyfall zu geben, den er ſich ſchon ſelbſt ertheilet hat. Man thut am allerbeſten, wenn man ſichs gar nicht merken läßt, daß man etwas luſtiges ſagen wolle: weil es ohnedieß ungewiß iſt, ob es allen Zuhörern eben ſo lächerlich vorkommen wird.

* Nec volubilitate nimia confundenda quæ dicimus; qua & diſtinctio perit, & affectus, & non numquam etiam verba aliqua ſui parte fraudantur. Cui contrarium vitium, nimiæ tarditatis. Promtum ſit os, non præceps: moderatum, non lentum. Quint. l. c. Und anderwärts: Eadem (actione) C. Gracchum in deflenda fratris nece, totius populi Romani lacrimas concitaſſe; Antonium & Craſſum multum valuiſſe; plurimum vero Q. Hortenſium (Cicero tradit). Id. ibid.

Das XVIII. Hauptſtück.

Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners.

I. §.

Die Zuhörer eines Redners haben nicht nur Ohren, ſondern auch Augen: daher muß ein Redner nicht nur jene, ſondern auch dieſe zu befriedigen, zu vergnügen und einzunehmen wiſſen, wenn er ſeinen Endzweck glücklich erreichen will *. Die Alten nannten dieſe Geſchicklichkeit die ſtumme Wohlredenheit, oder die Beredſamkeit des Leibes **. Und es gab Leute unter ihnen, die bloß dadurch, und ohne ein Wort zu ſprechen, alle Gedanken und Leidenſchaften auf öffentlichen Schaubühnen zu verſtehen geben konnten. Von den Schauſpielern nahmen ſich die Redner oftmals Muſter: und Cicero ſelbſt hat dem Aeſopus und Roſcius, auch in der Abſicht fleißig zugeſehen, daß er ihnen etwas von ihrer vortrefflichen Geſchicklichkeit in dieſem Stücke, ablernen möchte; wie denn auch dieſe nicht leicht eine von Ciceron öffentlichen Reden verſäumeten, um auch ihm etwas abzulernen. In neuern Zeiten iſt dieſe Kunſt ſehr in Verfall gerathen, und in einigen Ländern faſt gar aus der Beredſamkeit verbannet worden: wie ſich der engliſche Zuſchauer in dieſem Stücke über ſeine Eng-

* Decor quoque a geſtu atque motu venit. Ideoque Demoſthenes, grande induens ſpeculum, actionem componere ſolebat. *Cic.* l. c. Und anderwärts: At ſi tu hoc quæreres, dicerem etiam de geſtu, cum quo junctus eſt vultus. Quibus omnibus, dici vix poteſt, quantum interſit, quemadmodum utatur Orator. *Cic.* Or. c. 17. §. 55.

** Nanique actionem Cicero alias ſermonem, alias eloquentiam quandam corporis dicit. *Quint.* L. XI. c. 3.

Engländer beſchweret. Hergegen die Italiener treiben dieſelbe mit ſo vielen Ausſchweifungen, daß ſie einen Ausländer oft zum Lachen zwingen. Nur die Franzoſen haben durch Regeln und Exempel gewieſen, wie man das rechte Mittel darinn halten müſſe. Die Deutſchen haben zwar hier und da lebhafte Redner aufzuweiſen gehabt; darunter gewiß D. Mayer einer der vornehmſten geweſen. Allein viele unter unſern Lehrern der geiſtlichen und weltlichen Beredſamkeit, haben die Lebhaftigkeit gar für einen Fehler ausgegeben, und es allen Anfängern widerrathen, ſich derſelben zu bedienen.

II. §.

Wir halten indeſſen, nach dem Gutachten der größten Männer, dafür: daß die Natur es ſelbſt einen jeden, der nur ein etwas lebhaftes Weſen beſitzet, lehret, ſeine Worte, die ihm ein Ernſt ſind, mit einer anſtändigen Mine des Geſichts, und Bewegung des Leibes zu begleiten, um ihnen dadurch einen deſto größern Nachdruck zu geben. Man ſieht es auch aus der Erfahrung, daß ſolches z. E. auf der Schaubühne, in die Gemüther der Zuhörer keinen geringen Eindruck machet *. Warum ſollte ſich nun ein Redner eines ſolchen Hülfsmittels muthwillig berauben, ſeine Rede durchdringend und kräftig zu machen? Er folget alſo billig ſeinem Naturelle, und ſuchet ſelbiges, ſo viel ihm möglich iſt, aufzuwecken und zu verbeſſern **. Ich rede hier

* Documento ſunt vel ſcenici actores, qui & optimis poetarum tantum adjiciunt gratiæ, ut nos infinite magis eadam illa audita, quam lecta delectent, & viliſſimis etiam nonnullis impetrent aures; ut quibus nullus eſt in bibliothecis locus, ſit etiam frequens in theatris. l. c.

** De geſtu prius dicam; qui & ipſe voci conſentit, & omnino ſimul cum ea paret. Is quantum habeat in Oratore momenti, ſatis vel ex eo patet, quod pleraque etiam citra verba ſignificant. Quippe non manus ſolum, ſed nutus etiam declarat noſtram voluntatem, & in mutis pro ſermone ſunt. Et ſalutatio fre-

hier von dem Naturelle, und zwar nicht ohne Grund: denn die natürlichen Gaben thun auch in diesem Stücke sehr viel. Ein wohlgewachsener Körper, ein wohlgebildetes Antlitz, eine ungezwungene Freyheit in Minen und Gebärden, sind freylich eine herrliche Sache dabey: diese aber kann sich niemand geben. Ein Mensch, der wohl aussieht, hat viele Vorzüge, wenn er redet. Ein Wort von ihm gilt mehr, und wird aufmerksamer angehöret, als wenn eine übelgebildete Person zehn andre saget. Alcibiades ist die schönste Mannsperson seiner Zeit in Athen gewesen: darum hat er auch das ganze Volk mit seinen Reden zu lenken gewußt. Wer also etwas widriges im Gesichte hat, daß sich auch von weitem sehen läßt, der thut am besten, daß er sich nicht zur Beredsamkeit wendet. Eben den Rath muß man denen geben, die sonst einen höckerichten oder verstümmelten Körper haben.

III. §.

Zwey Dinge sind indessen noch, die auch eine mittelmässige Gestalt erträglich, und wohl gar zuweilen angenehm machen. Das erstere ist eine gute Auferziehung, im Absehen auf die Stellungen und Bewegungen der Gliedmaßen. Ein Tanzmeister thut in diesem Falle bey jungen Knaben gute Dienste, wenn er sie den Kopf wohl tragen, den Leib gerade halten, und die Füße wohl setzen lehret. Ferner müssen kluge Aeltern fleißig Achtung geben, daß sich Kinder keine seltsame Minen im Gesichte, oder ungeschickte Bewegungen mit den Händen angewöhnen. Alle diese böse Gewohn-

frequenter sine voce intelligitur, atque afficit; & ex ingressu vultuque perspicitur habitus animorum: & animalium quoque ratione carentium ira, lætitia, adulatio, & oculis, & quibusdam aliis corporis signis deprehenditur. Contra si gestus & vultus ab oratione dissentiant, tristia dicamus hillares, affirmemus aliqua renuentes, non autoritas modo verbis, sed etiam fides desit. *Quint.* l. c.

Gewohnheiten verunzieren hernach deſto mehr, wenn ſie an einem Redner öffentlich ins Auge fallen *. Das andere Stück iſt eine wohlgemachte Kleidung. Es iſt nicht zu ſagen, was dieſe bey den Zuhörern für eine vortheilhafte, oder nachtheilige Meynung von einem Redner erwecken kann. Wer mit einer ſchmutzigen zerlumpten, oder nur altväteriſchen Tracht aufgezogen kommen wollte, der würde ſich gewiß verächtlich, oder lächerlich machen. Wer aber auch gar zu ſonderbar in neuen Moden ſeyn wollte, der würde ſich durch ſeine Eitelkeit die Zuhörer abwendig machen **. Wir wollen hiermit nicht behaupten, daß ein Redner in einem prächtigen Aufzuge erſcheinen müſſe. Nein, ein ordentliches und reinliches Kleid, eine ſaubere Wäſche, und ein nach der Sitte ernſthafter Männer eingerichtetes, eignes oder falſches Haar, iſt hier ſchon genug. Steht aber ein Redner ganz frey, ſo muß er auch im Abſehen auf die Füße ſorgfältig ſeyn, und ſich glatter Strümpfe und reiner Schuhe befleißigen. Cicero hat ſich dieſer äußerlichen Reinlichkeit ſo ſehr befliſſen, daß ihm ſeine Feinde ſolche oft für einen weibiſchen Putz angerechnet haben ***.

IV. §.

* *Cic.* Or. c. 18. Status erectus & celſius, raru inceſſus, nec ita longus; excurſio moderata, eaque rara: nulla mollitia cervicum; nullæ argutiæ digitorum; non ad numerum articulus cadens, trunco magis, toto ſe ipſe moderans, & virili laterum flexione, brachii projectione in contentionibus, contractione in remiſſis u. ſ. w.

** Cultus, non eſt proprius oratori, ſed magis in oratore conſpicitur. Quare ſit, ut in omnibus honeſtis debet eſſe, ſplendidus & virilis. Nam & toga & calceus & capillus, tam nimia cura, quam negligentia ſunt reprehendenda. *Cic.* l. c.

*** Demoſthenem tradunt, & veſtitu ceteroque cultu corporis nitido, venuſto, nimisque accurato fuiſſe. Hinc etiam turpibus indignisque in eum verbis non temperatum — — Ad eundem modum Hortenſius, omnibus ferme oratoribus ætatis ſuæ, niſi M. Tullio clarior; qui multa in munditia & circumſpecte compoſiteque indutus, & amictus eſſet — — maledictis — — jactatus

IV. §.

Nunmehr iſt es Zeit, die Gliedmaßen des Leibes und ihre Bewegungen ſelbſt nach und nach durchzugehen. Das Haupt ſteht hier billig oben an, und kann theils überhaupt, theils ſtückweiſe betrachtet werden *. Ordentlicher Weiſe muß ein Redner es gerad und ſtill halten, ſo lange er ruhig und gelaſſen redet: es wäre denn, daß er zu beyden Seiten auch Zuhörer hätte, die er zuweilen auch eines Anblickes würdigen muß. Wird aber die Rede etwas lebhaft, ſo lehret uns die Natur, daß man im Bejahen und Verneinen, im Zweifeln und Bewundern, in der Traurigkeit und Freude, ſeiner Sprache mit der Bewegung des Hauptes allerdings einigen Nachdruck geben kann. Wenn dieſes nur allezeit mit einer gewiſſen ernſthaften und männlichen Art geſchieht; ſo kann es niemand tadeln: freylich aber muß man das übermäßige Schütteln und Beben des Hauptes, als einen lächerlichen Uebelſtand, vermeiden **. Die Stirne muß ein Redner durchaus nicht in Falten und Runzeln ziehen: es wäre denn, daß er einen großen Verdruß

jactatus eſt. Sed quum L. Torquatus, ſubagreſti homo ingenio & infeſtivo, — non jam hiſtrionem eſſe diceret, ſed geſticulariam, Dionyſiamque eum, notiſſimæ Saltatriculæ nomine appellaret; tunc voce molli atque demiſſa Hortenſius: Dionyſia, inquit, Dionyſia equidem eſſe, quam quod tu Torquate, — —, ἁμαυσος, ἀγροδιαιτος και ἀπροσιτος. A. Gell. L. I. c. 5.

* Præcipuum vero in actione, ſicut in corpore ipſo caput eſt, tum ad illum de quo dixi decorem, tum etiam ad ſignificationem decoris. Illa ſunt, ut ſit primo rectum, & ſecundum naturam. Nam & dejecta humilitas, & ſupina arrogantia, & in latus inclinato languor, & rigente barbaria quædam mentis oſtenditur. Tum accipiat aptos, ex ipſa actione motus, ut cum geſtu concordet; & manibus ac lateribus obſequatur. *Quint.* L. XI. c. 3.

** Actio paullo agitatior & exigitur, & quibusdam partibus convenit: ita tamen temperanda, ne dum actoris captamus elegantiam, perdamus viri boni & gravis auctoritatem. *Quint.* L. XI. c. 3.

dadurch auszudrücken willens wäre. Die Augen muß ein Redner nicht zumachen, sondern frey und munter zu erhalten suchen: außer wenn er die Traurigkeit damit auszudrücken denket; als wo er wohl gar Thränen vergießen mag, wenn er kann, und wenn die Gelegenheit der Mühe werth ist. Bey einer Verwunderung und im Schrecken kann er sie, mehr als gewöhnlich, aufthun; denn das lehret die Natur *. Ordentlich muß er weder Himmel und Erde, noch Wände und Fenster; sondern seine Zuhörer ansehen, mit denen er redet. Nur wenn er große Standespersonen anzureden hätte, so kann er sie wohl in währender Beugung, bescheiden zur Erde schlagen. Indessen wenn er von Gott, oder vom Himmel redet, oder dieselben gar anredet, so ist es billig, auch die Augen dahin zu erheben; und im Gegentheile den Fußboden anzusehen, wenn er von der Erde redet, oder den Affect der Schamhaftigkeit ausdrücken will. Hingegen allezeit mit den Augenliedern zu winken, seitwärts zu schielen, oder immer auf eine Stelle zu sehen, daß würde ein großer Fehler seyn **.

V. §.

Die übrigen Theile des Angesichts sind geschickt, alle Gemüthsbewegungen eines Redners auszudrücken, und dazu muß er dieselben auch brauchen. Das Zusammenziehen der Augenbraunen, das Rümpfen der Nase, und die Züge der Lippen, können dem Gesichte tausendfältige Gestalten geben: aber

* Vultus vero, qui secundum vocem plurimum potest, quantam adfert eum dignitatem, tum venustatem! In quo quum effecerit, nequid ineptum aut vultuosum sit, tum oculorum est magna moderatio. Nam ut imago est animi vultus, sic indices oculi. Quorum & hilaritatis & vicissim tristitiæ modum res ipsæ, de quibus agetur, temperabunt. *Cic.* Orator, c. 18.

** Rigidi vero & extenti, aut languidi, & torpentes, aut stupentes, aut lascivi, & mobiles, aut natantes, & quadam voluptate suffusi; aut limi, & ut sic dicam venerei, aut poscentes aliquid, pollicentesve nonnumquam esse debebunt. Nam apertos compressosque eos in dicendo quis? nisi plane rudis & stultus habeat? Idem ibid.

aber man muß ſich durchaus nichts von dem allen angewöhnen; ſondern alles nur zu rechter Zeit brauchen *. Vielweniger wird es gut ſtehen, wenn ein Redner ſich immer die Lippen lecket, darauf beißt, oder gar den Mund beym Ende eines Satzes offen behält. Manche Leute öffnen das Maul ſchon, ehe ſie noch zu reden angefangen; andre ſprudeln im Reden, daß man den Speichel um ſie herumſpritzen ſieht; noch andre räuſpern ſich zu oft, und ſpeyen faſt alle Augenblicke aus. Alles dieſes ſteht ſehr übel, und muß fleißig vermieden werden. Bey muntern, freudigen oder luſtigen Sachen ein freyes und aufgeklärtes Antlitz zu zeigen, das iſt billig; allein immer luſtig und halblächelnd auszuſehen, das wollte ich keinem rathen. Auch die Naſe zu rümpfen, und die Lippen zu verzerren will ich niemanden rathen. Ein ernſthaftes Geſicht ſteht einem wackern Redner weit männlicher an, und machet den Zuhörern einen beſſern Begriff von ſeinem geſetzten und rechtſchaffenen Gemüthe, als wenn er ſich durch eine gar zu lächelnde Mine, der Leichtſinnigkeit halber verdächtig machte **. Doch wollte ichs eben niemanden rathen, ſich ein gar zu finſteres Geſicht anzugewöhnen. Verdrüßliche Leute gewinnen nicht leicht die Herzen ihrer Zuhörer. Man behalte alſo allezeit eine gewiſſe freymüthige Mine, wechſele ſie auch wohl zuweilen mit einem etwas leutſeligern Antlitze ab: doch ſo, daß man auch zu

* Dominatur autem maxime vultus. Hoc ſupplices, hoc minaces, hoc blandi, hoc triſtes, hoc hilares, hoc ſummiſſi ſumus. Hoc pendent homines, hunc intuentur, hunc ſpectant, etiam antequam dicimus. Hoc quosdam amamus, hoc odimus, hoc plurima intelligimus. Hic eſt ſæpe, pro omnibus verbis. *Quinct.* l. c.

** Naribus labriſque non fere quicquam decenter oſtendimus, tametſi deriſus, contemtus, faſtidium ſignificare ſolent — — Cum emunctio etiam frequentior, non ſine cauſa reprehendatur. Labra & porriguntur male, & ſcinduntur & dentes nudant & in latus, pene ad aurem trahuntur: & velut quodam faſtidio replicantur & pendent &c. Lambere quoque ea & mordere deforme eſt. l. c.

rechter Zeit, nämlich bey verdrüßlichen Leidenſchaften, einen ſtrengen und fürchterlichen Blick in ſeiner Gewalt habe. Auch das Röcheln, Keichen, Huſten und Speyen muß als ein großer Uebelſtand vermieden werden *.

VI. §.

Die Hände ſind nebſt den Armen, unfehlbar eines der ſtärkſten Werkzeuge eines Redners **. Doch fallen auch hier mancherley Fehler vor, die er vermeiden muß ***. Die Schultern muß er nicht zucken, wo es nicht ein Mitleiden, oder ſonſt eine Leidenſchaft anzeigen ſoll ****. Auf den Ellbogen muß man ſich nicht ſtützen, wenn man gleich auf einer Katheder oder Kanzel redet. Die Hände im Buſen, oder im Schubſacke zu halten, mit dem Hute zu ſpielen, oder den Handſchuh herum zu ſchleudern, das ſteht eben ſo wenig hübſch; als ſich immer an einer Kanzel oder Katheder zu halten,

* Spiritus quoque nec crebro receptus concidat ſententiam; nec eousque trahatur, donec deficiat. — — Quare longiorem dicturis periodum colligendus eſt Spiritus, ita tamen, ut id non diu, neque cum ſonitu faciamus — — Sunt qui Spiritum cum ſtridore per rationem dentium non recipiunt, ſed reſorbent. Sunt, qui crebro anhelitu, & introrſum etiam clare ſonante, imitentur jumenta onere & jugo laborantia. — — Jam tuſſire & exſpuere crebro, & ab imo pulmone, pituitam trochleis adducere, & oris humore proximos ſpargere, & majorem partem Spiritus in eloquendo per nares effundere &c.

** Manus vero, ſine quibus trunca eſſet actio, ac debilis, vix dici poteſt, quot motus habeant, cum pene ipſam verborum copiam perſequantur. Nam ceteræ partes dicentem adjuvant, hæ prope ipſæ loquuntur. *Quint.* l. c.

*** Omnes autem hos motus ſubſequi debet geſtus, non hic verba exprimens, ſcenicus, ſed univerſam rem, & ſententiam, non demonſtratione, ſed ſignificatione declarans. *Cic.* L. III. de Or. c. 59.

**** Humerorum raro decens allevatio atque contractio eſt. — — Brachii moderata projectio — — continuos, & decurrentes locos maxime decet. At cum ſpecioſius quid uberiusque dicendum eſt, ut illud: *Saxa atque ſolitudines voci reſpondent;* exſpatiatur in latus, & ipſo, quodammodo ſe cum geſtu fundit oratio. *Cic.* l. c.

halten, als ob man fallen wollte. Beyde Hände zuſammen zu ſchlagen, auf dem Pulte zu pauken, ſich auf die Bruſt oder Stirne zu ſchlagen, daß man es hören kann, das läßt marktſchreyermäßig. Es läßt auch gezwungen und kindiſch, wenn man immer den Zeigefinger an den Daumen hält, oder auf den Fingern der linken Hand etwas abzählet *. Hingegen darf und ſoll ein Redner mit den Bewegungen der Hände drohen, bewundern, bitten, rufen, verſprechen, beſänftigen und ſchwören; ja auch übrigens alles, was ſich dadurch einiger maßen ausdrücken läßt, vorſtellen, es wäre denn etwas unanſtändiges oder lächerliches. Im Anfange der Rede muß man die Hände noch ganz ſtille halten, oder doch ſehr ſanft bewegen, es wäre denn, daß man den Eingang mit einem Affecte anhübe. Die linke Hand muß vielweniger gebrauchet werden, als die rechte: außer wenn man ſie beyde zugleich brauchet, oder zur Linken etwas in Gegeneinanderhaltung des Rechten, zeigen wollte. Ueberhaupt aber muß man die Hand nicht eher regen, als bis man wirklich zu reden angefangen hat; auch die Hand nicht eher ſinken laſſen, als bis der Satz völlig zum Ende iſt.

VII. §.

Der ganze Leib eines Redners muß zwar mehrentheils feſt und gerade ſtehen: doch muß er auch zu keiner Bildſäule werden, ſondern dann und wann ein Leben an ſich zeigen. Man hüte ſich nur, immer einerley wankende Perpendikel-Bewegungen zu machen; oder einem Rohre ähnlich zu werden, das der Wind wehet. Den Bauch muß ein Redner nicht ausſtrecken: aber einen Buckel darf er auch nicht machen **.

* Manus autem minus arguta, digitis ſubſequens verba, non exprimens; brachium procerius projectum, quaſi quoddam telum orationis. Ibidem.

** Pectus ac venter ne projiciatur. Pandunt enim poſteriora, & eſt odioſa omnis ſupinitas. Latera cum geſtu conſentiant. Facit enim aliquid totius corporis motus, adeo ut Cicero plus illo agi, quam manibus ipſis putet. *Quint.* l. c.

Redet er von ſich ſelbſt, ſo kann er zwar die Hand ſanft an die Bruſt legen: aber es iſt auch eben nicht allezeit nöthig *. Redet er vom Himmel, oder von himmliſchen Dingen, oder thut er einen Eidſchwur: ſo kann er die Hand bis über den Kopf heben, welches ihm ſonſt nicht erlaubet iſt; denn höher als gegen die Augen, müſſen ſie nicht kommen. Er muß auch dieſelben immer im Geſichte behalten, und nicht gar zu weit nach den Seiten damit ausſchweifen. In ſtarken Affecten nimmt dieſe Bewegung durchgehends ſehr zu: aber die Beſcheidenheit muß ſie auch ſehr mäßigen, wann er vornehme Zuhörer nahe vor ſich hat. In großen Verſammlungen beweget ſich ein Redner allemal ſtärker, als in kleinen Zimmern. Die Füße endlich müſſen auch nicht unbeweglich auf einer Stelle ſtehen, als ob ſie angewachſen wären. Ein Schritt vor oder hinderwärts, ſteht, nach Beſchaffenheit der Sache, nicht übel: wie man denn auch wohl rechts oder links zuweilen einen Fuß fortſetzen darf **. Aber auf den Boden zu ſtampfen, daß man es höret; oder gar zu viel Schritte hin und her zu laufen, das würde gar zu wilde heraus kommen: ob es gleich bey den alten Römern zuweilen geſchehen iſt. Und ſo viel mag auch von dem geſchickten Vortrage einer Rede genug ſeyn. Das übrige muß aus der Uebung und Nachahmung guter Muſter, wie auch aus mündlichen Urtheilen gelernet werden.

* Illud quoque raro decebit, cava manu ſummis digitis pectus appetere, ſi quando nosmet ipſos alloquemur. *Quint.* l. c.

** In pedibus obſervantur ſtatus & inceſſus. Prolato dextro pede ſtare, & eadem manum & pedem proferre deforme eſt. Male etiam in ſiniſtrum pedem inſiſtentium dexter, aut attollitur, aut ſummis digitis ſuſpenditur. *Quint.* l. c.

Ende des erſten Theils.

Ausführliche Redekunst.

Besondrer Theil.

Einleitung.

I. §.

Nachdem wir nun die Grundsätze und allgemeinen Regeln der Beredsamkeit aus ihren wahren Quellen hergeleitet haben: so ist nichts mehr übrig, als noch zur Ausübung derselben, den Anfängern die nöthige Anleitung zu geben. Die Erfahrung lehret es, daß die beste Theorie vielen noch nicht zulänglich ist, wenn sie selbst etwas ausarbeiten wollen. Sie wissen die allgemeinen Vorschriften in besondern Fällen noch nicht recht anzuwenden; und zweifeln bey dem geringsten Umstande, der in den Grundlehren der Redekunst noch nicht ausdrücklich vorgekommen ist, wie sie sich zu verhalten haben. So bald ihnen eine neue Art von Reden vorfällt, die sie halten sollen; so wissen sie sich nicht zu helfen: bloß weil in ihrer rhetorischen Anweisung, nicht namentlich derselben gedacht worden. Diesen schwachen Lehrlingen zu gut, habe ich es für nöthig erachtet, noch einen besondern Theil der Redekunst beyzufügen, der von den Uebungen der Beredsamkeit handeln, und zu den vornehmsten Arten, der unter uns üblichen Reden, eigene Regeln vorschreiben soll. Stärkere Gemüther werden zwar diese Anleitung so sonderlich nicht brauchen. Diese wissen sich schon selbst in allen Fällen das Allgemeine zu Nutze zu machen. Sie richten sich nach den verschiedenen Absichten ihrer vorfallenden Reden, und nach den besondern Umständen der Zeiten, Personen und Oerter, die sich überall eräugen. Doch vielleicht werden auch diese noch eins und das andre hier antreffen, was ihnen in manchem Falle nicht undienlich seyn wird. Zum wenigsten werden sie aus Neugierigkeit, auch die folgenden Blätter durchlaufen können, und nachsehen, ob sie nichts für sich darinnen finden können.

II. §.

dadurch auszudrücken willens wäre. Die Augen muß ein Redner nicht zumachen, sondern frey und munter zu erhalten suchen: außer wenn er die Traurigkeit damit auszudrücken denket; als wo er wohl gar Thränen vergießen mag, wenn er kann, und wenn die Gelegenheit der Mühe werth ist. Bey einer Verwunderung und im Schrecken kann er sie, mehr als gewöhnlich, aufthun; denn das lehret die Natur *. Ordentlich muß er weder Himmel und Erde, noch Wände und Fenster; sondern seine Zuhörer ansehen, mit denen er redet. Nur wenn er große Standespersonen anzureden hätte, so kann er sie wohl in währender Beugung, bescheiden zur Erde schlagen. Indessen wenn er von Gott, oder vom Himmel redet, oder dieselben gar anredet, so ist es billig, auch die Augen dahin zu erheben; und im Gegentheile den Fußboden anzusehen, wenn er von der Erde redet, oder den Affect der Schamhaftigkeit ausdrücken will. Hingegen allezeit mit den Augenliedern zu winken, seitwärts zu schielen, oder immer auf eine Stelle zu sehen, daß würde ein großer Fehler seyn **.

V. §.

Die übrigen Theile des Angesichts sind geschickt, alle Gemüthsbewegungen eines Redners auszudrücken, und dazu muß er dieselben auch brauchen. Das Zusammenziehen der Augenbraunen, das Rümpfen der Nase, und die Züge der Lippen, können dem Gesichte tausendfältige Gestalten geben: aber

* Vultus vero, qui secundum vocem plurimum potest, quantam adfert eum dignitatem, tum venustatem! In quo quum effecerit, nequid ineptum aut vultuosum sit, tum oculorum est magna moderatio. Nam ut imago est animi vultus, sic indices oculi. Quorum & hilaritatis & vicissim tristitiæ modum res ipsæ, de quibus agetur, temperabunt. *Cic.* Orator, c. 18.

** Rigidi vero & extenti, aut languidi, & torpentes, aut stupentes, aut lascivi, & mobiles, aut natantes, & quadam voluptate suffusi; aut limi, & ut sic dicam venerei, aut poscentes aliquid, pollicentesve nonnumquam esse debebunt. Nam apertos compressosque eos in dicendo quis? nisi plane rudis & stultus habeat? Idem ibid.

aber man muß ſich durchaus nichts von dem allen angewöhnen; ſondern alles nur zu rechter Zeit brauchen *. Vielweniger wird es gut ſtehen, wenn ein Redner ſich immer die Lippen lecket, darauf beißt, oder gar den Mund beym Ende eines Satzes offen behält. Manche Leute öffnen das Maul ſchon, ehe ſie noch zu reden angefangen; andre ſprudeln im Reden, daß man den Speichel um ſie herumſpritzen ſieht; noch andre räuſpern ſich zu oft, und ſpeyen faſt alle Augenblicke aus. Alles dieſes ſteht ſehr übel, und muß fleißig vermieden werden. Bey muntern, freudigen oder luſtigen Sachen ein freyes und aufgeklärtes Antlitz zu zeigen, das iſt billig; allein immer luſtig und halblächelnd auszuſehen, das wollte ich keinem rathen. Auch die Naſe zu rümpfen, und die Lippen zu verzerren will ich niemanden rathen. Ein ernſthaftes Geſicht ſteht einem wackern Redner weit männlicher an, und machet den Zuhörern einen beſſern Begriff von ſeinem geſetzten und rechtſchaffenen Gemüthe, als wenn er ſich durch eine gar zu lächelnde Mine, der Leichtſinnigkeit halber verdächtig machte **. Doch wollte ichs eben niemanden rathen, ſich ein gar zu finſteres Geſicht anzugewöhnen. Verdrüßliche Leute gewinnen nicht leicht die Herzen ihrer Zuhörer. Man behalte alſo allezeit eine gewiſſe freymüthige Mine, wechſele ſie auch wohl zuweilen mit einem etwas leutſeligern Antlitze ab: doch ſo, daß man auch zu

* Dominatur autem maxime vultus. Hoc ſupplices, hoc minaces, hoc blandi, hoc triſtes, hoc hilares, hoc ſummiſſi ſumus. Hoc pendent homines, hunc intuentur, hunc ſpectant, etiam antequam dicimus. Hoc quosdam amamus, hoc odimus, hoc plurima intelligimus. Hic eſt ſæpe, pro omnibus verbis. *Quint.* l. c.

** Naribus labriſque non fere quicquam decenter oſtendimus, tametſi deriſus, contemtus, faſtidium ſignificare ſolent — — Cum emunctio etiam frequentior, non ſine cauſa reprehendatur. Labra & porriguntur male, & ſcinduntur & dentes nudant & in latus, pene ad aurem trahuntur: & velut quodam faſtidio replicantur & pendent &c. Lambere quoque ea & mordere deforme eſt. l. c.

rechter Zeit, nämlich bey verdrüßlichen Leidenſchaften, einen ſtrengen und fürchterlichen Blick in ſeiner Gewalt habe. Auch das Röcheln, Keichen, Huſten und Speyen muß als ein großer Uebelſtand vermieden werden *.

VI. §.

Die Hände ſind nebſt den Armen, unfehlbar eines der ſtärkſten Werkzeuge eines Redners **. Doch fallen auch hier mancherley Fehler vor, die er vermeiden muß ***. Die Schultern muß er nicht zucken, wo es nicht ein Mitleiden, oder ſonſt eine Leidenſchaft anzeigen ſoll ****. Auf den Ellbogen muß man ſich nicht ſtützen, wenn man gleich auf einer Katheder oder Kanzel redet. Die Hände im Buſen, oder im Schubſacke zu halten, mit dem Hute zu ſpielen, oder den Handſchuh herum zu ſchleudern, das ſteht eben ſo wenig hübſch; als ſich immer an einer Kanzel oder Katheder zu halten,

* Spiritus quoque nec crebro receptus concidat ſententiam; nec eousque trahatur, donec deficiat. — — Quare longiorem dicturis periodum colligendus eſt Spiritus, ita tamen, ut id non diu, neque cum ſonitu faciamus — — Sunt qui Spiritum cum ſtridore per rationem dentium non recipiunt, ſed reſorbent. Sunt, qui crebro anhelitu, & introrſum etiam clare ſonante, imitentur jumenta onere & jugo laborantia. — — Jam tuſſire & exſpuere crebro, & ab imo pulmone, pituitam trochleis adducere, & oris humore proximos ſpargere, & majorem partem Spiritus in eloquendo per nares effundere &c.

** Manus vero, ſine quibus truncа eſſet actio, ac debilis, vix dici poteſt, quot motus habeant, cum pene ipſam verborum copiam perſequantur. Nam ceteræ partes dicentem adjuvant, hæ prope ipſæ loquuntur. *Quint.* l. c.

*** Omnes autem hos motus ſubſequi debet geſtus, non hic verba exprimens, ſcenicus, ſed univerſam rem, & ſententiam, non demonſtratione, ſed ſignificatione declarans. *Cic.* L. III. de Or. c. 59.

**** Humerorum raro decens allevatio atque contractio eſt. — — Brachii moderata projectio — — continuos, & decurrentes locos maxime decet. At cum ſpecioſius quid uberiusque dicendum eſt, ut illud: *Saxa atque ſolitudines voci reſpondent;* exſpatiatur in latus, & ipſo, quodammodo ſe cum geſtu fundit oratio. *Cic.* l. c.

halten, als ob man fallen wollte. Beyde Hände zuſammen zu ſchlagen, auf dem Pulte zu pauken, ſich auf die Bruſt oder Stirne zu ſchlagen, daß man es hören kann, das läßt marktſchreyermäßig. Es läßt auch gezwungen und kindiſch, wenn man immer den Zeigefinger an den Daumen hält, oder auf den Fingern der linken Hand etwas abzählet *. Hingegen darf und ſoll ein Redner mit den Bewegungen der Hände drohen, bewundern, bitten, rufen, verſprechen, beſänftigen und ſchwören; ja auch übrigens alles, was ſich dadurch einiger maßen ausdrücken läßt, vorſtellen, es wäre denn etwas unanſtändiges oder lächerliches. Im Anfange der Rede muß man die Hände noch ganz ſtille halten, oder doch ſehr ſanft bewegen, es wäre denn, daß man den Eingang mit einem Affecte anhübe. Die linke Hand muß vielweniger gebrauchet werden, als die rechte: außer wenn man ſie beyde zugleich brauchet, oder zur Linken etwas in Gegeneinanderhaltung des Rechten, zeigen wollte. Ueberhaupt aber muß man die Hand nicht eher regen, als bis man wirklich zu reden angefangen hat; auch die Hand nicht eher ſinken laſſen, als bis der Satz völlig zum Ende iſt.

VII. §.

Der ganze Leib eines Redners muß zwar mehrentheils feſt und gerade ſtehen: doch muß er auch zu keiner Bildſäule werden, ſondern dann und wann ein Leben an ſich zeigen. Man hüte ſich nur, immer einerley wankende Perpendikel-Bewegungen zu machen; oder einem Rohre ähnlich zu werden, das der Wind wehet. Den Bauch muß ein Redner nicht ausſtrecken: aber einen Buckel darf er auch nicht machen **.

* Manus autem minus arguta, digitis ſubſequens verba, non exprimens; brachium procerius projectum, quaſi quoddam telum orationis. Ibidem.

** Pectus ac venter ne projiciatur. Pandunt enim poſteriora, & eſt odioſa omnis ſupinitas. Latera cum geſtu conſentiant. Facit enim aliquid totius corporis motus, adeo ut Cicero plus illo agi, quam manibus ipſis putet. *Quint.* l. c.

IV. §.

Wenn es sich nun ferner fraget: wie man sich beym Uebersetzen zu verhalten habe: so müssen wir einige Hauptregeln dabey geben. I. Wähle man sich nichts zum Uebersetzen, darinn man entweder der Sache, oder doch der Sprache noch nicht gewachsen ist: denn was man selbst noch nicht versteht, das wird man unmöglich in andern Sprachen recht auszudrücken vermögend seyn. II. Bemühe man sich nicht so wohl alle Worte, als vielmehr den rechten Sinn, und die völlige Meynung eines jeden Satzes, den man übersetzet, wohl auszudrücken. Denn ob gleich die Wörter den Verstand bey sich führen, und ich die Gedanken des Scribenten daraus nehmen muß: so lassen sie sich doch in einer andern Sprache so genau nicht geben, daß man ihnen Fuß vor Fuß folgen könnte. Daher drücke man denn III. alles mit solchen Redensarten aus, die in seiner Sprache nicht fremde klingen, sondern derselben eigenthümlich sind. Eine jede Mundart hat ihre eigene Ausdrückungen, die sich in keiner andern ganz genau geben lassen. Und da muß ein Redner allezeit etwas gleichgültiges an die Stelle zu setzen wissen, was eben den Nachdruck, und eben die Schönheit hat, als die Redensart des Originals *. Endlich behalte man IV. so viel als möglich ist, alle Figuren, alle verblümte Reden, auch die Abtheilung der Perioden, aus dem Originale bey. Denn weil diese sonderlich den Character des einen Scribenten, von der Schreibart des andern unterscheiden: so muß man, auch in der Uebersetzung noch, einem jeden Schriftsteller seine Art lassen, daran man ihn zu erkennen pflegt. Doch wollte ich es deswegen nicht rathen, auch alle weitläuftige Sätze eines Schriftstellers, die sich oft, ohne die größte Verwirrung, nicht in einem Satze deutsch geben lassen, in einem Stücke beysammen zu lassen: wie Gottschling im Anfange seiner Uebersetzung des ciceronischen Buches von den Pflichten, gethan

* Eben darum saget Tullius de optimo gen. oratorum: Nec converti ut grammaticus, sed ut Orator; verba non numerans, sed appendens.

gethan hat. Nein hier kann ſich ein Ueberſetzer billig die Freyheit nehmen, einen verworrenen Satz in zween, drey oder mehr Theile abzuſondern: wie Joh. Adolph Hofmann in ſeiner Ueberſetzung eben dieſes Buches mit Recht gethan hat.

V. §.

Um ſich nun zu dieſem allen deſto geſchickter zu machen: ſo nehme man die Ueberſetzungen anderer Gelehrten zur Hand, und vergleiche dieſelben mit ihren Originalen. Man gebe auf alles Acht, was wir oben von einem guten Ueberſetzer gefodert haben. Man bemerke den Nachdruck des Grundtextes, und ſehe, ob der Dollmetſcher ihn auch im Deutſchen erreichet hat. Man unterſuche die Schönheit und Anmuth aller Ausdrückungen, und prüfe jeden Satz der Ueberſetzung: ob er auch mehr oder weniger ſaget, als der Schriftſteller hat ſagen wollen; ob er zu kurz, oder zu weitläuftig, zu erhaben oder zu niedrig, zu matt oder zu lebhaft, zu dunkel oder zu deutlich gerathen iſt? und ob er endlich im Deutſchen eben den Wohlklang, und eben die Richtigkeit in der ganzen Wortfügung hat, die man mit recht von jedem Scribenten fodern kann. Durch ſolche Prüfungen lernet man gewißlich nicht wenig. Man wird ſelbſt viel aufmerkſamer in ſeinen eigenen Arbeiten, und lernet viele Fehler vermeiden, die man ſonſt nicht einmal wahrgenommen, oder doch nicht für Fehler angeſehen hätte. Ueberhaupt kann man bey dieſem Hauptſtücke des berühmten Huetius Buch, Ideam boni Interpretis, nachleſen. Dieſes in einer Probe darzuthun, will ich einen Brief aus dem jüngern Plinius hieher ſetzen, und theils die Ueberſetzung des ſeligen Profeſſors Sartorius aus Danzig; theils diejenige dagegen halten, die in der erſten Auflage der Nachricht von der deutſchen Geſellſchaft, von dem Herrn Baron von Seckendorf, itzigen anſpachiſchen Geh. Rathe, angehänget iſt. Es iſt der neunte aus dem ſiebenten Buche; darinn eben Plinius von der Nutzbarkeit des Ueberſetzens gehandelt hat.

EPIST. IX. LIB. VII.

Quæris, quemadmodum in ſeceſſu, quo jam diu frueris, putem te ſtudere oportere. Utile imprimis, & multi præcipiunt, vel ex Græco in Latinum, vel ex Latino vertere in Græcum: quo genere exercitationis proprietas ſplendorque verborum, copia figurarum, vis explicandi, præterea imitatione optimorum, ſimilia inveniendi facultas paratur. Simul quæ legenten fefelliſſent, transferentem fugere non poſſunt. Intelligentia ex hoc & judicium adquiritur. Nihil obfuerit, quæ legeris

Sartorius.

Die alte Ueberſetzung.

Er fragt mich, welchergeſtalt ihm bey ſeiner ſchon lang genoſſenen Bequemlichkeit auf dem Lande, ſeine Studien einzurichten einräthig wäre? Es iſt eine vor andern nützliche, und von vielen angewieſene Sache, entweder aus dem Griechiſchen was ins Lateiniſche, oder aus dem Lateiniſchen ins Griechiſche zu überſetzen: Als durch welche Uebung man die eigentliche Bedeutung und Pracht der Wörter in den Kopf kriegt, in verblümten Redensarten läufig wird, hinter die Kraft des eigentlichen Nachdrucks kömt, ja auch bey Abbildung ſtattlicher Schriften, in netten Erfindungen auf gleiche Sprünge kann gebracht werden. Wozu noch dieſer Vortheil kömt, daß, was man ſonſt im Leſen nicht ſo genau gemerkt hätte, im Ueberſetzen unumgänglich gewahr wird. Dadurch bringt man ſich eine fertige Wiſſenſchaft und geſchärftes Nachſinnen zuwege. Es dürfte nicht ſcha-

B. v. Seckendorf.

Die neuere.

Sie erſuchen mich um mein Gutachten, wie ſie in der Einſamkeit, deren ſie ſchon lange genießen, ihr Studiren angreifen müßten? Es iſt überaus nützlich, wie viele dafür halten, entweder etwas Griechiſches ins Lateiniſche, oder etwas Lateiniſches ins Griechiſche, zu überſetzen. Durch dergleichen Uebung bringt man ſich die eigene Bedeutung und Pracht der Wörter, eine Menge von Figuren, die Gabe der Deutlichkeit, ja überdem, durch die Nachahmung der beſten Scribenten, ein Vermögen zuwege, eben dergleichen zu erfinden. Ja was ein Leſer überſieht, das kann dem Ueberſetzer nicht entwiſchen. Hierdurch wird man geſchickt, etwas einzuſehen, und zu beurtheilen. Es kann auch nicht ſchaden, wenn man

geris hactenus, ut rem argumentumque teneas, quaſi æmulum ſcribere, lectisque conferre, ac ſedulo penſitare, quid tu, quid ille commodius? Magna gratulatio, ſi nonnulla tu; magnus pudor, ſi cuncta ille melius. Licebit interdum notiſſima eligere, & certare cum electis. Audax hæc, non tamen improba, quia ſecreta, contentio: quanquam multos videmus ejusmodi certamina ſibi cum multa laude ſumſiſſe, quosque ſubſequi ſatis habebant, dum non deſperant, anteceſſiſſe. Poteris &, quæ dixeris, poſt oblivionem retractare, multa retinere, plura transire,

ſchaden, weil er dasjenige was er zu dem Ende geleſen um die Sache nebſt dem Innhalt ſich deſto beſſer bekañt zu machen, auch als ein Nachahmer ſchreiben, dem geleſenen entgegen halten, u. genau bey ſich ſelber überlegen möchte, was an ſeiner, was an jenes Seite beſſer gegeben. Hat er irgendwo die Sache näher getroffen, mag er ſich darüber erfreuen: Im Gegentheil, ſo bey jenem alles netter geſetzt, kann ihm das eine Schamröthe abjagen. Unterweilen mag man bekannte Sachen ausleſen, u. dem auserleſenen in die Wette nachahmen. Welches ein zwar kühner, doch weil es nur bey uns verbleibt, gar nicht ſcheltbarer Wettkampf iſt: wiewohl wir viele vor Augen haben, die ſich dergleichen Wettſtreite freywillig nicht ſonder Ruhm unterfangen, und diejenigen, denen ſie es auch nur gleich zu thun genug hielten, da ſie den Muth nicht ſinken laſſen, gar übertroffen. So kann er auch, dafern er etwas in ſeinen Reden vergeſſen, ſolches wieder verbeſſern, viel Sachen behalten, viel andre auslaſſen, nach

man das, was man ſo geleſen hat, daß uns der Inhalt davon völlig bekannt iſt, gleichſam mit dem Verfaſſer um die Wette beſchreibt, mit dem geleſenen zuſammen hält, und ernſtlich überlegt; worinnen er, oder wir es beſſer getroffen haben. Da freuet man ſich, wenn man etwas; da ſchämet man ſich, wenn er alles beſſer gemachet hat. Man kann ſich bisweilen etwas gemeines erwählen, und dadurch eine auserleſene Stelle zu übertreffen ſuchen. Dieß iſt zwar ein kühnes, doch kein ſträfliches Unternehmen; weil es nur ingeheim geſchieht: wiewohl man ſieht, daß viele dergleichen Wettſtreit mit großem Lobe unternommen; und da ſie es unverzagt angegriffen, diejenigen übertroffen haben, denen ſie vorhin nur zu folgen wünſchten. Man kann auch vieles, was man geſetzet, wenn man es faſt vergeſſen hat,

ire, alia interscribere, alia rescribere. Laboriosum istud & tædio plenum, sed difficultate ipsa fructuosum, recalescere ex integro, & resumere impetum fractum omissumque: postremo, nova velut membra peracto corpori intexere, nec tamen priora turbare. Scio nunc tibi esse præcipuum studium orandi, sed non ideo semper pugnacem hunc & quasi bellatorium stilum suaserim. Ut enim terræ variis mutatisque seminibus, ita ingenia nostra nunc hac, nunc illa meditatione recoluntur. Volo, interdum aliquem ex historia locum apprehendas: volo

nach Belieben etwas darzwischen setzen, oder gar ändern. Es ist zwar eine mühsame und verdrüßliche, doch auch durch ihre Schwierigkeit zuträgliche Sache, von neuem auf eine sinnreiche Ausbildung zu fallen, und den einmal gelegten und unterlassenen Gemüthszug wiederum hervorzunehmen: ja endlich dem gleichsam schon völlig abgedruckten Satz, neue Stücke, sonder Zerrüttung der vorigen, mit einzurücken. Ich weis, sein vornehmstes Studium sey itzt die Redekunst, doch wollte ihm nicht immer zu dieser streitenden und gleichsam haderſüchtigen Redensart rathen. Denn gleichwie die Erde durch mannigfaltigen Samen, so wird auch unser Gemüthe bald durch diese, bald durch jene Betrachtung erweckt. Mein Rath wäre, er sollte bald ein Stück aus der Historie heraus ziehen, bald wieder ausstreichen, und vieles davon behalten.

Es ist zwar etwas mühsames und verdrüßliches; doch ungeachtet aller Schwierigkeiten sehr nützlich: sich von neuem zu erhitzen, den vorigen und nachgelassenen Eifer zu erwecken, und endlich gleichsam dem vorhin schon fertigen Körper neue Glieder einzusetzen, ohne die alten zu verrücken. Ich weis, daß sie sich sonderlich auf gerichtliche Reden legen; doch wollte ich ihnen deswegen die zänkische und beißige Schreibart nicht immer anrathen. Denn wie eines Ackers Fruchtbarkeit immer erneuert wird, wenn man mit allerley Samen abwechselt; so werden auch unsre Köpfe bald durch diese, bald durch jene Art des Nachsinnens geübet. Ich wollte also, daß sie zuweilen eine gewisse Begebenheit beschrieben;

volo epiſtolam diligentius ſcribas, volo carmina. Nam ſæpe in orationes quoque, non hiſtoricæ modo, ſed propæ poëticæ deſcriptionis neceſſitas, incidit; & preſſus ſermo purusque ex epiſtolis petitur. Fas eſt & carmine remitti, non dico continuo & longo (id enim perfici niſi in otio non poteſt) ſed hoc arguto & brevi, quod apte quantaslibet occupationes curasque diſtinguit. Luſus vocantur; ſed hi luſus non minorem interdum gloriam, quam ſeria conſequuntur. Atque adeo (cur enim te ad verſus non verſibus adhorter?)

Vt

bald einen Brief aufſetzen, bald ſich an ein Gedicht machen. Denn öfters trifft ſich in denen Reden nicht nur eine Hiſtorie, ſondern da fällt man zuweilen unumgänglich auf poetiſche Beſchreibungen, und man muß einen reinen und eingezogenen Wörter-Satz aus Briefen herholen. Man kann ſich auch einmal mit einem Gedichte ergetzen, nicht zwar eben mit einem weitläuftigen und langen, (denn das nähme viel Zeit weg,) ſondern kurzen und ſcharfſinnigen, welches, wenn es zu rechter Zeit angebracht wird, auch die wichtigſten Geſchäffte und Sorgen an den Nagel hängt. Sie werden ſonſt Scherzgedichte genannt, aber ſolche Scherzgedichte tragen manchmal gröſſern Ruhm, weder ernſthafte davon: daß freylich, wie man ſpricht, (denn warum ſollte ich ihn zur Poeſie nicht durch Verſe anhalten?)

ben; ich wollte, daß ſie mit Fleiß Briefe ſchrieben; ja ich wollte, daß ſie Verſe machten. Denn öfters müſſen auch in Reden nicht nur hiſtoriſche, ſondern faſt poetiſche Beſchreibungen vorkommen: Die kurze und natürliche Schreibart, muß man aus Briefen lernen. Billig iſts auch, ſich bisweilen durch einen Vers zu ergetzen. Ich meyne kein weitläuftiges Gedicht; denn dazu gehöret viel Zeit: ſondern ein ſinnreiches und kleines, womit man allerley ernſthafte Sorgen und Geſchäffte abwechſeln kann. Man nennet das Spielwerke: aber dieſe Spielwerke erlangen bisweilen nicht geringern Ruhm, als was ernſthaftes. Derowegen, (denn warum ſollte ich ſie zur Poeſie, nicht poetiſch ermahnen?)

Vt laus eſt ceræ, mollis cedensque ſequatur
Si doctos digitos, juſſuque fiat opus;
Et nunc informet Martem, caſtamque Minervam,
Nunc Venerem effingat, nunc Veneris puerum;
Utque ſacri fontes non ſola incendia ſiſtunt,
Sæpe etiam flores vernaque prata juvant:
Sic hominum ingenium flecti ducique per artes,
Non rigidas docta mobilitate docet.

Itaque

Sartor.

So wie ein gelbes Wachs alsdann den Preis erhält,
Wenn es dem Künſtler kann weich durch die Hände gehen;
Und bald den Kriegesgott in ſeine Rüſtung ſtellt,
Wie Donnerwolken ſich um ſeinen Wirbel drehen;
Bald mit dem Schlangenkopf die Weisheitsgöttinn zeigt;
Bald gar die Venus läßt mit ihrem Sohne ſpielen;
Wie ihr gewölbter Schooß ſich ſeinen Seufzern neigt,
Und beyde einen Zug entbrannter Herzen fühlen:
So wie ein halber Bach, der durch die Felſen fließt,
Wenn ſich ein Fichtenwald von ſtarkem Blitz entzündet,
Nicht nur durch Dampf und Glut mit wilden Fluthen ſchießt,
Und ſelbſt dem Jupiter die Donnerhände bindet,
Beſonders auch den Strohm durch Blumenthäler zieht:
So muß auch Menſchenwitz ſich zu der Weisheit ſchwingen,
Und weil noch ſein Verſtand in Frühlingsjahren blüht,
Nicht fort mit Ungeſtüm auf ſchwere Künſte dringen.

v. Seckend.

Iſt es dem Wachs ein Lob, daß es geſchmeidig weicht,
Sich nach des Künſtlers Hand und Einfall anzuſchicken;
Und bald dem Kriegesgott, bald Pallas Bilde gleicht,
Bald Venus und ihr Kind geſchickt iſt auszudrücken:
Löſcht ein geweihter Quell nicht nur die Feuersbrunſt,
Und nützt auch ſeine Kraft den Auen auf der Erden:
So muß auch das Gemüth, durch Züge ſanfter Kunſt,
In edler Wiſſenſchaft zu allem fähig werden.

Dem

Itaque ſummi oratores, ſummi etiam viri, ſic ſe aut exercebant, aut delectabant, immo delectabant exercebantque. Nam mirum eſt, ut his opuſculis animus intendatur remittaturque. Recipiunt enim amores, odia, iras, miſericordiam, urbanitatem, omnia denique, quæ in vita, atque etiam in foro cauſſisque verſantur. Ineſt his quoque eadem, quæ aliis carminibus, utilitas, quod metri neceſſitate devincti, ſoluta oratione lætamur, & quod facilius eſſe comparatio oſtendit, libentius ſcribimus. Habes plura etiam fortaſſe, quam requirebas; unum

Derohalben haben ſich die ſtattlichen Redner und größten Leute dergeſtalt geübt und ergetzt, ja auch andre ergetzt und geübet. Denn es iſt zu bewundern, wie das Gemüth durch ſolche Sachen geſchärft und zugleich beluſtiget werde. Maßen ſie auf alle Leidenſchaften verfallen, bald auf die Liebe, bald auf Haß, bald auf Zorn, Mitleiden, höfliche Scherze, ja alles, was im Leben einer Privatperſon, und im Gerichte bey Rechtsſachen vorgehet. Und hat dieſe Art Gedichte gleichen Vortheil mit andern, daß da wir ſonſten an die Reimmaß gebunden ſind, es in ungebundner Rede geben, und diejenige Schreibart, die uns nach Beſchaffenheit der Sachen leichter fürzukommen ſcheinet, erwählen können. Nun hat er einen ſo überflüßigen Bericht, als er vielleicht ſelbſt nicht einmal verlangte:

Darum haben die größten Redner und vornehmſten Männer ſich auf ſolche Weiſe entweder geübt oder ergetzet, ja vielmehr ſowohl geübet als ergetzt. Denn es iſt zu bewundern, wie durch ſolche kleine Bemühung, das Gemüth zugleich angeſtrenget und erquicket wird. Sie ſind nämlich fähig Liebe, Haß, Zorn, Barmherzigkeit, Scherzreden; kurz, alles, was im gemeinen Leben, ja ſo gar in Gerichtshändeln vorkömmt, in ſich zu faſſen. Man hat auch dabey, wie in andern Gedichten, dieſen Nutzen, daß man ſich, an ſtatt des Zwanges bey dem Sylbenmaaße, über die ungebundene Rede freuet, und dasjenige am liebſten ſchreibt, was man bey ihrer Gegeneinanderhaltung am leichteſten zu ſeyn befunden hat. Ich ſchreibe ihnen vielleicht wohl mehr, als ſie verlangten,

unum tamen omiſi. Non enim dixi, quæ legenda arbitrarer: quamquam dixi, quum dicerem, quæ ſcribenda. Tu memineris, ſui cujusque generis auctores diligenter eligere. (Aiunt enim, MVLTVM LEGENDVM ESSE, NON MVLTA.) Qui ſint hi, adeo notum provocatumque, ut demonſtratione non egeant: & alioqui tam immodice epiſtola me extendi, ut dum tibi, quemadmodum ſtudere debeas, ſuadeo, ſtudendi tempus abſtulerim. Quin ergo pugillares reſumis, & aliquid ex his, vel iſtud ipſum, quod cœperas ſcribis. Vale.

langte: doch eines habe ich vergeſſen. Ich habe geſagt, was ich zu leſen rathſam hielte: wiewohl ichs oben ſchon angedeutet, da ich gemeldet, was zu ſchreiben dienlich erachtete. Er geruhe nur einen jeden Scribenten nach dem Innhalt ſeiner Schriften genau zu unterſcheiden. Denn man pflegt im Sprüchwort zu ſagen, man muß zwar viel leſen, aber nicht von vielem. Welche nun diejenigen ſeyn, ſo iſt bekannt und gleichſam ausgeſchryen, daß es keiner Anzeigung bedarf. Zudem hat ſich mein Brief auch ſo lang verzogen, daß da ich ihm die Art und Weiſe zu ſtudiren rathen will, ihm faſt die Zeit ſelbſt zum Studiren benehme. Lieber nehme er ſeine Codicillbücher zur Hand, und ſchreibe entweder das, worzu ihm gerathen, oder, was er ſonſt bereits angefangen. Er lebe wohl.

doch eines habe ich noch ausgelaſſen. Denn ich habe ihnen noch nicht gemeldet, was ſie meiner Meynung nach, leſen ſollen: ob ichs ihnen gleich geſaget habe, als ich ihnen rieth, was ſie ſchreiben ſollen. Sehen ſie nur zu, daß ſie in jeder Art die hauptſächlichſten Scribenten wählen. Denn man ſagt, man müſſe viel, aber nicht vielerley leſen. Wer ſie aber ſind, iſt ſo bekannt und ausgemacht, daß ich ſie auch nicht nennen darf. Ich habe ohnedieß den Brief ſo weitläuftig geſchrieben, daß ich ſie der Zeit zum Studiren werde beraubet haben; da ich ihnen rathen wollen, wie ſie ſtudiren ſollten. Was gilts, ſie nehmen ihre Schreibetafel wieder zur Hand, und ſchreiben etwas davon auf; oder fahren in dem fort, was ſie angefangen haben.

VI. §.

VI. §.

Bey diesen beyden Briefen wird zuförderst einem jeden die verschiedene Art der Höflichkeit ins Auge fallen, womit beyde Uebersetzer die alte römische Einfalt im Reden ausgedrücket haben. Der erste redet seinen Fuscus in der dritten Person der einzelnen Zahl; der andre aber in der mehrern Zahl an: beyde nach der Art ihrer Zeiten, die doch kaum zwanzig Jahre von einander abgehen. Beyde aber hätten meines Erachtens besser gethan, wenn sie das edle **Du** der Alten beybehalten hätten. Hernach hat Sartorius viel altväterische, viel kanzelleymäßige, und viel niederträchtige Redensarten. Z. E. **Einräthig seyn, in den Kopf kriegen, läufig werden, auf gleiche Sprünge gebracht werden** ꝛc. Bald ist er gar zu höflich, z. E. **Er geruhe nur einen jeden** ꝛc. bald wieder zu plump, z. E. **es ist ausgeschrieen**, für bekannt. Er läßt viele Hülfswörter aus, die doch zur Deutlichkeit nöthig gewesen wären. Er menget viel lateinische Redensarten ins Deutsche, und verwirrt also die deutsche Wortfügung nach der lateinischen. Er machet mit solchen Worten den Anfang zu neuen Sätzen, die sich darzu gar nicht schicken. Er machet neue Wörter, die man nicht nöthig gehabt hätte, oder die nicht recht deutsch klingen, z. E. das **Reimmaaß**. Er hat endlich den Grundtext nicht überall verstanden, wie, z. E. am Ende, die **Codicillbücher zeigen**, dabey man nichts denken kann: dafür auch der neue Uebersetzer weit besser eine **Schreibetafel** gesetzet hat. Dieser hergegen hat sich in einem weit edlern Ausdrucke erhalten. Er schreibt rein, und nach der angenehmen Art der itzigen Zeit: doch drücket er dem ungeachtet die Meynung seines Grundtextes überall vollkommen aus. Es ist daher kein Zweifel, daß nicht alle Leser sich von den plinischen Briefen lieber eine Uebersetzung von dieser, als von jener Art wünschen sollten.

VII. §.

Wollte man auf gleiche Weise die Uebersetzung Johann Adolph Hofmanns, von dem ciceronischen Buche von den Pflichten, gegen die gottschlingische halten: so würde man eben dergleichen Unterschied wahrnehmen, zumal, so wie jene jetzo in der neuesten Ausgabe von 1742 von mir übersehen worden. Man sehe auch die kritischen Beyträge im V. Stücke nach, wo ein Stück aus der erstern, mit einer neuen Probe gegeneinander gehalten wird. Imgleichen kann man auch die Abhandlung von den Eigenschaften eines guten Uebersetzers daselbst nachlesen; und die Beurtheilung der neuen Dollmetschung einiger ciceronischen Reden im X. und XIII. Stücke ansehen. Will jemand Proben von meiner Art haben, so kann er die fontenellischen kleinern Werke zur Hand nehmen, die ich aus dem französischen übersetzet habe; ferner ein paar Reden Demosthenis, ingleichen ein paar aus dem Cicero, die bey diesem und folgenden Hauptstücke angehänget sind: und was ich sonst hier und da eingerücket habe. Die Rede Hannibals an den Scipio aus dem Livius, und des scythischen Gesandten an Alexandern aus dem Curtius, habe ich in der akademischen Redekunst eingerücket. Ueberhaupt bitte ich die Leser und Richter dieser Arbeiten, Rapins schöne Worte allezeit vor Augen zu haben, die in seiner Vergleichung des Demosthenes und Cicero gegen das Ende stehen: „Denn es ist meine Absicht nicht gewesen, den Pe„danten und Schulmeistern ein Gnügen zu thun, die bis„weilen auf ganz lächerliche Spitzfindigkeiten in der Critik „zu verfallen pflegen*!„ Und Cicero selbst hat in seiner Schrift de optimo genere oratorum eben dergleichen Gedanken

* Car ce n' a pas été mon dessein, de satisfaire aux Pedans, ni aux Grammairiens, qui portent quelques fois les choses à des raffinemens de Critique, tout à fait ridicules.

danken geäußert, wenn er von ſeiner Dolmetſchung der griechiſchen Reden wider und für den Kteſiphon Rechenſchaft gegeben *.

Des Demoſthenes erſte Rede wider den König Philippus.

Wäre dieſe Verſammlung, ihr Männer von Athen, irgend einer neuen Angelegenheit halber beruffen worden: ſo würde ich gewartet haben, bis die meiſten von den gewöhnlichen Rednern ihre Gedanken davon hätten eröffnet gehabt. Ja ich würde ganz und gar geſchwiegen haben, wenn dasjenige, was ſie vorgetragen hätten, nach meinem Sinne geweſen wäre: widrigenfalls aber würde ich mich bemühet haben, euch auch meine Meynung zu entdecken. Da ſichs aber zuträgt, daß man eben diejenigen Sachen, davon ſie ſchon ſo oft geredet haben, itzo nochmals in reifliche Erwägung ziehen muß; ſo hoffe ich, man werde mirs leicht vergeben, daß ich zuerſt aufgeſtanden bin. Denn hätten jene ſchon in voriger Zeit vortheilhafte Anſchläge gegeben; ſo würde es gar nicht nöthig geweſen ſeyn, dieſe Berathſchlagungen nochmals anzuſtellen.

Zuförderſt nun, ſo verzaget nur nicht, ihr Athenienſer! über den gegenwärtigen Zuſtand eurer Republik, ob er gleich in der That ſehr gefährlich zu ſeyn ſcheint: denn das allerärgſte aus den vergangenen Zeiten, wird noch inskünftige das allerbeſte werden. Was verſtehe ich aber dadurch? Dieſes, daß alle eure Widerwärtigkeiten, bloß von eurer Trägheit und Nachläßigkeit, den Urſprung haben. Dieſes muß euch muthig machen, ſo betrübt es auch an ſich ſelbſt iſt: denn, wäret ihr, ohn alle eure Schuld in dieſe Noth gerathen;

* Converti enim ex Atticis, duorum eloquentiſſimorum nobiliſſimas orationes, — — — in quibus non verbum pro verbo neceſſe habui reddere, ſed genus omnium verborum, vimque ſervavi, non enim ea me annumerare lectori putavi oportere, ſed tamquam appendere.

rathen; so würde auch nicht einmal die geringste Hoffnung mehr übrig seyn, daß es sich wieder bessern würde.

Ferner erwägt nur alles, was ihr zum Theil von andern höret, zum Theil aber selber wisset; und erinnert euch, wie ihr euch vor nicht gar langer Zeit, als die Macht der Lacedämonier so groß war, so klüglich und tapfer erwiesen, als es rechtschaffenen Athenienſern zustund; indem ihr zu Vertheidigung eurer Rechte, recht männlich wider dieselben gefochten. Aber warum erwähne ich dieses? Darum, ihr Athenienſer, damit ihr es wissen und begreifen möget, daß ihr euch vor nichts zu fürchten habet, wenn ihr nur auf eurer Hut stehet; und daß euch hingegen, nichts nach Wunsche gelingen werde, wenn ihr eure Pflicht aus den Augen setzet. Ihr seht dieses aus Exempeln: denn daß ihr damals die spartaniſche Macht überwunden habet, das hat eure Wachsamkeit gethan; daß wir uns aber itzo vor dem Uebermuthe eines andern Nachbars fürchten müssen, das kömmt bloß daher, weil wir unsre Schuldigkeit nicht beobachtet haben.

Steht jemand unter euch, ihr Athenienſer, in den Gedanken, daß Philippus, in Betrachtung so vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und so vieler Städte, die unsre Republik verlohren hat, sehr schwer zu bezwingen seyn werde: so muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken: daß wir Athenienſer vormals Pydna, Potidäa, Methon, und die ganze umliegende Gegend beſessen haben, und daß viele Völker, die es itzo mit ihm halten, damals ihre eigene Herren und freye Leute geweſen sind; und dennoch eure Freundschaft den Bündniſſen Philipps weit vorgezogen haben. Hätte also Philippus damals, als er noch keine Bundsgenoſſen hatte, sichs in den Sinn kommen laſſen, Athen zu bekriegen, welches doch sehr schwer war, angeſehen wir damals noch viel feste Schlöſſer hatten, die uns in den Stand setzten, seine Länder daraus anzugreifen: so würde er nichts von dem allen ausgerichtet haben, was er itzo vollführet hat; auch bey weitem zu der itzigen Macht nicht gelanget seyn. Allein er wußte es gar zu wohl, ihr Athenienſer, daß al-

le

le diese erwähnten Oerter nur da stünden, die Belohnungen seiner Siege zu werden: indem es ja ganz natürlich ist, daß die Güter abwesender und nachläßiger Herren, denen zu Theil werden, die selbst überall zugegen sind, und weder Arbeit noch Gefahr scheuen.

Daher kömmt es nun, daß er alles erobert und sich zugeeignet hat: theils als Oerter, die man durch das Recht des Krieges bezwungen hat, theils als Bundsgenossen und gute Freunde. Denn bey wem man so wohl Macht als Bereitschaft zu helfen wahrnimmt, mit dem will es ein jeder gern halten. Derowegen, ihr Athenienser, wenn ihr euch künftig eben so verhalten wollet, welches ihr allerdings bisher nicht gethan habet; wenn ein jeder von euch, ohn alle Säumniß oder Ausflucht, zum Besten der Republik, dasjenige beytragen will, was die Noth erfodert, und was in seinen Kräften steht; die Begüterten nämlich durch eine reichliche Beysteuer, die junge Mannschaft aber durch ihre Kriegsdienste; und damit ichs kurz fasse, wenn ihr künftig eure eigene Kräfte brauchen, und endlich aufhören wollet, euch auf andre zu verlassen, die indessen, daß ihr selbst schläfrig seyd, alles allein thun sollen: so werdet ihr mit Gottes Hülfe das Eurige bald wieder erlangen, alles, was ihr durch eure Nachläßigkeit verlohren zurücke bekommen, und euch nach Wunsche an euren Feinden rächen können.

Bildet euch doch nicht ein, daß Philippus ein Gott sey, dem es nothwendig allezeit wohl gehen, und dessen Glück unveränderlich seyn müsse. Nein, ihr Athenienser, es giebt Leute, die ihn hassen, die ihn fürchten, die ihn beneiden; und zwar selbst unter denen, die itzo seine besten Freunde zu seyn scheinen. Alle Gemüthsneigungen, die man überhaupt bey andern Menschen findet, sind auch unter seinen vertrautesten Hofbedienten anzutreffen. Daß aber dieselben sich itzo nicht äußern, sondern unterdrücket werden, das liegt bloß an eurer Trägheit und Langsamkeit. Diese verursachet nämlich, daß sie sich nirgends hin zu wenden wissen:

wiſſen: und dieſe eure Trägheit, ſage ich, müſſet ihr bey Zeiten ablegen.

Ihr ſehts ja wohl, wie es ſteht, ihr Athenienſer, und wie verwägen der Mann ſchon geworden iſt. Er läßt euch ja nicht mehr die Freyheit, ob ihr Krieg oder Frieden haben wollet; ſondern er drohet euch, und bedienet ſich dabey der hochmüthigſten Ausdrückungen. Er iſt mit dem nicht zufrieden, was er ſchon hat; ſondern unternimmt immer größere Dinge; und verſtricket euch rings umher, in eurer Trägheit und Langſamkeit. Wenn werdet ihr Athenienſer einmal anfangen, eurer ſelbſt wahrzunehmen? Vieleicht, wenn die höchſte Noth euch dazu zwingen wird? Was dünket euch aber von dem allen, was itzo geſchieht? Meines Erachtens kann ja freye Leute keine größere Noth betreffen, als die Gefahr, in Schimpf und Schande zu gerathen?

Wollet ihr denn beſtändig auf dem Markte herum ſpazieren, und euch untereinander fragen: Was iſt guts neues? Saget mir doch, kann denn wohl irgend etwas neuers und unerhörters vorgehen, als daß ein Macedonier die Athenienſer bezwinget, und ganz Griechenland regieret? Iſt Philippus denn todt? heißt es: Nein, verſetzt der andre; aber er liegt todt krank. Er mag aber leben oder todt ſeyn: für euch iſt es einerley. Denn geſetzt, er ſtürbe; ſo würde ſich eure Nachläßigkeit gar bald einen andern Philippus erwecken: ſintemal er ja durch nichts anders, zu ſolcher Macht und Gewalt gelanget iſt, als bloß durch eure Trägheit. Und wenn gleich das Glück, welches bisher mehr für euch geſorget hat, als ihr ſelbſt, noch ferner fortführe, euer Beſtes zu ſuchen; denn vieleicht wird es euren Zuſtand noch auf den höchſten Gipfel der Glückſeligkeit bringen: ſo würdet ihr doch nicht einmal fähig ſeyn, euch in dieſen verwirrten Umſtänden ſeiner Gewogenheit zu bedienen. Ja wenn euch Amphipolis, ſo zu reden, vom Himmel zugeworfen würde; ſo würdet ihr doch bey der itzigen Unentſchloſſenheit eurer Gemüther, und ſchlechten Verfaſſung der Republik, nicht einmal im Stande ſeyn, die Hände darnach auszuſtrecken.

Ich

Ich setze es nunmehr zum Grunde, daß ihr durchgehends bereit seyd, das Eurige zu thun, in Hoffnung, daß ihr alle davon überführet seyn werdet; und komme also „auf die Zu„rüstungen, wodurch ihr euch, meiner Meynung nach, aus „der vorhandenen Gefahr befreyen könnet. Mein Vorhaben ist, euch zu zeigen: wie stark euer Heer seyn müsse, wie viel Geld man brauchen werde, und wie man alles übrige aufs beste anschaffen und aufs geschwindeste veranstalten könne.

Nichts mehr bitte ich dabey von euch, als daß ihr euch in eurem Urtheile nicht übereilen, und mich erst bis zum Ende hören wollet. Auch denke niemand, wenn ich von euren Werbungen und Kriegsrüstungen reden werde, daß ich gesonnen sey, dem Feinde dadurch einen Aufschub zu verschaffen. Diejenigen sind meines Erachtens, nicht eben die besten Rathgeber, die uns immer ermahnen zu eilen: denn mit den wenigen Hülfsvölkern, die itzo vorhanden sind, können wir, nach Beschaffenheit der itzigen Umstände, dem Feinde unmöglich eine Schlacht liefern. Diejenigen geben viel bessere Anschläge, die da zeigen: was für Kriegsrüstungen man machen, wo man die Kosten darzu hernehmen, und wie man das Heer so lang unterhalten könne; bis man entweder einen vortheilhaften Frieden erlanget, oder den Feind völlig überwunden habe. Geschieht dieses, so werden wir ins künftige keine Gefahr mehr zu besorgen haben.

Von allen diesen Dingen getraue ich mir itzo zu reden: doch will ich niemanden hinderlich fallen, euch andre Vorschläge zu thun. Mein Versprechen ist groß, ich gestehe es, allein es wird sich ausweisen, ob ich ihm gewachsen bin. Ihr selber sollt meine Richter seyn.

Zuförderst halte ich dafür, ihr Athenienser, daß man funfzig Galeeren anzuschaffen habe; sodann aber, daß ihr so herzhaft seyn müsset, euch selbsten im Falle der Noth darauf zu setzen, und in See zu gehen. Hernach will ich, daß man die Hälfte unsrer Reiterey auf Frachtschiffe setze, und eine gute Anzahl andrer Schiffe zurüste. Dieses alles halte ich für nöthig, die schleunigen Ausfälle zu hindern, die er, aus

seinem

seinem Gebiethe, in Pyle, in Chersonnesus und Olynthus zu thun pflegt. Denn ihr müßt euch bey ihm in das Ansehen setzen, daß ihr aus der bisherigen unverantwortlichen Nachlässigkeit zu euch selbst gekommen, und des festen Vorhabens seyd, ihm, wie sonst in Euböa, bey Halïart und noch neulich in Pyle geschehen ist, mit Muth und Herzhaftigkeit ins Land zu fallen. Diese Zurüstungen werden nicht vergebens seyn, wenn ihr gleich den Angriff nicht wirklich thätet, den ich euch anrathe: denn sobald er Nachricht davon haben wird, daß ihr in solcher Bereitschaft steht: so wird er entweder aus Furcht stille seyn, oder, wo er eure Zurüstungen verächtlich hält, in seiner Unvorsichtigkeit überfallen werden können; weil euch niemand hindern wird, bey Gelegenheit bis in sein eigen Reich zu schiffen. Dieses alles müßt ihr für genehm halten, sage ich; wegen des allen müßt ihr euch unter einander vereinigen, damit ihr in guter Bereitschaft erfunden werdet. Er wird aber ohne Zweifel Nachricht davon bekommen: denn es giebt mitten unter euch Leute, die ihm von allem, was ihr vornehmet, mehr zu wissen thun, als uns lieb seyn kann.

Außer dem allen aber, ihr Athenienser, müßt ihr noch ein Heer auf den Beinen haben, das ihn unaufhörlich anfeinde und beunruhige. Nicht etwa zehn oder zwanzig tausend Mann ausländische Völker; auch nicht ums Geld gedungene Schaaren. Solche Heere verlange ich, die aus Bürgern bestehen; solche, die da willig Gehorsam leisten: ihr mögt nun einen oder etliche Feldherren wählen, diesen oder jenen zu ihrem Heerführer ernennen. Und dieses Heer müßt ihr mit Proviant versorgen. Wo wird nun aber dieses Kriegsvolk herkommen? Wie stark wird es seyn müssen? oder woher wird man das Proviant nehmen? Wie wird man endlich dieses alles ins Werk richten? Ich will von jedem Stücke ins besondere handeln.

Wegen des Heeres pfleget ihr allezeit in den Fehler zu verfallen, der euch schon viel geschadet hat, daß euch alles zu klein dünket; daß ihr große Anschläge machet, und wenn es zur

Aus-

Ausführung kömmt, nicht einmal etwas weniges ins Werk richtet. Hütet euch künftig davor, und fangt lieber vom kleinen an; hernach, wenn es nicht zureichen will, alsdann vermehret eure Zurüſtungen, und ſetzet noch etwas mehrers hinzu. Vorizo dünket mich, daß wir alles in allem zwey tauſend Mann nöthig haben. Fünfhundert davon müſſen Athenienſer ſeyn, Leute von ſolchem Alter, als es euch belieben wird; die aber nur eine gewiſſe Zeit dienen, und nicht länger, als es ihnen bequem fallen wird, bey dem Heere bleiben dörfen, da ſie denn von andern abgelöſet werden können. Alle übrige ſollen fremde Soldaten ſeyn. Ferner brauchen wir zweyhundert Reiter, darunter zum wenigſten 50 Athenienſer befindlich ſeyn müſſen, die eben ſo, wie jene bey dem Fußvolke, ihre Dienſte thun ſollen: und dazu gehören denn auch Frachtſchiffe, deren ſich die Reiterey bedienen könne. Iſts nun damit ganz ausgerichtet? Nein. Wir haben noch zehn geſchwinde Galeeren nöthig: denn da Philippus eine Flotte hat, ſo müſſen wir nothwendig einige ſchnelle Fahrzeuge haben, damit unſre Völker ſicher ſchiffen können.

Woher und wie ſoll nun dieſe ganze Mannſchaft unterhalten werden? Auch das will ich beantworten, wenn ich nur vorher werde gewieſen haben, theils, warum ich ein kleines Heer für zulänglich halte; theils, warum ich verlange, daß unſre Bürger ſelbſt Kriegsdienſte thun ſollen. Eine ſo kleine Macht, ihr Athenienſer, fodre ich deswegen: weil wir itzo keine große ins Feld ſtellen können, die den Macedoniern eine ordentliche Schlacht liefern könnte. Das Streifen, Rauben und Plündern aber iſt unumgänglich vonnöthen, und von dieſer Art zu kriegen, müſſen wir den Anfang machen. Eben darum muß unſer Heer nicht unzählbar ſeyn: denn wo wollten wir Sold und Proviant genug hernehmen? Aber ſie muß auch nicht gar zu klein herauskommen. Bürger aber ſollen deswegen mit zu Felde ziehen und in See gehen, weil ich weis, daß auch vormals unſre Stadt fremde korinthiſche Soldaten in Sold genommen,

die Polyſtratus, Iphikrates, Chabrias, und einige andre angeführet haben; doch ſo, daß ihr Athenienſer zugleich Dienſte gethan habet. Ja ich höre, daß, als ſolchergeſtalt die Fremden mit euch, und ihr mit den Fremden vermiſchet geweſen, die Lacedämonier von euch überwunden worden. Nehmet ihr hingegen lauter fremde Völker in Dienſte: ſo thun ſie euren Bundsgenoſſen und Freunden mehr Schaden, als euren Feinden. Nach kurzen Dienſten, die ſie euch gethan, werden ſie euch ſelber aufſätzig und gehen zum Artabazus über, oder wo ſie ſonſt Zuflucht wiſſen. Die Feldherren folgen ihnen; und zwar mit gutem Rechte: denn wer ihnen den Sold nicht richtig auszahlet, der kann weder ihr Befehlshaber ſeyn, noch Gehorſam von ihnen fodern.

Wohin geht alſo meine Abſicht? dahin: man müſſe durch unrichtige Beſoldung, ſo wohl den Hauptleuten als Soldaten keine Gelegenheit zum Ueberlaufen geben; und ihnen einheimiſche Kriegsleute zuordnen: die gleichſam ihre Aufſeher ſeyn, ja die auf alles Acht geben können, was die Heerführer ſelbſt unternehmen. Denn ſo, wie wir itzo unſre Sachen anſtellen, kömmt es ganz lächerlich heraus. Fraget euch jemand, lebet ihr denn itzo in Friede und Ruhe, ihr Athenienſer? Mit nichten, werdet ihr antworten, ſondern wir führen mit dem Philippus Krieg. Habt ihr nicht in der That zehn Hauptleute, Heerführer, Oberſten und zween Rittmeiſter erwählet? Allein, was richten ſie wohl alle mit einander aus? Den einzigen ausgenommen, den ihr in den Krieg geſchicket habet; ſo thun ja alle übrige ſonſt nichts, als daß ſie ſich mit den Pfaffen und Prieſtern bey öffentlichen Ceremonien zur Schau ſtellen. Ihr machet Hauptleute und Oberſten, nicht ins Feld, ſondern auf den Markt zu ſtellen: gerade als wenn ihr Gipſer wäret, die uns leimerne Bildſäulen zum Zierrathe verfertigen ſollten! Erwägets doch nur, ihr Athenienſer, hätten nicht alle Hauptleute, Rittmeiſter und Befehlshaber, billig aus der Zahl unſrer Bürger ſeyn ſollen; damit doch unſer Heer in der That, ein Heer unſerer Stadt heißen könnte? Allein, da der Oberſte eurer Reite-

rey

ley der Inſel Lemnos zu Hülfe kommen mußte; ſo ward Menelaus, ein Ausländer, von ihm über unſre ſtreifende Parteyen geſetzet. Ich ſage dieſes nicht, den Mann zu beſchimpfen: es hätte dazu endlich beſtellet werden mögen, wer da wollte; nur ihr ſelbſt hättet ihn dazu beſtellen müſſen.

Vielleicht geſteht ihr mir dieſes alles zu, verlanget aber nur zu wiſſen, wie viel Geldſummen dazu gehören werden, und wo man dieſelbigen hernehmen ſolle? Ich will euch auch darinn ein Gnügen thun. Nach meinem Ueberſchlage werden zum Unterhalte dieſes Heeres, und bloß zum Proviante für die Soldaten, neunzig Talente erfodert, auch wohl etwas darüber. Zu zehn geſchwinden Galeeren gehören viertzig Talente; zwanzig Minen alle Monath auf ein jedes Schiff gerechnet. Für zwey tauſend Soldaten gehören eben ſo viel Talente; ſo, daß ein jeder monathlich zwo Drachmen Koſtgeld bekomme. Auf zweyhundert Reiter rechne ich zwölf Talente, wenn jeder monathlich dreyßig Drachmen bekömmt. Hält jemand dafür, daß das Proviant einem Soldaten nicht viel helfe, ſo betrüget er ſich. Denn ich bin verſichert, daß wenn man ihnen nur dieſes giebt, ſo werden ſie ſich alles übrige durch den Krieg ſelbſt zu verſchaffen wiſſen, und ohn allen Ueberlaſt der Griechen oder Bundsgenoſſen, ihren vollen Sold haben. Ich will ſelber mit in die See gehen, und alles über mich ergehen laſſen, wenn ich nicht die Wahrheit ſage.

Doch ihr Athenienſer, wo nehmen wir nun das Geld her, welches ich von euch gefodert habe? Ich wills euch ſagen.

Hier las er den Ueberſchlag ſelbſt vor.

Da habt ihr nun dasjenige, ihr Athenienſer, was mir hat benfallen wollen. Sammlet nur die Stimmen darüber, und beſchließet, was euch dünket: damit ihr nicht nur mündlich und ſchriftlich, ſondern mit der That ſelbſt den Philippus bekriegen möget. Ihr werdet aber, meiner Meynung nach, weit beſſer von dem ganzen Kriege, und der dazu er-

forderten Zurüstung rathschlagen können, wenn ihr den Ort in Erwägung ziehen werdet, wo ihr den Philippus anzugreifen denket; und erwägen wollet, daß Philippus mit seinen Anstalten gemeiniglich den Winden und Jahreszeiten zuvor kömmt, und den Krieg entweder in den Hundstagen, oder im Winter anfängt, wenn wir nicht zu ihm kommen können. In Betrachtung dessen, müsset ihr nicht zuweilen über Hals über Kopf ein Kriegsheer hinschicken; denn dadurch würden wir alle bequeme Gelegenheiten versäumen: sondern ihr müßt in immerwährender Bereitschaft stehen, und durch ein beständiges Kriegsheer fechten. Denn den Winter durch kann ja das Heer in Lemnos, in Thasus und Skia, oder auf andern Inseln in der Gegend eingelegt werden, wo es Häfen, Getrayde, und alles andre giebt, was ein Kriegsheer nöthig hat.

Die Jahreszeit anlangend, wenn ihr unter Segel gehen, und eine Landung unternehmen sollt, das wird leicht zu ermessen seyn; nämlich, wenn die Winde nach der Gegend wehen, und wenn von den Kaufmannsschiffen nichts zu besorgen ist. Wie aber, und wenn man sich des Heeres bedienen solle, das wird die Zeit selbst denjenigen schon lehren, den ihr zum Feldherrn setzen werdet. Ich habe alles dasjenige aufgesetzet, was ihr beyzutragen habet. Werdet ihr Athenienser nun, fürs erste, die berechnete Geldsumme aufbringen, hernach alles übrige veranstalten, Soldaten, Galeeren, Reiter, anschaffen; allen Heeren Befehl geben, unermüdet dem Kriege ergeben zu seyn, und selbst als eure eigene Schatz- und Rentmeister von eurem Feldherrn Rechenschaft fodern; so wird das bisherige fruchtlose Rathschlagen bald ein Ende nehmen.

Noch mehr, ihr Athenienser, ihr werdet ihm manchen Vortheil dadurch entziehen. Wie das? Das Geld und Gut, welches er unsern Bundsgenossen abgedrungen hat, machet ihn vermögend, uns zu bekriegen, und unsre Schiffe zu plündern. Was noch mehr? ihr werdet es so weit bringen, daß er euch nicht mehr wird schaden können. Es wird nicht mehr so

gehen,

gehen, wie vormals, da er in Lemnos und Imbros einfiel, und eure Mitbürger gefangen führete; da er bey Geräſt ſich der Schiffe bemächtigte, und ein unſägliches Geld zuſammen brachte; da er endlich bey Marathon landete, die heilige Galeere wegnahm, und ſich davon machte. Das alles habet ihr weder zu hindern gewußt, noch euren Freunden zu beſtimmter Zeit zu Hülfe kommen können.

Was meynet ihr aber wohl, ihr Athenienſer, wie geht es zu, daß das panathenaiſche Feſt, und die Bachanalien allezeit in gewiſſen Zeiten vor ſich gehen; die Beſorgung derſelben mag erfahrnen oder unerfahrnen Leuten aufgetragen werden; die Feſte, darauf ihr ſo viel Koſten wendet, als zu einer ganzen Flotte kaum gehören, und wozu ihr ſo viel Volks brauchet und ſo viel Anſtalten machet, als vielleicht nirgends geſchieht? Und wie kömmt es hingegen, daß alle eure Seeflotten gemeiniglich zu ſpät an Ort und Stelle kommen; die eine, nachdem Methon, die andre, nachdem Pagaſa, die dritte, nachdem Potidäa ſchon verlohren gegangen? Iſts nicht ſo? bey euren Luſtbarkeiten iſt ſchon alles eingerichtet und angeordnet. Ein jeder von euch weis lange zuvor, wer dieſes oder jenes Amt bekleiden wird: wenn, von wem, und was ein jeder zu gewarten hat, und was ihm zu thun obliegt. Alles iſt bey Zeiten veranſtaltet; alles iſt vorgeſchrieben und beſtimmet; nichts iſt aus der Acht gelaſſen. In dem Kriegsweſen hergegen und in den Zurüſtungen deſſelben, iſt alles unordentlich, ungeſchickt und verkehrt.

Sobald wir nun etwas hören, ſo ſetzen wir Seehauptleute; wir laſſen ſie mit einander tauſchen, und rathſchlagen mit einander, wo das Geld herzunehmen ſey? Hernach beſchließt man, daß alle Fremdlinge, welche ſich unter euch niedergelaſſen, und für ihr Hausweſen ſorgen, auf die Schiffe ſteigen ſollen. Endlich, wenns damit nicht ausgerichtet iſt, ſo ſollen ihnen die Bürger ſelbſt folgen. Indem ihr nun ſo lange ſäumet und verzögert, ſo geht alles dasjenige verlohren, wohin wir die Flotte ſchicken wollten; noch ehe ſie daſelbſt angelanget iſt. Wir bringen die Zeit des Feldzuges mit Vor-

bereitungen zu; als wenn die besten Gelegenheiten auf unsre Langsamkeit und Trägheit warten würden. Ja selbst diejenigen Völker, die wir in währender Zeit fertig zu haben glauben, werden für untauglich befunden, wenns zur Sache selber kömmt.

Philippus indessen ist so übermüthig geworden, daß er folgenden Brief an die Euböer abgelassen hat. Leset ihn nur durch.

Hier ist das Schreiben verlesen worden.

Nun ihr Athenienser, das allermeiste von dem, was euch vorgelesen worden, ist in der That wahr; ob es gleich nicht zu wünschen wäre. Vieleicht ist euch solches nicht lieb zu vernehmen: allein, wenn es so leicht wäre, diese verdrüßlichen Dinge aus dem Wege zu räumen, als sie mit Stillschweigen zu übergehen; so würde man die öffentlichen Versammlungen bloß zur Lust anstellen können. Dafern aber eine liebliche Rede zur Unzeit schädlich wird: so ist es ja etwas schändliches, sich selbst zu betrügen; dasjenige, was man nicht gern höret, aufzuschieben; alle Gegelegenheiten, seiner Pflicht ein Gnügen zu thun, zu versäumen, und nicht einmal das zu begreifen, daß wackere Kriegeshelden nicht auf die Zufälle und Gelegenheiten warten, sondern ihnen zuvor kommen müssen. Denn wie ein Feldherr sein Kriegsheer leitet und führet: so müssen rechtschaffene Leute auch ihr Glück zu lenken wissen; so daß es nach ihrem Kopfe gehe, nicht aber sie selber nöthige, seinen Ausschlag und Erfolg abzuwarten.

Erwäget hier einmal euer bisheriges Betragen, ihr Athenienser. Ihr habt das ansehnlichste Heer auf den Beinen; ihr habt Galeeren und Fußvolk, Reiterey, und solche Einkünfte an Gelde, als ihr brauchet. Dessen ungeachtet habet ihr euch alle diese Vortheile noch kein einzigmal recht zu Nutze gemachet, und euch, so zu reden, nach jedem Winde gedrehet. Ihr streitet mit dem Philippus nicht anders, als die ungeschickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekömmt ein solcher einen Streich, so gleich fährt er mit der Hand auf die Stelle; wird er anderwärts getroffen, so ist auch die Hand

wieder

wieder da. Die Hiebe aber abwenden, oder ſeinen Gegner ſelbſt angreifen, das kann und will er nicht. Eben ſo machet ihrs auch. Höret ihr, Philippus ſey in Cherſonneſus; ſo beſchließet ihr Hülfsvölker dahin zu ſchicken. Iſt er in Pyle; ſo ziehet ihr auch dahin. Iſt er anderwärts; ſo verfolget ihr ihn Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath; und ſorget eher für nichts, als bis ihr höret, daß die Gefahr ſchon vorhanden, oder gar der Schaden bereits geſchehen iſt.

Es kann ſeyn, daß dieſes vorzeiten nichts zu bedeuten gehabt hat: vorizo aber ſieht es viel zu gefährlich aus, als daß ſolches rathſam oder erlaubet heißen könnte. Mich dünket nicht anders, ihr Athenienſer, als daß etwa eine Gottheit, die eure Stadt gern retten wollte, und ſich alles desjenigen ſchämet, was bisher geſchehen iſt, dem Philippus die Begierde zu ſolchem Unterfangen eingegeben habe. Wäre derſelbe nur mit demjenigen, was er ſchon erobert und gewonnen hat, zufrieden, ſo, daß er nichts mehrers im Sinne hätte: ſo glaube ich, viele unter euch würden nichts darnach fragen; wenn gleich die ganze Republik dadurch in Schimpf und Schande gerathen wäre. Nun aber, da er nicht ruhet, und täglich weiter geht; ſo wird er euch zuletzt gar heraus fodern: wofern ihr nämlich nicht eure ganze Herzhaftigkeit verlohren habet.

Ich muß mich in der That wundern, daß niemand unter euch es weder wahrnimmt, noch übel empfindet, daß der Krieg ſo ſchlecht von ſtatten geht. Iſts nicht ſo? Er wird in der Abſicht angefangen, daß wir uns an dem Philippus rächen wollen: izo aber iſt es ſo weit gekommen, daß wir uns kaum ſattſam gegen ihn vertheidigen können. Es iſt auch offenbar, daß er damit nicht nachlaſſen wird; dafern ihn nicht eine größere Macht eintreiben ſollte. Wollen wir nun darauf warten? Wollen wir uns mit vergeblicher Hoffnung ſpeiſen? Wollen wir ihm ledige Galeeren entgegen ſchicken, und uns dabey ſchmäucheln, daß wir unſrer Pflicht aufs hei-

ligſte nachgekommen? Wollen wir uns nicht zum Thore hinaus wagen? Wollen wir ihm nicht itzo mit einem Theile unſrer Stadtſoldaten entgegen rücken; wenn es gleich bisher nicht geſchehen iſt? Wollen wir endlich nicht in Macedonien ſelbſt eine Landung unternehmen?

Ja, wird hier mancher fragen, wo ſoll unſre Flotte anlanden? Der Krieg, ihr Athenienſer, der Krieg ſelbſt wird es uns ſchon ſagen und ſattſam lehren, wo unſer Feind am ſchwächſten iſt. Laßt uns nur erſt den Angriff thun! So lange wir zu Hauſe ſitzen, und nur die Redner anhören, die ſich einander läſtern und ſchmähen: ſo lange kann unmöglich etwas rechtes ausgerichtet werden. Denn ich halte dafür, daß, wenn nur zum wenigſten ein Theil von unſrer Bürgerſchaft abgeordnet würde: ſo würde die Güte der Götter und des Glückes uns gewiß beyſtehen; ob gleich nicht die ganze Stadt auszöge. Da ihr aber nur einen Heerführer mit einer nichtigen Verordnung verſehen, ausſchicket; ſo geht bey aller Hoffnung eurer Verſammlungen, nicht das geringſte von ſtatten. Sondern wie eure Feinde über dergleichen Anſtalten lachen: alſo möchten eure Bundsgenoſſen dabey vor Furcht faſt vergehen. Es geht nicht an! ihr Athenienſer, es geht gar nicht an, daß ein einziger Menſch alles miteinander ausführen kann, was ihr verlanget! Viel verſprechen und zuſagen kann er wohl; ja hernach bald dieſen bald jenen anſchwärzen: das iſt etwas leichtes! Dabey aber iſt ja bisher alles verlohren gegangen. Wird nun ein ſolcher Feldherr, der lauter gedungene Soldaten anführet, geſchlagen: ſo finden ſich gleich Leute, die euch von ihrem Verhalten auf dieſer Stäte, wer weis was? vorlügen. Ihr aber glaubet alles, was ihr höret, und was euch am erſten einfällt, das beſchließt ihr aus ſchändlicher Uebereilung. Was meynet ihr wohl, ihr Athenienſer, was noch endlich daraus werden wird?

Allein, durch was für ein Mittel wird man allem dem Uebel abhelfen können? Durch dieſes! ihr müſſet die Soldaten, die ihr euren Befehlshabern mitgebt, auch zu Zeugen und Aufſehern

herrn ihrer Unternehmungen und Thaten beſtellen; ja dieſelben, ſo bald ſie zurücke gekommen, zu Richtern ſetzen, vor denen jene Rechenſchaft ablegen müſſen. Denn es iſt ja wohl billig, daß ihr von euren Angelegenheiten nicht nur Nachrichten einzieht; ſondern ſie auch ſelber mit anſehet. Doch, was ſage ich viel? So weit iſt es leider ſchon bey uns gekommen; daß unſre Hauptleute vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verlieren; da doch kein einziger davon das Herz hat, ſich ſein Lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen: ſo, daß ſie lieber gleich Räubern und Dieben ſterben, als einen rühmlichen Tod ausſtehen wollen. Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf laſſen: rechtſchaffene Feldherren müſſen mit dem Degen in der Fauſt ſterben.

Bey dem allen ſpazieret ihr herum, und bekümmert euch um Neuigkeiten. Einige ſagen, Philippus ſtehe mit den Lacedämoniern in Tractaten, wie er die Thebaner aufreiben wolle: andre ſprechen, er habe an den Perſer-König eine Geſandſchaft abgefertiget: noch andre, er befeſtigte die illyriſchen Städte. Noch andre tragen ſich wieder mit andern Zeitungen herum. Wiſſet ihr aber, was meine Gedanken ſind, ihr Athenienſer? Philippus dünket mir freylich, von ſeinen bisherigen Thaten, ſo eingenommen und trunken zu ſeyn, daß er ſich tauſend ſolche ſüße Träume machet: theils weil er keinen Widerſtand findet; theils weil ihn ſein Glück ſtolz gemachet hat. Doch glaube ich nicht, daß er ſeine Sachen ſo einfältig anſtellen werde, daß die gröſſeſten Thoren unter uns wiſſen könnten, was er vorhabe? Denn es ſind ja die dümmſten Plauderer von der Welt!

O! wenn wir doch lieber, an ſtatt des allen, klüglich erwägen wollten, daß Philippus unſer Feind iſt; daß er uns alles Unſre nimmt; daß er ſich ſchon eine geraume Zeit ſo trotzig gegen uns erwieſen hat; daß alles, worauf wir uns bisher verlaſſen haben, uns nunmehr zuwider iſt; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns ſelbſt Hoffnung zu machen

die Polystratus, Iphikrates, Chabrias, und einige andre angeführet haben; doch so, daß ihr Athenienser zugleich Dienste gethan habet. Ja ich höre, daß, als solchergestalt die Fremden mit euch, und ihr mit den Fremden vermischet gewesen, die Lacedämonier von euch überwunden worden. Nehmet ihr hingegen lauter fremde Völker in Dienste: so thun sie euren Bundsgenossen und Freunden mehr Schaden, als euren Feinden. Nach kurzen Diensten, die sie euch gethan, werden sie euch selber aufsätzig und gehen zum Artabazus über, oder wo sie sonst Zuflucht wissen. Die Feldherren folgen ihnen; und zwar mit gutem Rechte: denn wer ihnen den Sold nicht richtig auszahlet, der kann weder ihr Befehlshaber seyn, noch Gehorsam von ihnen fodern.

Wohin geht also meine Absicht? dahin: man müsse durch unrichtige Besoldung, so wohl den Hauptleuten als Soldaten keine Gelegenheit zum Ueberlaufen geben; und ihnen einheimische Kriegsleute zuordnen: die gleichsam ihre Aufseher seyn, ja die auf alles Acht geben können, was die Heerführer selbst unternehmen. Denn so, wie wir itzo unsre Sachen anstellen, kömmt es ganz lächerlich heraus. Fraget euch jemand, lebet ihr denn itzo in Friede und Ruhe, ihr Athenienser? Mit nichten, werdet ihr antworten, sondern wir führen mit dem Philippus Krieg. Habt ihr nicht in der That zehn Hauptleute, Heerführer, Obersten und zween Rittmeister erwählet? Allein, was richten sie wohl alle mit einander aus? Den einzigen ausgenommen, den ihr in den Krieg geschicket habet; so thun ja alle übrige sonst nichts, als daß sie sich mit den Pfaffen und Priestern bey öffentlichen Ceremonien zur Schau stellen. Ihr machet Hauptleute und Obersten, nicht ins Feld, sondern auf den Markt zu stellen: gerade als wenn ihr Gipser wäret, die uns leimerne Bildsäulen zum Zierrathe verfertigen sollten! Erwägets doch nur, ihr Athenienser, hätten nicht alle Hauptleute, Rittmeister und Befehlshaber, billig aus der Zahl unsrer Bürger seyn sollen; damit doch unser Heer in der That, ein Heer unserer Stadt heißen könnte? Allein, da der Oberste eurer Reite-

rey

bey der Inſel Lemnos zu Hülfe kommen mußte; ſo ward Menelaus, ein Ausländer, von ihm über unſre ſtreifende Parteyen geſetzet. Ich ſage dieſes nicht, den Mann zu beſchimpfen: es hätte dazu endlich beſtellet werden mögen, wer da wollte; nur ihr ſelbſt hättet ihn dazu beſtellen müſſen.

Vielleicht geſteht ihr mir dieſes alles zu, verlanget aber nur zu wiſſen, wie viel Geldſummen dazu gehören werden, und wo man dieſelbigen hernehmen ſolle? Ich will euch auch darinn ein Gnügen thun. Nach meinem Ueberſchlage werden zum Unterhalte dieſes Heeres, und bloß zum Proviante für die Soldaten, neunzig Talente erfodert, auch wohl etwas darüber. Zu zehn geſchwinden Galeeren gehören vierzig Talente; zwanzig Minen alle Monath auf ein jedes Schiff gerechnet. Für zwey tauſend Soldaten gehören eben ſo viel Talente; ſo, daß ein jeder monathlich zwo Drachmen Koſtgeld bekomme. Auf zweyhundert Reiter rechne ich zwölf Talente, wenn jeder monathlich dreyßig Drachmen bekömmt. Hält jemand dafür, daß das Proviant einem Soldaten nicht viel helfe, ſo betrüget er ſich. Denn ich bin verſichert, daß wenn man ihnen nur dieſes giebt, ſo werden ſie ſich alles übrige durch den Krieg ſelbſt zu verſchaffen wiſſen, und ohn allen Ueberlaſt der Griechen oder Bundsgenoſſen, ihren vollen Sold haben. Ich will ſelber mit in die See gehen, und alles über mich ergehen laſſen, wenn ich nicht die Wahrheit ſage.

Doch ihr Athenienſer, wo nehmen wir nun das Geld her, welches ich von euch gefodert habe? Ich wills euch ſagen.

Hier las er den Ueberſchlag ſelbſt vor.

Da habt ihr nun dasjenige, ihr Athenienſer, was mir hat beyfallen wollen. Sammlet nur die Stimmen darüber, und beſchließet, was euch dünket: damit ihr nicht nur mündlich und ſchriftlich, ſondern mit der That ſelbſt den Philippus bekriegen möget. Ihr werdet aber, meiner Meynung nach, weit beſſer von dem ganzen Kriege, und der dazu er-

forderten Zurüstung rathschlagen können, wenn ihr den Ort in Erwägung ziehen werdet, wo ihr den Philippus anzugreifen denket; und erwägen wollet, daß Philippus mit seinen Anstalten gemeiniglich den Winden und Jahreszeiten zuvor kömmt, und den Krieg entweder in den Hundstagen, oder im Winter anfängt, wenn wir nicht zu ihm kommen können. In Betrachtung dessen, müsset ihr nicht zuweilen über Hals über Kopf ein Kriegsheer hinschicken; denn dadurch würden wir alle bequeme Gelegenheiten versäumen: sondern ihr müßt in immerwährender Bereitschaft stehen, und durch ein beständiges Kriegsheer fechten. Denn den Winter durch kann ja das Heer in Lemnos, in Thasus und Skia, oder auf andern Inseln in der Gegend eingelegt werden, wo es Häfen, Getrayde, und alles andre giebt, was ein Kriegsheer nöthig hat.

Die Jahreszeit anlangend, wenn ihr unter Segel gehen, und eine Landung unternehmen sollt, das wird leicht zu ermessen seyn; nämlich, wenn die Winde nach der Gegend wehen, und wenn von den Kaufmannsschiffen nichts zu besorgen ist. Wie aber, und wenn man sich des Heeres bedienen solle, das wird die Zeit selbst denjenigen schon lehren, den ihr zum Feldherrn setzen werdet. Ich habe alles dasjenige aufgesetzet, was ihr beyzutragen habet. Werdet ihr Athenienser nun, fürs erste, die berechnete Geldsumme aufbringen, hernach alles übrige veranstalten, Soldaten, Galeeren, Reiter, anschaffen; allen Heeren Befehl geben, unermüdet dem Kriege ergeben zu seyn, und selbst als eure eigene Schatz- und Rentmeister von eurem Feldherrn Rechenschaft fodern; so wird das bisherige fruchtlose Rathschlagen bald ein Ende nehmen.

Noch mehr, ihr Athenienser, ihr werdet ihm manchen Vortheil dadurch entziehen. Wie das? Das Geld und Gut, welches er unsern Bundsgenossen abgedrungen hat, machet ihn vermögend, uns zu bekriegen, und unsre Schiffe zu plündern. Was noch mehr? ihr werdet es so weit bringen, daß er euch nicht mehr wird schaden können. Es wird nicht mehr so

gehen,

gehen, wie vormals, da er in Lemnos und Imbros einfiel, und eure Mitbürger gefangen führete; da er bey Geräſt ſich der Schiffe bemächtigte, und ein unſägliches Geld zuſammen brachte; da er endlich bey Marathon landete, die heilige Galeere wegnahm, und ſich davon machte. Das alles habet ihr weder zu hindern gewußt, noch euren Freunden zu beſtimmter Zeit zu Hülfe kommen können.

Was meynet ihr aber wohl, ihr Athenienſer, wie geht es zu, daß das panathenaiſche Feſt, und die Bachanalien allezeit in gewiſſen Zeiten vor ſich gehen; die Beſorgung derſelben mag erfahrnen oder unerfahrnen Leuten aufgetragen werden; die Feſte, darauf ihr ſo viel Koſten wendet, als zu einer ganzen Flotte kaum gehören, und wozu ihr ſo viel Volks brauchet und ſo viel Anſtalten machet, als vielleicht nirgends geſchieht? Und wie kömmt es hingegen, daß alle eure Seeflotten gemeiniglich zu ſpät an Ort und Stelle kommen; die eine, nachdem Methon, die andre, nachdem Pagaſa, die dritte, nachdem Potidäa ſchon verlohren gegangen? Iſts nicht ſo? bey euren Luſtbarkeiten iſt ſchon alles eingerichtet und angeordnet. Ein jeder von euch weis lange zuvor, wer dieſes oder jenes Amt bekleiden wird: wenn, von wem, und was ein jeder zu gewarten hat, und was ihm zu thun obliegt. Alles iſt bey Zeiten veranſtaltet; alles iſt vorgeſchrieben und beſtimmet; nichts iſt aus der Acht gelaſſen. In dem Kriegsweſen hergegen und in den Zurüſtungen deſſelben, iſt alles unordentlich, ungeſchickt und verkehrt.

Sobald wir nun etwas hören, ſo ſetzen wir Seehauptleute; wir laſſen ſie mit einander rauſchen, und rathſchlagen mit einander, wo das Geld herzunehmen ſey? Hernach beſchließt man, daß alle Fremdlinge, welche ſich unter euch niedergelaſſen, und für ihr Hausweſen ſorgen, auf die Schiffe ſteigen ſollen. Endlich, wenns damit nicht ausgerichtet iſt, ſo ſollen ihnen die Bürger ſelbſt folgen. Indem ihr nun ſo lange ſaumet und verzögert, ſo geht alles dasjenige verlohren, wohin wir die Flotte ſchicken wollten; noch ehe ſie daſelbſt angelanget iſt. Wir bringen die Zeit des Feldzuges mit Vor-

ereitungen zu; als wenn die beſten Gelegenheiten auf unſre angſamkeit und Trägheit warten würden. Ja ſelbſt die enigen Völker, die wir in währender Zeit fertig zu haben lauben, werden für untauglich befunden, wenns zur Sache ſelber kömmt.

Philippus indeſſen iſt ſo übermüthig geworden, daß er folgenen Brief an die Euböer abgelaſſen hat. Leſet ihn nur durch.

Hier iſt das Schreiben verleſen worden.

Nun ihr Athenienſer, das allermeiſte von dem, was euch orgeleſen worden, iſt in der That wahr; ob es gleich nicht u wünſchen wäre. Vieleicht iſt euch ſolches nicht lieb zu ernehmen: allein, wenn es ſo leicht wäre, dieſe verdrüßlihen Dinge aus dem Wege zu räumen, als ſie mit Stillſchweien zu übergehen; ſo würde man die öffentlichen Verſammungen bloß zur Luſt anſtellen können. Dafern aber eine iebliche Rede zur Unzeit ſchädlich wird: ſo iſt es ja etwas chändliches, ſich ſelbſt zu betrügen; dasjenige, was man nicht gern höret, aufzuſchieben; alle Gegelegenheiten, ſeiner Pflicht ein Gnügen zu thun, zu verſäumen, und nicht einmal das zu begreifen, daß wackere Kriegeshelden nicht auf die Zufälle und Begebenheiten warten, ſondern ihnen zuvor ommen müſſen. Denn wie ein Feldherr ſein Kriegsheer eitet und führet: ſo müſſen rechtſchaffene Leute auch ihr Glück u lenken wiſſen; ſo daß es nach ihrem Kopfe gehe, nicht aber ie ſelber nöthige, ſeinen Ausſchlag und Erfolg abzuwarten.

Erwäget hier einmal euer bisheriges Betragen, ihr Athenienſer. Ihr habt das anſehnlichſte Heer auf den Beinen; ihr habt Galeeren und Fußvolk, Reiterey, und ſolche Einkünfte an Gelde, als ihr brauchet. Deſſen ungeachtet habet ihr euch alle dieſe Vortheile noch kein einzigmal recht zu Nuße gemachet, und euch, ſo zu reden, nach jedem Winde gedrehet. Ihr ſtreitet mit dem Philippus nicht anders, als die ungeſchickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekömmt ein ſolcher einen Streich, ſo gleich fährt er mit der Hand auf die Stelle; wird er anderwärts getroffen, ſo iſt auch die Hand

wieder

wieder da. Die Hiebe aber abwenden, oder ſeinen Gegner ſelbſt angreifen, das kann und will er nicht. Eben ſo machet ihrs auch. Höret ihr, Philippus ſey in Cherſonneſus; ſo beſchließet ihr Hülfsvölker dahin zu ſchicken. Iſt er in Pyle; ſo ziehet ihr auch dahin. Iſt er anderwärts; ſo verfolget ihr ihn Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath; und ſorget eher für nichts, als bis ihr höret, daß die Gefahr ſchon vorhanden, oder gar der Schaden bereits geſchehen iſt.

Es kann ſeyn, daß dieſes vorzeiten nichts zu bedeuten gehabt hat: voritzo aber ſieht es viel zu gefährlich aus, als daß ſolches rathſam oder erlaubet heißen könnte. Mich dünket nicht anders, ihr Athenienſer, als daß etwa eine Gottheit, die eure Stadt gern retten wollte, und ſich alles desjenigen ſchämet, was bisher geſchehen iſt, dem Philippus die Begierde zu ſolchem Unterfangen eingegeben habe. Wäre derſelbe nur mit demjenigen, was er ſchon erobert und gewonnen hat, zufrieden, ſo, daß er nichts mehrers im Sinne hätte: ſo glaube ich, viele unter euch würden nichts darnach fragen; wenn gleich die ganze Republik dadurch in Schimpf und Schande gerathen wäre. Nun aber, da er nicht ruhet, und täglich weiter geht; ſo wird er euch zuletzt gar heraus fodern: wofern ihr nämlich nicht eure ganze Herzhaftigkeit verlohren habet.

Ich muß mich in der That wundern, daß niemand unter euch es weder wahrnimmt, noch übel empfindet, daß der Krieg ſo ſchlecht von ſtatten geht. Iſts nicht ſo? Er wird in der Abſicht angefangen, daß wir uns an dem Philippus rächen wollen: itzo aber iſt es ſo weit gekommen, daß wir uns kaum ſattſam gegen ihn vertheidigen können. Es iſt auch offenbar, daß er damit nicht nachlaſſen wird; dafern ihn nicht eine größere Macht eintreiben ſollte. Wollen wir nun darauf warten? Wollen wir uns mit vergeblicher Hoffnung ſpeiſen? Wollen wir ihm ledige Galeeren entgegen ſchicken, und uns dabey ſchmäucheln, daß wir unſrer Pflicht aufs heiligſte

itzte nachgekommen? Wollen wir uns nicht zum Thore hinaus wagen? Wollen wir ihm nicht itzo mit einem Theile unsrer Stadtsoldaten entgegen rücken; wenn es gleich bisher nicht geschehen ist? Wollen wir endlich nicht in Macedonien selbst eine Landung unternehmen?

Ja, wird hier mancher fragen, wo soll unsre Flotte anlanden? Der Krieg, ihr Athenienser, der Krieg selbst wird es uns schon sagen und sattsam lehren, wo unser Feind am schwächsten ist. Laßt uns nur erst den Angriff thun! So lange wir zu Hause sitzen, und nur die Redner anhören, die sich einander lästern und schmähen: so lange kann unmöglich etwas rechtes ausgerichtet werden. Denn ich halte dafür, daß, wenn nur zum wenigsten ein Theil von unsrer Bürgerschaft abgeordnet würde: so würde die Güte der Götter und des Glückes uns gewiß beystehen; ob gleich nicht die ganze Stadt auszöge. Da ihr aber nur einen Heerführer mit einer nichtigen Verordnung versehen, ausschicket; so geht bey aller Hoffnung eurer Versammlungen, nicht das geringste von statten. Sondern wie eure Feinde über dergleichen Anstalten lachen: also möchten eure Bundsgenossen dabey vor Furcht fast vergehen. Es geht nicht an! ihr Athenienser, es geht gar nicht an, daß ein einziger Mensch alles miteinander ausführen kann, was ihr verlanget! Viel versprechen und zusagen kann er wohl; ja hernach bald diesen bald jenen anschwärzen: das ist etwas leichtes! Dabey aber ist ja bisher alles verlohren gegangen. Wird nun ein solcher Feldherr, der lauter gedungene Soldaten anführet, geschlagen: so finden sich gleich Leute, die euch von ihrem Verhalten auf dieser Stäte, wer weis was? vorlügen. Ihr aber glaubet alles, was ihr höret, und was euch am ersten einfällt: das beschließt ihr aus schändlicher Uebereilung. Was meynet ihr wohl, ihr Athenienser, was noch endlich daraus werden wird?

Allein, durch was für ein Mittel wird man allem dem Uebel abhelfen können? Durch dieses! ihr müsset die Soldaten, die ihr euren Befehlshabern mitgebt, auch zu Zeugen und Aufsehern

herrn ihrer Unternehmungen und Thaten beſtellen; ja dieſelben, ſo bald ſie zurücke gekommen, zu Richtern ſetzen, vor denen jene Rechenſchaft ablegen müſſen. Denn es iſt ja wohl billig, daß ihr von euren Angelegenheiten nicht nur Nachrichten einzieht; ſondern ſie auch ſelber mit anſehet. Doch, was ſage ich viel? So weit iſt es leider ſchon bey uns gekommen; daß unſre Hauptleute vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verlieren; da doch kein einziger davon das Herz hat, ſich ſein Lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen: ſo, daß ſie lieber gleich Räubern und Dieben ſterben, als einen rühmlichen Tod ausſtehen wollen. Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf laſſen: rechtſchaffene Feldherren müſſen mit dem Degen in der Fauſt ſterben.

Bey dem allen ſpazieret ihr herum, und bekümmert euch um Neuigkeiten. Einige ſagen, Philippus ſtehe mit den Lacedämoniern in Tractaten, wie er die Thebaner aufreiben wolle: andre ſprechen, er habe an den Perſer-König eine Geſandſchaft abgefertiget: noch andre, er befeſtigte die illyriſchen Städte. Noch andre tragen ſich wieder mit andern Zeitungen herum. Wiſſet ihr aber, was meine Gedanken ſind, ihr Athenienſer? Philippus dünket mir freylich, von ſeinen bisherigen Thaten, ſo eingenommen und trunken zu ſeyn, daß er ſich tauſend ſolche ſüße Träume machet: theils weil er keinen Widerſtand findet; theils weil ihn ſein Glück ſtolz gemachet hat. Doch glaube ich nicht, daß er ſeine Sachen ſo einfältig anſtellen werde, daß die gröbeſten Thoren unter uns wiſſen könnten, was er vorhabe? Denn es ſind ja die dümmſten Plauderer von der Welt!

O! wenn wir doch lieber, an ſtatt des allen, klüglich erwägen wollten, daß Philippus unſer Feind iſt; daß er uns alles Unſre nimmt; daß er ſich ſchon eine geraume Zeit ſo trotzig gegen uns erwieſen hat; daß alles, worauf wir uns bisher verlaſſen haben, uns nunmehr zuwider iſt; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns ſelbſt Hoffnung zu machen

haben; und daß wir, die wir itzo mit ihm dort nicht Krieg führen wollen, vieleicht eheſtens hier, wo ich rede, mit ihm werden fechten müſſen: wenn wir, ſage ich, dieſes, alles erwägen wollten; dann würden wir vernünftig handeln, und uns aller thörichten Fabeln entſchlagen. Man darf hier nicht viel fragen, was uns künftig noch bevorſtehe: denn es iſt gewiß, daß uns das allerärgſte betreffen wird; wo ihr nicht eure Aufführung ändern, und eurer Schuldigkeit gebührend nachkommen wollet.

Mein lebenlang habe ich mich nicht befliſſen, euch durch meine Reden gefällig zu ſeyn; es wäre denn, wann ſolches mit eurer Wohlfart verbunden geweſen iſt. Daher habe ich euch auch anjetzo alles frey heraus geſaget, was ich für Gedanken hege, und euch nicht das geringſte verſchwiegen. Was wollte ich nun lieber, als daß gute Anſchläge einem treuen Rathgeber ſo vortheilhaft wären, als nützlich es euch iſt, dieſelben anzuhören! Ich würde noch einmal ſo freudig geredet haben, wenn ich davon verſichert geweſen wäre. Itzo wußte ich zwar nicht, was ſelbiges nach ſich ziehen würde: doch habe ichs gewaget, euch alles zu eröffnen; bloß weil ich wußte, daß es euch zuträglich ſeyn könnte. Die Götter geben nur, daß die vortheilhafteſten Anſchläge die Oberhand behalten mögen!

Des Demoſthenes zweyte Rede wider den König Philippus.

Eingang.

Wenn von des Philippus Gewaltthätigkeiten, und von ſeinem friedbrüchigen Verfahren vor euch Reden gehalten werden, ihr Bürger von Athen: ſo bemerke ich, daß alle dergleichen Vertheidigungen eurer Rechte für löblich und billig angeſehen werden; und daß man alles dasjenige gut heißt, wodurch Philippus beſchuldiget und angeklaget wird. Wenn ichs aber frey ſagen ſoll, ſo ſage ich doch, daß nichts Rechtes unternommen, oder ſo ausgeführet wird, daß es ſich der Mühe verlohnte, dieſelben anzuhören. So weit iſt es mit unſrer

Re-

Republik ſchon gekommen, daß es deſto ſchwerer fällt, gute Anſchläge zu geben, wie man ſich zu verhalten habe; je gewiſſer es erwieſen worden, daß Philippus nicht nur die mit uns geſchloſſenen Bündniſſe bricht, ſondern ganz Griechenland zu unterdrücken ſuchet.

Die Urſachen ſind dieſe. Wer mit Gewalt und Unrecht nach fremden Gütern ſtrebet; der muß durch wirkliche Thaten, und nicht durch lange Reden zurücke gewieſen werden. Wir aber, die wir öffentlich hier auftreten, ſcheuen uns, euch dieſes zu ſagen und anzurathen; aus Furcht, wir möchten euch etwa dadurch zu nahe treten. Wir erwähnen hingegen nur der grauſamen, und unerhörten Frevelthaten des Philippus, die er theils noch im Sinne hat. Sieht man ferner euch, ihr Athenienſer, entweder ſelbſt eure Sache vertheidigen, oder die Behauptung eures Rechtes, die von andern geſchieht, mit völliger Einſicht anhören: ſo ſeyd ihr dem Philippus weit überlegen. Kömmts aber endlich zum Werke ſelbſt, und ſollt ihr ſeinen Unternehmungen in der That widerſtehen; ſo ſeyd ihr faul und ſchläfrig.

Daher kömmt es nun, daß ihr und Philippus, beyderſeits in eurem Bemühungen einen glücklichen Fortgang ſpüret. Euch beyden gelingt es darinnen, worauf ihr euch mit ſo vielem Fleiße leget und übet: ihm zwar in Thaten und Werken; euch aber in Worten und Reden. Seyd ihr nun damit zufrieden, daß ihr beſſer für euch zu reden wiſſet, als er: ſo iſt dieſes ein leichtes, und es kann euch gar keine Mühe koſten. Wenn ihr aber ſorgen wollet, daß der gegenwärtige ſchlechte Zuſtand unſrer Sachen wieder hergeſtellet werde; damit wir nicht ganz unverſehens zu Grunde gehen, und damit uns nicht eine ſo zahlreiche Armee ins Land falle, gegen welche wir nicht einmal zu Felde ziehen können: da wird man ganz andrer Anſchläge benöthiget ſeyn. Ja es werden ſo wohl die Redner, als die Zuhörer, das nützlichſte und heilſamſte dem leichteſten und anmuthigſten vorziehen müſſen.

Der Hauptsatz.

Wenn also jemand, ihr Männer von Athen, zuförderst erwäget, wie mächtig Philippus schon ist, und was er schon für Länder bezwungen hat; und doch dabey noch sicher ist, auch nicht wahrnimmt, daß eure Stadt in Gefahr ist, und daß alle seine Absichten auf euren Untergang zielen: so muß ich mich herzlich darüber wundern; „und ich will izo euch al„le ersuchet haben, mit wenigem die Gründe anzuhören, wel„che mich bewegen, das Gegentheil zu fürchten, und den Phi„lippus für unsern Feind zu halten.„ Werdet ihr nun finden, daß ich die Sache besser, als andre eingesehen habe; so bitte ich euch, mir zu folgen: wo aber jene Sorgloſe und Sichere es besser verstehen; wohlan, so möget ihr auch ihren Anschlägen Gehör geben!

Erzählung, oder Erklärung.

Ich betrachte also zuerst, ihr Athenienser, was Philippus nach dem Friedensschlusse erhalten hat: es war nämlich Pyle und die phocensische Landschaft. Aber was? Wie hat er sich derselben bedienet? Er hat der Thebaner Nutzen, nicht aber eure Wohlfahrt dadurch zu befördern gesuchet. Warum aber das nicht? Da er nur nach Macht und Größe strebet, es mag nun durch gerechte, oder durch ungerechte Mittel geschehen; nicht aber Frieden und Ruhe zu erhalten, oder die Billigkeit zu handhaben suchet: so sieht er es freylich wohl vorher, daß er unsrer Stadt, und unsern Verfassungen, nichts so großes weder versprechen noch leisten kann; wodurch ihr bewogen werden könntet, um des Eigennutzens halber, ihm etliche von den übrigen griechischen Provinzen aufzuopfern. Er sieht wohl, daß ihr aus Liebe zur Gerechtigkeit, und aus einem damit verbundenen Abscheue vor allen schändlichen Dingen, und aus einer vorsichtigen Erwägung alles Wohlanständigen; ihm, im Falle er dergleichen etwas unternehmen sollte, eben so wohl widerstreben würdet, als ob ihr wieder ihn selbst Krieg führetet. Von den Thebanern hielt er dafür, daß sie ihn alles nach seinem Kopfe wür-

den

den machen laſſen, wenn ſie nur ihren Vortheil dabey hätten; wie es denn in der That erfolget iſt: ja, daß ſie anſtatt ihm zu widerſtehen, und ſein Vorhaben zu hindern, ihm wohl gar mit gewaffneter Hand beyſtehen würden, wenn er es verlangen ſollte. Mit den Meſſeniern und Argivern, machet ers itzo in einerley Abſicht eben ſo: und dieſes alles, ihr Athenienſer, gereichet euch zu einer ſonderbaren Ehre. Denn dadurch giebt er zu verſtehen: daß er euch für Leute anſieht, die um keines Vortheils, um keiner Gnade, um keines Gewinſtes halber, die Neigung gegen Griechenland fahren laſſen, oder die Vertheidigung deſſelben unterlaſſen würden.

Und er thut wohl daran, daß er von euch anders, als von den Thebanern und Argivern urtheilet: er mag nun dabey auf die itzigen, oder auf die vergangenen Zeiten ſehen. Er hat nämlich geleſen und gehöret: daß eure Vorfahren, da ſie über Griechenland hätten herrſchen können, wenn ſie nur des perſiſchen Königs Vaſallen hätten werden wollen, dieſen Vorſchlag nicht nur ausgeſchlagen, da er ihnen durch einen Abgeordneten gethan worden; ſondern ſo gar lieber die Stadt mit dem Rücken angeſehen, ja alles Ungemach ausgeſtanden; nachmals aber ſolche Thaten gethan, die zwar ein jeder gern nachthun wollte, die aber noch zur Zeit niemand nach Würden beſchreiben können. Auch ich gehe dieſelben itzo billig vorbey: weil dieſe Heldenthaten weit größer ſind, als daß ſie in einer Rede könnten erzählet werden. Der Thebaner und Argiver Vorfahren hingegen, haben theils ſelbſt in perſiſchen Dienſten geſtanden, theils aber doch dieſen Barbaren ſich gar nicht widerſetzet.

Aus dem allen hat er alſo abgenommen, dieſe beyde würden ſich an ihrem Eigennutze gnügen laſſen, und die gemeine Wohlfahrt von Griechenland aus den Augen ſetzen. Er hat geglaubet, wenn er eure Freundſchaft ſuchen wollte, müßte er ſie um der Gerechtigkeit halber ſuchen: würde er ſich aber mit jenen in Bündniſſe einlaſſen; ſo würden ſie ihm ſeine Begierden erfüllen helfen. Daher kömmt es nun, daß er ſowohl damals, als itzo, dieſelben euch vorgezogen. Er ſieht

ja

ja nicht, daß sie etwa mehr Galeeren hätten, als ihr habet. Er verachtet ja auch den Handel und das Seewesen nicht, so daß er euch irgend deswegen nicht nöthig hätte; maßen er selber schon einige Herrschaft über das Meer hat: vielweniger kann er der Zusage und des Versprechens vergessen haben, dadurch ihm neulich der Frieden zugestanden worden.

Doch vielleicht wird hier jemand sagen: Philippus wisse freylich das alles; er habe aber ein solches weder aus Geiz, noch aus den andern, von mir erwähnten Ursachen gethan: sondern bloß, weil die Thebaner ihm billigere Vorschläge gethan, als wir. Allein unter allen Ausflüchten, womit er sich irgend bescheinigen könnte, ist diese gerade die allernichtigste. Denn wer wird sichs doch einbilden lassen, er habe, aus Liebe zur Billigkeit, den Lacedämoniern befohlen, Messenien zu verlassen, und den Thebanern Orchomene und Koronea zu übergeben?

Vielleicht ist er aber dazu gezwungen worden! Vielleicht hat er, von der thessalischen Reiterey und den thebanischen Schaaren genöthiget, dieses wider Willen zugestehen müssen! Das einzige ist nur noch übrig. Daher, sagen sie, trauet er den Thebanern nicht; und erzählen hier und da, daß er Elatea befestigen werde. Allein gleichwohl thut er dieses doch noch nicht; wirds auch wohl, meiner Meynung nach, nimmermehr thun. Mit den Messeniern und Argivern, spricht man, werde er die Lacedämonier nicht angreifen: und doch schicket er schon seine Völker hin, schießt Geld vor, und wird selbst mit einem großen Heere daselbst erwartet. Dergestalt richtet er die Lacedämonier, die der Thebaner Feinde sind, zu Grunde; die Phocenser hingegen, die er sonst selbst verwüstet hat, setzet er nunmehr wieder in völligen Stand. Hätte nun Philippus solches entweder vorhin, gezwungener Weise gethan, oder hegete er itzo das geringste Mistrauen gegen sie: so würde er ja, meinem Urtheile nach, ihren Feinden nicht so beständig zuwider seyn. Ja er selbst erkläret sich, durch seine itzigen Unternehmungen, daß er alles damalige freywillig gethan habe.

Be-

Beweis.

Erweget es nur recht, ihr Athenienſer, ſo werdet ihr finden, daß er nichts anders, als den Untergang unſrer Republik im Sinne hat: ja daß er zu dieſen Zeiten nichts anders zur Abſicht haben könne und ſolle. Ihr könnet dieſes folgender geſtalt begreifen. Er will herrſchen: daß iſt außer Streit. Darinn aber hält er euch für die einzigen, die ihn zu hindern vermögend ſind. Daher hat er euch ſchon eine geraume Zeit her, ſo viel Unrecht und Gewalt gethan; wie er es ſelber wohl weis. Denn was er uns feindlicher Weiſe genommen hat, deſſen bedienet er ſich itzo, ſeine übrigen Länder zu bedecken. Er würde ſich ſelbſt in ſeinem Schloſſe, nicht für ſicher halten, wenn er Amphipolis und Potidea verlieren ſollte. Er weis alſo beydes, ſowohl daß er euch nachſtellet: als daß ihr ſolches gewahr werdet. Da er euch aber für beherzte Leute anſieht, ſo hält er auch dafür, ihr wäret ihm mit Rechte gehäßig: und daher iſt er auch ſo aufgebracht und erhitzet; weil er glaubet, es würde ihm übel gehen, dafern ihr eine gute Gelegenheit finden ſolltet, und er euch nicht zuvor käme. Darum ſteht er immer auf der Hut; darum lauret er auf unſre Vaterſtadt: darum hält ers mit etlichen Thebanern und mit einigen Peloponneſern, die jenen beypflichten. Von dieſen hoffet er, daß, wie ſie aus Eigennutz mit dieſen itzigen Umſtänden ſchon zufrieden ſind; alſo auch aus Dummheit des Verſtandes nichts von dem, was noch bevorſteht, vorher ſehen werden. Wenn ſie aber nur eine mäßige Klugheit beſäßen, ſo würden ſie ganz augenſcheinliche Exempel davon vor Augen ſehen. Ich habe dieſelben bey Gelegenheit den Meſſeniern und Argivern erzählet; und vielleicht iſt es nicht undienlich, ſie auch euch zu wiederholen.

Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehöret haben, ihr Meſſenier! ſprach ich, wenn jemand zu der Zeit wider den Philippus Reden gehalten hätte, da er ihnen Anthemunt überließ, welche Stadt ſich doch alle vorige macedoniſche

Könige

Könige angemaßet hatten? da er ihnen Potidea schenkte, und ihnen die athenienſiſchen Colonien daraus vertrieb? da er ſich gar für unſern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landſchaft zu nutzen einräumete? Hätten ſie wohl gedacht, daß es ihnen ſo gehen würde? Hätten ſie es wohl geglaubet, wenn es ihnen jemand vorher geſaget hätte? Nimmermehr! Indeſſen geſchah es, daß ſie, nach einem kurzen Genuſſe fremder Ländereyen, ihrer eigenen, auf eine ſehr lange Zeit beraubet würden; indem ſie nicht nur vertrieben und ſchmählich überwunden, ſondern ſogar von ihren Mitbürgern verrathen und verkaufet wurden. Was ſchließe ich nun daraus? Dieſes: daß die gar zu große Gemeinſchaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen, freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich ſey.

Wie gieng es den Theſſaliern? Meynet ihr wohl, ſprach ich, daß ſie damals, als ihnen Philippus Nicea und Magneſia gab, als er ihre Tyrannen vertrieb, vermuthet hätten: daß dieſe itzige Regierungsart bey ihnen eingeführet werden würde? Hätten ſie es wohl gedacht, daß derjenige, der ihnen Pyle wieder gab, ſie ihrer eigenen Privateinkünfte berauben würde? Nimmermehr hätten ſie das geglaubet! Nichts deſtoweniger iſt das alles geſchehen, wie es leider am Tage liegt. Ihr gleichfalls, ſetzte ich hinzu, ſeht den Philippus gern, ſo lange er ſchenket und giebt: ſo bald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben, alsdann werdet ihr ihn weit von euch wegwünſchen; dafern ihr anders klug ſeyd.

Man hat freylich wohl, zur Sicherheit und Vertheidigung der Städte, verſchiedene Mittel erdacht: Wälle, Mauren, Gräben, und was des Dinges mehr iſt; die alle mit ſchwerer Arbeit gemachet werden, und viel Geld koſten. Kluge Leute aber, haben ein einziges allgemeines Schutzmittel in ſich ſelbſt: welches zwar einem jeden ins beſondre nützlich und heilſam iſt; ſonderlich aber freyen Republiken wider die Tyrannen dienen kann. Und welches iſt es denn? Das Mistrauen! Darinnen übet euch! Dieſes bewahret, wie euren

Augapfel

Augapfel; denn ſo lange es euch daran nicht fehlen wird, ſo lange werdet ihr außer aller Gefahr ſeyn. Aber was ſuchet ihr, fragte ich? Ohne Zweifel die Freyheit! Sehet ihr aber nicht, daß Philippus einen Namen führet, der derſelben ſchnurſtracks zuwider läuft? Alle Könige, alle Tyrannen, ſind ja Feinde der Freyheit, und Untertreter aller Geſetze! Sehet euch derowegen wohl vor, daß ihr nicht, indem ihr das Ende des Krieges wünſchet, einen Oberherrn und Regenten bekommen möget.

Als ſie dieſe Worte gehöret hatten, klopften ſie zum Zeichen ihres Beyfalles in die Hände; ſie lobten auch vieler andern Abgeſandten Reden, die theils in meiner Gegenwart, theils in meiner Abweſenheit gehalten wurden. Deſſen ungeachtet aber, laſſen ſie ſich vom Philippus und ſeinen Verheißungen gar nicht abwendig machen. Doch das iſt eben nichts ungereimtes, wenn gleich einige Meſſenier und Peloponneſer wider dasjenige handeln, was ſie ſelbſt für das beſte erkennen. Aber da ihr es theils ſelbſt verſteht, theils aus unſern Reden höret, daß man euch nachſtellet; daß ihr ganz umſchanzet ſeyd: wie groß muß nicht dabey eure Trägheit ſeyn! Denn durch das alles werdet ihr ganz unverſehens unterdrücket werden. Dergeſtalt gilt eine kurze Wolluſt und Ruhe zuweilen mehr, als der bevorſtehende dauerhafte Nutzen. Dafern ihr nun weiſe ſeyd, ſo möget ihr hernach ſelbſt für euch berathſchlagen, was zu thun ſey: voritzo will ich nur von demjenigen handeln, was ihr, eure Schlüſſe zu beſcheinigen, vorbringen könnet.

Widerlegung.

Es wäre billig, ihr Athenienſer, daß diejenigen hergeruffen würden, die euch damals die Verheißungen überbrachten, wodurch ihr bewogen wurdet, Frieden zu machen. Denn weder ich ſelbſt, hätte jemals die Geſandſchaft auf mich genommen; noch ihr würdet, wie ich ſattſam verſichert bin, jemals aufgehöret haben, wider ihn zu kriegen: wenn ihr gewußt hättet, daß Philippus, nach geſchloſſenem Frieden, alſo mit

euch handeln würde. Damals führte er eine ganz andre Sprache, als itzo. Ja man sollte noch andre mehr vorfodern. Wen aber? diejenigen, welche mir widerstunden, als ich nach dem Friedensschlusse, von der andern Gesandschaft zurück kam, die den Eid vollziehen zu lassen abgeordnet war: da ich wohl merkte, daß man uns ein Blendwerk machte, auch dieses alles vorher sagte, und nicht zulassen wollte, daß Pyle und die Phocenser verlohren giengen. Diejenigen, die da sagten: ich, der ich Wasser zu trinken gewohnt wäre, hätte Ursache, so schwierig und mürrisch zu seyn: wenn Philippus aber innerhalb Pyle käme, so würde er, nach euer aller Wunsche, nicht nur der Thebaner Freyheit dämpfen, sondern auch Thespia und Platea befestigen, und den Chersonnesus auf seine Kosten durchgraben, ja euch Euböa und Oropus für Amphipolis abtreten. Ich weis es wohl; ihr alle erinnert euch, daß dieses hier öffentlich von der Rednerstelle gesaget worden; obgleich ihr sonst die Beleidigungen andrer nicht sonderlich zu ahnden pfleget. Ja was das allerschändlichste ist; ihr habt durch diesen Frieden, so gar eure eigene Nachkommen bestricket, welche doch Erben eurer Hoffnung seyn sollten. So gar seyd ihr ins Netz gelocket worden!

Gemüthsbewegungen.

Aber warum sage ich solches? und warum verlange ich daß diese Leute vorgefodert werden sollen? So wahr Gott im Himmel lebt! ich will es frey heraus sagen, und nichts verhelen. Nicht zwar des Schimpfens halber, dafür sie mich doch hernach nur wieder angreifen würden; auch nicht, damit diejenigen, die mir von Anbeginn gehäßig sind, von neuem Gelegenheit finden mögen, etwas vom Philippus zu bekommen; auch nicht eines fruchtlosen Geschwätzes wegen: sondern weil ich dafür halte, daß euch des Philippus Thaten dermaleins beschwerlicher fallen werden, als itzo. Denn ich sehe schon, wo es hinaus will: und wiewohl ich wollte, daß alle meine Muthmaßung falsch wäre, so befürchte ich doch, daß ihre Erfüllung nicht bereits vor der Thüre sey. Wenn

es

es euch alſo nicht mehr frey ſtehen wird, das, was ſich wirklich zuträgt, aus dem Sinne zu ſchlagen; wenn ihr dasjenige, was wider euch unternommen wird, nicht mehr von mir, oder einem andern werdet ſagen hören, ſondern alles mit eigenen Augen ſehen und wohl begreifen werdet: alsdann, ſage ich, werdet ihr ſehr zornig und verdrüßlich werden.

Ich beſorge aber ſehr, ihr Athenienſer, daß euren Zorn vieleicht diejenigen fühlen werden, die ſich itzo bemühen, dasjenige zurecht zu bringen, was die Geſandten verderbet haben; die, weil ſie ſich durch Geld beſtechen laſſen, damals das Nöthigſte verſchwiegen haben: denn ich ſehe ja, daß einige nicht auf die Schuldigen, ſondern auf den erſten, den beſten, ihren raſenden Zorn ausſchütten wollen. Indeſſen aber, da die Sache aufgeſchoben bleibt, da allerley Anſtalten gemachet werden, und wir unter einander unſre Vorſchläge anhören: ſo will ich einen jeden unter euch, ob ihrs gleich ſchon ſelber wiſſet, dennoch ermahnet haben, fleißig zu unterſuchen: wer es euch gerathen habe, die Phocenſer und Pyle zu verlaſſen? Nachdem Philippus dieſe Oerter in ſeiner Gewalt hat, ſo ſteht ihm der Weg offen Attica und Peloponneſus anzugreifen. Ja es iſt ſo weit gekommen, daß ihr itzo nicht ſowohl rathſchlagen dörfet, wie die Gerechtſame der Griechen zu vertheidigen, und die Ländereyen zu behaupten ſind; ſondern wie ihr die Aecker eurer ererbten Landgüter erhalten, und den Krieg, der uns in Attica ſelbſt bevorſteht, abwenden könnet: den Krieg, ſage ich, der euch alle beunruhigen wird, wenn er angeht; der aber gewiß an dem vorerwähnten Tage angeſponnen worden.

Beſchluß.

Wäret ihr damals nicht ſo ſchändlich hintergangen worden: ſo würde die Republik itzo in ſolchen Nöthen nicht ſeyn. Philippus würde weder nach gewonnener Seeſchlacht, mit einer Flotte nach Attica gekommen, noch zu Lande durch Pyle und die Phocenſer eingedrungen ſeyn: ſondern entweder das Sei-

ne gethan, und Friede gehalten haben; oder ſogleich in einen eben ſo ſchweren Krieg verwickelt worden ſeyn, als derjenige war, in welchem er vorhin hatte um Friede bitten müſſen. Dieſes mag genug ſeyn, euch zu ermahnen und aufzumuntern: Gott gebe, daß ihr es nicht ſelbſt aus der Erfahrung lernen dörfet! Denn ich wollte nicht gern, daß jemand, geſetzt auch, daß er den Untergang wohl verdienet hätte, mit allgemeiner Gefahr und Schaden den Lohn ſeiner Bosheit empfangen ſollte.

Das II. Hauptſtück.

Von der Nachahmung.

I. §.

Die bisherige Uebung im Ueberſetzen iſt zwar gewiſſermaßen auch eine Nachahmung zu nennen; und könnte alſo mit in dieſes Hauptſtück gezogen worden ſeyn. Allein es giebt noch andere Arten der eigentlich ſo genannten oratoriſchen Nachahmung, davon andre ganz eigene Abhandlungen geſchrieben haben, und die uns Herr Profeſſor Halbauer beyſammen ans Licht geſtellet hat. Weil nun dieſelbe von vielen, ſo wohl alten als neuern Lehrern der Beredſamkeit, den Schülern und Liebhabern derſelben angeprieſen wird: ſo müſſen wir doch hier unſre Gedanken davon entdecken, und alſo unſre Leſer nicht im Zweifel laſſen: in wie weit eine ſolche Nachahmung ihnen rathſam ſeyn könne oder nicht? Fürs erſte theilet man die Nachahmung in eine kindiſche und in eine männliche ein. Die erſte bemüht ſich nur die Wörter und Redensarten guter Scribenten nachzuahmen, das iſt, anzuwenden und zu gebrauchen: ob man gleich von ganz andern Dingen und Materien zu handeln hat. Die andre aber bemühet ſich die Schreibart, das iſt, die Ordnung und den Zuſammenhang

der

der Gedanken, in vielen aufeinander folgenden Säßen nachzuahmen. Nach meiner Meynung aber giebt es noch eine dritte Art der Nachahmung, die ich eigentlich eine oratoriſche nennen will. Von allen dreyen will ich mit wenigem handeln.

II. §.

Im Abſehen auf die erſte Art der Nachahmung, iſt es gewiß, daß man ſie im Deutſchen, zum wenigſten im Abſehen auf die fremden, oder ausländiſchen und alten Scribenten, nicht anders brauchen kann, als wenn man ſie überſeßet: davon ſchon oben zur Gnüge geredet worden. Was aber unſere einheimiſchen Scribenten anlanget, ſo iſt es eine andre Frage, ob man auch deren ihre Wörter und Redensarten nachahmen ſoll? Da ſind nun viele allerdings der Meynung, daß ſolches von Anfängern geſchehen müſſe. Daher empfehlen ſie ihnen ſo fleißig Lohenſteins Schriften, daraus ſie ſich Wörter und Redensarten anmerken und aufzeichnen, auch ſelbige hernach fleißig anbrigen ſollten. Ob nun auch einige neuere Scribenten ſchon in dem Anſehen ſtehen, daß man ihre Schriften dergeſtalt nachzuahmen ſuchet, das weis ich entweder nicht; oder ich mag es nicht wiſſen*. Das weis ich aber wohl, daß diejenigen, welche es verſuchet haben, in den Ruf gelehrter Diebe gekommen ſind; ſo bald man es wahrgenommen hat, daß ſie, ſich mit fremden Federn zu puzen, befliſſen ſind. Ich weis es dem ſel. Hofrath Pietſch noch Dank, daß er mich gleich im Anfange meiner poetiſchen Uebungen, da ich mich auch gewiſſer, aus andern berühmten Dichtern entlehnter Redensarten, in meiner Einfalt bediente, von dieſer kindiſchen Art der Nachahmung abgeſchrecket hat. Denn er wußte mir bey jeder Zeile zu ſagen, wo ich dieſes oder jenes Beywort, oder ein andres

* Ergo hoc ſit primum in præceptis meis, ut demonſtremus, quem imitetur; atque ita, ut quæ maxime excellant in eo, quem imitabitur, ea diligentiſſime perſequatur. *Cicer. L. II de Orat. c. 22.*

poetisches Blümchen her hätte: und dadurch ward mir dieses Borgen, oder die sogenannte Nachahmung so verhaßt, daß ich es weder in gebundener, noch in ungebundener Rede, jemals mehr habe wagen mögen, dergleichen entlehnte Zierrathe anzubringen.

III. §.

Fraget man mich, ob ich denn dergestalt alle Wörter zu brauchen verbiethen wolle, die schon von andern gebrauchet worden: so ist dieses freylich meine Meynung nicht. Allein es ist ein Unterscheid unter solchen Wörtern, die in allen Scribenten vorkommen, und selbst im gemeinen Leben üblich sind; und unter solchen Ausdrückungen, die dieser oder jener Schriftsteller zuerst erfunden, und als besondre Zierrathe angebracht hat. Diese sind gemeiniglich so, so sinnreich, so neu, so erhaben und edel, daß sie als Sterne hervor schimmern, und von den Lesern sehr leicht angemerket werden. Wann man sich nun mit solchen entlehnten Putzwerken behilft: so macht sich ein jeder Leser, der dieselben sonst wo gelesen hat, eine Ehre und Freude daraus, diesen Raub seinem Eigenthümer wieder zu erstatten. Und was brauchet man es doch, sich in diese Gefahr zu begeben, wenn man selbst einen Kopf voller Gedanken hat? Heißt es denn bey einem Redner nicht eben so wohl, als bey einem Poeten:

Verbaque prævisam rem non invita sequentur. *Hor.*

Daß müßte ja wunderlich seyn, daß man nicht Worte finden könnte, die seine Gedanken auszudrücken geschickt wären! Ueberdem schicken sich auch fremde Redensarten zu unsern Einfällen selten so gut, daß man es ihnen nicht anmerken sollte, daß sie nicht recht für einander gemachet sind. So selten ein fremdes Kleid sich auf unsern Körper schicket: so selten gelingt es auch den Freunden solcher Nachahmung mit ihrer Bemühung. Mir gefällt hier des Angelus Politianus Ausspruch sehr*: Das nämlich solche Nachahmer nur den

* Mihi certe, quicumque tantum componunt ex imitatione, similes esse vel psittaco, vel picæ videntur, proferentibus, quæ

nec

den Papageyen und Dolen zu vergleichen sind, die nur Worte reden, die sie doch nicht verstehen; zumal wenn sie, wie insgemein geschieht, nur das fehlerhafte * großer Leute nachäffen, daß gute aber nicht erreichen können. S. oben im Capit. von der guten Schreibart die Stellen des Seneca, von dem Nachahmer des Sallustius. Haben wir nicht auch schon solche Leute, die nur von gewissen Schweizern die Sprachschnitzer nachahmen?

IV. §.

Die andere Art der Nachahmung heißt die männliche; weil zu ihr schon ein reiferer Verstand und eine fast männliche Beurtheilungskraft gehöret. Was nun die Erlernung der lateinischen Sprache anbetrifft, so gebe ich es gern zu: daß man sich daselbst schöne Stellen, aus einem oder mehrern guten Scribenten zur Nachahmung erwählen; und sich bemühen müsse, wie Plinius in dem oben angezogenen Briefe räth, ihre Art sich auszudrücken, und die Gedanken zu verbinden, ihre Lebhaftigkeit und ihre Figuren nachzumachen. Denn wer kein sogenanntes Küchenlatein schreiben will, der muß nicht nur lateinische Wörter, sondern auch eine bey den Lateinern übliche Ordnung, Folge und Verbindung derselben beobachten: das heißt, er muß auch nach Art der Lateiner denken können. Siehe des sel. M. Langens Inst. Stili Romani, P. III. c. V. Allein, da wir hauptsächlich einen deutschen Redner zubereiten wollen: so fraget sichs, ob man auch die besten Scribenten in seiner Muttersprache nachahmen solle? Doch ich bin hier eben der Meynung, als oben bey der kindischen Nachahmung; nämlich

nec intelligunt. Carent enim, quæ scribunt isti, viribus & vita, carent actu, carent affectu, carent indole; jacent, dormiunt, stertunt! Nihil ibi verum, nihil solidum, nihil efficax! v. *L. IX. Ep. ultima ad Paull. Cortesium.*

* Multos imitatores sæpe cognovi, qui aut ea, quæ facilia sunt, aut etiam illa, quæ insignia ac pæne vitiosa, consectantur imitando. *Cic. ibid.*

ich widerrathe es allen, sich an dergleichen unnöthige und schädliche Uebungen zu machen. Nicht als wenn ich der Jugend alle Schriften guter Redner aus den Händen reißen; und ihnen verbiethen wollte, dieselben zu lesen. Nein, ich rathe dieses vielmehr allen und jeden an. Sie müssen sich allerdings durch das Bücherlesen den gehörigen Reichthum, die Schönheit und den Nachdruck in ihrer Muttersprache angewöhnen, den sie gewiß aus dem täglichen Gebrauche niemals recht lernen würden. Denn wie elend schreiben doch diejenigen deutsch, die niemals etwas anders, als lateinische und französische Bücher gelesen haben?

V. §.

Nur das behaupte ich, daß man, im Schreiben selbst, sich keine Stelle eines berühmten Scribenten zum Muster vorlegen, und dieselbe nachzukünsteln suchen müsse. Die gute Schreibart eines Redners muß nicht einem Springbrunnen ähnlich seyn, den sein Meister durch allerhand künstlich gewundene Röhren, wider seine Natur in die Luft zu sprißen, zwingt; sondern einer wasserreichen Quelle, die aus einer Höhe, von sich selbst in ein Thal herab fließt, die Auen bewässert, die Felder fruchtbar macht, und ganzen Ländern und Städten Vortheil bringet. Wie nun kein Fluß mit einem andern ähnliche Krümmungen, Breiten, Fälle und Ufer hat: so darf auch kein Scribent gerade so, wie ein anderer schreiben. Ein jeder muß seinen eigenen Character, sein eigen Naturell ausdrücken. Wie sehr sind nicht alle alte Scribenten, auch die zu einem Alter gerechnet werden, unterschieden? Und wenn gleich Cicero meynet, Perikles, Alcibiades und Thucydides, die zu einer Zeit gelebet, hätten auch einerley Schreibart gehabt; weil sie einander nachgeahmet hätten *: so halte ich doch dafür, dieses sey damals der

* Pericles atqūe Alcibiades, & eadem ætate Thucydides, subtiles, acuti, breves; sententiis magis quam verbis abundantes. Non potuisset accidere, ut unum esset omnium genus, nisi aliquem sibi proponerent ad imitandum. *L. II. de Orat.*

der gemeine Character der Athenienſer im Reden geweſen, kurz und nachdrücklich zu ſchreiben; ſo wie auch bey uns zu Luthers Zeiten, alles ſo körnigt und derb heraus, ohne viele Umſchweife, geſchrieben worden. Schreibt wohl Cäſar wie Livius? Schreibet Cornelius wohl ſo, wie Salluſtius? Bemühet ſich wohl Livius, dem Cicero in der Schreibart nachzuahmen? Wo hat Xenophon einem Thucydides; Demoſthenes dem Iſokrates, oder Ariſtoteles dem Plato, im Schreiben nachgeäffet? Ein jeder von dieſen Männern ſchrieb aus ſeiner eigenen Einſicht, und brauchte ſeine eigene Geſchicklichkeit im Denken, und im Ausdrucke ſeiner Gedanken. So müſſen wir es auch machen, wenn wir nicht gezwungen, verſtellt, oder affectirt ſchreiben wollen: wie z. E. Boileau zum Spott, des Balzac und Voitüre Schreibart, in ein Paar Briefen an den Marſchall von Vivone, nachgeäffet hat.

VI. §.

Will man mir einwenden: daß gleichwohl Plinius der jüngere, in ſeinem II. Br. des I. B. geſteht, er habe den Demoſthenes, und anderwärts, er habe den Cicero nachgeahmet; und daß dieſer im zweyten Buche vom Redner im 2. und folgenden Cap. die Nachahmung angerathen: ſo werde ich es zugeben, daß man nachahmen könne; allein auf eine ganz andre und dritte Art. Ich nenne dieſes die oratoriſche Nachahmung, die weder die Wörter, noch die Sätze und ihren Zuſammenhang; ſondern die ganze Art und den Character der Beredſamkeit, das iſt die Freyheit der Gedanken, die Liebe zur Wahrheit, die Ehrlichkeit des Gemüthes, die Munterkeit und den Eifer im Vortrage ſeiner Vorſtellungen, nachmachet und auszudrücken ſuchet. Von einer ſolchen Nachahmung war auch Cicero ein Freund; und davon redet er in der kleinen Schrift, von der beſten Gattung der Redner, im II Hauptſtücke. Es iſt alſo wohl kein Redner zu finden, ſchreibt er, der nicht gern

dem Demosthenes ähnlich seyn wollte*. Und in dem folgenden Capitel schreibt er so**: „Denn da es nur eine ein„zige gute Gattung von Rednern giebt, so fraget es sich, „welche es sey? Es ist aber diejenige, die zu Athen geblü„het hat, von welcher uns der Nachdruck der attischen Red„ner zwar unbekannt, ihr Ruhm aber weltkündig ist. „Diese sind nicht nur ohne alle Gebrechen, sondern sie sind „nicht einmal mit einer guten Gesundheit zufrieden: sie „wollen auch viel Stärke, gewaltige Arme, Blut und „Geister haben, ja noch eine angenehme Farbe dazu. „Diese lasset uns nachahmen, wenn wir anders können: wo „nicht, doch lieber diejenigen, die von unverletzter Gesund„heit sind, wie die attischen Redner; als die einen schädli„chen Ueberfluß zeigen, dergleichen Asien viele hervorge„bracht hat.“ Hier sehen wir, was uns Cicero für eine Nachahmung empfiehlt. Wir sollen uns die attischen Redner in ihrer fehlerfreyen, gesunden, starken, gewaltigen, vollblütigen und angenehmen Beredsamkeit, zu Mustern nehmen. Und von dieser seinen Römern einen Geschmack beyzubringen, hat er selbst die Reden, die Demosthenes und Aeschines von der Krone gehalten haben, lateinisch übersetzet.

VII. §.

Allein so leicht dieses gesaget ist: so schwer ist es auszuüben. Man muß in den Sprachen und Schriften derjenigen, die man nachahmen will, gleichsam erzogen seyn. Man

* Itaque nemo est orator, qui se Demosthenis similem esse nolit.

** Unum enim quum sit genus, id quale sit, quærimus? Est autem tale, quale floruit Athenis, ex quo atticorum oratorum ipsa vis ignota est, nota gloria. -- -- Qui cum careant omni vitio, non sunt contenti quasi bona valetudine; sed vires, lacertos, sanguinem quærunt, quandam etiam suavitatem coloris. Eos imitemur, si possumus: sin minus, illos potius, qui incorrupta sanitate sunt, quod est proprium Atticorum, quam eos, quorum vitiosa abundantia est, quales Asia multos tulit.

Man muß ihre Art zu denken und zu reden, ſich geläufig und gleichſam eigen gemachet haben; ſo daß man nicht mehr daran denken darf, daß man ſie nachahmen will, und dennoch eben ſo ſchreiben und reden kann, als ſie geredet und geſchrieben haben. Weil es nun nicht eines jeden Liebhabers der Beredſamkeit ſeine Sache iſt, ſich mit dieſen Muſtern der Griechen und Römer ſo bekannt zu machen: ſo haben Italiener, Franzoſen und Engländer die beſten Reden des Demoſthenes und Cicero in ihre Sprache überſetzet, und ſind alſo in des großen Tullius Fußtapfen getreten. Ich ſelbſt habe mich ein gleiches unterſtanden, als ich 1728 meinen Grundriß einer vernunftmäßigen Beredſamkeit ans Licht ſtellete; indem ich ein paar Stücke von jedem der obbenannten Redner deutſch überſetzet beyfügte. Meine Abſicht war gleichfalls, unſern Deutſchen nur zu zeigen, wie die geſunde, ſtarke und natürlich ſchöne Beredſamkeit der Alten ausſähe; und ſie zu Verwerfung des ſchwülſtigen und aufgeblaſenen, oder auch zuſammengeſtoppelten Zeuges zu bewegen, welches gar zu lange bey uns geherrſchet hat. Ich muß aber von meinen Bemühungen, ebenfalls mit dem Cicero geſtehen, daß ich ſie nicht, als ein ängſtlicher Dollmetſcher, ſondern als ein Redner überſetzt habe; indem ich nicht ſowohl jedes Wort, ſondern vielmehr den Nachdruck ganzer Sätze auszudrücken bemüht geweſen bin*. Dieſes mögen ſich diejenigen zur Lehre und Antwort dienen laſſen, die als ängſtliche Schulmeiſter ſchreyen, daß bald hier, bald da eine Sylbe des Griechiſchen und Lateiniſchen nicht recht ausgedrückt ſey; da ſie doch ſelbſt nicht einen einzigen Satz der Alten in einem leidlichen Wohlklange, oder mit oratoriſchem Feuer rein deutſch zu geben wiſſen.

VIII. §.

* Nec converti ut interpres, ſed ut orator, ſententiis iisdem & earum formis, tanquam figuris, verbis ad noſtram conſuetudinem aptis; in quibus non verbum pro verbo neceſſe habui reddere, ſed genus omnium verborum vimque ſervavi. Non enim ea me annumerare meo Lectori putavi oportere; ſed tanquam appendere.

VIII. §.

Soll ich nun auch Vorschläge thun, wie man sich am besten auf diese Art, die Alten nachzuahmen, legen könne: so kann ich nichts bessers rathen als dieses: Man wähle sich irgend einen Fall, wo man es bey den Geschichtschreibern erzählet findet, daß dieser oder jener alte Held, dieses oder jenes geredet haben soll. Den Inhalt ihrer Reden, und die Umstände der Zeit, des Ortes, der Absichten, und Veranlassungen stelle man sich, durch ein eifriges Nachdenken, so lebhaft vor, als man kann. Alsdann lese man, mit einer muntern und lauten Stimme, irgend eine andre aus den Alten übersetzte Rede durch: und wenn man sich dergestalt die Einbildungskraft erhitzet hat; so mache man sich an seine Arbeit. Man rede, so viel möglich ist, eben so frey, natürlich, ungezwungen, nachdrücklich und feurig, als der obgedachte Held in seinen Umständen geredet haben würde. Ich kann aus der Erfahrung die Versicherung geben, daß dieses ein treffliches Mittel ist, die Beredsamkeit der Alten, wo nicht zu erreichen; doch wenigstens sich ihnen weit mehr zu nähern, als man sonsten zu thun fähig gewesen seyn würde. Nicht nur an geschickten Lehrlingen habe ich diesen Vorschlag bewährt gefunden: sondern ich selbst habe mich dergestalt geübet. Um eine geringe Probe davon zu geben, könnte ich eine kleine Rede hersetzen, dazu mir ein gelehrter Mann und großer Kenner und Liebhaber der Alten, in der vertrauten Rednergesellschaft allhier, vor etlichen Jahren Gelegenheit gab. Denn da er eine Rede gehalten hatte, wodurch sich Catilina gegen die erste catilinarische Rede Ciceros hätte vertheidigen können: so nahm ich dabey Anlaß, zu dichten, als ob Cato der jüngere, der dabey zugegen gewesen, eine Antwort darauf gegeben hätte, den Cicero zu vertheidigen. Sie steht nunmehr in meiner akademischen Redekunst a. d. S. weswegen ich sie hier weglassen kann. Ich überlasse verständigen Lesern das Urtheil, ob ich theils den besondern Character des Cato, theils die Beredsamkeit der Alten überhaupt, einigermaßen ausgedrückt

gedrücket habe: ich will aber zu dem Ende auch die beyden ciceronischen Reden, davon ich oben gedacht habe, hieher setzen: damit man von meiner Nachahmung desto besser urtheilen könne.

M. T. Ciceros Vertheidigungsrede für den Poeten A. Licin. Archias.

Dafern ich, ihr Richter, einigen Witz besitze, wiewohl ich selbst am besten weis, wie gering er ist; oder dafern ich in der Beredsamkeit etwas gethan habe, davon ich denn nicht läugnen will, daß ich nicht einiger maßen darinn geübet wäre; dafern endlich der erste Grund zu dem allen, durch den Fleiß und die Unterweisung in freyen Künsten, geleget worden, davon ich denn frey gestehe, daß ich mein lebenlang keinen Abscheu davor gehabt habe: so sollte von rechtswegen itzo Archias Licinius, die Früchte des allen von mir zu gewarten haben. Denn so weit ich immermehr zurück denken und mich der vergangenen Zeiten meiner ersten Kindheit erinnern kann: so sehe ich, daß derselbe mein erster Anführer gewesen ist, und mir diese Art des Studirens zuerst angewiesen hat. Ist nun diese meine Sprache, die auf sein Anrathen und durch seine Vorschrift, ins Geschick gebracht worden, schon so manchem andern heilsam gewesen: so ist es ja nicht mehr als billig, daß ich auch demjenigen dadurch beystehe, und den, so viel an mir ist, zu erhalten suche, von welchem mein ganzes Vermögen, andern zu helfen, den Ursprung hat. Es darf auch niemanden Wunder nehmen, wenn ich dieses sage: weil etwa Archias eine ganz andre Art der Gemüthsgaben besitzet; und weil er sich nicht auf die Redekunst geleget hat. Denn auch ich habe mich niemals so ganz und gar derselben ergeben; daß ich mich nicht zugleich in andern Sachen umgesehen hätte. Es sind nämlich alle Künste und Wissenschaften, die uns zu rechten Menschen machen, gewisser maßen mit einander verknüpfet, und, so zu reden, durch eine nahe Verwandschaft unter einander verbunden.

Be-

Befremdet es indessen jemanden, daß ich in einer ordentlichen Streitfrage vor öffentlichem Gerichte, wo die Rechtssache vor einem Stadtrichter des römischen Volkes, einem recht wackern Manne; vor so strengen Beysitzern, und in einer so volkreichen Versammlung, vorgetragen wird, mich dieser ungewöhnlichen Art zu reden bedienen werde; die vor Gerichte unerhöret ist, und die mit der auf dem Rathhause eingeführten Sprache gar nichts gemein hat: so ersuche ich euch alle, daß ihr mir solches vergeben wollet. Erlaubet mir dießmal eine Rede zu halten, die sich für den Beklagten schicket; und die euch, wie ich hoffe, nicht beschwerlich fallen wird. Vergönnet mir, daß, da ich, zur Vertheidigung dieses gelehrten Mannes, vor einer so großen Anzahl studirter Leute; bey eurer eigenen Leutseligkeit; und endlich vor einem solchen Richter, als der gegenwärtige ist, reden soll; ich auch von den freyen Künsten und Wissenschaften etwas freyer, als gewöhnlich ist, reden möge. Denn, was ist es Wunder, daß ich bey einer solchen Person, die des Studirens und der gelehrten Ruhe halber, niemals vor Gerichte, oder in Gefahr gewesen, mich auch einer neuen und ungewöhnlichen Art des Vortrages bedienen werde?

Der Hauptsatz.

Bin ich nun so glücklich, daß mir dieses von euch verstattet und zugestanden wird, so verspreche ich darzuthun: „daß man diesen Archias, nicht nur aus der Zahl der Bür„ger, unter welche er bereits gehöret, nicht verstoßen soll; „sondern daß man ihn, wenn er noch nicht in ihrer Anzahl „gewesen wäre, noch itzo in dieselbe aufzunehmen verbun„den seyn würde.

Erzählung.

Denn so bald Archias die Kinderschuhe abgeleget, auch diejenigen Sachen bey Seite gesetzet hatte, wodurch Knaben zur Gelehrsamkeit pflegen vorbereitet zu werden; hat er sich mit allem Fleiße aufs Schreiben und Dichten geleget. Zu

Antiochia,

Antiochia, einer vormals sehr berühmten und reichen Stadt, wo ein großer Zufluß von gelehrten Leuten ist, und wo alle freye Künste blühen, ist er aus einem edlen Geschlechte gebohren: und hier hat er sich zu allererst, durch seinen aufgeweckten witzigen Kopf, vor allen andern hervorzuthun angefangen. Nachmals ist in allen Theilen von Asien, und in ganz Griechenland, wo er nur hingekommen, so viel aus ihm gemachet worden: daß man überall mehr von ihm gehoffet, als von seinem Geiste war gerühmet worden; und bey seiner Ankunft mehr an ihm zu bewundern gehabt, als man vorhin gehoffet hatte. Die griechische Gelehrsamkeit hatte damals ganz Wälschland erfüllet, und die freyen Künste wurden zu der Zeit weit eifriger getrieben, als itzo in eben den Städten geschieht. Ja auch in Rom wurden sie, wegen der damaligen Ruhe des gemeinen Wesens, nicht versäumet. Daher kam es, daß so wohl die Tarentiner, als die Rheginer und Neapolitaner, diesem Archias das Bürgerrecht und alle übrige Belohnungen zugestunden; und daß alle Kenner guter Köpfe ihn ihrer Bekanntschaft würdig achteten, und ganz willig in ihre Häuser aufnahmen.

Als er nun durch diesen Ruhm auch Abwesenden bekannt war, kam er unter des Marius und Catulus Consulate nach Rom; und fand also solche Häupter, davon der eine ihm recht große Thaten zu beschreiben an die Hand gab; der andre aber nebst den Thaten, auch Gelehrsamkeit besaß, und gern etwas wohl geschriebenes hören mochte. So gleich nahmen ihn die Luculler in ihr Haus, ob er gleich nur noch ein Jüngling war. Und das zwar, nicht nur etwa seines Witzes und seiner Wissenschaft wegen, sondern auch seines guten Naturells und seiner Tugend halber: so daß dieses Haus, welches in der Jugend sein erstes gewesen, ihm auch im Alter das allerbekannteste und vertrauteste geblieben. Er war damals bey dem Q. Metellus, der numidische genannt; und bey dem Pius seinem Sohne sehr wohl gelitten. Marc. Aemilius hörte ihn: Q. Catulus, Vater und Sohn, giengen mit ihm um. L. Crassus

hielt

hielt viel auf ihn: und da er mit den Lucullern, dem Drusus, den Octaviern, dem Cato und der ganzen hortensischen Familie in genauer Bekanntschaft stund: so wiederfuhr ihm sehr viel Ehre; weil nicht nur diejenigen ihn verehrten, die in der That Lust hatten, etwas zu lernen, sondern auch andre, die nur dafür angesehen seyn wollten.

Nach einer geraumen Zeit, als er mit dem L. Lucullus nach Cilicien gegangen war; und da dieser sein Amt daselbst niederlegte, mit ihm wieder zurücke gieng, kam er nach Heraklea. Weil diese Stadt sehr billige Gesetze und Rechte hatte: so trug er ein Verlangen, unter die Zahl ihrer Bürger aufgenommen zu werden. Und da er theils an sich selbst dieser Ehre würdig geschätzet, theils durch das Ansehen und die Gewogenheit Lucullo unterstützet wurde; so fiel es ihm nicht schwer, solches von den Heraklensern zu erlangen. Nun ward von dem Silanus und Carbo ein Gesetz gegeben, daß alle diejenigen das römische Bürgerrecht haben sollten, die es in einer mit Rom in Bündnissen stehenden Stadt erlanget hätten; wenn sie nur zu der Zeit, da das Gesetz gegeben ward, bereits ein Wohnhaus in Italien besessen hätten. Da nun unser Licinius schon seit vielen Jahren ein Haus in Rom hatte; so meldete er sich deswegen bey dem Stadtrichter Q. Metellus, der sein vertrauter Freund war.

Beweis.

Wenn ich hier nur von dem Bürgerrechte und einer Verordnung erwähne, so darf ich nichts mehr hinzusetzen: die ganze Sache ist dadurch ausgemachet. Denn sage mir Grachus, was kann von dem allen in Zweifel gezogen werden? Willst du läugnen, er wäre nicht zum Bürger in Heraklea aufgenommen worden? Hier ist Lucullus, ein höchst ansehnlicher und redlicher Mann, der da saget, daß er solches nicht nur dafür halte, sondern gewiß wisse; der es nicht nur gehöret, sondern selbst gesehen hat; der endlich nicht nur dabey gewesen ist, sondern es selbst zuwege gebracht hat. Hier sind die

hera-

heraklienſiſchen Abgeordneten, recht wackere Männer. Dieſe ſind bloß dieſer Rechtsſache halber, mit dem Befehle, ein öffentliches Zeugniß abzuſtatten, hergekommen, und ſagen: er habe bey ihnen das Bürgerrecht gewonnen. Da foderſt du nun das heraklienſiſche Stadtbuch, welches im italiſchen Kriege mit der ganzen Kanzelley, wie wir alle wiſſen, verbrannt worden. Es iſt recht lächerlich, auf alle Beweiſe, die wir haben, nichts zu erwiedern; und nur ſolche Dinge zu fodern, die man nicht haben kann: von dem Gedächtniſſe der Zeugen kein Wort zu ſagen; und ſchriftliche Nachrichten zu verlangen: ja endlich die Aufrichtigkeit eines anſehnlichen Mannes, nebſt der eidlichen Ausſage einer redlichen Stadt, lauter glaubwürdige Zeugniſſe, darwider man gar nichts aufbringen kann! zu verwerfen; hergegen die Schriften zu begehren, die doch, deinem eigenen Geſtändniſſe nach, zuweilen pflegen verfälſchet zu werden.

Einwurf.

Ja! wirſt du ſagen: Er hat kein Haus in Rom gehabt! Iſt das wohl wahrſcheinlich, da er ſo viel Jahre vor ſeinem erlangten Bürgerrechte, Rom für ſich, und ſein ganzes Vermögen, zum Aufenthalte erwählet hatte? Aber, ſprichſt du: er hat ſich nicht deswegen gemeldet! Freylich hat er ſich gemeldet; wie aus dem Verzeichniſſe erhellet, welches unter allen, die bey den Stadtgerichten vorhanden ſind, die größte Gültigkeit hat. Denn, da es hieß, daß des **Appius** Bücher nicht gut wären aufgehoben worden; **Gabinius** aber, ſo lange es ihm wohl gieng, durch ſeine Leichtſinnigkeit, und da er verurtheilet war, durch ſeine Trübſalen, alle Glaubwürdigkeit ſeiner Verzeichniſſe vernichtet hatte: ſo iſt hingegen **Metellus**, der gewiſſenhafteſte und beſcheidenſte Mann von der Welt, ſo ſorgfältig geweſen; daß er zu dem Stadtrichter **L. Lentulus**, und den übrigen Richtern gekommen, und bezeuget hat: daß ihm ein einziger verloſchener Namen ſehr nahe gegangen. In dieſem Verzeichniſſe nun ſieht man bey dem Namen **A. Licinius** nicht das geringſte verloſchen.

Und wie kann man bey dem allen an seinem Bürgerrechte noch einigen Zweifel tragen? zumal er es auch in andern Städten vorhin schon genossen hatte.

2. Beweis.

Denn da man in Griechenland auch sehr mittelmäßigen Leuten, die entweder keine, oder doch eine sehr geringschätzige Kunst verstanden, das Bürgerrecht oft umsonst zugestanden: sollten denn wohl die Rheginer, oder die Lokrenser, oder die Neapolitaner, dasjenige, was sie wohl eher den Schauspielern und Seiltänzern verstattet, diesem, wegen seiner besondern Geschicklichkeit so berühmten Manne versaget haben? Ja, da viele, nicht nur nach zugestandenem Bürgerrechte, sondern auch nach dem papischen Gesetze, sich auf gewisse Art in die Register dieser Städte eingeschlichen: sollte denn dieser, der sich doch auf die Verzeichnisse, darinn sein Namen befindlich ist, nicht einmal berufet; weil er sich allezeit für einen Heraklienser gehalten wissen wollen: sollte denn dieser, sage ich, verworfen werden?

Vielleicht foderst du die Aufzeichnung der gezählten Bürger? Gerade! als ob es unbekannt wäre, daß Licinius unter den neulichen Censoren, mit dem berühmten Feldherrn Lucullus bey dem Heere gewesen; unter den vorigen aber bey eben demselben, da er Rennmeister war, sich in Africa aufgehalten; unter den allerersten endlich, nämlich Julius und Crassus, kein einziger Theil des Volkes abgezählet worden. Weil aber die Aufzeichnung keinem das Bürgerrecht bestätiget; sondern bloß anzeiget, daß derjenige, der aufgezeichnet worden, sich bereits als ein Bürger verhalten habe: so muß er ja wohl auch zu der Zeit, die du ihm vorrückest, die Rechte der römischen Bürger schon genossen haben; da er oft nach unsern Gesetzen Testamente gemachet, von römischen Bürgern Erbschaften angenommen, und aus der öffentlichen Schatzkammer, unter dem Stadtrichter und Bürgermeisteramte Luculls, Belohnungen erhalten hat. Suche derowegen Beweisgründe auf, wenn du kannst: denn nimmermehr

mehr wirſt du ihn, weder durch ſein eigenes Geſtändniß, noch durch die Ausſage ſeiner Freunde überführen können.

Einwurf, und Erläuterung.

Fragſt du, Gracchus, warum ich ſo viel auf dieſen Mann halte? Darum, weil er mir das Gemüth nach dem Tumulte und Geräuſche des Rathhauſes erquicket, und die vom Anhören ſo vieler Läſterungen ermüdeten Ohren, wieder beluſtiget. Meyneſt du ferner, daß ich Materien genug im Vorrathe haben würde, täglich von ſo vielerley Sachen Reden zu halten; wenn ich nicht meinen Verſtand durch Wiſſenſchaften aufklären ſollte? Oder glaubeſt du, daß ein Gemüth ſolche ſtarke Beſchäfftigungen aushalten würde, wenn man es nicht durch die Gelehrſamkeit wiederum beruhigen möchte?

Ich geſtehe es nämlich frey heraus, daß ich den freyen Künſten ergeben bin. Diejenigen mögen ſich ſchämen, die ſich in ſolche Wiſſenſchaften vertiefet haben, die ſie weder zum öffentlichen Nutzen anwenden, noch ans Tageslicht bringen können. Was ſollte ich mich aber ſchämen? der ich ſchon ſo viele Jahre lang ſo lebe, ihr Richter! daß mich weder meine Ruhe, noch meine Wolluſt, noch mein Schlaf jemals gehindert haben, jemanden von meinen Freunden beyzuſtehen, oder behülflich zu ſeyn. Wer will mich denn nun tadeln, oder wer kann mirs mit Recht übel deuten, daß ich diejenige Zeit, die andern zu ihren Hausgeſchäfften, zu Feyertagen und Schauſpielen, zu andern Ergetzlichkeiten, ja ſelbſt zur Gemüths- und Leibesruhe zugeſtanden wird; daß ich diejenige Zeit, die von andern auch zu mäßigen Gaſtmahlen, ja zum Würfel- oder Ballſpiele angewendet wird, für mich, zur Wiederholung dieſer Wiſſenſchaften ausſetze?

Man ſollte mir dieſes um ſo viel mehr zugeſtehen, da ſich uns eben dieſen Beſchäfftigungen meine ganze Beredſamkeit verſchreibt; welche, nach dem wenigen Maaße, darinn ich ſie beſitze, niemals meine Freunde hat in Gefahr ſtecken laſſen. Dünket nun dieſelbe jemanden etwas geringes zu ſeyn; ſo ſehe

ich doch wohl, woher auch dasjenige seinen Ursprung habe, welches unstreitig das allervortrefflichste ist. Denn hätte ich mich nicht von Jugend auf, durch vielen Fleiß im Studiren, zu überzeugen gesuchet: man müsse in dieser Welt nach nichts anders so sonderlich streben, als nach Ehre und Ruhm; und daß, in der Bemühung darnach, alle Marter des Leibes, alle Gefahr des Todes und der Landesverweisung, für nichts zu achten sey: nimmermehr würde ich mich für eure Wohlfahrt, in so viele und wichtige Streitigkeiten verwickelt, und den täglichen Anfällen der allerruchlosesten Menschen dargestellet haben. Aber alle Bücher sind voll davon; alle Sprüche der Weisen handeln davon; alle Exempel des Alterthums bezeigen es häufig: als welche insgesammt im Finstern liegen würden, wenn sie nicht durch das Licht der Gelehrsamkeit bestralet würden. Was haben uns nicht die griechischen und römischen Scribenten für herrliche Vorbilder tapferer Männer, schriftlich hinterlassen: die sie gewiß nicht nur zum Anschauen, sondern zur Nachfolge abgeschildert haben? Diese habe ich mir, in Verwaltung der Republik, allezeit zu Mustern vorgestellet, und dabey alle mein Tichten und Trachten, nach den Meynungen vortrefflicher Männer, eingerichtet.

Einwurf.

Fraget jemand: Wie? haben denn die großen Leute, deren Tugenden in Schriften aufgezeichnet worden, diejenigen Wissenschaften und Künste auch verstanden, die du so rühmest und erhebst? Es ist freylich schwer, dieses von allen zu behaupten: aber ich weis schon, was ich antworten will. Ich gestehe es, daß es viel wackere Männer, voller Großmuth und Tugend gegeben, die auch ohne die Gelehrsamkeit durch eine fast übermenschliche Vortrefflichkeit ihres Naturells, von sich selbst, gelassen und gesetzt geworden sind: ich setze noch dieses hinzu, daß es der Natur öfter ohne die Wissenschaft, als der Wissenschaft ohne das Naturell gelungen sey, Lob und Ehre zu erwerben. Aber ich behaupte doch

doch: daß wenn zu einem trefflichen und sonderbaren Naturelle, auch die Anleitung der Gelehrsamkeit gesetzet worden: daß sage ich, alsdann recht etwas herrliches und ungemeines daraus zu entstehen pflegt. Zu dieser Art gehöret Scipio Africanus, der unvergleichliche Mann, den unsere Väter noch gekannt; dahin gehören L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügsame Männer; dahin gehöret jener alte M. Cato: welche alle wahrhaftig nimmermehr das Studiren geliebet haben würden, wenn ihnen nicht die Gelehrsamkeit zur Tugend behülflich gewesen wäre.

Erläuterungen. 1. Ein Lehrspruch.

Gesetzt aber, daß man keinen so großen Nutzen davon aufzuweisen hätte; gesetzt, daß das Studiren bloß zur Belustigung dienlich wäre: nichts destoweniger würdet ihr doch diese Beschäfftigung des Gemüthes für etwas edles und wohlanständiges erkennen müssen. Alles übrige nämlich schicket sich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort: die freyen Künste hergegen nähren die Jugend, und belustigen das Alter; sie sind eine Zierde im Glücke, und eine tröstliche Zuflucht im Unglücke; sie ergetzen uns zu Hause, und hindern uns in der Fremde nicht; sie übernachten bey uns, reisen mit uns, und verlassen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun selbst so weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des Studirens schmecken und empfinden; so müßten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern anträfen.

2. Aehnlicher Fall.

Wer ist unter uns von so unempfindlichem und bäurischem Gemüthe, daß er neulich durch den Tod des Komödianten Roscius nicht wäre gerühret worden? Der, ob er gleich ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen seines Leibes,

bey uns allen so viel Liebe erworben: wie wollen wir denn die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und die Hurtigkeit aufgeräumter Köpfe verschmähen? Wie oft habe ich nicht gesehen, ihr Richter, daß Archias, ohne einen Buchstaben aufzuschreiben, eine Menge der schönsten Verse, von allerley vorfallenden Sachen aus dem Kopfe hergesaget? Wie oft hat er nicht, wenn er darinn gestöret worden, wiederum von eben den Materien, doch mit ganz andern Worten und Versen gedichtet? Wenn er sich aber Zeit nahm, mit Fleiß und bey guter Muße zu dichten, so hat er solchen Beyfall dadurch erhalten, daß er fast den alten Scribenten gleich geschätzet worden. Sollte ich nun denselben nicht lieben? Sollte ich ihn nicht bewundern? Sollte ich ihn nicht auf alle mögliche Weise zu vertheidigen suchen?

Zeugnisse.

Wir haben es ja von den größesten und gelehrtesten Leuten gehöret, daß gewisse Gattungen der Wissenschaften auf Regeln ankommen, und als Künste gelernet werden; ein Poet aber von Natur sein Talent habe, durch die eigene Munterkeit seines Gemüthes angespornet, und fast von einem göttlichen Triebe gereget werde. Unser Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer: weil es das Ansehen hat, als ob sie uns, durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenk mitgetheilet und empfohlen würden. So lasset doch derowegen bey euch, ihr Richter! als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen eines Poeten heilig seyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat. Felsen und Wüsteneyen geben einen Wiederhall; ungezähmte Bestien werden durch den Gesang besänftiget, und stehen stille: wir aber, die wir doch wohl erzogen, und zu den artigsten Dingen angeführet worden, wir sollten nicht durch die Stimme eines Poeten gerühret werden?

Wie-

Wiederspiele.

Die Kolophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann; die Chier geben ihn für den ihrigen aus; die Salaminier eignen ihn sich zu; die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre, daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andre streiten auf eben die Art unter einander um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden, auch nach dem Tode zu; bloß weil er ein Poet gewesen: wir aber, wollen diesen Lebendigen verstoßen; der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach, der Unsrige ist?

Bewegungsgrund.

Hierzu kömmt noch, daß Archias seine ganze Fähigkeit angewandt hat, die Ehre und das Lob des römischen Volkes zu preisen. Er hat nämlich schon in seiner Jugend, vom cimbrischen Kriege geschrieben; und ist auch so gar bey dem C. Marius beliebt gewesen, der doch sonst gegen diese Art der Gelehrsamkeit etwas hart zu seyn geschienen hat. Denn solch ein abgesagter Feind der Musen ist wohl niemand, daß er es nicht sollte leiden können, wenn ein ewiges Lob seiner Thaten in Versen beschrieben würde.

Beyspiele.

Als man den Themistokles, jenen großen Athenienser, befraget: Was, oder wessen Stimme er am liebsten höre? so soll er gesaget haben: dessen, der seine Tugend am besten preisen könnte. Und jener Marius hat gleichfalls den L. Plotius geliebet; weil er glaubte, daß seine Thaten von ihm am besten gerühmet werden könnten.

Erregung des Affects der Ehrliebe.

Nun hat aber Archias den ganzen mithridatischen Krieg, der so groß und schwer war, und auf so mannigfaltige Weise, zu Lande und zu Wasser geführet worden, von Anfang bis zum Ende beschrieben: welche Bücher gewiß nicht nur

den L. Lucullus, einen tapfern und berühmten Helden, sondern auch den Namen des römischen Volkes verherrlichen. Denn das römische Volk hat, unter Luculls Anführung, zuerst Pontus eröffnet, eine Landschaft, die vormals mit königlichen Kosten, ja selbst durch die Natur der Gegenden befestiget war. Des römischen Volkes Kriegesheer hat unter eben diesem Anführer, mit einer mäßigen Anzahl, die unzählbare Macht der Armenier in die Flucht geschlagen. Das römische Volk hat den Ruhm, daß es die wohlgesinnte Stadt der Cyzicener, auf Anrathen eben desselben, von allen königlichen Anfällen befreyet, ja sie, so zu reden, dem Kriege aus dem Rachen gerissen und erhalten hat. Unsre unglaubliche Seeschlacht bey Tenedus wird allezeit gelobet und gepriesen werden, da L. Lucullus so tapfer gefochten, daß die Heerführer der Feinde erschlagen, und ihre Flotte sammt ihnen versenket worden. Unsre Siegeszeichen, unsre Ehrenmäler, unsre Triumphe, sage ich, werden in stetem Andenken bleiben. Von welchen Scribenten nun diese Dinge beschrieben werden, von denen wird auch der Ruhm des römischen Volkes gepriesen.

Unser Ennius ist bey dem ältern Scipio Africanus wohl gelitten gewesen: ja man meynet, in dem scipionischen Grabmaale stehe er in Marmor gehauen. Durch dergleichen Lob aber, werden nicht nur die gelobet, welche ausdrücklich gelobet werden; sondern es wird auch der ganze römische Namen dadurch gepriesen. Wird Cato, der Aeltervater des itzigen, bis in den Himmel erhoben; so wird auch dem Ruhme der Römer dadurch ein großer Glanz zugezogen: ja es werden auch alle die Maximer, Marceller und Fulvier niemals gerühmet; ohne daß uns allen dadurch ein allgemeines Lob zuwachsen sollte. Haben nun unsre Vorfahren einen rudischen Mann, den Ennius, der dieses alles ins Werk gerichtet, zum Bürger aufgenommen: wollen wir denn diesen Heraklienser, den so viele Städte gern bey sich gehabt hätten, und der durch unsre Gesetze wirklich für einen Bürger erkannt worden, aus Rom verbannen?

Ein-

Einwurf.

Diejenigen irren sehr, die dafür halten, daß griechische Verse von geringerm Nutzen wären, als lateinische: denn was griechisch ist, das wird in aller Welt gelesen; das Latein hingegen ist in gewisse Schranken, die gewiß ziemlich enge sind, eingeschlossen. Wenn also gleich unsre Thaten selbst noch in gewisse Landschaften des Erdbodens eingeschränket sind; so sollen wir doch ein Verlangen tragen, daß unser Ruhm auch dahin dringen möge, wohin unsre Fäuste und Schwerter noch nicht gedrungen sind. Dieses würde nicht nur für das ganze Volk, dessen Thaten beschrieben werden, etwas herrliches seyn; sondern auch denen, die des Ruhms halber ihr Leben in Gefahr setzen, ein besondrer Sporn und Antrieb zu allen Unternehmungen und Beschwerlichkeiten werden. Wie viel Scribenten seiner Thaten soll nicht jener große Alexander bey sich gehabt haben? Doch hat derselbe, da er bey dem trojanischen Vorgebirge Sigäus, am Grabe des Achilles gestanden, ausgerufen: O beglückter Held, der du den Homer zum Herolde deiner Tapferkeit gefunden hast! Und darinn hatte er ganz recht: denn wäre das Heldengedicht Ilias nicht geschrieben worden, so würde eben das Grab, welches seinen Leichnam bedecket hat, auch zugleich seinen Namen verscharret haben.

Und was sage ich viel? Hat nicht so gar unser großer Pompejus, dessen Glück seiner Tapferkeit gleicht, den Scribenten seiner Thaten, Theophanes von Mytilene, in der Versammlung seines Heeres, mit dem Bürgerrechte beschenket? Und haben nicht unsre tapfre Krieger, ob sie gleich Landleute und Soldaten waren, von einer gewissen Süßigkeit des Lobes getrieben, durch ein großes Freudengeschrey ihren Beyfall darüber bezeuget, als wenn sie nämlich an der Ehre mit Theil haben sollten?

3. Beweis.

Ich glaube also fest: wenn Archias nicht bereits nach den Gesetzen einer römischer Bürger wäre; so würde er es

ja leicht durch irgend einen Feldherrn haben werden können. Da Sylla die Spanier und Gallier mit dem Bürgerrechte beschenket hat; so würde er gewiß diesen abgewiesen haben! Sylla, sage ich, den wir doch gesehen haben, daß, als ihm ein elender Poet ein kleines Sinngedicht auf ihn, nur in vermischten langen und kurzen Versen, mitten aus dem Volke zugeworfen; er gleich darauf befohlen, ihm etwas von den Sachen, die damals verkaufet wurden, zur Belohnung zu reichen: doch mit Bedinge, daß er ins künftige nichts mehr schreiben sollte. Sollte nun derjenige, der auch eines schlimmen Poeten Arbeit und Mühe belohnenswerth geachtet, dieses Licinius Geschicklichkeit, Nachdruck und Reichthum im Schreiben nicht geliebet haben?

Was noch mehr? Sollte er von dem frommen Q. Metellus, als seinem vertrauten Freunde, der so vielen andern das Bürgerrecht geschenket, weder durch sich selbst, noch durch die Luculler, dasselbe nicht erlanget haben? Von dem Metellus, der es doch so gern sah, wenn von ihm geschrieben ward, daß er auch Dichtern, die zu Corduba gebohren worden, und also etwas hochtrabendes und fremdes an sich hatten, dennoch Gehör zu geben pflegte? Denn warum soll man das läugnen und verhelen, was doch nicht kann verhelet werden? Man gestehe es lieber: wir lassen uns alle gern loben: und je edler ein Gemüth ist, desto mehr läßt es sich durch Ruhm und Ehre lenken. So gar diejenigen Weltweisen, die von Verachtung der Ehre schreiben, setzen auf eben die Bücher ihre Namen, und wollen eben deswegen gerühmet und genennet werden; weil sie den Ruhm und Preis verachten.

Beyspiele.

Decimus Brutus, jener große Held und Feldherr, hat mit den Gedichten seines Freundes Attius, so gar die Eingänge seiner Capellen und Ehrenmäler ausgeschmücket. Fulvius, der in Begleitung des Ennius, mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute

die doch dem Mars gehörete, den Musen zu heiligen. In einer Stadt also, wo auch die gewaffneten Feldherren den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Musen verehret haben; da sollten ja wohl die politischen Richter, vor der Ehre der Musen, und der Wohlfahrt der Poeten keinen Abscheu haben. Und damit ihr dieses desto williger thun möget, ihr Richter, so will ich mich euch selbst darstellen, und von meiner eigenen Ehrliebe, die vieleicht gar zu stark, aber doch ehrbar ist, ein Bekenntniß ablegen.

Denn was ich in meinem Consulate, zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieser Stadt und des Regiments, zur Erhaltung der Bürger, und zum Besten der ganzen Republik gethan, das hat dieser Licinius in Versen zu beschreiben angefangen. So bald ich das vernahm, ermahnte ich ihn, darinn fortzufahren: weil es mir eine wichtige und angenehme Sache zu seyn schien. Die Tugend verlanget nämlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Lob und Ehre. So bald aber dieses wegfällt, ihr Richter! was verlohnet sichs denn der Mühe, das wirs uns in diesem kurzen Leben so sauer werden lassen? In Wahrheit, wenn wir nichts künftiges vorher sehen könnten, und das Ende unsers Lebens allen unsern Gedanken ein Ziel stecken sollte: so würde man sich weder mit so vieler Arbeit schwächen, noch mit so vielen Sorgen und schlaflosen Nächten quälen, noch so oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber stecket in jedem edlen Gemüthe eine geheime Kraft, die das Herz Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert, und uns die Erinnerung giebt: man müsse das Andenken seines Namens nicht mit dem Leben aufhören lassen, sondern bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen.

Sind wir denn aber alle so verzagt und kleinmüthig? wir, sage ich, die wir der Republik halber, in so vieler Arbeit und Gefahr schweben; daß, da wir bis an unsern letzten Athem keinen ruhigen Augenblick genossen, wir dennoch dafür halten sollten: es würde im Tode alles mit uns aus seyn? Oder, da viele treffliche Leute ihre Säulen und Bilder,

der, die doch nur den Leib, und nicht die Seele abschildern, aufs sorgfältigste hinterlassen haben; sollten wir denn nicht vielmehr streben, auch von unserer Klugheit und Tugend solche Abbildungen nachzulassen, die von geschickten Köpfen entworfen und ausgearbeitet worden? Zum wenigsten habe ich mir eingebildet, daß alles, was ich gethan, schon damals, als ich es noch that, zum unsterblichen Andenken der ganzen Welt kund gemachet und ausgebreitet würde. Es mag nun dieses alles, mir entweder nach dem Tode ganz unbekannt seyn; oder auch alsdann, nach der Meynung der weisesten Männer, noch einem gewissen Theile meines Gemüthes angehören: so belustige ich mich doch itzo schon, in Gedanken und in der Hoffnung daran.

Wiederholung.

Ey so erhaltet denn, ihr Richter, diesen Archias, der eine solche Schamhaftigkeit besitzet, die durch die Zuneigung seiner Freunde so wohl, als durch ihren eigenen Werth und ihre besondre Schönheit gebilliget wird; den Archias, dessen Geist und Witz so groß ist, als man dasjenige schätzen muß, was von so vielen großen Männern geliebet worden; den Archias, dessen Sache endlich so beschaffen ist, daß sie durch die Gesetze, durch das Ansehen einer Stadt, durch das Zeugniß Luculls, durch das Register Metells bestätiget worden. Da es nun mit dem allen seine Richtigkeit hat, so bitte ich euch, ihr Richter, wenn etwa in so wichtigen Sachen nicht nur ein menschlicher, sondern auch ein göttlicher Fürspruch nöthig ist: daß ihr denjenigen, der euch, der eure Feldherren, der die Thaten des römischen Volkes allezeit gepriesen, der auch in dieser neuen Gefahr, die so wohl mich als euch ins besondre betrifft, uns auf ewig ein rühmliches Zeugniß zu geben verspricht; und der endlich in die Zahl derer gehöret, die allezeit für heilig gehalten, und so genennet worden, dergestalt in euren Schutz nehmen wollet; daß er mehr durch eure Gelindigkeit unterstützet, als durch eure Schärfe verletzet zu seyn scheinen möge.

Beſchluß.

Ich habe von dieſer Sache, ihr Richter, nach meiner Gewohnheit, kurz und ſchlechtweg geredet, und hoffe, daß ich damit bey allen werde Beyfall gefunden haben. Was ich aber, auf eine vor Gerichte ungewöhnliche Weiſe, von dem großen Witze dieſes Mannes, und überhaupt von der Dichtkunſt erwähnet habe: davon habe ich das Vertrauen, es werde mir gleichfalls von euch, ihr Richter, zum Beſten gedeutet werden; ſo wie ichs von demjenigen, der das Gericht hält, ohne dieß ſchon völlig verſichert lebe.

Des M. T. Cicero Vertheidigungsrede für den Ligarius, an den Cäſar gehalten.

Eingang.

Es iſt ein ganz neues, und bis auf dieſen Tag unerhörtes Laſter, theurer Cäſar, welches mein Anverwandter Qu. Tubero dir vorgebracht hat, daß nämlich Q. Ligarius in Africa geweſen ſey. Hierzu kömmt noch, daß C. Panſa, ein Mann von großem Verſtande, vielleicht aus Zuverſicht auf die ſonderbare Vertraulichkeit, der du ihn würdigeſt, kein Bedenken getragen, ſolches durch ſein Zeugniß zu bekräftigen.

Bey ſolchen Umſtänden weis ich weder aus noch ein. Denn da du dieſes weder ſelbſt wiſſen, noch von jemanden anderm hätteſt erfahren können: ſo kam ich in der Abſicht und mit dem Vorhaben her, mich deiner Unwiſſenheit zur Erhaltung eines Elenden zu misbrauchen. Weil aber durch die Sorgfalt des Widerſachers das verborgene ſchon ans Licht gebracht worden: ſo werde ichs meines Erachtens auch wohl geſtehen müſſen; ſonderlich, da mein Blutsfreund C. Panſa gemachet hat, daß mein Läugnen gewiß zu ſpät kommen würde. Ich will mich alſo in keinen Streit einlaſſen, und meine ganze Rede bloß an deine Gnade richten: an deine Gnade ſage ich, von welcher ſchon ſo viele ſind erhalten worden; wenn ſie dich nur nicht um die Vergebung

ihrer

ihrer Frevelthaten, ſondern um die Verzeihung ihrer Fehler angeflehet haben.

Abhandlung.

Da höreſt du nun, Tubero, was ſich ein Kläger am meiſten zu wünſchen pfleget; ich meyne einen Beklagten, der ſein Verbrechen geſteht: der es aber ſo geſteht, daß er eben derjenigen Partey zugethan geweſen, welcher du ſelbſt, ja dein eigner Vater, ein wackerer und rechtſchaffener Mann, auch angehangen. Ehe ihr alſo den Ligarius einer Uebelthat beſchuldigen wollet, müſſet ihr euer eigenes Verbrechen geſtehen. Die ganze Sache verhält ſich ſo.

Erzählung.

Als neulich noch niemand an einen Krieg gedachte, ward Qu. Ligarius mit dem C. Conſidius, als ein Gefährter und Gehülfe nach Africa geſandt: in welcher Beſtallung er ſich auch bey Bürgern und Bundsgenoſſen ſo beliebt gemachet hat, daß Conſidius, als er die Provinz verließ, ihnen insgeſammt keinen größern Gefallen erweiſen konnte; als indem er ihn, und keinen andern, an ſeiner Stelle zurücke ließ. Ligarius ſchlug dieſes Amt ſehr lange aus; doch da er nichts damit ausrichtete, übernahm er endlich, wiewohl ungern, die Regierung der Provinzen. Er hat auch dieſelben in währendem Frieden ſo verwaltet, daß ſeine Redlichkeit und ſein gewiſſenhaftes Weſen, bey Einheimiſchen und Auswärtigen überaus beliebt geweſen.

Doch ſiehe! von unverhofft entbrannte das Kriegsfeuer, und zwar ſo plötzlich; daß man in Africa eher von Feldzügen und Schlachten, als von den Zurüſtungen Zeitung bekam. Kaum war dieſe Nachricht erſchollen, als die Africaner, theils aus Unbeſonnenheit, theils aus blinder Furcht einen Anführer ſuchten; anfangs zwar, bloß für ihre Wohlfahrt zu kämpfen, hernach aber auch ihrer beſondern Parteylichkeit ein Gnügen zu thun. Ligarius dachte indeſſen nach Hauſe, und ließ ſich alſo in keine Weitläuftigkeiten ver-

verwickeln; weil er entschlossen war, sich zu den Seinigen zu begeben.

Zu eben der Zeit kömmt P. Acc. Varus, den man als Prätor nach Africa geschicket hatte, nach Utica; und alsbald läuft alles bey demselben zusammen. Niemand war begieriger die Regierung zu übernehmen, als eben dieser: dafern das eine Regierung heißen kann, welche einem Privatmanne, und zwar durch das bloße Geschrey des unverständigen Pöbels, ohne irgend einen deswegen öffentlich abgefaßten Schluß, aufgetragen wurde. Und also war Ligarius, der sich in dergleichen Händel gar nicht zu mischen dachte, bey der Ankunft des Varus eine Zeit lang ganz stille.

I. Beweis.

Bis hieher, theurer Cäsar, ist also Ligarius noch ohne alle Schuld. Er ist von Hause gezogen, nicht nur, als noch kein Krieg war; sondern als man nicht einmal einen Krieg vermuthen konnte. Da er zur Friedenszeit, als ein Unterstadthalter versandt worden, hat er sich in seiner ruhigen Provinz so aufgeführet, daß es ihm zuträglich war, sie im Frieden zu erhalten. Zum wenigsten kann also seine Abreise dir nicht zuwider seyn. Sollte dir denn etwa sein Verweilen misfallen? Noch vielweniger. Denn seine Abreise geschah aus keiner strafbaren Absicht: sein Aufenthalt aber in Africa, hatte so gar eine tugendhafte Nothwendigkeit zum Grunde. So hat man ihm denn in diesen beyden Gelegenheiten nichts vorzurücken: da er nämlich zuerst als Unterrichter aus Rom abgegangen; zum andern, aber, auf flehentliches Ansuchen der Provinz, zum Stadthalter über Africa gesetzet worden. Die dritte ist diejenige Zeit, da er nach der Ankunft des Varus in Africa geblieben: und dafern hiebey was Lasterhaftes zu finden ist; so wird es auf die Nothwendigkeit selbst, nicht aber auf die Bosheit seines Willens, zurücke fallen.

Man bedenke es nur, wäre es ihm nur einigermaßen möglich gewesen, sich davon zu machen; würde er nicht lieber in Rom, als in Utica; lieber bey seinen liebsten Brüdern, als

bey

bey dem P. Accius; lieber bey den Seinigen, als in der Fremde, gelebet haben? Die Verschickung selbst war ihm verdrüßlich und unangenehm gewesen, wegen der unglaublichen Liebe und Einigkeit, darinn er mit seinen Brüdern lebte: hätte er denn wohl gutes Muths seyn können, wenn ihn die Unruhe des Krieges von ihnen getrennet hätte? O Cäsar! du hast also noch kein einziges Merkmaal, daß Ligarius dir zuwider gewesen seyn sollte.

Leidenschaften.

Erwäge nur, wie redlich und aufrichtig ich seine Sache vor dir vertheidige, da ich mich selbst dabey verrathe. O der wunderwürdigen Gnade und Gelindigkeit! die gewiß so ruhm- und preiswürdig ist, daß sie in Schriften und Ehrenmälern erhoben werden sollte. Cicero behauptet vor dir, daß ein anderer derjenigen Partey nicht zugethan gewesen, der er doch selbst, seinem eigenen Geständnisse nach, angehangen, und befürchtet dabey deine heimliche Gedanken nicht; besorget auch nicht, was dir, indem du von einem andern reden höreſt, von ihm selber einfallen möchte. Siehe nur, wie wenig ich mich davor scheue! Siehe, welch ein Stral deiner Gnade und Weisheit gehet mir auf, indem ich vor dir rede! Ich will dieses so laut ausrufen, als es mir möglich ist, damit es das ganze römische Volk hören möge.

Als der Krieg, o Cäsar, angefangen, ja großen Theils vollendet war, bin ich, ganz ungezwungen, mit Wissen und Willen, zu demjenigen Heere abgegangen, welches wider dich zu Felde gezogen war. Allein vor wem rede ich dieses? Ist es nicht derjenige, der, da er solches wohl wußte, mir dennoch, und zwar ehe er mich noch gesehen, wiederum nach Rom zu kommen erlaubet hat? Ist es nicht derjenige, der aus Aegypten an mich geschrieben, daß ich bleiben sollte, was ich sonst gewesen war? Ist es nicht derjenige, der, da er allein im ganzen römischen Reiche Befehlshaber war, mich den nächsten nach ihm hat seyn lassen; derjenige, von welchem ich, vermöge der Bothschaft dieses gegenwärtigen C. Pansa, die

mit

mit Lorbern umwundenen römiſchen Beile erhalten habe; der endlich dafür gehalten, daß er mich dann allererſt vollkommen begnadiget dafür gehalten, wenn er mich in alle meine vorige Ehrenämter wieder eingeſetzet hätte.

Siehe, Tubero, wie ich mich fürchten werde, des Ligarius Verhalten zu geſtehen, da ich kein Bedenken trage, von meinem eigenen zu reden. Ich habe es aber deswegen von mir ſelbſt geſaget: damit Tubero es mir nicht übel nehmen könnte, wenn ich von ihm eben das ſagen würde; von ihm, dem ich doch theils wegen der nahen Anverwandſchaft, theils wegen des Vergnügens, das mir ſeine Gemüthsart und Aufführung verurſachet, ſehr zugethan bin: ja dem ich deswegen allen Ruhm gönne, weil das Lob eines ſo nahen Verwandten, mir ſelbſt einigermaßen zum Vortheile gereichet.

Aber das frage ich nur: wer iſt es denn, der es für ein Verbrechen hält, daß Ligarius in Africa geweſen iſt? Iſt es nicht derjenige, der ſelbſt gern in Africa geweſen wäre, und ſich nur beklaget, daß er vom Ligarius daran gehindert worden; ja der wirklich ſelbſt mit dem Degen in der Fauſt wider den Cäſar gefochten? Denn, ſage mir, Tubero, was machte dein entblößtes Schwert in der pharſaliſchen Schlacht? Nach weſſen Körper ſehnte ſich deine Degenſpitze? Wohin zielten alle deine Waffen? Wohin giengen deine Gedanken? deine Augen? deine Hände? deine brennenden Begierden? Was wünſchteſt du? Was verlangteſt du? Ich dringe gar zu ſcharf auf ihn ein: es ſcheint, der junge Menſch ſey gerühret worden: ich will nur wieder auf mich ſelbſt kommen. Ich ſelbſt bin auf deiner Partey geweſen! Was war aber ſonſt unſer aller Abſicht, o Tubero, als dieſe, daß wir alle diejenige Macht erlangen möchten, die der gegenwärtige Cäſar erlanget hat?

Soll nun aber, o Cäſar, die Rede dererjenigen dich zur Grauſamkeit reizen, die eben dadurch, daß ſie ungeſtraft geblieben, einen Beweis von deiner Gnade ablegen? In dieſer ganzen Sache, o Tubero! habe ich nicht ſowohl an deiner, als vielmehr an deines Vaters Klugheit etwas auszuſetzen: welcher als ein ſo verſtändiger, und trefflicher gelehrter Mann; die

Beschaffenheit der ganzen Sache nicht besser eingesehen hat. Denn hätte er sie eingesehen: wahrlich! er würde dich lieber, wer weis wie; als auf solche Weise, die Anklage haben einrichten lassen.

Du beschuldigest ihn dessen, was er er gesteht: aber nicht genug. Du klagest denjenigen an, dessen Sache entweder besser ist, als die deinige, wie ich dafür halte: oder die doch der deinigen ganz gleich ist, wie du vermeynest. Das ist schon sehr wunderlich; aber noch weit seltsamer ist das, was ich noch hinzusetzen will. Deine Anklage hat nicht nur die Kraft, den **Ligarius** verdammen, sondern ihn ums Leben bringen zu lassen. Dergleichen nun hat vor dir, noch kein römischer Bürger gethan. Das ist ein ausländisches Verfahren! Die leichtsinnigen Griechen, oder die grausamen Barbarn, pflegen in ihrem Hasse so blutdürstig zu werden. Denn was ist wohl sonst deine Absicht? Soll er nur bloß nicht zu Rom leben? Soll er nur sein Haus meiden? Soll er nur mit seinen liebsten Brüdern, nur mit diesem gegenwärtigen **T. Brochus**, als seinem Vätter, nur mit dessen Sohne, nur mit uns nicht an einem Orten leben? Soll er sich nur nicht in seinem Vaterlande aufhalten? Sage mir, ist er denn itzo darinn? Kann er wohl aller dieser Dinge mehr beraubet werden, als er es itzo schon ist? Er ist ja aus Italien schon verbannet; er lebet schon in der Fremde. So willst du ihn denn nicht seines Vaterlandes, dessen er schon beraubet ist, sondern seines Lebens berauben! So hat wahrlich, niemand einen andern, auch nicht einmal bey demjenigen Dictator angeklaget, der doch alle, denen er gehäßig war, am Leben strafete. Er selbst befahl umzubringen, ob es gleich niemand verlangte; ja er setzte wohl gar Belohnungen darauf: wiewohl doch diese Grausamkeit, von dem gegenwärtigen **Cäsar**, den du itzo gern grausam machen willst, gerächet worden.

Einwurf, und Beantwortung.

Nein, wirst du vieleicht sagen, das verlange ich nicht! Ich glaube es selbst wohl, **Tubero**. Denn ich kenne dich, ich

ich kenne deinen Vater, ich kenne dein ganzes Haus und Geschlecht. Ferner ist mir die Gemüthsart eurer ganzen Familie, ihre Tugend, ihre Leutseligkeit, ihre Gelehrsamkeit in so vielen herrlichen Künsten und Wissenschaften; alles mit einander ist mir bekannt. Daher weis ich es nun gewiß, daß ihr nicht nach Blute dürstet: aber ihr sehet nicht recht, was ihr thut. Denn alles geht dahin, daß ihr mit derjenigen Strafe, darinn Ligarius schon stecket, nicht zufrieden zu seyn scheinet. Was ist nun noch sonst für eine vorhanden, als der Tod? Denn da er im Elende ist, wie er es denn gewiß ist: was fodert ihr mehr? Soll er etwa nicht Gnade erlangen? das ist ja in Wahrheit noch viel schärfer, noch viel härter, als jenes!

Willst du denn streiten, daß wir dasjenige nicht erlangen sollen, was wir daheim, mit Bitten und Flehen, zu den Füßen Cäsars, nicht so wohl aus Zuversicht auf unsre gute Sache, als aus Vertrauen zu seiner Gnade zu erhalten suchen? Willst du unsere Seufzer unterbrechen? Willst du uns hindern, fußfällig um Vergebung zu bitten? Wenn du nun, da wir dieses zu Hause würklich thaten, und, wie ich hoffe, nicht vergeblich gethan haben, uns plötzlich ins Wort gefallen wärest, und angefangen hättest zu schreyen: Nein Cäsar! verzeihe ja keinem! Habe ja kein Mitleiden mit Brüdern, die für ihren Bruder Gnade suchen! Was dünket dich, würdest du nicht ein Unmensch gewesen seyn? Aber wie viel härter ist es nicht, dasjenige auf öffentlichem Markte zu bestreiten, was wir zu Hause gesuchet haben, und also in einem solchen Elende, ihrer vielen die Zuflucht zur Barmherzigkeit abzuschneiden?

Ich will dir meine Gedanken frey eröffnen, o Cäsar. Wäre bey deinem großen Glücke, deine Gelindigkeit nicht so groß gewesen, als du sie von dir, von dir selbst, sage ich, schon besessen hast, (ich weis gar wohl, was ich rede): so würde dein neulicher Sieg, gewiß das bitterste Trauren und Klagen nach sich gezogen haben. Denn wie viele würden sich nicht unter den Unbezwingern finden, die es gern sehen möchten, daß du grausam wärest; da es sogar unter den Ueberwundenen

ja leicht durch irgend einen Feldherrn haben werden können. Da Sylla die Spanier und Gallier mit dem Bürgerrechte beſchenket hat; ſo würde er gewiß dieſen abgewieſen haben! Sylla, ſage ich, den wir doch geſehen haben, daß, als ihm ein elender Poet ein kleines Sinngedicht auf ihn, nur in vermiſchten langen und kurzen Verſen, mitten aus dem Volke zugeworfen; er gleich darauf befohlen, ihm etwas von den Sachen, die damals verkaufet wurden, zur Belohnung zu reichen: doch mit Bedinge, daß er ins künftige nichts mehr ſchreiben ſollte. Sollte nun derjenige, der auch eines ſchlimmen Poeten Arbeit und Mühe belohnenswerth geachtet, dieſes Licinius Geſchicklichkeit, Nachdruck und Reichthum im Schreiben nicht geliebet haben?

Was noch mehr? Sollte er von dem frommen Q. Metellus, als ſeinem vertrauten Freunde, der ſo vielen andern das Bürgerrecht geſchenket, weder durch ſich ſelbſt, noch durch die Luculler, daſſelbe nicht erlanget haben? Von dem Metellus, der es doch ſo gern ſah, wenn von ihm geſchrieben ward, daß er auch Dichtern, die zu Corduba gebohren worden, und alſo etwas hochtrabendes und fremdes an ſich hatten, dennoch Gehör zu geben pflegte? Denn warum ſoll man das läugnen und verhelen, was doch nicht kann verhelet werden? Man geſtehe es lieber: wir laſſen uns alle gern loben: und je edler ein Gemüth iſt, deſto mehr läßt es ſich durch Ruhm und Ehre lenken. So gar diejenigen Weltweiſen, die von Verachtung der Ehre ſchreiben, ſetzen auf eben die Bücher ihre Namen, und wollen eben deswegen gerühmet und genennet werden; weil ſie den Ruhm und Preis verachten.

Beyſpiele.

Decimus Brutus, jener große Held und Feldherr, hat mit den Gedichten ſeines Freundes Attius, ſo gar die Eingänge ſeiner Capellen und Ehrenmäler ausgeſchmücket. Ja Fulvius, der in Begleitung des Ennius, mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute,

die

die doch dem Mars gehörete, den Musen zu heiligen. In einer Stadt also, wo auch die gewaffneten Feldherren den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Musen verehret haben; da sollten ja wohl die politischen Richter, vor der Ehre der Musen, und der Wohlfahrt der Poeten keinen Abscheu haben. Und damit ihr dieses desto williger thun möget, ihr Richter, so will ich mich euch selbst darstellen, und von meiner eigenen Ehrliebe, die vieleicht gar zu stark, aber doch ehrbar ist, ein Bekenntniß ablegen.

Denn was ich in meinem Consulate, zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieser Stadt und des Regiments, zur Erhaltung der Bürger, und zum Besten der ganzen Republik gethan, das hat dieser Licinius in Versen zu beschreiben angefangen. So bald ich das vernahm, ermahnte ich ihn, darinn fortzufahren: weil es mir eine wichtige und angenehme Sache zu seyn schien. Die Tugend verlanget nämlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Lob und Ehre. So bald aber dieses wegfällt, ihr Richter! was verlohnet sichs denn der Mühe, das wirs uns in diesem kurzen Leben so sauer werden lassen? In Wahrheit, wenn wir nichts künftiges vorher sehen könnten, und das Ende unsers Lebens allen unsern Gedanken ein Ziel stecken sollte: so würde man sich weder mit so vieler Arbeit schwächen, noch mit so vielen Sorgen und schlaflosen Nächten quälen, noch so oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber stecket in jedem edlen Gemüthe eine geheime Kraft, die das Herz Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert, und uns die Erinnerung giebt: man müsse das Andenken seines Namens nicht mit dem Leben aufhören lassen, sondern bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen.

Sind wir denn aber alle so verzagt und kleinmüthig? wir, sage ich, die wir der Republik halber, in so vieler Arbeit und Gefahr schweben; daß, da wir bis an unsern letzten Athem keinen ruhigen Augenblick genossen, wir dennoch dafür halten sollten: es würde im Tode alles mit uns aus seyn? Oder, da viele treffliche Leute ihre Säulen und Bil-

der,

noſſen Neigung aber ganz widerwärtig war; und wo ſich zahlreiche und große Zuſammenkünfte in den Städten beyſammen fanden. Hier frage ich, was ihr gethan haben würdet? Doch was darf ichs fragen, was ihr würdet gethan haben; da ich ſehe, was ihr in der That gethan habet? Man hinderte euch eure Provinz mit einem Fuße zu betreten; und wie ihr vorgebet, ſo that man ſolches mit dem größten Unrechte. Wie verhieltet ihr euch? Wem habt ihr die Klagen darüber vorgebracht? Ohne Zweifel demjenigen, dem ihr anhinget, und vor deſſen Partey ihr mit zu Felde gezogen waret. Wäret ihr dem Cäſar zu gut in die Provinz gekommen; ſo würdet ihr gewiß zu ihm gekommen ſeyn, da man euch nicht hinein laſſen wollte. Aber ihr kamet zum Pompejus!

Was iſt denn nun das für eine Klage vor dem Cäſar, da ihr denjenigen anklaget, der euch verhindert haben ſoll, wider den Cäſar, Krieg zu führen? Meinet halben möget ihr euch, wenn ihr wollet, hier auch mit Unwahrheit rühmen, daß ihr die Provinz dem Cäſar übergeben hättet; wenn ihr nicht von dem Varus und etlichen andern wäret verhindert worden. Ich hingegen werde geſtehen, Ligarius habe Schuld daran, daß euch dieſe Gelegenheit zu einem ſolchen Ruhme entzogen worden. Aber ſiehe, o Cäſar! die Standhaftigkeit dieſes wackern Mannes, des L. Tubero: welche, wiewohl ich ſie ſelbſt dargethan und erwieſen habe, ich dennoch nicht angeführet haben würde; wenn ich nicht wüßte, daß dieſe Tugend vor allen andern von dir pflegt hoch geachtet zu werden.

Wo iſt wohl jemand in der Welt ſo ſtandhaft geweſen? Was ſage ich aber ſtandhaft? Ich weis nicht, ob ich nicht lieber geduldig ſagen ſollte. Denn wer würde wohl ſonſt das gethan haben, daß er in einem bürgerlichen Zwieſpalte, wo er von der einen Partey nicht nur nicht aufgenommen, ſondern auch aufs grauſamſte verworfen worden; ſich dennoch wieder zu eben der Partey halten ſollte? Das zeiget ein großmüthiges Herz, und einen ſolchen Geiſt an, den keine Beſchimpfung, keine Gewalt, keine Gefahr von der einmal gefaßten Abſicht und erwählten Partey abwendig machen kann.

Denn

Denn geſetzt: Tubero und Varus wären ſonſt in allen Stücken mit einander gleich geweſen, nämlich an Ehre, an Adel, an Anſehen, am Verſtande; welches doch in der That nicht war: ſo war doch dieſes das hauptſächlichſte, daß Tubero, auf Befehl des Raths, mit rechtmäßiger Herrſchaft nach Africa kam. Da er nun hier abgewieſen war, gieng er nicht zu Cäſarn über, damit er nicht für zornig; nicht nach Hauſe, damit er nicht für faul; nicht in eine andre Gegend, damit er nicht für einen ſolchen gehalten würde, der von ſeiner Partey abgewichen wäre: ſondern er kam nach Macedonien, ins Lager des Cn. Pompejus, zu eben derjenigen Partey, von welcher er ſo ſchimpflich war verworfen worden.

Noch mehr! da dieſes das Gemüth des Feldherrn, zu welchem ihr zurücke kamet, nicht im geringſten rührete; wurdet ihr etwa dadurch kaltſinnig in eurem Eifer? Bliebet ihr etwa nur im Lager liegen, und hatte das Gemüth etwa vor ſeiner Partey einen Abſcheu? Oder war nicht vielmehr bey euch ſo wohl, als bey uns allen, eine heftige Begierde zu ſiegen, wie es in Bürgerkriegen herzugehen pflegt? Ich habe zwar allezeit zum Frieden gerathen; aber damals war es zu ſpät: denn es wäre unſinnig geweſen, an den Frieden zu gedenken, da man das Treffen vor Augen ſah. Wir alle, ſage ich, wollten ſiegen; du aber inſonderheit, der du dahin gekommen wareſt, wo du entweder ſiegen, oder umkommen mußteſt: wiewohl ich nicht zweifle, daß du nicht den itzigen Umſtänden nach, deine nunmehrige Wohlfahrt jenem Siege vorziehen ſollteſt.

Dieſes alles würde ich nicht ſagen, Tubero, wenn euch entweder eure Beſtändigkeit; oder dem Cäſar das Verzeihen leid wäre. Nun aber frage ich: ob ihr eure eigene Beleidigungen, oder die der Republick wiederfahren ſind, zu rächen ſuchet? Iſt das letztere; was wollt ihr denn von eurer Beſtändigkeit auf der Partey des Pompejus antworten? Iſt aber jenes; ſo hütet euch ja vor den irrigen Gedanken: Cäſar würde auf eure Feinde zürnen, da er ſeinen eigenen alles vergeben hat.

Was dünket dich alſo, Cäſar? Meyneſt du, daß ich den Ligarius vertheidige? von ſeiner That allein rede? Nein, alles was ich geſaget habe, läuft einzig und allein auf deine Leutſeligkeit, oder Gnade, oder Barmherzigkeit hinaus.

Erregung des Mitleidens.

Ich habe mein Tage ſchon manche Sache ausgeführet, und das zwar mit dir ſelbſt, Cäſar, da deine Bedienungen dich noch auf dem Rathhauſe beſchäfftigten. Mein lebenlang aber habe ich nicht geſaget: Vergebet ihm doch, ihr Richter! er hat ſich verſehen! es iſt ein Irrthum! er hat es ſo böſe nicht gemeynet! er wird es niemals mehr thun! Gegen einen Vater pflegt man ſo zu reden; gegen die Richter aber heißt es: Er hat es nicht gethan! es iſt ihm nicht in den Sinn gekommen! es ſind falſche Zeugen! das Laſter iſt erlogen! Sage nur einmal, o Cäſar! du wolleſt von der That des Ligarius, als ein Richter ſprechen; und frage, von welcher Partey er geweſen iſt? Ich werde kein Wort ſagen, und nicht einmal dasjenige hervor ſuchen, was vieleicht auch vor einem Richter zu ſeiner Entſchuldigung dienen könnte. Vor dem Anfange des Krieges iſt er als Unterrichter abgereiſet, im Frieden da gelaſſen, im Kriege unterdrücket worden; bey dem allen aber gar nicht heftig und eifrig, ſondern dir von ganzem Herzen zugethan geweſen.

So pflegt man gegen Richter zu ſprechen; aber ich habe mit einem Vater zu thun. Ich habe gefehlet! er hat unrecht gehandelt! es iſt ihm leid! Ich nehme meine Zuflucht zu deiner Gnade, ich bitte um die Verzeihung des Fehlers! Vergib ihm, bitte ich! Hat ſonſt niemand Gnade erlanget, ſo bitte ich freylich zu frech: ſind aber viele ſo glücklich geweſen; ſo hilf auch uns, wie du uns Hoffnung dazu gemachet haſt. Sollte denn Ligarius nicht einmal hoffen dörfen; da ich doch ſelbſt die Freyheit habe, gar für andre zu bitten?

Einſchmäuchelung.

Wiewohl, unſre Hoffnung bey dieſer Sache, gründet ſich weder auf dieſe Rede, noch auf die Bemühung derer, die

für

für den Ligarius bey dir bitten, und deine Blutsfreunde ſind. Ich habe es nämlich geſehen, ich habe es erkannt, worauf du am meiſten zu ſehen pflegſt, wann viele für einen bitten. Du ſiehſt mehr auf die Sachen, als auf die Angeſichter; und giebſt nicht ſo wohl Acht, wie nahe dir derjenige verwandt ſey, der die Fürbitte ableget; als wie nahe er mit demjenigen verknüpft ſey, für den er ſie ablegt. Daher ertheileſt du deinen Angehörigen ſo viel Gutes, daß mir oft diejenigen glücklicher vorkommen, die deiner Freygebigkeit genießen, als du ſelbſt, der du ſie ſo reichlich ausübeſt.

Fernere Erregung des Mitleidens.

Wiewohl ich ſehe doch, wie ich bereits erwähnet habe, daß die Rechtsſachen der Parteyen dich mehr bewegen, als ihr Bitten und Flehen: und daß du von denen am meiſten gerühret wirſt, die dich aus einem gerechten Schmerze bitten. Erhältſt du den Ligarius, ſo wirſt du vielen von deinen nächſten Freunden einen Gefallen thun: aber erwäge dabey nur das, was du ſonſt zu erwegen gewohnet biſt. Ich kann dir die tapfern Sabiner, denen du ſo viel zutraueſt, ja das ganze ſabiniſche Gebieth, den Kern von Italien, und den rechten Arm der Republik, vorſtellen. Du kenneſt dieſe Leute ſehr wohl; aber ſiehe nur, wie betrübt und bekümmert ſie ſind. Siehe nur die Thränen dieſes T. Brochus, und die Traurigkeit ſeines Sohnes an, denn ich weis wohl, wie er bey dir angeſchrieben ſteht. Und was ſoll ich von ſeinen Brüdern ſagen?

Halte doch nicht dafür, Cäſar, daß es hierbey nur auf einen Kopf ankomme. Du mußt entweder drey Ligarier aus der Stadt verbannen oder drey Ligarier darinnen behalten. Sie wollen aber viel lieber, wer weis wohin, verbannet ſeyn, als ihr Vaterland, ihr Haus und Hof und ihre Heiligthümer behalten; wenn nur dieſer einzige in der Fremde leben muß. Handeln ſie nun darinn als Brüder; handeln ſie gottsfürchtig; thun ſie es mit Schmerzen: ſo laß dich doch durch ihre Thränen, durch ihre Tugend, durch ihre brüderliche Liebe bewegen! Laß doch das Wort itzo gelten, womit du neulich ſiegteſt. Wir hörten

ten ja von dir sagen: Wir, hielten alle die für unsre Widersacher, die nicht bey uns wären; du aber, hieltest alle für deine Freunde, die nicht wider dich stritten.

Siehst du denn nicht diese ansehnlichen Leute, dieses ganze brochische Geschlecht, diesen L. Marcius, C. Cäsetius, L. Corfidius, alle diese römische Ritter, die mit veränderter Kleidung zugegen sind; die du wohl kennest, und auf welche du so viel hältst. Diese sind auf deiner Partey gewesen: auf diese waren wir sonderlich erzürnet; diese suchten wir auf; diesen ward auch von einigen unter uns gedrohet. Erhalte also den Deinigen die Ihrigen, damit so wohl dieses, als alles übrige, was du gesaget hast, wahr befunden werde.

Wenn du recht wüßtest, wie einträchtig die Ligarier mit einander leben, so würdest du dafür halten, daß sie alle bey dir gewesen wären. Kann wohl jemand zweifeln, daß Ligarius, wenn er in Italien hätte seyn können, nicht auf eben der Partey gewesen seyn sollte, auf welcher seine Brüder gestanden? Wem ist ihre recht brüderliche Einigkeit und Uebereinstimmung nicht bekannt? Wer begreift es denn nicht, daß eher, wer weis was, geschehen wäre, als daß diese einhälligen Brüder sich zu verschiedenen Parteyen hätten schlagen sollen? Im Herzen haben sie dir alle angehangen: einer ist durch einen Zufall abwendig worden; der aber dennoch gleich den übrigen würde begnadiget worden seyn, wenn er es schon mit gutem Bedachte gethan hätte.

Aber gesetzt, er wäre zu Felde gezogen; gesetzt, er hätte sich nicht nur von dir, sondern auch von seinen Brüdern getrennet: dessen ungeachtet bitten diese, die dir anhangen, für ihn. Da ich allen deinen Geschäfften beygewohnet habe, so weis ich es noch sehr wohl, wie T. Ligarius als römischer Rentmeister gegen dich gesinnet gewesen. Aber das ist etwas weniges: ich hoffe auch, daß da, der du nichts eher, als Beleidigungen zu vergessen pflegest, weil solches deiner Gemüthsart gemäß ist; ich hoffe, sage ich, daß du dich, bey der Erinnerung seines Rentmeisteramtes, auch auf einige andre Rentmeister besinnen werdest.

Eben

Eben dieſer T. Ligarius nun, der ſich damals nichts anders angelegen ſeyn ließ, (denn errathen konnte ers ja nicht) als daß du ihn für einen fleißigen redlichen Mann halten möchteſt; der bittet itzo um die Begnadigung ſeines Bruders. Ertheileſt du nun dieſelbe allen beyden, auf ihren Fürſpruch: ſo wirſt du drey ehrliche rechtſchaffene Brüder auf einmal, nicht nur ihnen ſelbſt, nicht nur allen anweſenden vortrefflichen Männern, nicht nur uns, als ihren Blutsverwandten; ſondern der ganzen Republik wieder ſchenken.

Beſchluß.

Mache alſo, daß dasjenige, was du neulich an dem M. Marcellus auf dem Rathhauſe gethan, nun auch auf dem Markte an dieſen, ſo wohl dir, als allen Anweſenden beliebten Männern geſchehen möge. Wie du jenen dem Rathe wieder gegeben haſt; ſo gieb dieſen dem Volke wieder, deſſen Verlangen dir allezeit werth geweſen iſt. Und iſt dir jener Tag herrlich, dem römiſchen Volke aber angenehm geweſen: ſo trage doch kein Bedenken, o Cäſar, noch viel dergleichen rühmliche Tage zu ſuchen.

Nichts iſt den Menſchen ſo angenehm, als die Gütigkeit; keine von deinen Tugenden wird von mehrern bewundert und geliebet, als die Barmherzigkeit. Denn die Menſchen werden den Göttern durch nichts ſo ähnlich, als durch die Beförderung ihres Heils. Dein itziger hoher Stand hat nichts größers an ſich, als daß du viele erhalten kannſt; dein Naturell aber nichts trefflichers, als daß du ſolches thun willſt.

Vieleicht hätte die Wichtigkeit der Sache wohl eine längere Rede erfodert: doch wegen deiner gütigen Gemüthsart, hätte ſie noch viel kürzer ſeyn ſollen. Weil ichs alſo für weit zuträglicher halte, daß du dich mit dir ſelbſt beſprechen mögeſt, als daß ich, oder ein anderer mit dir rede; ſo will ich hier ſchließen, und nur dieſes noch hinzuſetzen: daß, wenn du jenen Abweſenden begnadigen wirſt, du zugleich alle, die hier zugegen ſind, begnadigen werdeſt.

Meine Nachahmung ſ. in der akademiſchen Redekunſt.

Das

Das III. Hauptstück.

Von den groſsen Lobreden, oder sogenannten Panegyricis.

I. §.

Nach diesen beyden vorhergehenden allgemeinen Uebungen in der Schreibart, nämlich dem Uebersetzen und Nachahmen, weis ich weiter nichts vorläufiges zu erinnern. Ich fange also an, die gewöhnlichen Arten der Reden nacheinander durchzugehen. Zuerst nehme ich die groſsen Lobreden vor, die auf groſse Herren, Helden, Staatsbediente, und andre hochverdiente Männer, sowohl bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode pflegen gehalten zu werden. Ich setze aber dieselben nicht ihrer Leichtigkeit halber voran: sondern darum, weil sie dasjenige sind, worinn ein Redner ein rechtes Meisterstück seiner Kunst ablegen kann. Man nehme unter den alten den Panegyricus des jüngern Plinius; von den Ausländern Fleschiers Lobreden auf verschiedene groſse Leute, von den Deutschen aber Königsdorfs Lobrede auf den Kaiser Leopold, Neukirchs Rede auf die Königinn Sophia Charlotta, nebst Gundlings auf den König in Preuſsen, u. a. m. zur Hand: so wird man sich einen rechten Begriff von dieser Art der Reden machen können. Am Ende dieses Capitels will ich die besten Exempel solcher deutschen Reden anhängen, die unserm Vaterlande Ehre machen. Fleschiers Lobreden, die ich sehr anpreise, haben wir nun längst deutsch: und was ich selbst für Gelegenheiten gehabt, solche groſse Stücke der Beredsamkeit auszuarbeiten, das sehe man in meinen gesammleten Reden, gleich im Anfange nach; davon die zweyte Auflage unter der Presse ist.

II. §.

II. §.

Was nun die Regeln dieſer Art von Reden ins beſondere anlanget: ſo bleibt es hier fürs erſte bey allen Vorſchriften, die ich ſchon oben ausführlich gegeben habe. Denn was die Eingänge dazu betrifft; ſo müſſen dieſelben von den Gelegenheiten hergenommen werden, die den Redner veranlaſſen, eine ſolche Rede zu halten. Dieſe ſind aber entweder Geburts- oder Namenstage großer Herren; oder Siegesfeſte, Einzüge, Vermählungs- Krönungs- oder Huldigungsfeſte derſelben: oder es ſind Gedächtnißfeyern, daran man ſich über kurz oder lange, ihrer Verdienſte, ihrer Thaten und Tugenden erinnert. Von dieſer Art ſind die Eingänge der itztgedachten Reden. Mit einem Worte, alles, was in den gegenwärtigen Umſtänden der Zeit, des Ortes und der Zuhörer merkliches vorfällt, und mit dem Lobe hoher Perſonen eine Verbindung hat, das kann hier zum Eingange dienen: genug, wenn der Eingang einem Redner ſo eigen iſt, daß ihm kein anderer denſelben abborgen kann. Und hat gleich Fleſchier von einem bibliſchen Spruche den Anfang gemachet: ſo iſt doch dieſes den Gewohnheiten ſeiner Kirche, ſeinem biſchöflichen Amte, und dem Orte, wo er ſeine Reden gehalten hat, nämlich der Kanzel, zuzuſchreiben. Uebrigens hat er die gegebene Regel eben ſo gut beobachtet, als Plinius; der von dem Rathsſchluſſe die Gelegenheit zu ſeiner Lobrede herleitet, dadurch es ihm war anbefohlen worden, dieſelbe zu halten.

III. §.

Den Hauptſatz ſeiner Lobreden muß ein Redner ohne alle Kunſt machen. Er darf nur ſchlechtweg ſagen, er wolle ſeinen Helden loben; oder wenn er ſich ja etwas näher erklären will: ſo darf er nur melden, daß er denſelben als einen vollkommenen Kaiſer, König, Regenten, Feldherrn, Staatsmann, u. ſ. w. darſtellen wolle, So haben es Plinius, Fleſchier, Gundling, und alle gute Lobredner gemacht. Die künſtlichen Einfälle hergegen, die eines allegoriſchen oder metaphoriſchen Ausdruckes nöthig haben, müſſen aus einer vernünftigen Lobrede verwieſen ſeyn. Abtheilungen kann ein

Redner

Redner bey dem Hauptſatze zwar machen: doch müſſen ſie regelmäßig ſeyn, und auf eine ungezwungnere Art vorgetragen werden, als auf den Kanzeln zu geſchehen pflegt. So hat uns Fleſchier ein Muſter gegeben, welches ſchon oben im Hauptſt. von den Hauptſätzen angeführet worden: und ſelbſt in Gundlingen iſt eine Spur davon zu finden. Aber man darf ſich auch zu keiner Abtheilung zwingen: denn es iſt weder eine Nothwendigkeit, noch ein beſondrer Zierrath, dergleichen zu machen.

IV. §.

Was die Erklärungen in Lobreden ſeyn können, das iſt oben bereits gemeldet worden. Sie ſind nämlich größtentheils Erzählungen von den merkwürdigen Umſtänden desjenigen, den man loben will. Denn es fraget ſich zuförderſt, wer iſt denn derjenige, dem zu Ehren man die Lobrede hält? Kennen ihn die Zuhörer gleich, dem Namen nach, ſchon alle: ſo muß doch der Redner noch einen weit ausführlichern und vortheilhaftern Begriff von ihm zu machen wiſſen, ehe er ihn recht loben kann. Daher fodert er mit Recht den kurzen Lebenslauf eines Verſtorbenen; ehe er das Werk angreifen kann. Eben das wird man in allen obgedachten Reden finden. Von einem lebendigen Helden muß man ſich ſelbſt die Thaten und Tugenden bekannt gemachet haben, und alles zuſammen nehmen, was zu deſſen Ehren gereichen kann. Man halte ſich aber dabey nicht gar zu lange auf, aus was für einem Geſchlechte er entſproſſen iſt: wie es Riemer in ſeiner Lobrede auf den großen Friedrich Wilhelm gethan hat, der faſt die ganze brandenburgiſche Genealogie erzählet. So groß auch daſſelbe ſeyn möchte, ſo iſt es doch allemal der geringſte Ruhm eines großen Mannes. Auch dieſes hat Fleſchier ſehr wohl beobachtet. Dieſe Erzählung nun muß, nach denen oben ſchon gegebenen Regeln, eingerichtet, kurz gefaſſet, edel, und dem Zwecke des Redners gemäß ſeyn. Sie darf auch nicht in einem fortgehen, ſondern muß mit allerley Lehrſprüchen und guten Einfällen, ja gar mit den Gründen der Lobeserhebung ſelbſt, untermiſchet und abgewechſelt werden.

Das

Das Prädicat des Hauptſatzes, nämlich was ein vollkommener Kaiſer, König, Feldherr ꝛc. ſey, oder ſeyn ſolle, das muß auch mehrentheils in einer philoſophiſchen Umſchreibung erkläret werden; damit man hernach den Beweis darauf gründen könne, wie Königsdorf und Gundling in ihren Lobreden gethan. Und dieſe Art der Erklärung, iſt gleichfalls oben ſchon weitläuftig genug abgehandelt worden.

V. §.

Der Beweis in den Lobreden muß, wie ſchon gedacht worden, bloß aus dem Leben, den Tugenden und Thaten des Helden, und aus dem Begriffe, den man von ihm geben will, daß er ein guter Regent, Soldat ꝛc. geweſen ſey, nicht aber aus Namen, Wappen, Geburts- und Sterbetagen, u. d. m. herfließen. Dieſen nun zu erfinden, dazu gehöret eine Kenntniß aller menſchlichen und bürgerlichen Pflichten, aus der Sittenlehre, und Staatskunſt ꝛc. Er muß auch ſo beſchaffen ſeyn, daß er die Gemüther der Zuhörer einnehmen, und ihnen eine Hochachtung gegen denjenigen, den man rühmet, abnöthigen kann. Daher wird denn hauptſächlich die Wahrheit, oder zum wenigſten die Wahrſcheinlichkeit der Umſtände, darauf er ſich gründet, in einem hohen Grade erfodert. Auch muß man die Beweiſe nicht mager und trocken, ſondern recht ausführlich und vollſtändig vortragen. Ein Redner thut hier vielmehr als ein Philoſoph, der alles aufs kürzeſte faſſet. Wenn dieſer alſo mit der Fauſt ſchlägt, ſo braucht jener die flache Hand; deren Schlag mehr klatſchet, ob er gleich nicht ſo wehe thut. Die Anzahl der Beweiſe iſt unbeſtimmt, und kann von dem Redner, nach Erfoderung der Sache, verändert werden. In meiner opitziſchen Rede habe in einen einzigen Beweis gebraucht: in der Jubelrede auf die Buchdruckerkunſt aber drey Beweiſe angebracht. In der Lobrede auf des Durchl. Churprinzen Königl. Hoheit ſind gleichfalls drey Beweiſe. Man darf auch nicht eben alle Beweiſe unmittelbar hinter einander ſetzen, vielweniger dieſelben ſeinem Zuhörer zuzählen. Vielmehr iſt es gut, daß man ſie mit den Erklärungen, d. i. Beſchreibungen und Erzählungen, abwech-

selt; ja selbst in den Förderſatzen jedes Schluſſes alle Gelegenheit ergreift, das Dunkle zu erklären. Uebrigens richte man sich nach dem, was oben schon überhaupt von Beweisen gesaget worden.

VI. §.

Die Beantwortung der Einwürfe, die hieher gehöret, muß auf eine unvermerkte Art, bey jedem Beweiſe angehänget werden. Denn weil es dem Helden oft nicht vortheilhaft seyn würde, wenn man die Gegenmeynung von seinem Lobe, mit großer Weitläuftigkeit und Wahrscheinlichkeit, vorbringen wollte: so muß der Redner dieſen widrigen Vorwürfen überall, wo sie dem Zuhörer einfallen möchten, auf eine geſchickte Art, zuvor kommen. So hat es **Gundling** mit großer Kunst gemachet, als er vorher sah, daß man seinem Helden den Haß gegen die Gelehrten, und die große Liebe zu den Soldaten, imgleichen den eingezogenen Staat an seinem Hofe vorrücken könnte. Darum beantwortet er dieſes alles schon zum Voraus; ohne den Gegner selbst zum Worte zu laſſen. Ja, ein geſchickter Redner wird oft dasjenige, was ihm entgegen zu stehen scheint, seinem Helden zum Beſten zu brauchen wiſſen, und ihm manches zum Lobe machen können, was ihm andre zur Laſt legen; wenn er nur auf die Umſtände der Zeiten, der Oerter und andrer Zufälle Acht hat. Wäre aber ja zuweilen ein Fehler nicht zu läugnen; als wenn z. E. an dem Herzoge von **Marlborough** der Geiz getadelt werden könnte: so kann ein Redner leicht zeigen, daß der Fehler der Verſchwendung an einem Feldherrn noch weit ſchädlichere Folgen nach sich ziehe, und also die Gedanken der Zuhörer vom vorigen abwenden.

VII. §.

Die Erregung der Affecten beſteht hier in Erweckung der Ehrfurcht und Bewunderung gegen den geprieſenen Helden; in Ermunterung zur Freude über deſſen Regierung, Leben, Sieg, Geneſung, Vermählung, Geburt der Prinzen ꝛc. Bey Leichen,

chen, in Erregung der Traurigkeit, und der Furcht vor künftigen Fällen; oder bey guten Gelegenheiten, der Hoffnung. Alle diese gehen nun nach den obigen Regeln, von diesen Gemüthsbewegungen, und müssen gegen das Ende einer solchen Rede versparet werden. Im Fleschier kann man ein Exempel von Trauren und Furcht, im Gundling von der Freude, im Plinius von der Hoffnung lesen, und sich daran ein Muster nehmen. Doch muß man die Behutsamkeit brauchen, daß man nicht gar zu hochgetriebene und unnatürliche Klagen führe, die niemand für ernstlich oder wahrhaftig halten kann. Um viele Verstorbene klaget fast niemand von Herzen: und hier muß auch der Redner kein großes Geschrey anheben; vielweniger den Tod, oder die Vorsehung zur Verantwortung fodern. Mit einem Worte, ein Redner muß so wohl die Betrübniß, als das Lob des Verstorbenen recht wahrscheinlich zu machen wissen; so daß auch die gleichgültigsten Gemüther ihm Beyfall geben: oder er muß lieber beydes unterlassen. Eben so geht es mit dem Beschlusse. Bald wird derselbe ein brünstiger Wunsch für die Wohlfahrt eines hohen Hauptes, für die Erhaltung des Friedens, für den Flor der Länder u. s. w. Bald eine Betheurung wegen des ewigen Andenkens, so man einem Verstorbenen widmen will; oder was sonst in verschiedenen Gelegenheiten einem Redner nöthig und nützlich zu seyn dünken kann.

VIII. §.

Nichts ist übrig von großen Lobreden zu sagen; als daß die Schreibart darinnen die edelste und erhabenste seyn muß, die nur ein Redner in seiner Gewalt hat. Es müssen viel neue und schöne Gedanken, metaphorische und andre tropische Ausdrückungen; auch viele lebhafte Beschreibungen und Bilder darinnen vorkommen: ob er gleich nicht lauter Zucker und Spielwerke brauchen muß. Vor allen Dingen aber muß ein Redner so zu reden suchen, daß sein Zuhörer glaube, es sey ihm ein Ernst, diesen Helden, den er lobet, recht groß zu machen. Das Herz muß bey ihm reden, nicht nur der

Verſtand und der Witz. Alle Redensarten müſſen daher ein gewiſſes Merkmaal der innern Ueberzeugung bey ſich führen. Dieſes geſchieht, wenn muntre Figuren die Schreibart beleben; und zwar ſolche, die die Natur ſelbſt einen lehret, wenn man im Eifer iſt, die Vorzüge einer Perſon, die man hoch ſchätzet, andern beyzubringen. Die Lobrede des Plinius auf den Trajan, und von neuern ein paar Reden, die auf den höchſtſeligen König Auguſt gehalten worden, können hier zum Beyſpiele dienen; ob ſie gleich theils lateiniſch, theils franzöſiſch verfaſſet waren, und nur deutſch überſetzet worden ſind. Die eine iſt vom Herrn D. Lengnich in Danzig, die Herr M. Schwabe verdeutſchet hat; die andere aber von Herrn Coſte, einem beredten franzöſiſchen Geiſtlichen allhier, die ich ſelbſt überſetzet habe, und die in meinen Reden befindlich iſt. Die übrigen Fehler der Schreibart ſind in dem Iſten Theile ſchon angemerket worden. Man beſehe aber noch die Beurtheilung von des Dionyſius von Halikarnaß Regeln der Lobreden, die ich den ſämmtlichen Lobreden Fleſchiers, als eine Vorrede vorgeſetzet habe. Um Exempel von ſolchen Lobreden zu geben, will ich meine Zuflucht zu Königsdorfs Rede auf den Kaiſer Leopold, und etlichen andern nehmen, die ich ſchon oben namhaft gemacht habe. Denn ich will auch allhier, ſo wie ich in meiner kritiſchen Dichtkunſt gethan, lauter fremde Arbeiten anpreiſen; hoffe auch, daß nach den Erinnerungen, die ich ſchon oben wegen der Schreibart dieſer erſten, und von Neukirchs Rede auf die Königinn von Preußen gemachet habe, dieſelben niemanden verführen werden. Das meiſte darinnen bleibt nämlich dennoch gut und ſchön, wenn gleich etliche Stellen tadelhaft ſind.

Lobrede
auf
Kaiſer Leopold den Großen,
als derſelbe 1705.
im 65ſten Jahre ſeines Alters in Gott ſelig entſchlafen,

gehalten zu Breßlau,

von

Herrn Samuel von Königsdorf,
ermeldter Stadt Breßlau Syndico.

Der Erdkreis iſt niemals in einer größern Beſtürzung geweſen, als er ſich in gegenwärtigen Zeiten befindet. Die Regierſucht hat faſt alle Völker erreget, und die Königreiche wider einander geſtoßen; und wollte gern aus derſelben Zertrümmerung ſich ein Reich aufbauen, deſſen Beherrſcher die Borbonier, und ihre Unterthanen das menſchliche Geſchlecht ſeyn ſollen. Europa rauchet allenthalben von dem angelegten Feuer. Selbſt America haben die um ſich freſſenden Flammen angezündet: und das weite Meer hat nicht genugſames Waſſer, ſolches zu löſchen. Europa ſoll eine neue, und America eine alte, oder vielmehr eine neuere Welt werden: ſo gar ſind die Länder verwüſtet, und die Städte umgekehret, daß die Erde ihre vorige Geſtalt verlohren; und den Einwohnern nichts, als das allgemeine Elend, übrig verblieben! Die Waſſer ſieht man von Blute aufgeſchwellet: und der Ocean wird bald dem rothen Meere ſeinen Namen zweifelhaft machen. Seine Fluthen verſchlingen ganze Flotten; dadurch wird der Abgrund ſeicht: auch in den Häfen verurſachet der ſchreckliche Sturm Schiffbrüche. Die Gefahr

hält allen das Meer verſchloſſen: nur dem Verderben und Untergange ſteht es offen.

Bey dieſen Bekümmerniſſen iſt das empfindlichſte Unglück, daß der ſtarke Atlas, welcher die fallende Welt aufgehalten, der allerdurchlauchtigſte, großmächtigſte und unüberwindlichſte Fürſt und Herr, Herr **Leopold der Große**, erwählter Römiſcher Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien und Sclavonien, ꝛc. König, Erz-Herzog zu Oeſterreich, Herzog zu Burgund, Marggraf in Mähren, Herzog zu Lützelburg, in Schleſien, zu Braband, Steyer, Kärndten, Krain, Würtemberg und Teck, Fürſt in Schwäben, Marggraf in Ober- und Nieder-Lauſitz, Gefürſteter Graf zu Habſpurg, Tyrol, Pfirt, Kyburg und Görz, Landgraf im Elſaß, Marggraf des Heil. Röm. Reichs ob der Enß und zu Burgau, Herr der Windiſchen Mark, zu Portenau, und Salins, ꝛc. ꝛc. mein im Leben geweſener allergnädigſter Herr, durch den Tod entkräftet worden.

Der Unterthan hat ſeinen wahren Landesvater, der hohe Bundsgenoß ſeinen beſtändigen Freund, Europa ſeinen mächtigſten Beſchützer, und der ganze Erdkreis ſeinen größten Fürſten verlohren. Das treue Schleſien iſt um ſo viel mehr verpflichtet, dieſen Todesfall zu betrauren, nachdem es die Süßigkeit ſeiner Regierung faſt funfzig Jahre geſchmecket, und unter deſſen kluger Beherrſchung, bey ſo ſchweren Verhängniſſen, welche andere benachbarte Länder betroffen, zum Erſtaunen aller Menſchen, wie ein Salamander in der Glut, erhalten worden. Der Ackersmann hat noch kein Eiſen, außer zum Feldbaue, und der Bürger kein Geſchoß, als nur zu Freudenbezeugungen, gebrauchet. Inſonderheit hat deſſen Hauptſtadt Breßlau ungemeine Urſache, dieſe glückſelige Zeiten zu erkennen. Seine Mauren und Wälle hat keine feindliche Kugel durchlöchert; ſie ſind noch verbeſſert und verſtärket, und ſeine Freyheiten und Gerechtſamkeiten von ihm vermehret worden.

Solchem

Solchem, nach erfoderts dankbarer Unterthanen Pflichtschuld, ihrem glorwürdigſten Kaiſer, Könige und Erzherzoge, ein Denkmaal zu ſtiften, welches deſſen Vollkommenheiten den Nachkommen zur immerwährenden Verwunderung bekannt machen könne. Es iſt aber nichts dauerhafters wider die Vergänglichkeit, als die Arbeit der Gelehrten. Die Ehrenſäulen leuchten zwar ſehr in die Augen; aber nur denen, welche ſie ſehen. Und ob gleich unſer Rieſengebirge Stein und Erz genug hätte, dieſen großen Helden abzubilden: ſo würden doch die entfernten Ausländer von deſſen Aehnlichkeit ſo wenig urtheilen, als unſere Dankbarkeit erkennen können. Die Gedächtnißmäler ſtellen auch mehr die Eigenſchaften des Leibes, als die Vortrefflichkeiten des Geiſtes vor unſere Augen. Ueberdieß ſind keine Erze noch Steine ſo hart, daß ſie nicht der ſcharfe Zahn der Zeiten zermalmen, oder die Undankbarkeit und Barbarey zerbrechen könnte. Dem Demetrius wurden zu Athen drey hundert und ſechzig aufgeſetzet; aber auch widerum niedergeriſſen: und die Barbaren haben in Wälſch- und Griechenland derſelben mehr zerſtöret, als alle geſittete Völker aufbauen werden. Hingegen haben die Schriften des Livius alle Ehrenbilder ihrer Helden überlebet. Die dem Trajan verfertigte Lobſchrift iſt noch viel vollkommener, als die ihm aufgerichtete Spitzſäule: und dieſe würde niemand unter den Römiſchen Steinhaufen erkennet haben, wenn nicht der gelehrten Griffel ein Merkmaal darauf hinterlaſſen hätte. Nur iſt zu beklagen, daß kein Plinius vorhanden iſt, der den Trajan unſerer Zeiten würdig beſchreiben könnte. Das Alterthum hat den Vorrath der Beredſamkeit ganz verzehret: und die kalten Einflüſſe des ſchleſiſchen Himmels ſind viel zu ohnmächtig, unſere erſtarreten Lebensgeiſter zu bewegen. Das ſchmerzliche Betrübniß, über den Verluſt unſers innigſt geliebteſten Landesvaters, lähmet die Zungen und zerſtöret die Gedanken. Die Thränen ſchwächen ſo gewiß die Kräfte der Seelen, als der Augen: und des Parrhaſius Gemählde würden zu der berühmten Schönheit nicht gelanget

seyn, wenn er bey deren Verfertigung, an statt des Singens, geweinet hätte.

Dafern ich das Glück hätte, diesen großen Fürsten noch auf seinem Kaiserthrone, und wie der Höchste durch ihn den Reichen und Ländern die Verhängnisse austheilte, zu sehen; würde der majestätische Glanz seiner Herrlichkeit meinen versinsterten Verstand erleuchten, und sein beredter Mund meine Zunge zu seinem Lobe geschickt machen. Nachdem er aber im Sarge liegt, und seine Kronen und Zepter eine Zierde der Gruft sind; so können ohne das erstorbene Haupt die Glieder des Staatsleibes nicht leben. Kein Adler schwinget sich nach der Sonnen Untergange in die Höhe: wie vielmehr müssen sich die Tauben in der Finsterniß verirren? Des Crösus stummer Sohn fieng wohl allererst an zu reden, als er seinen Vater sollte sterben sehen: viel andere hingegen haben bey großen Unglücksfällen Sprache und Verstand zugleich verlohren. Jenes ist eher einem Wunderwerke, welches seltsam ist; dieses aber mehr dem Laufe der Natur, so täglich geschieht, zuzuschreiben. Es sind auch die Heldenthaten unsers Monarchen so beschaffen, daß sie schwerlich von einem Redner können vorgestellet werden. Wenn ich gleich in den Friedenskünsten erfahren wäre, so ermangeln mir doch die Wissenschaften des Krieges: unser großer Kaiser aber ist in beydem unvergleichlich gewesen. Xenophon hat zwar des Cyrus Tapferkeit und Staatsklugheit vollkommen ausgeführet; er war aber selbst ein großer Feldherr, und noch größerer Geschichtschreiber; und verstund den persischen Säbel so gut, als die griechische Feder. Nur Aratus hat ein gelehrtes Gedicht von dem Gestirne gemachet; und doch nichts von der Sternkunst verstanden: hingegen haben viele Redner in Ausbreitung anderer Ehre, die eigene verlohren.

Bey diesen Umständen würde es eine Vermessenheit seyn, mein Vorhaben fortzusetzen: wenn ich nicht sonderbare Vortheile, solches zu bewerkstelligen, vor mir hätte. Die Thaten unsers Kaisers sind so beschaffen, daß sie an sich selbst Verwunderung verursachen. Die bloßen Erzählungen der gewonne-

wonnenen Schlachten, eroberten Länder, geretteten Königreiche, erhaltenen Bundsgenossen, und der beschützten Unterthanen, sind beredt genug, das Ehrenlob unsers Monarchen auszubreiten; und haben so wenig, als die Schönheit, einen Anstrich vonnöthen.

Es mögen andere Redner andere Fürsten loben; und in Ermangelung großer Werke, ihnen aus den kleinen einen Ruhm bereiten. Ich werde dem Künstler Nicias nachahmen, welcher nur Schlachten und große Begebenheiten gemalet, und dadurch seinen Schilderenen ein Ansehen gemachet. Ich habe nicht nöthig, meinem Vorhaben durch scheinbare Farben einen Glanz zu geben. Große Thaten sind wie der Marmor und Porphyr, welche keine Farben annehmen; die Kunst muß der Vortrefflichkeit ihrer Natur ausweichen.

Diese, oder vielmehr Gott, hatten unserem Kaiser ein sanftmüthiges Herz gegeben, das von allem Blutvergießen, so weit, als die österreichischen Regenten von den Tyrannen, entfernet gewesen. Sein Herr Vater, Ferdinand der dritte, Glorwürdigsten Andenkens, hinterließ ihm auch eine friedliche Regierung: und wie er dem Salomon an Weisheit ähnlich war, so hoffte ein jeder, er würde auch in einer ruhigen Beherrschung seiner Länder ihm gleich werden. Es hat aber die Regierſucht und Untreue so viel Kriege und Empörungen wider ihn erwecket, daß niemand den Frieden mehr geliebet, und weniger genossen, als er. Seine funfzigjährige Regierung ist ein beständiger Schauplatz der Waffen, und entweder mit einem offenbaren Kriege; oder doch mit einer Vorbereitung zur Gegenwehr, beschäfftiget gewesen.

Frankreich und Schweden hatten sich zu Münster und Osnabrück mit dem römischen Reiche zwar verglichen: jedoch setzte jenes den alten Krieg mit Spanien fort, dieses aber fieng einen neuen mit Polen an. Die Feindseligkeiten zwischen Spanien und Frankreich waren größer, als die pyrenäischen Gebirge: und der Ronzeval war leichter, als die Schwierigkeiten, zu übersteigen. Die schwedischen Waffen aber drungen in Polen allenthalben durch, und ihr Fortgang war

ſo wunderbar, daß ihnen niemand mehr, als nur mit der Flucht, widerſtehen dorfte. Der regierſüchtige Ragotzi ſchmiedete ſchon in ſeinen Gedanken eine Krone, welche er mit ſeinem Fürſtenhute verwechſeln wollte; und das freye Sarmatien, ſo kaum einen König ertragen kann, ſollte von zwenen beherrſchet werden. König Johann Caſimir, ſetzte ſein eigenes Königreich in die äußerſte Gefahr, daß er den Titel von einem fremden führen möchte. Denſelben mußten alle, und er alles verlaſſen, und in unſer Schleſien fliehen: um bey den Fremden Sicherheit zu ſuchen, welche bey den Seinigen nicht zu finden war. Dieſe waren dem Schatten gleich, der den Menſchen nur ſo lange begleitet, als ihn die Sonne anſcheint, und wenn dieſe untergegangen, verſchwindet. Er hatte von der polniſchen Krone nichts, als das rundgebogene Gold noch übrig; und der Zuſtand war ſo verzweifelt worden, daß er gewiß ſein Königreich verlohren, wenn er es nicht verlohren hätte.

Unſer Monarch, als das oberſte Haupt der Chriſtenheit, nahm ſein groſſes Amt in acht, und ſein mitleidendes Herz erbarmte ſich über einen unglückſeligen Fürſten. Seine Tapferkeit ſetzte den polniſchen König wieder in ſein Reich, und ſeine Unterthanen in den Ruheſtand. Friedrich der dritte, König in Dännemark, hatte zwar ein gleiches Abſehen, aber ungleiches Glück. Der ſchwediſche Mars brachte denſelben in ein ſolch Gedräng, daß ſeine Macht viel enger, als das baltiſche Meer von dem Oreſund, eingeſchränket wurde. Dieſer herzhafte König konnte ſeinen Feinden mit nichts, als mit ſeinem unerſchrockenen Herzen entgegen gehen. Der Winter, welcher ſonſt die Ohnmächtigen beſchützet, und die Kriegsverrichtungen, wie die Flüſſe, ſtillſtehend machet, bewegte die Gothen zu ihren Unternehmungen: und die Kälte erhitzte ihre kriegeriſchen Gemüther. Selbſt das Meer veränderte ſeine Eigenſchaft, und dienete dem Ueberwinder zu einer Brücke, in die däniſchen Inſeln zu bringen, welche von Anfange der Welt bis dahin unzugänglich geweſen. Unſer Kaiſer, der kaum einen Bundsgenoſſen von dem Untergange errettet,

rettet, und den andern in gleicher Gefahr ſah, nahm ſich der Bedrängten an, und vermittelte es dahin: daß zwiſchen den Streitenden, zu Copenhagen und im Kloſter Olive, mit allerſeits Vergnügen, ein Friede geſchloſſen, und die Lorbern in Olivenkränze verwandelt wurden. Für alle dieſe koſtbaren Bemühungen hat unſer groſsmüthiger Kaiſer nichts verlanget, als die Ehre: daß er dem einen Könige die entfallene Krone wieder aufgeſetzet, und dem andern die wankende befeſtiget hatte.

Inſonderheit aber hat deſſen Heldenmuth gegen die zween Erbfeinde ſeines allerdurchlaucht. Hauſes, die ottomanniſche Pforte und die Krone Frankreich, ſich unüberwindlich erwieſen. Bisher hatte unſer Kaiſer ſeinen Nachbarn Hülfe geleiſtet; nunmehr ſollte er auch ſeine Unterthanen beſchützen. Itzt hatte ſein ſtarker Arm den Unterdrückten aufgeholfen; nun ſollte derſelbe die Hochmüthigen niederſchlagen. Das türkiſche Reich iſt durch die Eroberung des morgenländiſchen Kaiſerthums zu einer ſolchen Macht gelanget: daß allein die Benennung deſſelben allen Völkern entſetzlich geweſen. Deſſen zwiſchen zweyen Meeren gelegener Hauptſitz, Conſtantinopel, iſt ſo vortheilhaftig, daß es daraus ſtets ein offenes Thor in die Chriſtenheit, und eine Brücke in Aſien behauptet. Es hat etliche Jahrhunderte keinen Krieg angefangen, in welchem es nicht allezeit ein Land unter ſein Joch gebracht. Zu verſchiedenen malen hat es wohl eine Niederlage erlitten: jedoch war ſeine Macht ſo groß, daß es das Anſehen hatte; die Türken könnten länger verderben, als die Chriſten überwinden. Die edelſten Theile der Welt ſeufzen in der türkiſchen Dienſtbarkeit, und die Grauſamkeit iſt daſelbſt zu einer Staatsregel geworden. In ſich hat es nur einen groſsen Herrn: und die andern alle ſind Sclaven. Dieſer bindet ſich an kein Geſetz, als nur an dieſes, daß er keines halten wolle; und der iſt ſchon des Todes ſchuldig, der des Beherrſchers Bruder iſt. Der Geldgeiz iſt daſelbſt unerſättlich: und der das Glück hat, reich zu ſeyn, iſt der gröſste Uebelthäter. Das Königreich Hungarn iſt von deſſen unzählbaren Heeren, und dem davon erfolgten

Blut-

Blutvergieſſen mehrmals überſchwemmet worden: und auch Deutſchland hat ſchon zu zweyenmalen ſeine Vormauer und den Siz ſeiner Kaiſer in der äußerſten Gefahr geſehen. Dieſen grimmigen Feind hat unſer großer Kaiſer in zweenen Kriegen überwunden, und ſeinen unerträglichen Hochmuth gedemüthiget.

Die erfochtenen Siege bey Lewenz, an der Raab, bey Wien, Barkan, Salankement und Zenta ſind die Kennzeichen ſeiner Herzhaftigkeit: und die Eroberung Sclavoniens, Croatiens, Siebenbürgens und des größten Theils von Hungarn, die Belohnung ſeiner Tapferkeit. Die Furcht und Verzweifelung war unter dieſen Barbarn ſo groß, daß ſie ſelbſt Conſtantinopel für verlohren hielten; und es würde gewiß daſelbſt auf dem Sophientempel, ſtatt des Mondes, ein Kreuz ſtehen, und der ungläubige Muſelmann in dem wüſten Arabien ſein Elend bauen müſſen: wenn nicht das neidiſche Frankreich dieſes heilige Vorhaben unterbrochen hätte.

Dieſe Krone, welche eine Zierde der Chriſtenheit, und ein Werkzeug zur Ausrottung des Heydenthums ſeyn ſollte, iſt eine Beförderung des mahometaniſchen Aberglaubens geworden. Ihre Grundgeſeze kommen mit den türkiſchen zwar faſt überein: in der Liſt und Spizfindigkeit aber geht ſie ihnen weit zuvor. Sie vermiſchet die Höflichkeit mit der Grauſamkeit, und bezwinget dadurch die Einfältigen und Furchtſamen. Die Aufrührer in Neapolis, Sicilien, Catalonien und Hungarn, hat ſie öffentlich unterſtüzet; und ins geheim in England, Schottland und Irrland die Unruhigen zu dergleichen ſtrafbaren Verbrechen angefriſchet. Ihr Frevel würde noch gefährlicher ſeyn, wenn ſie nicht mit dem, daß ſie fremde Unterthanen wider ihre Oberherren aufwiegelt, die eignen zur Nachfolge anführte. Der Krieg iſt ihr Vergnügen, und Raub, Mord und Brand, ſind ihre Luſtſpiele. Wälſchland, das Elſaß, der Rheinſtrom, Schwaben und Niederland, haben die Probe davon ausgehalten; und die ausgeplünderten, eingeäſcherten Städte und Dörfer ſind Zeugen ihres Wütens und Mordens. Im Glauben zeiget ſie einen ungemeinen Eifer, und ſchändet

doch

doch die Kirchen, und raubet daraus die Gott gewidmeten Gefäße. Den Pabst, Alexander den Siebenten, zwang sie, seine Leibwache abzudanken; und eine Säule, mehr zur Schmach der päbstlichen Würde, als der Corsaren, aufzurichten: um welche die Römer, wie die Rhodiser um der Königinn Artemisia Siegeszeichen, einen Abaton gern aufgeführet; wenn sie nicht die Gewalt der Franzosen darinn verhindert hätte.

Wenn sie die Lebendigen erwürget hat, kündiget sie den Verstorbenen den Krieg an. Gegen die Gräber verübet sie Feindseligkeiten, in welchen doch alle ein Ende nehmen. Darinnen suchet sie Reichthum, und misgönnet den Todten einen Sterbekittel. Die uralten Kaiser haben in ihren Ruhekammern keine Ruhe: und sie zerstreuet ihre ehrwürdige Asche, welche doch die Barbarn auffammlen würden. Sie könnten von Menschenhäuptern, wie die Perser von Ziegenköpfen, einen Thurm aufbauen, und mit dieser Ueberbleibung der Sterblichkeit ihr schönes Gedächtniß verewigen. Es ist aber schon die Zeit gekommen, in welcher die beraubten Todtengerippe, viel gewisser, als die auf dem Meere aus Aegypten gebrachten Mumien, ein Ungewitter zu der Franzosen Untergang erregen werden. Sie haben sich jederzeit wider alle löbliche Unternehmungen des Hauses Oesterreich gesetzet, und dieses zu einem Grundgesetze ihres Staats gemachet.

Die Friedensschlüsse, so die alten Händel beylegen sollen, dienen ihnen neue anzufangen. In demselben sind die klärsten Worte zweydeutig, und sie wollten gern die Oberdolmetscher der Welt seyn. Auf der Fasanen-Insel wurde zwar endlich der Friede zwischen Spanien und Frankreich geschlossen, und eine tugendhafte Infantinn zum Pfande der ewigen Freundschaft, in die Arme des Königs von Frankreich hingegeben. Es war aber dessen Tod schon eine Ursache zum Kriege, und die Liebe eine Gelegenheit zur Feindschaft. Die fromme Königinn mußte eine Erbinn der Niederlande seyn, welche doch der Erbschaft der ganzen spanischen Monarchie sich eidlich verziehen hatte.

Unser Kaiser, der die Unschuld stets beschützet, vertheidigte auch den unmündigen spanischen König, und sendete etliche tausend Mann seiner streitbarsten Völker demselben zu Hülfe; welche den Feind einen Frieden zu schließen zwungen. Hierdurch erwies unser Kaiser, daß er mehr, als ein Blutsverwandter, von dem königl. spanischen Hause sey; und das Verhängniß dem Könige Carl seinen Herrn Vater nicht genommen, sondern nur vertauschet habe. Die vereinigten Niederlande, welche zu diesem Frieden viel beygetragen, und deswegen sich bey der ganzen Welt einen unsterblichen Ruhm erworben, beleidigten Frankreich so sehr, daß es auf nichts anders, als ihren Untergang gedachte. Solchen zu bewerkstelligen, fiel es mit vereinigten Kräften seiner Bundsgenossen, die Holländer zu Lande und zu Wasser an, und es fehlete nicht viel, so wäre dieser mächtige Staat in einem Feldzuge überwältiget worden. Es ist unnöthig, allhier den Zweifel zu erörtern: ob die Holländer dazumal ihren Staat in die gehörige Verfassung gesetzet? Gewiß ist dieses: daß der Feinde Macht ihnen so weit überlegen gewesen, daß sie ohne Hülfe ihr Elend verlängern, und den Untergang verzögern, aber nicht hätten vermeiden können. Unser Kaiser, der das schädliche Absehen Frankreichs, durch die Eroberung Hollands, das Christliche Europa unter seine Beherrschung zu bringen, allzuwohl merkte, kam den Holländern zu Hülfe; und brachte durch seine sieghafte Waffen die Franzosen dahin, daß sie nicht einen Fußbreit Erde in Holland behaupten konnten, sondern Frieden machen mußten.

Von dieser Zeit an hat Frankreich kein Versprechen mehr gehalten; sondern alle Treue und Glauben dem Abgotte des Ehrgeizes aufgeopfert. Luxemburg und Straßburg nahm es mitten im Frieden ein, und zu Kölln wollte es einen geistlichen Churfürsten mit Feuer und Schwert erwählen. Diesem blutigen Beginnen widersetzete sich unser gewissenhafter Kaiser; er behauptete das Recht der Geistlichkeit, und ob er gleich einen schweren Krieg wider den Türken führete, mußte doch der König von Frankreich von seinem Vorhaben abstehen.

Endlich,

Endlich, als, nach dem merkwürdigen Todesfalle Königs Carls in Spanien, das erstaunende Werk der von Frankreich schon längst abgezielten allgemeinen Herrschaft hervor gebrochen, und die ganze Christenheit darüber in Furcht und Schrecken verfallen, hat unser unerschrockener Kaiser allein seinen Heldenmuth behalten, die Feinde in dem Venetianischen und dem Herzogthume Mantua angegriffen, und heraus geschlagen; dadurch aber seinen Bundsgenossen ein Herz gemachet, daß sie die Freyheit von Europa zu verfechten sich anschicken können. Deutschland verfiel zwar dabey in die äußerste Gefahr: die zweyen merkwürdigen Siege bey Donawerth und Höchstädt aber brachten es nicht allein wieder zurecht, sondern stürzten auch den feindlichen Hochmuth. Diese Schlachten sind die wahren Zwillingsfeuer Castor und Pollux, so sich auf dem Staatsschiffe des deutschen Reiches zu gleicher Zeit sehen lassen. Der Sturm wird sich legen, und die angetretene Schifffahrt unfehlbar glücklich seyn, auch endlich eine Windstille erfolgen. Bayern ist völlig gedämpfet, und wir bekriegen die Feinde mit ihren eigenen Waffen: der König in Frankreich aber hat hierdurch allen, von mehr als funfzig Jahren erworbenen Kriegesruhm verspielet.

Wenn ich die andern in diesen Kriegen erhaltenen Siege und und eroberten Vestungen erzählen sollte, würde ich zwar der Wahrheit, nicht aber meinem Vorhaben, ein Genügen leisten, und das Ziel einer Rede überschreiten müssen. Es ist genug, zur Ehre unsers Kaisers anzumerken: daß er alle seine Kriege aus einer Nothwehre geführet. Das ist kein Werk eines Helden, schwächere Fürsten, so unter dem Schirme des Friedens sicher leben, unversehens überfallen, die Unterthanen wider ihre Obern aufhetzen, die Vestungen mit Verrätherey bezwingen, alles mit Feuer anzünden, und mit Blut auslöschen. Die großen Weltstürmer, Attila und Tamerlan, haben ihre Bosheiten viel verantwortlicher ausgeführet; und doch keinen andern Namen verdienet, als daß sie Misgeburten der Natur und Geißeln des menschlichen Geschlechts genennet werden. Die Gesellschaft der Menschen hat nicht zu ihrer Ausrot-

tung,

tung, ſondern Erhaltung, ſich Oberherren erwählet. Das Amt eines Fürſten beſteht nicht im Kriegen, ſondern im Herrſchen. Er ſoll den Frieden unterhalten, und ſeine Länder beſchützen, nicht aber andere verwüſten. Er muß den Degen ohne Noth nicht ausziehen, und ohne Ehre nicht einſtecken. Hernach iſt unſer Kaiſer an Mannſchaft allemal ſchwächer, als ſeine Feinde geweſen. Sie waren ihm an der Zahl, er aber ihnen an Herzhaftigkeit überlegen. In Hungarn hat er oft mit dreyßig tauſend Mann, hundert und mehr tauſend Türken geſchlagen; und in Wälſchland trieb er mit vier und zwanzig tauſend Deutſchen, ſechzig tauſend Franzoſen von der Etſch bis in Mayland. Mit großer Macht große Sachen ausführen, iſt etwas leichtes. Ein Rieſe verdienet mehr Spott als Ehre, wenn er einen Zwerg zu Boden ſchlägt; mit einem ſtärkern aber kämpfen, und ihn bezwingen, iſt die wahre Eigenſchaft eines Leuen.

Dieſes ſind nun wohl verwunderungswürdige Thaten, welche unſern ſtreitbaren Kaiſer im Tempel der Ehren über den Alexander und Cäſar ſetzen; ſie ſind doch aber nichts zu rechnen, gegen derjenigen Tapferkeit, welche nicht ſowohl im Thun, als im Leiden beſteht. Dieſe iſt eine harte Speiſe, ſo nur die ſtärkſten Mägen verdauen können. Die erſte hat das Glück zur Schweſter, die andere aber das Unglück zur Mutter. Jene kann mit weniger Beyhülfe viel ausrichten; dieſe aber mit nichts, und ganz allein, alles überwinden. Zu jener gelangen auch die Kleinmüthigen, wenn es ihnen glücklich ergeht: dieſe aber beſitzen nur die großmüthigſten Seelen. Sie iſt ein Stern bey trüben Nächten, und eine Magnetnadel auf dem ſtürmenden Staatsmeere. Der Glückſelige flieht vor ihr; und ſie vor dem Glückſeligen. Deswegen iſt ſie unter den Königen ein Phönix, welcher in vielen Zeiten keinen andern erzeuget. Kaiſer Auguſt hatte die ganze bekannte Welt, und doch dieſe Tugend nicht; denn ſonſt würde er, bey dem Verluſte dreyer Legionen, nicht den Kopf wieder die Wand geſtoßen haben. Der iſt kein vollkommener Menſch, der ſich nur in den Wohlſtand

ſchi-

ſchicken; und derjenige ein ſchlechter Schiffmann, ſo nur mit dem vollen Winde ſegeln kann. Ein Ungewitter aushalten, die zerdrümmerten Schiffe aufſuchen, das ſchwimmende Volk retten, und bey den größten Unglücksfällen unbeweglich ſtehen, iſt eine Tugend, ſo die Helden aus dem Hauſe Oeſterreich beſitzen.

Carl der fünfte hat ſolches in dem Hafen vor Algier, Philipp der zweyte bey dem Verluſte ſeiner unüberwindlichen Flotte, und Ferdinand der zweyte bey dem Aufſtande ſeiner Länder erwieſen. Das undankbare Hungarn, zu deſſen Befreyung von dem türkiſchen Joche, unſer Kaiſer ſeine Erbländer an Geld und Volk erſchöpfet, hat zu zweyen malen die gefährlichſten Empörungen wider ihn angeſponnen. Die erſte begleiteten die Türken mit hundert und funfzig tauſend Mann; und die andere beförderte die geſammte franzöſiſche und bayeriſche Macht. Beyde male drungen ſie bis vor Wien, und in den Mittelpunkt der Erbländer: und es hatte das Anſehen, als wenn das Haus von Oeſterreich zu Grunde, und Krone und Zepter verlohren gehen ſollte. Alles war in der äußerſten Beſtürzung, außer unſerm Kaiſer. Er hörete dieſe Zeitungen an, als wann ſie ihn nicht angiengen. Wann ihm eine traurige Bothſchaft über die andere gebracht wurde, ſagte er: Es wird noch viel ärger werden, ehe es beſſer werden wird. Dieſe Unruhen ſtöreten ſeine Gedanken ſo wenig, als Syracuſens Plünderung des Archimedes Zirkel. Sie ermunterten vielmehr ſein ohne dieß wachſames Gemüth. Er machete heilſame Anſtalten, den Feinden zu begegnen; und gab nachdrückliche Befehle, die Rathſchläge zu vollziehen. In ſeinem geheimen Rathszimmer wurde nichts übereilet; und im Felde nichts verabſäumet. Seine Standhaftigkeit war den Staatsleuten und Feldoberſten ein Pharus, bey der Nacht dieſer Zeiten, die Segel ihrer Anſchläge nach dem Hafen der Vorſichtigkeit zu richten. Hiermit hat unſer Kaiſer, ſelbſt die Vorfahren ſeines allerdurchlauchtigſten Hauſes übertroffen. Denn Kaiſer Carl und König Philipp verlohren zwar ein jeder eine Flotte; ſie hatten

aber ſo viel Vermögen, daß ſie eine andere bauen konnten: und Kaiſer Ferdinand hatte nur mit ſeinen Unterthanen, welche ihren Fehler zeitlich erkannten, zu thun, und die große ſpaniſche Monarchie zu ſeinen Dienſten; da hingegen unſer Kaiſer bey ſeiner leeren Schatzkammer, die untreuen Hungarn zum Gehorſam bringen, und auch zugleich die mächtigſten Feinde ſeines Hauſes bezwingen mußte.

Solchergeſtalt nun verſchaffete er ſich und den Seinigen mit dem Degen Recht; er ließ aber dabey die Geſetze nicht veralten. Es iſt eine irrige Meynung, daß unter dem Geräuſche der Waffen die Geſetze ſtill ſchweigen müſſen. Sind doch die erſten zehn Geſetze unter Blitz und Donner gegeben worden; und das letzte Gericht wird bey dem Krachen der untergehenden Welt geheget werden. Die Gerechtigkeit iſt auch bewaffnet: ſie führet ein Schwert in der Hand, und ihr eigentliches Amt iſt; die Böſen bekriegen, und die Streitenden zum Frieden nöthigen. Ein Fürſt muß zwar ſeine Feinde ſtets vor Augen haben; dabey aber ſeine Unterthanen nicht überſehen. Er muß den Zepter aus der einen Hand nicht weglegen, wenn er mit der andern nach dem Degen greift; noch ſeine Richterſtühle über einen Haufen werfen, wenn er die Zelte aufſchlägt. Der meyneidige Feind erfodert nicht mehr Aufſicht, als der treue Unterthan Fürſorge. Es wird deswegen vornehmlich der Krieg geführet, damit der Untergebene mit ſeinem Vermögen erhalten werde; folglich muß ihn nicht ſein eigner Herr, durch Nachläßigkeit, deſſen entſetzen.

Es iſt nichts vortrefflichers, als mit den Feinden Krieg führen, und zugleich unter den Bürgern Frieden ſtiften. Unſer gerechter Kaiſer hat dieſes genau beobachtet. In den größten Unruhen hat er nicht allein die Geſetze, wie im Frieden, gelten laſſen; ſondern dieſelben noch darzu verbeſſert. Gleich zu der Zeit, als die verwägenen Hungarn bis vor Wien ſtreiften, und das franzöſiſche Bayern auf der andern Seite Oeſterreich beunruhigte, iſt Schleſien mit einer unvergleichlichen Gerichtsordnung beglückſeliget worden. Die

Botheri

Bosheit etlicher Sachwalter hatte den Lauf des Rechtes faſt ganz gehemmet: die Geſetze, ſo man zum Troſte der Menſchen erfunden, waren ihnen zu einer Marter geworden, und die Gerichtsordnungen dieneten nicht, die Rechtshändel zu befördern, ſondern zu verlängern. Man konnte keine Klage anfangen, vielweniger zu Ende bringen. Denn bald bey der erſten Ladung bezog ſich der Beklagte auf ein Obergericht: ſo daß oft vor der Klage ein Urtheil gefället werden mußte. Wider die kläreſten Schuldverſchreibungen wurden Einwendungen erdichtet, und die Sachen dahin verdrehet; daß die Gläubiger immer wahre Schuldbriefe behalten ſollten, auf welche nämlich keine Zahlung erfolgte. Die Hauptſache aufzuhalten, wurden Nebenhändel erſonnen; und wenn der Richter kaum einen entſchieden, waren ſchon wieder andere vorhanden. Bey Streitigkeiten erregten ſich Ehrenhändel, und erhitzten die ohnedieß allzufeurigen Gemüther noch mehr: wodurch ſie aber dieſen Vortheil erjagten, daß keine Sache verglichen; ſondern zu ihrem Gewinnſte zweyerley Händel getrieben worden.

Bey den alten Römern beſchwerete man ſich, daß die Rechtsgelehrten, vermittelſt ihrer Schmäucheley, die Richter gewinnen; und durch das Gewicht der Beredſamkeit die Wageſchale der Gerechtigkeit beugen könnten. Hingegen bey unſern Zeiten, macheten ſie ein Kunſtſtück aus der Grobheit; ſie beleidigten die Richter, und bemüheten ſich, durch Verläumdungen das Richteramt in Verdacht zu bringen, und folglich den Richtern die Wageſchale gar aus den Händen zu reißen. Es war dahin gekommen, daß die Oberkeiten nur Zuſchauer und nicht Richter der Streitſachen waren; die Unterrichter wurden für unnöthig, und die ehrlichen Rechtsfreunde für einfältig gehalten. Die lernäiſche Hydra iſt an giftigen Köpfen nicht ſo fruchtbar, als dieſe Leute an ſchädlichen Erfindungen geweſen. Unſer Herkules aber hat dieſe Schlange erleget, den Oberkeiten ihr altes Anſehen, den redlichen Rechtsgelehrten ihre vorige Ehre, und den Nothleidenden die ſchuldige Hülfe wieder erſtattet.

Die kaiſerliche Burg ſteht zwar allen, wie der Himmel, offen; und zu dem Throne der Gerechtigkeit müſſen alle einen freyen Zutritt haben: die andern Oberkeiten aber, müſſen deswegen nicht ſtumme noch unbewegliche Bilder ſeyn. Die Augen mag man ihnen zwar verbinden, aber weder das Ohr noch den Mund verſtopfen. Sie ſind Stadthalter der Majeſtät, und Befehlshaber der oberſten Macht. Der Fürſt giebt die Geſetze, ſie aber richten darnach; er iſt die Quelle, ſie aber ſind die Bäche der Gerechtigkeit. Ihr Anſehen kann nicht fallen, wenn des Fürſten ſeines ſoll ſtehen bleiben. Es iſt aber nicht genug, die Umtriebe der Gerichtshändel einzuſchränken; ſondern man muß auch die Sache ſelbſt, nach der Gerechtigkeit entſcheiden. Der Unſchuldige leidet einen zweyfachen Verluſt, wann er mit ſeinem Streite befördert, endlich aber ſachfällig wird. Mit ſtarkem Winde ſegeln, darüber aber zu Grunde gehen, iſt viel ſchädlicher, als bey widerwärtiger Luft und Wetter auf dem Meere ſchwimmen, und zurück getrieben werden. Denn das Meer kann endlich ruhig werden, und das Schiff in einen Hafen laufen. Dabey muß aber ſo wenig ein Anſehen der Sache, als der Perſon beobachtet werden.

Es hat Fürſten gegeben, welche große und wichtige Streithändel mit aller Vorſicht unterſuchet, und darüber, was Rechtens geweſen, ergehen laſſen; die kleinern aber, als ein der Majeſtät unanſtändiges Werk, außer Augen geſetzet: gleich, als wenn nicht Ahab wegen eines Weinberges um Kron und Leben gekommen wäre. Der Gerechtigkeit Amt iſt, einem jeden das Seine zuzueignen. Davon ſind nicht die ſchlechten, und der Armen Klagen ausgeſchloſſen. Ihrentwegen ſind vornehmlich die Richterſtühle in der Welt aufgerichtet, damit ſie nicht von den Mächtigen unterdrücket werden ſollen. Nicht allein das Gewiſſen, ſondern auch die Vernunft erfodert, daß ihnen geholfen werde. Sie ſind der gröſſeſte und dabey der kränkſte Theil des Staates: deswegen brauchen ſie mehr einen Arzt, als die Reichen. So nützlich, als dieſer Schätze ſind, ſo nöthig ſind jener Hände; denn ſie ſind

ge-

geſchickt, im Frieden zu arbeiten, und im Kriege den Degen zu führen.

Es iſt nicht auszuſprechen, mit was für Sorgfalt unſer Kaiſer die Gerechtigkeit gehandhabet hat. Ein Streit um ein Fürſtenthum, oder Dorf, um einen Pallaſt, oder eine Hütte, machte ihm einerley Bemühung. Es iſt kein Spruch von ſeinem Throne gekommen, den er nicht geſehen und eigenhändig unterzeichnet hat; welches in Erwägung der vielen Sachen, etwas mehr als menſchliches iſt. Im römiſchen Reiche hatte er Juſtinians, in Böhmen Ferdinands des zweyten, in Schleſien der Sachſen, und in andern Königreichen und Ländern andere: allenthalben aber die göttlichen und natürlichen Rechte, zu ſeiner Richtſchnur. Daher iſt es gekommen, daß er verſchiedene verbeſſert, oder wohl gar abgeſchaffet. Denn etliche Geſetze ſind mehr auf die Spitzfindigkeit, als auf Billigkeit gegründet; etliche aber ſo unvernünftig, daß ſie auch den Zweykampf, und alſo den Todſchlag, zulaſſen.

Frankreich hat nicht allein Urſache zu klagen gehabt; daß im Frieden mehr adeliches Blut, als im Kriege, vergoſſen worden: die Mordluſt hatte auch in Schleſien viele eingenommen. Es iſt zwar ruhmwürdig und weltkündig, daß der ſchleſiſche Adel voller Herzhaftigkeit ſey: er ſcheuet keinen Feind, und fürchtet keine Gefahr. Weil er die Gelehrſamkeit mit der Tapferkeit vereinbaret, ſo unterfängt er die ſchwereſten Dinge, und führet ſie glücklich hinaus. Ehe er zu Hauſe müßig ſitzet, geht er in fremde Dienſte, und ſuchet mehr ſeine Ehre, als ſein Vermögen zu vergrößern. Kein Land iſt in Europa, woſelbſt er nicht Denkmale ſeines Heldenmuths geſtiftet. Es iſt aber zu beklagen, daß ihrer viele nicht allezeit ihr Blut dem Landesfürſten, oder dem Vaterlande, ſondern der eigenen Rache aufopfern; und wegen eines Feindes, alles, was ihnen lieb iſt, in Gefahr ſetzen. Dieſer Ehre kann ein unbedachtſames Wort, oder eine unangenehme Gebärde ſo beflecken, daß ſie nur mit Blut muß abgewaſchen werden. Seinen ehrlichen Namen mag man wohl

vertheidigen, aber mit zuläßigen Mitteln. Der Zweykampf vermindert ihn mehr, als daß er ihn wieder erstatten sollte. Denn jemand zum Kampfe fodern, ist eben so viel: als die Ehre retten wollen, und darüber zu Todschlägern werden. Unser Kaiser hat dieser blutdürstigen Rache einen Kappzaum angeleget, und ein heilsames Gesetz gemachet, welches den Uebertretern so schrecklich, als dem Gesetzgeber rühmlich ist. Jtzt wird man sehen, daß die Rache zwar eine Freude der Traurigen ist, wenn sie zu vollziehen; aber auch eine Traurigkeit der Fröhlichen sey, wenn sie vollzogen worden.

Gleichwie er nun die unvollkommenen Rechte in bessern Stand setzte; also hingegen veränderte er nichts an den alten wohlhergebrachten Gerechtsamkeiten. Die hochlöblichen Herren Fürsten und Stände dieses Landes, sind von uralten Zeiten berechtiget, ein Ober- und Fürstenrecht zu halten; bey dessen Ausspruche es nothwendig verbleiben muß, und keinem, an ein höheres Gerichte zu gehen, erlaubet ist. Dieses hat unser allergnädigster Kaiser dem Vaterlande bestätiget; und dadurch ein Stück seiner majestätischen Vorrechte den treugehorsamsten Fürsten und Ständen mitgetheilet: welches er um so viel sicherer thun können, weil diesem großen Fürstenrechte nur gerechte Aristiden, gewissenhafte Papiniane, aufrichtige Labeonen, und scharfsinnige Ulpiane, vorstehen.

Wie nun ein Fürst einem jeden das Seine lassen, den Bedrängten helfen, und die Bösen bestrafen soll; so muß er auch darauf bedacht seyn, daß die Wohlverdienten belohnet werden. Gott hat ihn zu seinem Schatzmeister verordnet, den Reichthum der Erden unter die Würdigen auszutheilen. Die Flüsse würden bald austrocknen, wenn das Meer das empfangene Wasser; und die Unterthanen verarmen, wenn der Oberherr die gesammleten Schätze, allein für sich behalten sollte. Der cyprische König Ptolemäus machte mit seinen Reichthümern die Unterthanen elend, und sich selbst unglückselig; sie verlohren ihr Vermögen, er aber das Leben. Diejenigen Fürsten sind nicht reich, so volle Schatzkammern, und leere Unter-

Unterthanen haben. Es iſt viel glückſeliger, reich machen, als werden. Ein Fürſt hat die beſte Gelegenheit, beydes zu erlangen. Jenes muß er beobachten, und dieſes nicht verabſäumen. Denn ſo wenig der natürliche Leib ohne den Umlauf des Geblütes geſund ſeyn kann: ſo wenig kann der Staat ohne den Ab- und Zufluß des Geldes, bey ſeinen Kräften verbleiben. Es iſt wohl gut, wenn ein Fürſt einen großen Schatz im Vorrathe hat, womit er, bey zuſtoßenden Nothfällen, ſeinem Staate zu Hülfe kommen kann; es iſt aber viel beſſer, vermögende Völker und Unterthanen haben. Denn dieſe nehmen bey gefährlichen Zeiten mehr Theil an der Rettung des gemeinen Weſens; ſie verfechten alsdann die allgemeine und eigene Wohlfahrt zugleich: dahingegen der Arme und Elende lieber eine Veränderung, als Erhaltung des Staats wünſchet. Dem allerdurchlauchtigſten Hauſe von Oeſterreich muß mit Wahrheit nachgerühmet werden, daß es allezeit auf die Bereicherung ſeiner Völker bedacht geweſen, und deſſen Beſchwerden ſo leicht gemachet, daß es vielmehr eine Luſt, als Laſt war, ſolche zu entrichten.

Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß in unſers Kaiſers Regierung die letztern Jahre etwas ſchwer gefallen; jedoch aber nothwendig anzumerken: daß in vielen Jahrhunderten die Länder nicht in größerer Gefahr geſtecket, und mehr ausgerichtet worden. Wenn man Königreiche und Landſchaften nicht allein vom Untergange errettet, ſondern noch neue darzu gewinnt, ſo erfodert es gewiß Unkoſten. Es iſt aber beſſer, daß das Kriegsfeuer die Gelder zerſchmelze, als die Städte und Dörfer in Aſchenhaufen verkehre; weil doch jene mit dieſen verderben müßten: wie denn auch ein jeder geſtehen muß, daß der treue Unterthan alles, was er gehabt, beygetragen. Dieſes hat er um ſo viel williger hergegeben, weil er geſehen: daß ſein Kaiſer die eigenen Mittel nicht verſchonet, alles wohl angeleget, und ſich dabey verſichern können, daß er ſeinem Oberherrn nichts geſchenket, ſondern nur geliehen habe; ſein ruhmwürdiger Nachfolger aber ſolches tauſendfältig erſetzen werde. Unſer Kaiſer ſelbſt würde unfehlbar

fehlbar ſolches gethan haben, dafern uns das Verhängniß dieſen gütigſten Fürſten hätte länger gönnen wollen.

War doch ſein ganzes Leben nichts anders, als ein ſtetes Wohlthun. Er konnte keine Noth ohne Hülfe, und keine Verdienſte ohne Belohnung ſehen. Seine Kammergüter würden viel anſehnlicher ſeyn, wenn er die offenen Lehne ſich ſo wohl, als ſeinen Unterthanen zugeeignet hätte. Ihm war ein redlicher Lehnsmann viel werther, als die ſchönſte Herrſchaft: weil er wohl wußte, daß dieſes der gröſte Gewinnſt ſey, Geld und Güter verlieren, dafür aber treue Diener erlangen. Mit den vielen Gnadenketten, ſo unſer freygebiger Kaiſer verſchenkte, faſſelte er dergeſtalt die Herzen und Gemüther, daß kein verführiſcher Anlauf ſie von der Grundfeſte der Treue verrücken konnte. Seine Reichthümer aber theilete er nicht ohne Unterſcheid, ſondern mit Bedacht aus; und widmete ſie nur denjenigen, ſo ſich um ihn und ſeine Länder verdient machten. Unwürdigen groſſe Wohlthaten geben, das heißt die Schätze verſchwenden, nicht anwehren. Zu vielen malen iſt die verborgene Untreue dadurch noch geſtärket; und, wie die gefrornen Nattern, bey erfolgender Erwärmung fähiger gemacht worden, Schaden zu thun. Carl, der erſte, hätte im Purpur, und nicht im Blute ſein edles Leben beſchloſſen; wenn er in Austheilung der Gnaden gegen ſeine Engländer, ſparſamer geweſen wäre. Das Gift der Undankbarkeit ſteigt zwar weder jederzeit ſo hoch, noch iſt es ſo mächtig, daß es das Haupt oder das Herz des Staates allemal angreift; doch ſind ſeine Verletzungen ſo ſchädlich, daß ohne Empfindung des ganzen Leibes kein Glied davon kann berühret werden.

Die Weisheit unſers Kaiſers erkundigte den Abgrund der Gemüther, und prüfete die Menſchen, wie der Scheidemeiſter das Erzt. Er ließ, wie die erfahrnen Aerzte, das Eiſen ſchneiden, wo der Balſam nicht anſchlagen wollte: hingegen war ihm nichts zu koſtbar, noch zu angenehm; deſſen er ſich nicht entäußert, und ſeine bewährten Diener habhaft gemachet. Denn Fürſten ſind doch wie die Sonne, welche

die

die Dämpfe nur deswegen von der Erden zieht, damit sie solche in einem fruchtbaren Regen wieder geben könne; die andern Menschen aber, wie die Ampeln, welche, wenn sie brennen sollen, mit Oel stets unterhalten werden müssen. Mit dieser Weisheit begriff er alle Dinge, und erforschte die verborgensten Geheimnisse. Ihm eröffnete seine Andacht den Himmel, und sein Verstand die Erde. Die Naturkündiger ließen sich bey ihm belehren, und die Weltweisen waren in seiner Gegenwart unwissend. Es ist keine Wissenschaft, so er nicht verstanden: und es sind wenig Sprachen in Europa, so er nicht so gut, als die Deutsche geredet hätte. Die den Fürsten anständige Beredsamkeit besaß er völlig, und hatte nicht nöthig, sich fremder Zungen zu bedienen; dieses aber vor allen Rednern voraus, daß seiner scharfsinnigen Reden Nachdruck, durch seine majestätische Person allemal verdoppelt ward. Er las nicht allein die Zeitregister, sondern besoldete auch kluge Geschichtschreiber, und machte sich dadurch zweyfach bey der Nachwelt verdienet: daß er schreibenswürdige Sachen selbst gethan, und durch andere aufzeichnen lassen. Denn ohne die Geschichtschreiber werden alle Thaten mit der Zeit unsichtbar; sie machen das Vergangene gegenwärtig, und die Todten gleichsam lebendig. Ihre Federn sind Trompeten, mit welchen sie der abgelebten Helden Ruhm der Welt ausblasen; und ihre Dinte das wahre Cederöl, ihr Gedächtniß vor der Vermoderung zu bewahren. Sie sind um so viel mehr schuldig, das Andenken unsers Kaisers zu verewigen: weil er bey Ausübung großer Heldenwerke, auch die Wissenschaften und ihre Vorsteher, gelehrte Leute, geliebet; und es für einen mindern Ruhm gehalten, daß er die Gränzen seiner Königreiche, als des menschlichen Verstandes, erweitert habe.

Er brachte aber seine Zeit nicht etwan mit tiefsinnigem Nachdenken, oder, wie Alphonsus, mit der Sternkunst zu. Er brauchte seine erleuchtetste Vernunft hauptsächlich zu Regierung seiner Völker. Die Weisheit ist wohl eine schöne

Tochter des Allerhöchſten; ſie hat aber an der Klugheit eine noch viel ſchönere Schweſter. Jene vergnüget ſich mit ſich ſelbſt, und liebet die Einſamkeit; dieſe aber die Geſellſchaft, und ſuchet ihre Freude in dem, daß ſie andern gefallen und nützlich ſeyn möge. Ihre Liebhaber machet ſie glückſelig, und die ſie bedienen, zu großen Herren. Der Liſt und Betrügerey iſt ſie feind, beyden aber an Vorſichtigkeit überlegen. Sie giebt gute Anſchläge, und führet ſie auch glücklich aus: wer mit ihr das Steuerruder führet, der wird nimmermehr ſcheitern. Sie iſt eine Zierde der Höfe, und ein Schmuck der Fürſten; ohne ſie aber die Welt ein Labyrinth, und die Tugend ſelbſt nichts. Unſer unvergleichlicher Kaiſer hat ſie ſo hoch gehalten, daß er es für vielweniger geſchätzet, der größte Fürſt, als der klügſte Menſch zu ſeyn. Seine Rathſchläge faſſete er mit reifem Bedachte ab, und eilte ohne Noth mit keiner Sache. Denn ein jedes Geſchöpf muß zu ſeiner Fortpflanzung eine zulängliche Zeit haben. Nur die Erdſchwämme werden in einer Nacht reif, in der andern aber auch wieder wurmſtichicht. Die Geburten der Vernunft ſind viel ſchwerer, als der andern Dinge, wenn ſie wohl geſtaltet ſeyn ſollen. Minerva, ſo aus dem Gehirne Jupiters entſproſſen iſt, hat ihm langes Kopfweh verurſachet. Wann ſich aber Zufälle eräugeten, welche keinen Verzug verſtatteten, ſo war niemand hurtiger als er, ſolchen zu begegnen.

In ſolchen geſchwinden Rathſchlägen beſteht der Kern von der Klugheit. Derſelben Wirkungen nennet man Staatsſtreiche; ſo man eher empfindet, als ſieht. Ihre Eilfertigkeit hat den Vortheil, daß ſie nicht leichtlich können verrathen werden: und deswegen haben ſie einen ſo glücklichen Ausgang, daß es ein Wunderwerk iſt, wenn ſie nicht Wunderwerke verrichten. Es finden ſich zwar oft Begebenheiten, denen man, dem erſten Anſehen nach, faſt gar nicht abhelfen kann. Sie ſehen den Mohren ähnlich, ſo durch den ganzen Leib ſchwarz ſeyn. Dieſe machen die mittelmäßigen Gemüther furchtſam, und die kleinmüthigen verzweifelt.

zweifelt. Der Staatskluge aber wird doch endlich, wenn er ſie genau unterſuchet, und ihnen den Mund aufſperret, noch weiße Zähne finden. Unſerm Kaiſer waren keine Zweifelsknoten ſo verwirret, daß er ſie nicht aufgelöſet. Sein Verſtand ergründete alle Schwierigkeiten, wie der Lotsmann die Tiefe des Meeres. Hieraus folgte, daß, was er einmal beſchloſſen, ohne erhebliche Urſache niemals geändert habe. Wenn es aber die Zeit und unvermuthete Zufälle erforderten; ſo ließ er ſeinen Willen ſo wenig, als ſeine unumſchränkte Macht, mit etwas binden. Denn dieß ſind die ſchädlichſten Rathſchlüſſe, welche nicht können wiederruffen werden. Er kannte ſeine Kräfte, und nahm über dieſelbigen nichts vor.

Ein Fürſt ſoll kein gröſſeres Herz, als Gehirn; oder nicht mehr Muth, als Verſtand haben. König Sebaſtian in Portugall hätte mit ſeinem Leben ſein Königreich nicht verlohren, ſondern noch eines dazu gewonnen, wenn er dieſe zwey Stücke in einem gleichen Gewichte gehalten hätte. Die Herzhaftigkeit hat ſich mehrmals an die Klippe geſtoßen, daß ſie ihr mehr zugetrauet, als die Vernunft eingerathen. Ein Fürſt muß ſeinen Ländern zwar gewachſen, aber nicht überlegen ſeyn. Wenn ein Herr ſeinen Staat, oder der Staat ſeinen Herrn überwiegt; iſt eines ſo gefährlich, als das andere. Die allzu kriegeriſchen ſetzen ſich in Haß; die gar zu friedfertigen in Verachtung, beyde aber in die äußerſte Gefahr. Die erſten helfen ſich bisweilen zwar wieder heraus; ſie ſind aber denjenigen Schiffleuten zu vergleichen, welche ihre volle Ladung in das Meer werfen, und dadurch ſich vom Schiffbruche befreyen. Es iſt zwar ein ungemeines Glück, wenn ein Fürſt, wie unſer Kaiſer, ein Reich, ſeinem großen Geiſte gemäß, beherrſchet. Ein ſolcher Fürſt kann Sachen ausführen, woran andere nicht gedenken dörfen. Gleichwohl muß man unſerm Kaiſer nachrühmen, daß er ſich jederzeit mehr ſeiner Klugheit, als Macht, gebrauchet habe.

Die Macht iſt ein Irrlicht, ſo die Menſchen oft in das Verderben führet: die Klugheit aber der wahre Angelſtern,

ſo

ſo niemals von ſeiner Stelle weicht; ſondern ſtets denen auf dem Staatsmeere Schiffenden, zu einer unbetrüglichen Richtſchnur dienet. Die perſiſche Gewalt ward von dem macedoniſchen Witze zerſtöhret: und das kleine Arragonien, unter der vorſichtigen Aufführung des katholiſchen Ferdinands, eine Beherrſcherinn von Spanien und der neuen Welt. Die Macht kann wohl eine Sache anfangen, nur die Klugheit aber kann ſie zu einem gewünſchten Ende bringen. Die mächtigſten Fürſten ſind zwar die verwägenſten; die klügſten aber die glückſeligſten. Das gewiſſe Kennzeichen eines ſtaatsklugen Fürſten iſt, wenn er ſich in die Zeit und Gelegenheit ſchicken kann. Dieſe aber müſſen ſich von ſich ſelbſt anbiethen, und weder übereilet, noch erzwungen werden. In dem Frühlinge können wir keine Früchte brechen, ſondern wir müſſen uns mit der Blüthe vergnügen; ſollten aber einige reif werden, ſind ſie doch von keiner Dauer. Wie viel Fürſten würden in den Zeitbüchern über dem Alexander ſtehen; wenn ſie Zeit und Gelegenheit hätten erwarten können!

Unſer kluger Kaiſer hat ſich derſelben unvergleichlich zu bedienen gewußt, und es ſchon in ſeiner Jugend wahr gemachet: daß auch die jungen Adler weiter, als alle andere Vögel ſehen können. Denn als ſein Herr Vater, glorwürdigſten Andenkens, ſelig verblichen, und ein neuer römiſcher Kaiſer ſollte erwählet werden; Frankreich aber ihn um die römiſche Krone zu bringen ſich bemühete, auch bey einigen Churfürſten, vermittelſt ſcheinbarer Vorſtellungen, Gehör gefunden: begab ſich unſer König bey dem härteſten Froſte, und zu der Zeit, da der gothiſche König Carl Guſtav über den Belt gieng, auf die Reiſe; und hintertrieb mit ſeiner Gegenwart zu Frankfurt am Mayn, alle ſchädliche Anſchläge. In welcher Verrichtung er um ſo viel glückſeliger vor König Carl Guſtaven geweſen: ſo viel es mehr iſt, ein Reich erwerben, als zerſtören.

Etliche Fürſten geben wohl Achtung auf alle Gelegenheiten; ſie können aber nicht die Zeit erwarten. Dieſe zwey Dinge ſcheinen wohl, dem erſten Anſehen nach, eines

zu

zu seyn; in der Staatslehre aber sind sie weit von einander unterschieden. Es biethen sich oft zu großen Thaten Begebenheiten an: es ist aber nicht allemal Zeit, sie zu unternehmen. Unser Kaiser hätte mehrmalen die schönste Gelegenheit gehabt, das seinen königlichen Vorfahren mit ungerechter Gewalt abgenommene Pannonien wieder zu erobern. Die ottomannische Pforte hatte sich bey unsers Kaisers langer Regierung mit ihren Nachbarn in gefährliche Kriege verwickelt, und etliche empfindliche Niederlagen erlitten. Dazumal war die beste Gelegenheit, mit vereinigten Kräften das Verlohrne wieder zu suchen. Allein die Zeit war noch nicht reif worden: der mit dem Großtürken geschlossene Waffenstillstand war noch nicht geendet. Er ließ eher den Vortheil, als sein Versprechen fahren; weil er wohl wußte, daß auch den Barbarn und Ungläubigen die Zusage zu halten sey. Solche Fürsten, die der rechten Zeit erwarten, sind allezeit die größten in der Welt geworden. Der Himmel segnet ihre Waffen, und die Erde giebt ihren Unternehmungen Beyfall.

Er bediente sich aber nicht allein für sich, der Zeit und Gelegenheit; sondern erlaubte auch seinen Feldherrn, sich derselben zu gebrauchen. Dafern ein Fürst, wie unser Kaiser, vorsichtig in Erwählung seiner Feldobersten ist, kann er nicht fehlen, wenn er ihnen Erlaubniß zur Schlacht ertheilet. Ist die Gelegenheit bey Hofe in Acht zu nehmen: so muß sie wohl noch weniger im Felde aus den Händen gelassen werden. Wann jemand dieselbige abschildern wollte, müßte er sie für die geheimen Rathszimmer mit behenden Füssen, für die Kriegszelte aber mit Flügeln abmalen. Wer die Befehle, den Feind anzugreifen, aus dem Staatsrathe holen will, wird mit der Antwort jederzeit zu spät kommen. Den Feldherren solchergestalt die Hände binden, ist so viel, als den Adlern die Flügel verschneiden. Oft zeiget sich kaum eine Stunde, dem Feinde etwas abzugewinnen. Diejenigen hohen Kriegsbefehlshaber, so bey umschränkter Gewalt den Krieg führen müssen, haben ihrem Fürsten mehr Scha-

den

den als Nutzen verurſachet: hingegen die drey Söhne des Mars, Marggraf Ludwig von Baden, Prinz Eugen von Savoyen, und der Herzog von Marlborough haben dargethan, daß auf der freyen Gewalt den Feind anzugreifen, das Glück eines Monarchen, das Heil des gemeinen Weſens, und die Ehre eines Feldherrn beruhe. Der Ausgang hat es auch erwieſen, daß unſer Kaiſer damit nicht geirret, und er durch ſeine Befehlshaber ſo viel, als wenn er ſelbſt gegenwärtig geweſen wäre, ausgeübet.

Dieſes Vertrauen aber ſchläferte ſeinen Verſtand nicht ein, ſondern er gab auf alle Bewegungen der Völker Achtung. Die Sicherheit des Staats beſteht in dem, daß man niemals ſicher ſey. Auf dem Meere iſt auch die Windſtille verdächtig; und bey dem gröſten Glücke, die gröſte Gefahr. Pallinurs Vorſichtigkeit iſt oft durch die Heiterkeit des geſtirnten Himmels betrogen worden. In dem Frieden ſoll man die Waffen nicht verroſten laſſen, ſondern bey dem Sonnenſcheine, ſich vor dem Regen verbauen. Er kannte die regierſüchtigen Fürſten, und deswegen konnten keine Vorſtellungen ſeine ſcharfſinnigen Augen blenden. Dennoch aber nahm er nichts, ſo von einiger Wichtigkeit war, allein vor; ſondern hörete auch ſeine treuen Staatsdiener.

Es iſt eines von den gröſten Geheimniſſen der Herrſchenskunſt: daß ein Fürſt kein wichtiges Werk allein auf ſich nehmen ſolle. Denn die menſchlichen Anſchläge, wenn ſie gleich auf die behutſamſte Weiſe abgefaſſet werden, haben doch keinen verſicherten Fortgang. Die irrdiſche Weisheit iſt der himmliſchen unterworfen, und aller Weltſachen Glück und Unglück in Gottes Händen. Dafern ein Fürſt mit Einrathung ſeiner Staatsdiener etwas anfängt, und es hernach unglücklich ausfällt, iſt doch ſeine Ehre in Sicherheit. Die Unterthanen haben alsdann ein Mitleiden mit ihrem Herrn, und laufen von ſich ſelbſt zur Rettung des gemeinen Weſens: da hingegen die eigenſinnigen Fürſten ein Abſcheu ihres Volkes, und ein Geſpött ihrer Feinde ſind. Solche Fürſten, die nicht alles für ſich thun, theilen nicht ihre Majeſtät, ſondern nur ihre

Bemü-

Verrichtungen; der letzte Machtspruch bleibt ihnen doch vorbehalten, und sie bekommen dadurch Gelegenheit, ihrer Räthe Treue und Fähigkeit zu prüfen.

Es machte aber unser Kaiser einen Unterscheid zwischen seinen Räthen. Diejenigen Staatshändel, welchen der Verzug nicht schädlich war, ließ er dem ganzen geheimen Rathe vortragen. Ein Werk von sonderbarer Wichtigkeit kann nicht genugsam untersuchet werden. Argus selbst hätte viel zu wenig Augen, alle dessen Tiefen und Krümmungen zu besehen. Je mehrere nun darüber rathschlagen, je zuverläßiger ist der Entschluß zu fassen. Wohlüberlegte Rathschläge sind wie das Wasser eines steinigten Baches; welches, je mehr es Anstoß leidet, je klärer es fließt. Wann aber die Zufälle keinen Anstand leiden wollten, vertrauete er solche nur seinen geheimtesten Räthen. Denn die Vielheit der Rathgeber, ist den geschwinden Verrichtungen eine Hinderniß. Alle Rathschläge allen offenbaren, ist so schädlich, als alle von allen ausschließen. Ich verschweige dieser großen Staatsleute berühmte Namen, um allem Verdachte einer Schmäucheley zu entgehen. Sie leben ohne dieß in der Welt auf allen Zungen: ihre Verdienste aber werden sie unsterblich machen, und unter die Gestirne versetzen.

Vornehmlich hat unsers Kaisers kluger Verstand sich in dem bezeiget, daß er ein Reich von vielen unterschiedenen Völkern beherrschet hat. Er war im römischen Reiche ein Kaiser; in Böheim, Hungarn, Croatien, Sclavonien, und Dalmatien ein König; in Oesterreich ein Erzherzog; in Schlesien ein Herzog, und ein Marggraf in Mähren, allenthalben aber ein vollkommener Fürst. Ein einfaches Reich zu regieren, erfodert nicht so viel Geschicklichkeit, als diejenigen so aus verschiedenen Völkern zusammen gewachsen. Vielerley Sprachen, Gesetze, Sitten und Neigungen zu vereinigen, ist mehr, als das Weltmeer mit dem mittelländischen zu vereinbaren. Friedrich Wilhelm der Große, Churfürst zu Brandenburg, that zwar viel, als er den Oderstrom mit der Elbe vermählte; aber ein weit mehrers, als er so viel

entle-

entlegene Länder zuſammen brachte, und ſie klug beherrſchete.

Dieſe Vollkommenheiten verurſachten keine Veränderungen in unſers Kaiſers Gemüthe. Den König in Frankreich hat ſeine Herzhaftigkeit und ſein Witz berühmt; der Hochmuth aber unerträglich gemachet. Unſer Kaiſer war im Glücke nicht erhoben, noch im Unglücke niedergeſchlagen; ſondern ſein ganzes Leben eine Mäßigung der Regungen und Begierden. Die Gemüthsregungen an ſich ſelbſt, ſind der Tugend eine nöthige Sache; und wie der Stachel den Bienen, ohne welchen ſie keinen Honig machen. Nur ihre böſe Anwährung ſtiftet in der Welt viel Unheils. Wenn ſie aber die Vernunft beherrſchet, wird der Zorn keine Raſerey, ſondern ein löblicher Eifer; und die Furcht keine Verzweiflung, ſondern eine Behutſamkeit. Jedoch iſt es viel ſchwerer, ſeine Begierden, als ein Königreich bezwingen. Unſer Kaiſer bemeiſterte aber mit den Begierden der Seelen, auch die Unordnungen des Leibes. Die Mäßigkeit iſt die ſchwerſte Tugend; denn ſie widerſteht am meiſten den Neigungen des Menſchen. Etliche Laſter häucheln weder dem Geiſte, noch dem Fleiſche. Die Kühnheit führet in Gefahr, die Furchtſamkeit in Verachtung, und die Thorheit in Schande; die Unmäßigkeit aber zur Wolluſt. Die Fehler haben vor allen andern dieſes beſondere, daß ſie mit der Tugend etwas gemeines beſitzen. Denn ſie fangen mit der Freyde an, womit die Tugend ſich endet. Viele Ueberwinder des Erdbodens ſind dadurch überwunden worden. Cäſar überwand auch wohl endlich den Wein; aber Cleopatra ihn. Je ſchwerer nun der Kampf iſt, deſto herrlicher iſt der Sieg.

Unſers Kaiſers Tafel war zwar jederzeit ſeiner Hoheit gemäß angerichtet: er brauchte ſich aber der Speiſen nicht zur Ueberfüllung, ſondern zur Unterhaltung des Leibes; und den Wein trank er zur Stärkung, nicht zur Schwächung der Glieder. Hiemit machte er den ganzen Hof ſich ähnlich, und den Orden der Mäßigkeit, welchen ſein Ahnherr, Kaiſer Friedrich der dritte, geſtiftet, hat er durch ſeine Mäßig-

keit

keit erhalten. Die Beyſpiele großer Herren ſind viel kräftiger, als ihre Geſetze; ſie haben einen ſolchen Zwang über die Unterthanen, daß dieſe ihnen auch in den Laſtern nachahmen. Der gelehrte Kaiſer Auguſt erfüllete ſein Reich mit Gelehrten; der falſche Tiber mit Häuchlern; der fromme Conſtantin mit Chriſten; der abtrünnige Julian mit Heyden; unſer Kaiſer aber mit mäßigen Leuten.

Seine keuſche Liebe hat er niemanden, als ſeinen Gemahlinnen mitgetheilet; hingegen auch von Gott, welcher die Tugend allemal belohnet, ſo viel Vergnügung empfangen, daß ihn ſeine Gemahlinn wiederum herzinnigſt geliebet. Die vortreffliche Margaretha war mehr in der That, als nach dem Namen eine reine Perle. Die fromme Claudia Felicitas ſuchte ihre eigene Glückſeligkeit in dem, daß ſie ihrem Gemahl angenehm ſeyn möchte: beyde aber haben ihn nur einmal, als ſie geſtoben, betrübet. Jedoch hat die unvergleichliche Kaiſerinn Eleonora Magdalena Thereſia den Vorzug damit erworben, daß ſie zu ihrer vollkommenen Keuſchheit eine glückſelige Fruchtbarkeit geſetzet, und eine neue Stammmutter des allerdurchlauchtigſten Hauſes von Oeſterreich geworden. Das Alterthum preiſet die lacedämoniſche Lampido höchſt glückſelig, daß ſie eines Königes Tochter, eines Königs Gemahlin, und eines Königs Mutter geweſen. Und Frankreich rühmet ſich deſſen mit ſeiner Blanca, Claudia und Anna. Wir können vielmehr von der Kaiſerinn Eleonora ſagen: daß ſie eines Churfürſten, welcher den Königen zu vergleichen, Tochter, eines Kaiſers Gemahlinn, eines Kaiſers, eines Königes, eines Erzherzogs und ſechs Erzherzoginnen Mutter, zweyer Königinnen, eines Churfürſten, acht Pfalzgrafen, und fünf Pfalzgräfinnen Schweſter, und welches das meiſte iſt, durch Liebe und Wohlthun aller dieſer Mutter worden.

Dem durchlauchtigſten Hauſe Pfalz haben wir dieſes vortreffliche Geſchenk zu danken. Die göttliche Vorſehung hat dieſes Churhaus zu etwas ganz beſonderm auserſehen: daß es die abſterbende kaiſerl. und königlichen Geſchlechter von dem Untergange, und die Unterthanen von dem Weyſenſtande

erretten ſolle. Nicht allein Oeſterreich, ſondern auch Portugall, haben Urſache, ſich Glück zu wünſchen, daß ſie auf ihren Thronen pfälziſche Prinzeßinnen geſehen, welche Landes- und Geſchlechtsmütter zugleich geworden.

Die gegenwärtige Erfahrung zeiget, was für Verwirrungen und Kriege entſtehen, wenn nur ein Aſt an dem Stammbaume vertrocknet; vielmehr müſſen die Königreiche und Länder in Blut ſchwimmen, wenn ganze Geſchlechter abſterben, ſollten. Die glückſeligſte Vermählung hat die getreuen Erblande, oder vielmehr das ganze wohlgeſinnete Europa, mit der Gebirt dreyer Erzherzoge und ſechs Erzherzoginnen erfreuet. Gott hat zwar die Zahl vermindert, und von uns einen Erzherzog und drey Erzherzoginnen zu ſich genommen: er machet es aber, wie die guten Gärtner, welche von den Bäumen etliche Aeſte abſchneiden, damit die andern deſto ſtärker treiben können.

Unſer theurer Joſeph hat mit ſeiner tugendhaften u. ſchönen Aßnath, der unſchätzbaren Kaiſerinn Wilhelmina Amalia den Verluſt zu erſetzen angefangen. Die zwo kaiſerlichen Prinzeßinnen, Maria Joſepha und Maria Amalia, ſind die gewiſſen Pfänder und Verſicherungen der folgenden jungen Erzherzoge. Ihre Unſchuld und Schönheit machet ſie zu Engeln, und die Hoffnung zu Königinnen. Sein Herr Bruder, der allerdurchlauchtigſte König in Spanien, Carl der dritte, der andere Jaſon, iſt nicht allein das güldene Vließ mit der Krone Spanien, ſondern auch eine Gemahlinn, ſich zu holen, ausgeſchiffet: welche ſo klug und verſtändig, aber viel frömmer, als die Medea ſeyn wird. Die erſten drey Gratien, ſo mit der Treue und Frömmigkeit vorlängſt aus der Welt geflohen, laſſen ſich nunmehr in den drey allerdurchlauchtigſten Erzherzoginnen, Marien Eliſabethen, Marien Annen, und Marien Magdalenen, am kaiſerlichen Hofe wieder ſehen. Unſer Kaiſer, der die unausſprechliche Vergnügung gehabt, ſo wohlgerathene Erben zu küſſen, empfand auch von ſeiner Mäßigkeit dieſen Nutzen, daß er, wie bey allen Begebenheiten mit ſeinem Verſtande gegenwärtig,

also niemals außer sich selbst gewesen, und dabey ein hohes Alter erreichet hat.

Etliche Fürsten veraltern vor der Zeit, und die überhitzten Bemühungen verzehren ihre edlen Lebenssäfte. Denn die größten Fackeln, wenn sie gegen den Wind getragen werden, müssen bald verlodern. Es ist aber nicht die Meynung, daß ein Fürst unbeweglich seyn solle. Das menschliche Leben ist gleich dem Wasser, welches bey allzugroßer Bewegung trübe, bey allzukleiner aber faul wird. Die Fürsten haben um so viel mehr einer Bewegung von nöthen, je weniger ihr hoher Stand ihnen Leibesarbeiten vergönnet. Jedoch müssen diese in den Gränzen einer jeden Natur eingeschränket werden. In den Tugenden kömmt zwar ein schwacher Leib so weit, als ein starker; in diesen Mitteldingen aber thut jener genug, wenn er wenig verrichtet. Unter allen fürstlichen Leibesübungen aber ist die Jagd die anständigste. Sie härtet den Leib ab, und machet ihn fähig, die Waffen zu tragen; das Gemüth wird durch sie beherzt, und der Geist aufgewecket. Wer ein Wild zu fällen geschicket ist, kann auch einen Feind unter die Füße bringen. Nimrod ist der erste Jäger, von dem man weis; und auch der erste Monarch gewesen. Unser Kaiser, der die Majestät auch bey den Ergetzlichkeiten niemals ablegte, hat vornehmlich diese ernsthafte Lust geliebet. Wie er nun majestätisch gelebet; so ist er auch großmüthig gestorben.

Itzt wäre zu wünschen, daß ich von seinem Tode mit solcher Standhaftigkeit reden könnte, als er ihn überstanden hat. Alle Menschen sehen denselben als einen Zerstörer der Natur an: nur die Christen wissen, daß er ein Weg zu einem bessern Leben sey. Unser himmlischer Kaiser, hatte sich dazu schon von seiner Jugend auf bereitet. Demselben war es gar leicht, die irrdischen Kronen, gegen die himmlische zu vertauschen; nach dem er in seinem Leben die ihm angetragene sarmatische nicht geachtet, sondern einem andern überlassen. Er legete seine kaiserliche Würden, und das Gepränge seiner Hoheit mit solcher Gelassenheit, wie sein Kleid, ab; und übergab seinem

ſo niemals von ſeiner Stelle weicht; ſondern ſtets denen auf dem Staatsmeere Schiffenden, zu einer unbetrüglichen Richtſchnur dienet. Die perſiſche Gewalt ward von dem macedoniſchen Witze zerſtöhret: und das kleine Arragonien, unter der vorſichtigen Aufführung des katholiſchen Ferdinands, eine Beherrſcherinn von Spanien und der neuen Welt. Die Macht kann wohl eine Sache anfangen, nur die Klugheit aber kann ſie zu einem gewünſchten Ende bringen. Die mächtigſten Fürſten ſind zwar die verwägenſten; die klügſten aber die glückſeligſten. Das gewiſſe Kennzeichen eines ſtaatsklugen Fürſten iſt, wenn er ſich in die Zeit und Gelegenheit ſchicken kann. Dieſe aber müſſen ſich von ſich ſelbſt anbiethen, und weder übereilet, noch erzwungen werden. In dem Frühlinge können wir keine Früchte brechen, ſondern wir müſſen uns mit der Blüthe vergnügen; ſollten aber einige reif werden, ſind ſie doch von keiner Dauer. Wie viel Fürſten würden in den Zeitbüchern über dem Alexander ſtehen; wenn ſie Zeit und Gelegenheit hätten erwarten können!

Unſer kluger Kaiſer hat ſich derſelben unvergleichlich zu bedienen gewußt, und es ſchon in ſeiner Jugend wahr gemachet: daß auch die jungen Adler weiter, als alle andere Vögel ſehen können. Denn als ſein Herr Vater, glorwürdigſten Andenkens, ſelig verblichen, und ein neuer römiſcher Kaiſer ſollte erwählet werden; Frankreich aber ihn um die römiſche Krone zu bringen ſich bemühete, auch bey einigen Churfürſten, vermittelſt ſcheinbarer Vorſtellungen, Gehör gefunden: begab ſich unſer König bey dem härteſten Froſte, und zu der Zeit, da der gothiſche König Carl Guſtav über den Belt gieng, auf die Reiſe; und hintertrieb mit ſeiner Gegenwart zu Frankfurt am Mayn, alle ſchädliche Anſchläge. In welcher Verrichtung er um ſo viel glückſeliger vor König Carl Guſtaven geweſen: ſo viel es mehr iſt, ein Reich erwerben, als zerſtören.

Etliche Fürſten geben wohl Achtung auf alle Gelegenheiten; ſie können aber nicht die Zeit erwarten. Dieſe zwey Dinge ſcheinen wohl, dem erſten Anſehen nach, eines

gel schießen lassen, und ist damit über alle Schranken gelaufen. Er ist ein neuer Stammvater seines Geschlechts, ein andrer Rudolph von Habspurg geworden, dessen Nachkommen die alte und neue Welt, so lange sie stehen wird, beherrschen werden. Er hat die Pflicht eines vollkommenen Fürsten erfüllet, und ist damit allen Nachkommen ein Muster und Vorbild geworden. Durch sein heldenmäßiges Leben und seinen großmüthigen Tod aber, hat er verdienet, daß er zu immerwährenden Zeiten Leopold der Große genennet werde.

Allein diese Vorrechte, so unser Monarch über alle andere erhalten, machen sein Gedächtniß zwar unsterblich, seinen Tod aber uns desto schmerzhafter. Seinem Ruhme hat er zwar genug, nicht aber uns und der Christenheit, gelebet. Sein Purpur wird auch wohl aus der Gruft einen Schein geben; unser Flor und Boy aber den Glanz unsrer Glückseligkeit verfinstern. Seine Seele hat sich zwar über aller Höhen Höhe geschwungen, und genießt des Anschauens Gottes: wir aber sind in das tiefste Leidwesen versunken, und sehen einen Abgrund der Bekümmerniß. Schlesien ist eine Wittib, und Breßlau eine Weyse worden. Die Fürsten und hohen Stände des Landes sind in voller Wehmuth, und die in ihre Augen aufgestiegenen Thränen, ein unverfälschtes Merkmaal des gegen ihre Oberherren aus Liebe und Treue brennenden Herzens. Der Bürger und Unterthan trauret mehr im Herzen, als in seiner Kleidung; und wünschet, daß sein Erbherr entweder leben, oder er mit ihm sterben möchte.

Jedoch! wohin verleitet mich der empfindliche Schmerz? Hat doch der Große Leopold einen Großen Joseph hinterlassen, der ein Erbe so wohl der väterlichen Tugenden, als Reiche ist. Vor dieser geheiligten Person wollen wir die Kniee beugen, und dieses Oberhaupt der Christenheit anbethen. Wir wollen ihm Hekatomben von Treue und Gehorsam opfern. Er ist nunmehr unser Kaiser, König und Erbherzog. Er hat sich mit seinen Reichen und Ländern

vermählet, und iſt unſer Landesvater geworden. Er iſt deswegen auf den höchſten Thron geſtiegen, um ſeiner Unterthanen Nothdurft deſto beſſer zu beſehen. Der wird ſich unſer annehmen, und unſere Freyheiten und Gerechtſamkeiten erhalten! Sein Heldenarm, der die ſtärkſte Macht von Europa bey Landau zerbrochen, wird auch gewiß ſeine Unterthanen beſchützen. Er kann Hauptveſtungen, aber auch Herzen erobern. Die Feinde haben ſeine Tapferkeit zu fürchten; wir aber ſeine Huld und Gnade zu verehren.

Er wird den Bedrängten Recht ſchaffen, und die Gerechtigkeit gelten laſſen. Die Leutſeligkeit iſt ihm angebohren, und die öſterreichiſche Sanftmuth ſein oberſter Staatsrath. Er kann beydes, den Zepter und den Degen führen; und iſt mit ſeiner Staatsklugheit ſo wohl, als mit den Waffen, unüberwindlich. Er wird das große Werk von Europa vollbringen, und der ganzen Welt Freyheit beveſtigen. Vor dieſem Joſeph neiget ſich nicht im Traume, ſondern in der That, die franzöſiſche Sonne und der ottomanniſche Mond. Dieſer andere Auguſt wird einen allgemeinen Frieden ſtiften, und die entwichene güldene Zeit wieder einführen. Er wird uns mit jungen Erzherzogen erfreuen, unter denen unſere ſpäte Nachkommen, wie wir unter ihm, glückſelig leben werden.

Solchemnach laſſen wir unſern Kaiſer **Leopold den Großen** ſchlafen, der ſo lange für unſere Wohlfahrt gewachet hat. Seine edlen Gebeine werden zwar zu Staub und Aſche werden; ſein preiswürdigſter Namen aber kann nicht erſterben. Seiner Fürſorge und Liebe genießen wir auch damit nach ſeinem Tode: daß er uns einen vollkommenen Monarchen zum Erbtheile gegeben hat. Dieſes iſt alſo der kurze Begriff ſeines Lobes, und unſers Troſtes: **Daß Joſeph noch lebet.**

Lobrede

auf der ersten Königinn von Preußen,

Sophie Charlotte, Majest.

1707. von Benjamin Neukirchen.

Wenn alle unsere Gedanken Thränen, alle unsere Thränen und Seufzer Worte, und alle Worte vollkommene Redner wären: so würden sie ja wohl einigermaßen den Schmerz, aber nimmermehr den Verlust ausdrücken, welchen wir bey dem plötzlichen Hintritte, unserer nunmehr höchstseligen, ehedessen unvergleichlichen, und so lange der Kreis der Erden steht, unvergeßlichen Königinn, empfinden. Wir verlieren so viel auf einmal, daß wir kaum wissen, was wir verlieren: und es geht uns, wie den Träumenden, welche in währender ihrer Einbildung sehr viel sehen; nach ihrer Erwachung aber das meiste vergessen, oder doch nur halb vor Augen haben. Wir klagen einander unser gemeines Leid; wir klagen aber alle etwas besonderes: und so viel wir an unserer Heldinn Tugenden zählen, so viel treten auch Poeten und Redner auf, welche von einer jeden weitläuftig sprechen; wiewohl sie alle genug zu sagen hätten, wenn sie nur von einer einzigen sprächen. Denn das Leben dieser Fürstinn ist zwar sehr mäßig; aber ihre Tugenden und Gaben sind sehr übermäßig: und wie die vorigen Zeiten nichts gleiches gesehen, also dürfen auch die künftigen nichts gleicheres hoffen. Schönheit, Verstand, Freundlichkeit, Sanftmuth, welche, wenn sie gleich sonst nur einzeln sind, doch jede ihren Besitzer zum Wunder machen, stunden hier in einer sehr engen Verschwisterung: und es war eben so schwer zu sagen, welche man mit den Gedanken am ersten verlassen, als, welche man am ersten betrachten sollte.

Dieses möchte wohl billig auch mich erinnern, wie gefährlich es sey, eine Person zu loben, welche alle Höhen des Lobes überstiegen, und das Gute viel eifriger ausgeübet, als wir es mit den Augen an ihr bemerket; viel schneller gethan, als wir es mit dem Munde erzählen können. Allein außer dem, daß es natürlich ist, bey einer allgemeinen Betrübniß mit zu klagen; so ist es zugleich auch vortheilhaft, unsern Verstand in Dingen zu üben, welche ihn von der Bahn des Pöbels, auf lauter ungemeine Betrachtungen; uns aber so aus uns selber führen, daß wir manches, was wir niemals vermocht, itzt denken; manches, was wir niemals gedacht, itzt sagen; und vieles, was wir nicht sagen und denken können, zu unserer Erstaunung von andern hören. Ich bescheide mich gern, daß ich unter den Lobrednern unsrer Königinn der geringste bin: es tröstet mich aber auch hinwieder, daß ich wenig vollkommene vor mir sehe; und daß wir alle das, was die Maler klagen: von welchen, so sehr sie sich gleich darum bemühet, doch keiner dieser Heldinn wahre Gestalt getroffen. Personen von solcher Größe, können durch nichts verkleinert werden: und ihre Schönheiten sind wie die Sonne. Je schlechter wir sie entwerfen, desto heller leuchten sie in aller Augen. Ja da unser Unverstand sonst ein Fehler ist, so gereichet er hier ihnen, und uns zum Ruhme. Denn indem sie uns durch Entgegenhaltung ihres Glanzes beschämen; so machen wir sie durch Entblößung unsrer Einfalt herrlicher, und zeigen sie der Welt so, wie sie sind: da hingegen in zierlichen Ausbildungen wohl viel Kunst, aber auch zugleich viel Zweifel stecket; ob man den Lobenden, oder das Gelobte bewundern soll.

Wo nehme ich aber in meiner Rede den Anfang her? Es ist eine gemeine Gewohnheit der Redner, daß sie ihre Lobsprüche von der Geburt anheben. Und gewiß, wenn ich mich hier vertiefen wollte, so hätte ich ein so weites Feld vor mir, daß es mir eher an Zeit, als an Worten; eher an Athem sie vorzubringen, als an Stoffe zu sprechen, fehlen würde. Lüneburg, Engelland, Bourbon, deren das

erste

erſte ſo viel berühmte Welfen, dieſes den großen Ludewig, und jenes die Ueberwinderinn Ludwigs ſelbſt gezeuget, geben ſich alle zu Ahnen an; und machen es faſt, wie die griechiſchen Städte, da ſie ſich um den Homerus zanketen. Jede wollte ihn in ihrem Schooße gebohren; jedes von dieſen dreyen will an unſrer Heldinn den nächſten Antheil haben. Und was ſage ich von dieſen dreyen? Alle europäiſche Königreiche, alle große Häuſer des deutſchen Reiches, die ſich mit dieſen dreyen ſo oft vermählet haben, beweinen hier eine Tochter und Enkelinn: und andre, welche etwas weiter entfernet ſind, bedauren es, und mögen es billig bedauren, daß ſie ein ſolches Wunderbild nicht geſehen. Dieſes alles wäre zulänglich genug, hundert und mehr als hundert Lobreden zu machen. Denn ſo viele Vorfahren und Verwandten auftreten, ſo viel finde ich auch Gutes von einem jeden zu ſagen. Allein ihr Lob iſt in den Geſchichten bereits angeſchrieben: und ich habe mir nicht vorgenommen, allhier zu zeigen, was unſere Königinn mit andern gemein; ſondern, was ſie vor andern voraus gehabt: nicht, was ſie zu einer Prinzeſſinn von Lüneburg, ſondern, was ſie zu einem Exempel der Welt gemachet.

Die Geburt iſt, ſo groß ſie auch iſt, unter allen ihren Eigenſchaften doch die geringſte. Unſere Heldinn hat bey ihrer Vergrößerung weit mehr gethan: und ihr Bild iſt ſelbſt ſo ſchön, daß man an die Bilder ihrer Vorfahren nicht erſt gedenken; ja daß man es, ohne denenſelben den Preis zu ſtreiten, bey ihren Bildniſſen nicht gar wohl ſtellen darf. Denn wie herrlich und berühmt ſie auch ſind, ſo würden ſie doch, wenn ſie leben, hören und ſprechen könnten, der Vollkommenheit dieſer Enkelinn gern weichen. Ich ehre derowegen die Aſche ſo hoher Ahnen mit Stillſchweigen; und wende mich zu demjenigen, wodurch unſere Königinn ſo weit hervor getreten: und welches, wenn ſie auch keine Fürſtinn geweſen wäre, ſie dennoch über alle Fürſtinnen erhoben hätte.

Die Natur wirket nun bald ſechs tauſend Jahre: und in dieſer ſo langen Zeit, hatte ſie viel vortreffliche Frauen;

unter so vielen aber noch keine gebildet, in welcher alle Seltenheiten zugleich erschienen. Semiramis war klug, aber boshaftig; Helena schön, aber auch untreu; Kleopatra holdselig, aber betrüglich; Zenobia großmüthig, aber zugleich ein Spott des Glückes. Und also hat immer einer jeden etwas gefehlet: bis endlich die Natur ihre Kräfte, der Himmel aber seine Güte versammlet, und in unsrer einzigen Heldinn das alles vereiniget, was sie in so viel tausenden bisher vertheilet hatten.

Den Grund zu einem so seltenen Bilde legten sie durch die Gestalt des Leibes. Viel alte Weltweisen sind schon der Meynung, daß ein schöner Leib nie ohne eine schöne Seele, und die ordentliche Eintheilung der Glieder, ein Spiegel des darinnen herrschenden Geistes sey. Allein ungeachtet sie merklich hierunter irren, so ist doch zwischen der Seele eines häßlichen, und der Seele eines wohlgebildeten Menschen, eben der Unterscheid, als zwischen zween Diamanten, deren der eine in Bley, der andre in einem Kasten von Golde sitzet. Die Tugend brauchet zwar keinen äußerlichen Schmuck, und ist selbst unter allen Zierrathen ihre größte Zierde; sie wohnet aber doch in einem ansehnlichen Hause viel herrlicher. Mit einem Worte: sie verdienet die Krone; das Glück giebt sie: aber ein schönes Gesicht machet, daß sie einem jeden in derselben gefällt. Wie weit die Gestalt unsrer Heldinn hervor geleuchtet, das werden so viel Ausländer am besten sagen, welche, nachdem sie alle Schönheiten Europens gesehen, bey dieser allererst in Verwirrung geriethen, und nicht wußten: ob sie solche an andern Höfen nach Würden rühmen, oder aus Furcht der Beschämung, verschweigen sollten?

Gewiß ist es, daß man sie nicht besser beurtheilen konnte, als, wann sie in einem Kreise von Schönen stand. Denn man dorfte sie nur erblicken, so ließ man die übrigen gleich aus den Augen: und es war nicht anders, als hätte sie aller Annehmlichkeit an sich gezogen; oder besser zu sagen, als wollte sie alle damit betheilen. So gar viel hatte sie vor andern voraus: und ein jeder erstaunte, wenn er diejenigen,

die

die er vorhin fast angebethet, in Gegenwart dieser Schönen, so gar geringe; und an ihr hingegen das alles fand, was er in jenen nun erst vermißte. Andere Schönheiten dringen nur in das Herz der Männer, oder doch nur solcher Frauen, an denen sich dieser Vorzug sehr sparsam äußert: hier stunden aber auch die bestürzt, welche bisher sich selbst bewundert, und außer ihrer eigenen Person nichts schönes gekannt hatten. Denn sie merkten nun erst, wie sehr sie ihr Spiegel getäuschet hatte; und daß sie kaum ein Stück von dem besäßen, was sie allhier im Ganzen sahen. Aber an statt, daß sie unsere Königinn neiden sollten, so entbrannten sie vor lauter Hochachtung, und schätzten in ihrem Herzen sich dennoch groß: weil sie von dieser himmlischen Bildung nur etwas hatten.

Ich berufe mich auf keine Zeugen. Will man aber Exempel und Zeugen haben, so frage man Frankreich, so frage man die Schönen der Niederlande. Diese alle haben sie mit Augen gesehen; sie haben sich von ihr überwunden bekannt: und dennoch haben sie nichts dabey beklaget, als, daß sie nicht auch über sie herrschen sollte. Es ist merkwürdig an dieser Schönen, daß sie für ihre Schönheit niemals gesorget. Die meisten vergrößern sie durch den Putz; oder meynen doch, wie die Gemahlinn des Kaisers Caligula, daß man sie dadurch vergrößern könne: allein unsre Königinn schien niemals prächtiger, als, wann sie am schlechtesten gekleidet war; und die Juwelen niemals geringer, als, wann sie auf diesem durchlauchtigsten Haupte saßen. Denn so gern wir auch die letzten betrachtet hätten, so gebrach es uns doch an Zeit: indem uns die lebendigen Zierrathen so verweilten, daß wir an die leblosen nicht gedenken konnten.

Ich vergehe mich zu weit, in einem Lobe, von welchem unsre Heldinn fast gar nichts machte. Die Natur hatte sie weit herrlicher ausgerüstet: und so unvergleichlich auch ihr Gesicht war, so übertraf es doch ihr Verstand. Alle Künstler, alle Gelehrte, alle Erfahrne und Weltgereisete, werden mir hierinnen Beyfall geben. Denn welchem Künstler wußte sie nicht zu sagen, was schön sey? Welchen Gelehr-

ten

herzgeliebteſten Herrn Sohne ganz willig den Zepter, denn er ſchon vor vielen Jahren die römiſche und hungariſche Krone aufgeſetzet. Die tödtliche Krankheit konnte nicht verhindern, das er nicht heilſame Lehren und kluge Verordnungen, welche nach ſeinem Tode beobachtet werden ſollten, gemachet hätte. Seine liebreichen Reden erweichten die Herzhafteſten, und dieſe hatten mehr Waſſer in ihren Augen, als er in ſeinem Leibe. Seine letzten Tage brachte er mit geiſtlichen Betrachtungen zu; und dieſer ſterbende Monarch lebte ſchon im Himmel, ehe er ſtarb. Er ſtarb wie die Aloe, welche, ehe ſie verwelket, viel hundert ſchöne Blumen hervor bringet.

So iſt nun unſer Kaiſer in ſeinem Leben und Tode ein verwunderns- und nachahmenswürdiger Monarch geweſen. Er hat das türkiſche Reich, welches bisher die Chriſtenheit erſchrecket, verächtlich gemachet. Er hat das große Sonnenbild, den franzöſiſchen Koloſſus, den keine Macht noch Erdbeben zerſchmettern können, über einen Haufen geworfen, und dadurch erwieſen: daß Ludwig der vierzehnte keiner wahren, ſondern nur einer Nebenſonne zu vergleichen ſey; die kaum vermögend iſt, ein Land, am wenigſten mehr als eine Welt zu erleuchten; hingegen wenn die Nebel und Dünſte der Liſt und Pralerey zerſchmelzen, verſchwinden muß. Er iſt bey den größten Unglücksfällen unerſchrocken, und wie das Meer bey den heftigſten Sturmwinden, in ſeiner tiefen Ruhe geweſen. Er hat ſeine Bundsgenoſſen ohne Eigennutz angenommen, und es für einen gleichen Ruhm geachtet, Königreiche und Länder für ſich ſelbſt, oder für ſeine Freunde zu erwerben. Er iſt ein Beſchützer ſeiner Unterthanen, und mehr ihr Vater, als ihr Herr geweſen. In Handhabung der Gerechtigkeit, hat er ſein Abſehen auf keinen Menſchen, ſondern nur auf Gott und die Geſetze gerichtet. Er hat das ſchwere Fürſtenamt mit ungemeiner Klugheit verwaltet; und iſt hiemit ſeinen Feinden ſchrecklich, ſeinen Freunden aber anſehnlich geworden. Er hat die Begierden im Zaume gehalten; nur ſeinem Ruhme und ſeiner Ehre hat er den Zü-

gel

gel schießen lassen, und ist damit über alle Schranken gelaufen. Er ist ein neuer Stammvater seines Geschlechts, ein andrer Rudolph von Habspurg geworden, dessen Nachkommen die alte und neue Welt, so lange sie stehen wird, beherrschen werden. Er hat die Pflicht eines vollkommenen Fürsten erfüllet, und ist damit allen Nachkommen ein Muster und Vorbild geworden. Durch sein heldenmäßiges Leben und seinen großmüthigen Tod aber, hat er verdienet, daß er zu immerwährenden Zeiten **Leopold der Große** genennet werde.

Allein diese Vorrechte, so unser Monarch über alle andere erhalten, machen sein Gedächtniß zwar unsterblich, seinen Tod aber uns desto schmerzhafter. Seinem Ruhme hat er zwar genug, nicht aber uns und der Christenheit, gelebet. Sein Purpur wird auch wohl aus der Gruft einen Schein geben; unser Flor und Boy aber den Glanz unsrer Glückseligkeit verfinstern. Seine Seele hat sich zwar über aller Höhen Höhe geschwungen, und genießt des Anschauens Gottes: wir aber sind in das tiefste Leidwesen versunken, und sehen einen Abgrund der Bekümmerniß. Schlesien ist eine Wittib, und Breßlau eine Weyse worden. Die Fürsten und hohen Stände des Landes sind in voller Wehmuth, und die in ihre Augen aufgestiegenen Thränen, ein unverfälschtes Merkmaal des gegen ihre Oberherren aus Liebe und Treue brennenden Herzens. Der Bürger und Unterthan trauret mehr im Herzen, als in seiner Kleidung; und wünschet, daß sein Erbherr entweder leben, oder er mit ihm sterben möchte.

Jedoch! wohin verleitet mich der empfindliche Schmerz? Hat doch der **Große Leopold** einen **Großen Joseph** hinterlassen, der ein Erbe so wohl der väterlichen Tugenden, als Reiche ist. Vor dieser geheiligten Person wollen wir die Kniee beugen, und dieses Oberhaupt der Christenheit anbethen. Wir wollen ihm Hekatomben von Treue und Gehorsam opfern. Er ist nunmehr unser Kaiser, König und Erbherzog. Er hat sich mit seinen Reichen und Ländern

vermählet, und iſt unſer Landesvater geworden. Er iſt deswegen auf den höchſten Thron geſtiegen, um ſeiner Unterthanen Nothdurft deſto beſſer zu beſehen. Der wird ſich unſer annehmen, und unſere Freyheiten und Gerechtſamkeiten erhalten! Sein Heldenarm, der die ſtärkſte Macht von Europa bey Landau zerbrochen, wird auch gewiß ſeine Unterthanen beſchützen. Er kann Hauptveſtungen, aber auch Herzen erobern. Die Feinde haben ſeine Tapferkeit zu fürchten; wir aber ſeine Huld und Gnade zu verehren.

Er wird den Bedrängten Recht ſchaffen, und die Gerechtigkeit gelten laſſen. Die Leutſeligkeit iſt ihm angebohren, und die öſterreichiſche Sanftmuth ſein oberſter Staatsrath. Er kann beydes, den Zepter und den Degen führen; und iſt mit ſeiner Staatsklugheit ſo wohl, als mit den Waffen, unüberwindlich. Er wird das große Werk von Europa vollbringen, und der ganzen Welt Freyheit beveſtigen. Vor dieſem Joſeph neiget ſich nicht im Traume, ſondern in der That, die franzöſiſche Sonne und der ottomanniſche Mond. Dieſer andere Auguſt wird einen allgemeinen Frieden ſtiften, und die entwichene güldene Zeit wieder einführen. Er wird uns mit jungen Erzherzogen erfreuen, unter denen unſere ſpäte Nachkommen, wie wir unter ihm, glückſelig leben werden.

Solchemnach laſſen wir unſern Kaiſer Leopold den Großen ſchlafen, der ſo lange für unſere Wohlfahrt gewachet hat. Seine edlen Gebeine werden zwar zu Staub und Aſche werden; ſein preiswürdigſter Namen aber kann nicht erſterben. Seiner Fürſorge und Liebe genießen wir auch damit nach ſeinem Tode: daß er uns einen vollkommenen Monarchen zum Erbtheile gegeben hat. Dieſes iſt alſo der kurze Begriff ſeines Lobes, und unſers Troſtes: Daß Joſeph noch lebet.

Lobrede

auf der ersten Königinn von Preußen,

Sophie Charlotte, Majest.

1707. von Benjamin Neukirchen.

Wenn alle unsere Gedanken Thränen, alle unsere Thränen und Seufzer Worte, und alle Worte vollkommene Redner wären: so würden sie ja wohl einigermaßen den Schmerz, aber nimmermehr den Verlust ausdrücken, welchen wir bey dem plötzlichen Hintritte, unserer nunmehr höchstseligen, ehedessen unvergleichlichen, und so lange der Kreis der Erden steht, unvergeßlichen Königinn, empfinden. Wir verlieren so viel auf einmal, daß wir kaum wissen, was wir verlieren: und es geht uns, wie den Träumenden, welche in währender ihrer Einbildung sehr viel sehen; nach ihrer Erwachung aber das meiste vergessen, oder doch nur halb vor Augen haben. Wir klagen einander unser gemeines Leid; wir klagen aber alle etwas besonderes: und so viel wir an unserer Heldinn Tugenden zählen, so viel treten auch Poeten und Redner auf, welche von einer jeden weitläuftig sprechen; wiewohl sie alle genug zu sagen hätten, wenn sie nur von einer einzigen sprächen. Denn das Leben dieser Fürstinn ist zwar sehr mäßig; aber ihre Tugenden und Gaben sind sehr übermäßig: und wie die vorigen Zeiten nichts gleiches gesehen, also dürfen auch die künftigen nichts gleicheres hoffen. Schönheit, Verstand, Freundlichkeit, Sanftmuth, welche, wenn sie gleich sonst nur einzeln sind, doch jede ihren Besitzer zum Wunder machen, stunden hier in einer sehr engen Verschwisterung: und es war eben so schwer zu sagen, welche man mit den Gedanken am ersten verlassen, als, welche man am ersten betrachten sollte.

Dieſes möchte wohl billig auch mich erinnern, wie gefährlich es ſey, eine Perſon zu loben, welche alle Höhen des Lobes überſtiegen, und das Gute viel eifriger ausgeübet, als wir es mit den Augen an ihr bemerket; viel ſchneller gethan, als wir es mit dem Munde erzählen können. Allein außer dem, daß es natürlich iſt, bey einer allgemeinen Betrübniß mit zu klagen; ſo iſt es zugleich auch vortheilhaft, unſern Verſtand in Dingen zu üben, welche ihn von der Bahn des Pöbels, auf lauter ungemeine Betrachtungen; uns aber ſo aus uns ſelber führen, daß wir manches, was wir niemals vermocht, itzt denken; manches, was wir niemals gedacht, itzt ſagen; und vieles, was wir nicht ſagen und denken können, zu unſerer Erſtaunung von andern hören. Ich beſcheide mich gern, daß ich unter den Lobrednern unſrer Königinn der geringſte bin: es tröſtet mich aber auch hinwieder, daß ich wenig vollkommene vor mir ſehe; und daß wir alle das, was die Maler klagen: von welchen, ſo ſehr ſie ſich gleich darum bemühet, doch keiner dieſer Heldinn wahre Geſtalt getroffen. Perſonen von ſolcher Größe, können durch nichts verkleinert werden: und ihre Schönheiten ſind wie die Sonne. Je ſchlechter wir ſie entwerfen, deſto heller leuchten ſie in aller Augen. Ja da unſer Unverſtand ſonſt ein Fehler iſt, ſo gereichet er hier ihnen, und uns zum Ruhme. Denn indem ſie uns durch Entgegenhaltung ihres Glanzes beſchämen; ſo machen wir ſie durch Entblößung unſrer Einfalt herrlicher, und zeigen ſie der Welt ſo, wie ſie ſind: da hingegen in zierlichen Ausbildungen wohl viel Kunſt, aber auch zugleich viel Zweifel ſtecket; ob man den Lobenden, oder das Gelobte bewundern ſoll.

Wo nehme ich aber in meiner Rede den Anfang her? Es iſt eine gemeine Gewohnheit der Redner, daß ſie ihre Lobſprüche von der Geburt anheben. Und gewiß, wenn ich mich hier vertiefen wollte, ſo hätte ich ein ſo weites Feld vor mir, daß es mir eher an Zeit, als an Worten; eher an Athem ſie vorzubringen, als an Stoffe zu ſprechen, fehlen würde. Lüneburg, Engelland, Bourbon, deren das erſte

erſte ſo viel berühmte Welfen, dieſes den großen Ludewig, und jenes die Ueberwinderinn Ludwigs ſelbſt gezeuget, geben ſich alle zu Ahnen an; und machen es faſt, wie die griechiſchen Städte, da ſie ſich um den Homerus zanketen. Jede wollte ihn in ihrem Schooße gebohren; jedes von dieſen dreyen will an unſrer Heldinn den nächſten Antheil haben. Und was ſage ich von dieſen dreyen? Alle europäiſche Königreiche, alle große Häuſer des deutſchen Reiches, die ſich mit dieſen dreyen ſo oft vermählet haben, beweinen hier eine Tochter und Enkelinn: und andre, welche etwas weiter entfernet ſind, bedauren es, und mögen es billig bedauren, daß ſie ein ſolches Wunderbild nicht geſehen. Dieſes alles wäre zulänglich genug, hundert und mehr als hundert Lobreden zu machen. Denn ſo viele Vorfahren und Verwandten auftreten, ſo viel finde ich auch Gutes von einem jeden zu ſagen. Allein ihr Lob iſt in den Geſchichten bereits angeſchrieben: und ich habe mir nicht vorgenommen, allhier zu zeigen, was unſere Königinn mit andern gemein; ſondern, was ſie vor andern voraus gehabt: nicht, was ſie zu einer Prinzeſſinn von Lüneburg, ſondern, was ſie zu einem Exempel der Welt gemachet.

Die Geburt iſt, ſo groß ſie auch iſt, unter allen ihren Eigenſchaften doch die geringſte. Unſere Heldinn hat bey ihrer Vergrößerung weit mehr gethan: und ihr Bild iſt ſelbſt ſo ſchön, daß man an die Bilder ihrer Vorfahren nicht erſt gedenken; ja daß man es, ohne denenſelben den Preis zu ſtreiten, bey ihren Bildniſſen nicht gar wohl ſtellen darf. Denn wie herrlich und berühmt ſie auch ſind, ſo würden ſie doch, wenn ſie leben, hören und ſprechen könnten, der Vollkommenheit dieſer Enkelinn gern weichen. Ich ehre derowegen die Aſche ſo hoher Ahnen mit Stillſchweigen; und wende mich zu demjenigen, wodurch unſere Königinn ſo weit hervor getreten: und welches, wenn ſie auch keine Fürſtinn geweſen wäre, ſie dennoch über alle Fürſtinnen erhoben hätte.

Die Natur wirket nun bald ſechs tauſend Jahre: und in dieſer ſo langen Zeit, hatte ſie viel vortreffliche Frauen;

unter so vielen aber noch keine gebildet, in welcher alle Schönheiten zugleich erschienen. Semiramis war klug, aber boshaftig; Helena schön, aber auch untreu; Kleopatra holdselig, aber betrüglich; Zenobia großmüthig, aber zugleich ein Spott des Glückes. Und also hat immer einer jeden etwas gefehlet: bis endlich die Natur ihre Kräfte, der Himmel aber seine Güte versammlet, und in unsrer einzigen Heldinn das alles vereiniget, was sie in so viel tausenden bisher vertheilet hatten.

Den Grund zu einem so seltenen Bilde legten sie durch die Gestalt des Leibes. Viel alte Weltweisen sind schon der Meynung, daß ein schöner Leib nie ohne eine schöne Seele, und die ordentliche Eintheilung der Glieder, ein Spiegel des darinnen herrschenden Geistes sey. Allein ungeachtet sie merklich hierunter irren, so ist doch zwischen der Seele eines häßlichen, und der Seele eines wohlgebildeten Menschen, eben der Unterscheid, als zwischen zween Diamanten, deren der eine in Bley, der andre in einem Kästen von Golde sitzet. Die Tugend brauchet zwar keinen äußerlichen Schmuck, und ist selbst unter allen Zierrathen ihre größte Zierde; sie wohnet aber doch in einem ansehnlichen Hause viel herrlicher. Mit einem Worte: sie verdienet die Krone; das Glück giebt sie: aber ein schönes Gesicht machet, daß sie einem jeden in derselben gefällt. Wie weit die Gestalt unsrer Heldinn hervor geleuchtet, das werden so viel Ausländer am besten sagen, welche, nachdem sie alle Schönheiten Europens gesehen, bey dieser allererst in Verwirrung geriethen, und nicht wußten: ob sie solche an andern Höfen nach Würden rühmen, oder aus Furcht der Beschämung, verschweigen sollten?

Gewiß ist es, daß man sie nicht besser beurtheilen konnte, als, wann sie in einem Kreise von Schönen stand. Denn man dorfte sie nur erblicken, so ließ man die übrigen gleich aus den Augen: und es war nicht anders, als hätte sie alle Annehmlichkeit an sich gezogen; oder besser zu sagen, als wollte sie alle damit betheilen. So gar viel hatte sie vor andern voraus: und ein jeder erstaunte, wenn er diejenigen,

die

die er vorhin faſt angebethet, in Gegenwart dieſer Schönen, ſo gar geringe; und an ihr hingegen das alles fand, was er in jenen nun erſt vermißte. Andere Schönheiten dringen nur in das Herz der Männer, oder doch nur ſolcher Frauen, an denen ſich dieſer Vorzug ſehr ſparſam äußert: hier ſtunden aber auch die beſtürzt, welche bisher ſich ſelbſt bewundert, und außer ihrer eigenen Perſon nichts ſchönes gekannt hatten. Denn ſie merkten nun erſt, wie ſehr ſie ihr Spiegel getäuſchet hatte; und daß ſie kaum ein Stück von dem beſäßen, was ſie allhier im Ganzen ſahen. Aber an ſtatt, daß ſie unſere Königinn neiden ſollten, ſo entbrannten ſie vor lauter Hochachtung, und ſchätzten in ihrem Herzen ſich dennoch groß: weil ſie von dieſer himmliſchen Bildung nur etwas hatten.

Ich berufe mich auf keine Zeugen. Will man aber Exempel und Zeugen haben, ſo frage man Frankreich, ſo frage man die Schönen der Niederlande. Dieſe alle haben ſie mit Augen geſehen; ſie haben ſich von ihr überwunden bekannt: und dennoch haben ſie nichts dabey beklaget, als, daß ſie nicht auch über ſie herrſchen ſollte. Es iſt merkwürdig an dieſer Schönen, daß ſie für ihre Schönheit niemals geſorget. Die meiſten vergrößern ſie durch den Putz; oder meynen doch, wie die Gemahlinn des Kaiſers Caligula, daß man ſie dadurch vergrößern könne: allein unſre Königinn ſchien niemals prächtiger, als, wann ſie am ſchlechteſten gekleidet war; und die Juwelen niemals geringer, als, wann ſie auf dieſem durchlauchtigſten Haupte ſaßen. Denn ſo gern wir auch die letzten betrachtet hätten, ſo gebrach es uns doch an Zeit: indem uns die lebendigen Zierrathen ſo verweilten, daß wir an die lebloſen nicht gedenken konnten.

Ich vergehe mich zu weit, in einem Lobe, von welchem unſre Heldinn faſt gar nichts machte. Die Natur hatte ſie weit herrlicher ausgerüſtet: und ſo unvergleichlich auch ihr Geſicht war, ſo übertraf es doch ihr Verſtand. Alle Künſtler, alle Gelehrte, alle Erfahrne und Weltgereiſete, werden mir hierinnen Beyfall geben. Denn welchem Künſtler wußte ſie nicht zu ſagen, was ſchön ſey? Welchen Gelehr-

ten

ten konnte ſie nicht in die Schule führen? Und wie manchen Erfahrnen und Weltgereiſeten hat ſie nicht oft genauer befraget, als er ſich zu erklären wußte? Hören, Verſtehen, Urtheilen, gieng bey ihr alles in gleichem Gewichte: und ſo fertig ſie auch in Entſcheidung der Zweifel war, ſo hat man doch nicht gemerket, daß ſie ſich jemals übereilet. Die Klügſten waren ihr im Umgange die allerliebſten; und es hat ſich noch keiner beklaget, daß ſie ihm eine Antwort ſchuldig geblieben: aber viele haben ſich wohl getröſtet, wenn ſie ihnen dieſelbe entweder borgte, oder wohl gar aus Großmuth ſchenkte. Bey andern Schönheiten blitzet die gröſte Gefahr aus den Augen; allein bey dieſer hatte man auch den Verſtand zu fürchten: nicht zwar, als hätte ſie damit ſchaden wollen; ſondern weil er uns oft ſo tief erforſchete, daß wir uns des Unſrigen ſchämen mußten.

Dieſen ungemeinen Verſtand begleitete eine unermüdete Hurtigkeit. Andre ſind auch wohl klug: aber ſie brauchen entweder Zeit dazu, oder ſie bedienen ſich doch zuweilen der Ruhe. Unſre Heldinn war ſtets geſchäfftig, und that es denen großen Sternen nach, welcher immer in einer ſchnellen Bewegung, und doch auch immer in guter Ordnung ſind. Sie wußte von keinem Müßiggange: und das Feuer ihres Geiſtes war ſo ſtark, daß es ihn nur Spielwerk dauchte, wenn ſie ihm die allermühſamſte Arbeit gab. Sie ſagte, ſie ſang, ſie ſcherzte: und ungeachtet alles unter einander geſchah; ſo klang doch jedes ſo auserleſen, als hätte ſie darauf voraus geſonnen. So gar ſchwer war es, zu unterſcheiden, ob man an ihrem Verſtande mehr die Geſchwindigkeit, oder die Tiefe bewundern; ob man ſeine Wirkungen der Natur, oder der Erfahrung und Kunſt zuſchreiben ſollte. Eben dieſe Hurtigkeit zeigte ſich auch bey ihr in äußerlichen Dingen. Das Licht ihrer Augen ſtund niemals ſtille: und wenn man meynete, daß ſie ſich von uns entfernten, ſo waren ſie uns oft am allernächſten. Sie umliefen weit mehr mit einem Blicke, als andre mit vieler Mühe ſchauen: wenn man aber ſie betrachten wollte, ſo ſtreueten ſie die Stralen ſo aus-

einan-

einander, daß man sich daran zwar müde sah, aber doch nicht begriff, was man sah. Und eben dieses hat die größten Künstler so sehr verwirret. Denn wenn sie an unsrer Heldinn gleich alles trafen, so fehlten sie doch allzeit in den Augen.

Wiewohl es war noch etwas, worinnen sie fehlten. Ein etwas, welches der menschliche Verstand nicht fassen, die Malerkunst nicht entwerfen, die Poesie nicht beschreiben kann, und das witzige Frankreich selber mit einem, ich weis nicht was, andeutet. Ich wollte es zwar Wohlstand, ich wollte es Holdseligkeit, ich wollte es Artigkeit nennen. Ich weis aber nicht, ob diese irdische Wörter ein so überirdisches Wesen erklären. Zum wenigsten waren sie alle drey darunter begriffen: und jedes war unserer Heldinn so angeboren, daß sie es nicht erst von andern lernen, und dannenher auch nicht fürchten durfte, daß sie sich wie andre, darinnen vergessen könnte. Plato hatte sich in den Aristophanes so verliebt, und war von dessen Schreibart so eingenommen, daß er glaubte: die Gratien hätten lange Zeit einen Tempel gesuchet, und endlich hätten sie ihn in dem Herzen dieses Poeten gefunden. Was hätte dieser große Mann sagen sollen, wenn er unsere Heldinn gesehen hätte: welche die Gratien nicht nur im Herzen, sondern auch im Gesichte; und auf ihren Lippen nicht allein das Honig des Aristophanes, sondern des Plato selber, führete: ja, welche mit einerley Mine ergetzen und schrecken, bitten und bewegen, nachgeben und überwinden konnte. Allein ihre Blicke waren Reden: und sie brauchte, um jemand zu gewinnen, nicht erst den Mund. Denn ehe sie sprach, so war ein jeder schon überzeuget, daß er ihr nicht widersprechen konnte. Wenn sie aber wirklich sprach, so hörte man sie mehr mit dem Herzen, als mit den Ohren: und ehe man bedachte, was man dawider sagen wollte, so war man schon entschlossen, ihr zu gehorchen. Und dieses verstehe ich nicht von solchen Leuten, welche ihr ohnedieß gehorchen mußten; sondern von ihrem großen Gemahle selbst: welchen sie ja so weit bewogen, daß er ihr noch letzlich eine Reise erlaubet, die ihm gleich anfangs gefährlich dauchte, aber itzt viel tausend Thränen kostet.

Was

Was sie in ihren Blicken und Reden war, das war sie auch in ihren Gebärden. Man hat niemals an einer Person mehr feuriges und mehr gemäßigtes; mehr freyes, und zugleich mehr sittsames; mehr artiges, und dabey mehr ungezwungenes; und kurz gesagt, mehr wider einander streitende Dinge gesehen, welche doch alle mit einander vereiniget waren. Man mochte sie lustig, oder traurig; spielend oder beschäfftiget; in Gesellschaft, oder allein finden: so war doch allezeit ihre Betrübniß mit Anmuth, ihr Spiel mit Büchern, ihre Arbeit mit Scherz, ihre Gesellschaft mit Weisheit, ihre Einsamkeit aber mit Lust vermenget. Eine jede Handlung gebahr auch eine neue Bewunderung: und sie mochte thun, was sie wollte; sie mochte es auch vornehmen, so oft sie wollte: so wurden doch die Anschauenden nie ersättiget, und trafen noch täglich etwas an, was sie vorhin nicht wahrgenommen. Sie glich hierinnen der Morgenröthe, welche so genau wir sie gleich betrachten, doch allezeit so viel zurück hält, daß wir sie von neuem zu betrachten verlangen. Zwar wenn einer allein diese Heldinn sah, so meynete er wohl, er hätte sie recht im Gedächtnisse: wenn sie aber ihrer sieben auf einmal sahen, so hörte man erst vom siebenten, wie viel die andern sechse vergessen hatten. Kurz, sie war nirgends seltsamer, als in diesem Stücke; darum ist sie auch nirgends so schwer zu loben: und ich begreife nun erst, daß der sinnreichste unter allen Griechen klüger gethan, daß er seine Helena gar nicht beschrieben; als andere, welche sie unvollkommen beschrieben haben.

Wirkten aber diese Dinge so wundersam, die wir weder verstehen, noch nennen konnten; wie sollten uns nicht diejenigen entzücken, welche uns näher in die Augen schienen, und eben dieselben Tugenden waren, die wir an allen Fürsten am meisten wünschen? Ich meyne, die große Leutseligkeit, Sanftmuth und Güte, welche bey andern gleichsam nur Gäste sind, in unsrer Heldinn aber beständig wohneten.

Die meisten würden es ihrer Hoheit verkleinerlich achten, wenn sie sich von allen sehen lassen, oder in Gegenwart der Niedrigen scherzen sollten: unsere Königinn ließ sich von ihrem

ihrem Throne so weit herunter, daß sie sich nicht allein jedermann zeigte: sondern auch oft mit ganz geringen, und zwar eben so gütig, als mit den allergrößten des Hofes sprach. Die Menschen waren in ihren Augen wie die Noten, welche, ob sie gleich zuweilen nur ein Viertheil, oder auch nur ein Sechzehntheil gelten, dennoch in ihrer Ordnung eben so nöthig, als die halben oder ganzen Tacte sind. Darum bemühete sie sich wie Trajan, einem jeglichen so zu begegnen; wie sie wollte, daß ihr eine Königinn begegnen sollte, wenn sie eine gemeine Bürgerinn wäre. Reiche und Arme, Kluge und Einfältige, Meister und Lehrlinge, empfiengen von ihr ein gleiches Gesicht: und ungeachtet sie die Kunst über alles schätzte, so hielt sie es doch nicht für fürstlich, einen Unwissenden zu beschämen. Sie beschenkte vielmehr manchen noch königlich: und wenn er an ihrem Hofe eine Beförderung suchte, die sie ihm ohne seine Beschimpfung, nicht nach seinem Wunsche, oder auch gar nicht willigen konnte; so beurlaubte sie ihn mit so vieler Gnade, als ob er sie zehenfach verdienet hätte. Und hierinn übertraf sie jenen gütigen Kaiser; welcher ja wohl das Sprüchwort hatte: Ein Fürst müßte keinen misvergnügt von sich lassen; aber auch in Worten oft mehr versprach, als er in der That zu halten pflegte. Niemand fiel bey ihr in Ungnade, und sie gieng mit ihren Bedienten viel höflicher, als diese mit ihres gleichen um. Ihre Wohlthaten durfte man nicht erst suchen; sie trug sie einem jeglichen selbst entgegen: und da andre sich freuen, wenn sie viel empfangen und nehmen können; so hielt sie es für die höchste Ehre, wenn sie viel austheilen und geben konnte. Ja wäre sie sowohl eine Beherrscherinn des Glückes, als aller Herzen und Gemüther gewesen: so hätte sie wohl keinen Menschen arm, so hätte sie keinen betrübt gelassen.

Ich weis aber nicht, welches größer war: ob ihre Wohlthaten, oder die Art, mit welcher sie dieselben zu reichen pflegte? Diejenigen, welche gleich nichts empfingen, vergnügten sich dennoch, wenn sie nur andre von ihr beschenken sahen. Denn indem diese vor Angst nicht wußten, wie sie

ihr

ihr gleich freundlich danken ſollten: ſo hatten hingegen jene den Vortheil, daß ſie ſich an beyden ergetzen konnten. Und dieſe ſo freundliche Art, dieſer Ausbruch ihrer ſo reichen Güte, war nicht, wie bey ihrer vielen gekünſtelt; ſondern natürlich. Unſre Heldinn konnte nicht anders ſeyn: und ſo wenig ſie verdrießlich ſcheinen mochte, ſo wenig zwang ſie ſich zu gefallen. Aber eben darum, weil ſie ſich zu gar nichts zwang, gefiel ſie einem jeden am allermeiſten. Hätte ſie zürnen, hätte ſie ſchelten wollen, ſo hätte ſie ſich freylich zwingen müſſen: allein ſie hatte einen ſolchen Abſcheu vor dieſem Laſter, daß ſie auch den Namen nicht leiden konnte: und wenn ſie gleich Urſache zu zürnen hatte, ſo war es ihr doch auch zur ſelben Zeit, eben ſo unmöglich ſauer zu ſehen; als einem Raſenden, im Zorne zu lachen.

Hiebey bilde ſich niemand ein, als wäre ſie nicht auch gefürchtet worden. Die Schönheit erwirbt ſchon Ehrerbiethung; der Verſtand erfodert ſie noch vielmehr; und die Freundlichkeit einer Königinn, erinnert uns zum mindeſten der Behutſamkeit. Aber die Natur gieng weiter, und wie ſie in unſre Heldinn etwas geleget, welches alle Herzen wie ein Bliß durchdrang; alſo hatte ſie ihr auch etwas geſchenket, welches alle Herzen in Furcht erhielt. Ich weis es ſo wenig, als das erſte zu nennen; das aber weis ich wohl, daß dieſes letzte noch mehr vermochte. Das Angenehme an unſrer Heldinn war freylich groß; denn ſie unterſchied ſich dadurch von allen Schönen: wenn ſie aber in ihrer Majeſtät auftrat, ſo unterſchied ſie ſich auch von Königinnen; und wenn ich es ohne Schmäucheley ſagen darf, von allen Königinnen der ganzen Welt. Wiewohl wir bekümmerten uns damals wenig, ob dieſe Majeſtät etwas beſonderes, oder, ob ſie eine Geburt der Freundlichkeit wäre.

Unſre Königinn gefiel in beyden, und war ſowohl in einer, als in der andern mächtig. Je mehr ſie dem Scheine nach ſich vergaß, deſto mehr bedachte man erſt, wer ſie wäre: und je weiter ſie denen Niedrigen entgegen gieng, deſto weiter zogen ſich die Großen zurück, um eine ſolche Güte nicht zu mis-

brauchen.

brauchen. Und also wurden jene mit Liebe, diese mit Hochachtung; jene mit Vertrauen, diese mit Demuth; jene mit Wollust, diese mit Verwunderung angefüllet. Die Alten bildeten die Majestät mit Donnerkeilen, oder auf einem römischen Rathstuhle ab. Wann man sie hier vorstellen sollte, so müßte man sie in dem Bilde der Sonne malen. Denn sie zeigte uns zu wohl ihren Glanz; aber sie verbarg uns das meiste von ihrer Größe. Sie ließ uns ja wohl ihre Wirkung fühlen; aber wir hielten es für Wirkungen unsrer Liebe. Und damit ich alles in wenig Worte fasse: sie konnte schrecken, aber sie bedurfte es nicht; sie konnte zwingen, aber sie wollte nicht; sie konnte schaden, aber sie that es nicht: sondern, wie sie fest überzeuget war, daß wir sie in unserm Herzen, für etwas großes hielten; also wollte sie auch, wir sollten glauben, daß wir in dem ihrigen nichts geringes wären.

Und so weit war sie der Natur verbunden. Nun wollen wir sehen, wie viel sie sich selber schuldig war. Es ist ein alter und bekannter Streit, ob bey Ausbildung so wohl des Verstandes, als des Leibes, die Natur oder die Kunst das meiste thue? Diejenigen, welche der Wollust ergeben sind, erklären sich für die erste: aber andre, welche die Arbeit lieben, hängen sich allzusehr an die letzte. Unsre Heldinn ließ sich weder dieses, noch jenes irren. Sie konnte leicht wissen, was sie war; aber sie begehrte es nicht zu wissen: denn wo sich andre vollkommen schätzen, da fieng sie allererst an zu lernen. Ihr Leib mochte so geschickt seyn, als er wollte, so sah sie ihn doch allzeit als einen Schüler; und dieses nicht allein in der Jugend, sondern auch im königlichen Alter, an. Je mehr sie wußte, je mehr wollte sie wissen: und sie meynte, daß sie sehr viel vergessen hätte, wenn sie nicht täglich etwas neues lernte. Ja sie schämte sich nicht, auch von solchen zu lernen, welche sie mit ihrer Geschicklichkeit doch beschämte. Denn sie wußte alle Fehler so zu vermeiden, daß sie sich an keinem ärgern durfte. Kam sie aber an rechte Meister, so gab sie ihnen gewiß zu schaffen: und wann sie noch alle lebten, so würden sie auch alle bekennen: daß ihnen ja wohl nichts

angenehmer, aber zugleich nichts ſchwerer geweſen, als wenn ſie mit ihrer Unterweiſung dem Fleiße dieſer Lernenden folgen ſollen.

Sie fieng alles mit Eifer an, und vollendete alles mit großer Geduld. Und daher iſt es auch endlich geſchehen, daß ſie ſich eben ſo vollkommen gemachet, als ſie von Natur gebildet war. Wer die Fertigkeit ihrer Glieder ſah, der meynete, daß er etwas unvergleichliches ſähe: wer aber unſre Königinn ſingen und ſpielen hörete, der hielt ſie für etwas göttliches. Rik, Attillo, Bonocino, welche nicht allein unter ſich ſelbſt, ſondern auch mit allen Meiſtern in der Welt um den Vorzug ſtritten, ſtunden oft ganz zerſtöret, wenn ſie ihre Künſte allhier verrathen, und in unſrer Heldinn das alles fanden, warum ſie mit einander geeifert hatten. Denn was ein jeder nur ſchönes wußte, was er nur ſchönes erdenken konnte, das hatte ſie entweder ihm abgelernet, oder durch eigene Erfindung zuvor gethan. Und gleichwohl unterſchied ſie ſich auch in dieſem Stücke. Denn ob gleich alles ſehr zierlich klang, ſo klang es doch mehr fürſtlich, als meiſterhaftig: und ſie wußte die Kunſt ſo zu verbergen, daß die Zuhörenden billig zweifelten, ob es nicht mehr was angebohrnes, als etwas mit Fleiß erlerntes wäre.

Aber alle dieſe Ausübungen ſind noch nichts, wenn wir ſie gegen die Ausübung des Verſtandes halten. Ordentlicher Weiſe werden alle Menſchen mit Verſtand gebohren; und ihrer viele, haben auch großen Verſtand: aber die wenigſten wiſſen ihn recht zu gebrauchen. Es geht uns insgemein wie den Kindern. Je ſchärfer in ihren Händen die Meſſer ſind, je tiefer pflegen ſie ſich auch zu ſchneiden. Es iſt nichts gefährlicher, als viel Verſtand, wenn er in dem Gehirne eines Stolzen ſitzt. Saul wäre vieleicht nicht gefallen, hätte er nur nicht ſeinem Verſtande getrauet: und viel Unglück würde noch itzt zurück bleiben, wenn wir von dem unſrigen allezeit Meiſter wären. Iſt etwas, wo unſre Heldinn ſich groß gemachet, ſo iſt es gewiß an dieſem Orte. Ich habe ſchon vorhin von den Kräften ihres Verſtandes geredet: hier will

will ich zeigen, wie sie ihn mit Vernunft beherrschte. Ihr Fleiß hatte sie so weit geführet, daß sie nicht allein die schönsten Sprachen, nicht allein die herrlichsten Wissenschaften, sondern auch viel erlernet hatte, was den meisten von uns verborgen bleibt. Sie kannte den Kern von guten Büchern: und es war nichts im natürlichen, oder sittlichen; im weltlichen, oder geistlichen; in nahen, oder entfernten Dingen; wovon sie nicht etwas besonders sagen, oder einen andern nachdrücklich fragen konnte.

Allein dieses konnte sie wohl gelehrt, es konnte sie vor andern berühmt, aber nicht gewiß und sicher machen. Denn sie merkte wohl, daß in diesem Haufen gelehrter Leute, eben so viel Zank und Misverstand, eben so viel Sätze und Gegensätze, ja eben so viel widrige Meynungen, als am Himmel widerwärtige Sternenzeichen, oder im Meere widereinanderstoßende Wellen wären. Darum betrachtete sie die Bücher nur als Blumen, aus welchen sie wie eine Biene das Honig sog. Sie fiel keinem mehr, als dem andern bey; aber sie wußte wohl, daß in einem jeden etwas gutes steckte. Nachdem sie nun lange Zeit nachgesonnen; nachdem sie oft weiß und schwarz, wahres und falsches, gutes und böses, Licht und Finsterniß, und mit einem Worte, alles gegen einander und zusammen gehalten: so ward sie nach und nach innen, wie weit sich der menschliche Witz verginge, und wie viel Ränke in der Welt gesponnen würden; welche ja wohl Verstand erfoderten, aber in der That doch sündlich, aber doch albern und thöricht wären. Dieses alles öffnete ihr endlich die Augen, welche so viel tausenden verschlossen bleiben: und also ward sie dahin gebracht, daß sie nichts mehr für gut, nichts für gewiß und vernünftig hielt, als, was überhaupt eine Uebereinstimmung mit der Natur der Dinge; im sittlichen, mit der Natur des Menschen; im bürgerlichen, mit der Natur der Gesellschaft; im geistlichen aber, mit dem unveränderlichen Willen des Schöpfers hätte.

Und nun darf man sich nicht mehr wundern, wie ihre Weisheit so hoch gestiegen, daß sie den meisten ja wohl gefällig, den allerwenigsten aber begreiflich war. Man darf sich nicht wundern, wie unsre Heldinn so genau zu sagen wußte, was an einem Gemälde oder Gedichte schön, in der Musik rein und angenehm, in der Naturkunst zweifelhaftig, in Geschichten verfälscht, im Sternsehen ungewiß, in Staatssachen nützlich, im Leben recht, auf dem Throne durchdringend, im Umgange wohlanständig, im Christenthume nöthig, und endlich bey einbrechendem Unglücke tröstlich wäre. Man darf sich endlich auch nicht wundern, wie sie sich selbst so untersuchet, daß man an ihr nichts zu tadeln fand: und wie sie an ihrer eigenen Person das ausgeübet, was sie uns allen zur Erbauung sagte. Die Weisheit ist ein verborgenes Feuer, welches nichts ungeprüfet läßt. Sie erweist ihre Macht am Verstande; aber ihre Lagerstatt nimmt sie im Herzen, und arbeitet so lange an unsrer Seele, bis wir aus Klugen Kinder, aus Kindern Weise, aus Großen Niedrige, aus Niedrigen Große; und kurz gesagt, aus allem eins, und aus einem hinwiederum alles werden: bis wir besitzen, und nicht besitzen, lieben und zugleich verlassen, glücklich seyn und doch fürchten, verlassen seyn und doch hoffen; und mitten in dieser Eitelkeit, aller Eitelkeiten uns entschlagen können.

Ich lasse einen jeden hier selbst urtheilen, wie weit sich an unserer Heldinn dieses alles geäußert. Wo aber hat man sie jemals anders gesehen? Sie war so schön, daß sie allen Schönheiten der Welt vorgieng; gleichwohl war sie es in ihren Gedanken so wenig, daß sie kaum davon hören konnte. Sie war so klug, daß sie viel Kluge zu Schanden machte; gleichwohl schätzte sie sich nirgends klug, als wo sie ihre Dinge mit Gott anfieng. Sie saß so hoch, daß sie in die Tiefe kaum sehen konnte: gleichwohl hielt sie so viel von Demuth, daß ihr diese Tugend allzeit zur Seiten stehen, und den Thron mit der Majestät theilen mußte. Und also war sie viel, und

auch

auch wenig; alles, und auch nichts; und in ihrem Herzen eben so niedergeworfen, als die Natur und der Fleiß sie erhöhet hatten.

Ich würde meiner innerlichen Regung folgen, und dieses alles mit so vielem Eifer sagen, als ich in allem Wahrheit finde: allein ich erinnere mich, daß ich von einer Fürstinn spreche, welche in ihrem Thun nichts gewaltsames, in ihrem Munde aber die Sanftmuth führte; und dannenher auch mehr ein sittsames, als ein heftiges und starkes Lob erfodert. Ich habe schon mehr gesaget, als man von andern sagen kann. Lasset uns von den Verdiensten zum Preise schreiten, und nach so vielen Tugenden unsrer Heldinn, auch die darauf erfolgte Belohnung sehen.

Die Römer hatten den Tempel der Ehren sehr weislich geordnet: denn man konnte ihn nicht betreten, wenn man nicht durch den Tempel der Tugend gieng. Dieses gehöret zwar in die Schule: aber unsre Königinn hat doch erwiesen: daß der Himmel noch eben die Ordnung hält; und daß er die Tugend nicht nur bekrönet, sondern auch nach ihrem Werthe krönet. Wer hätte sich wohl jemals eingebildet, daß es möglich wäre, etwas zu finden, welches mit der Vortrefflichkeit unsrer Heldinn, nur einiger maßen eine Gleichheit hätte? Und sehet! der Himmel fand es doch. Ja er fand es auch gar so reichlich, daß sie selber nicht mehr verlangen, und alle andre ihr nicht mehr wünschen konnten. Ich fürchte mich, diesen Ort zu berühren; weil er nunmehr billig der betrübteste ist: und gleichwohl kann ich ihn nicht vorbey gehen. Er fand sich in dem allerdurchlauchtigsten Helden, welcher Berlin zu einer Krone der Städte, Preußen zu einem Königreiche, und seinen Staat zu einem Muster aller Staaten gemachet. Dieser allein war unserer Heldinn, gleich wie sie keines geringern, als seiner würdig. Für ihn schickte sich keine Gemahlinn, welche nicht mit ihrer Tugend Kronen verdienen; und für sie

kein anderer Gemahl, als welcher sie mit eigner Hand pflanzen konnte.

Die meisten Fürsten heurathen nach dem Nutzen des Staates. Hier kam es auf die Personen an. Und gewiß, wenn uns der Himmel gleich befraget, und alles unserm Willen überlassen hätte: so hätten wir doch nichts erwählen können, als was er bereits erwählet hatte. Denn was für eine Vergnügung war es nicht, als eine so übernatürliche Schönheit, mit einer so übermenschlichen Tapferkeit; ein so reifer Verstand, mit einer so unergründlichen Weisheit; eine so sittsame Hurtigkeit, mit einer so schnellen Bedachtsamkeit; eine so unaussprechliche Anmuth, mit einer so weltgepriesenen Treue; eine so durchdringende Sanftmuth, mit einer so heilsamen Gerechtigkeit; und damit ich nicht zu sehr mit Worten spiele, Keuschheit mit Mäßigkeit; Geschicklichkeit mit Erfahrenheit; Majestät mit Majestät; Vollkommenheit mit Vollkommenheit; und also gleiches mit gleichem vermählet ward? Was für eine Vergnügung war es nicht, wann wir in diesen hohen Vermählten alles Ruhmwürdige ihrer Vorfahren und Anverwandten, und in diesem vereinigten Schatze, alle Schätze der ganzen Erden sahen? Wenn der eine über die feindlichen Armeen, die andre über die Herzen der Feinde siegte; und kein Gesandter oder Fremder zurück gieng, welcher nicht seinem Herrn, nebst der Unüberwindlichkeit unsers Helden, auch die Unvergleichlichkeit unsrer Königinn rühmte?

Ich habe allhier nicht vor, unsers allergnädigsten Königes Lob zu preisen. Die Materie ist zu weitläuftig; und seine Thaten lassen sich besser im Herzen, als in einer förmlichen Rede sagen. Allein aus unsrer eigenen Vergnügung kann man schließen, wie sehr sich unsre Heldinn erfreuen mußte, als sie nach so vielen Vorzügen, welche sie von Natur und durch Fleiß besaß, auch ein so überschwängliches Glück umarmte. Sie blieb es aber aber nicht lange schuldig; sondern

sie

ſie ward bald noch einmal glücklich, und erſetzte dieſe Freude durch einen Prinzen, welcher gleich in der Wiege zeigte, was wir alle mit einander itzt von ihm hoffen. Die Natur hat mit Fleiß geſorget, daß der Vorgänger dieſes Prinzen weichen, und kein andrer mehr darauf folgen mußte. Denn ſie hielt es für unmöglich, zwey ſo vollkommene Aeltern zwey mal zu bilden; drum brachte ſie beyde in eines, und zeugte durch Verbindung dero unterſchiedenen Geiſtes, aus unſerm durchlauchtigſten Kronprinzen die dritte, und alſo eine neue Vollkommenheit. Wir ſehen in ihm einen jungen aber doch klugen Marcellus; einen beherzten und doch behutſamen Druſus; einen feurigen und doch gütigen Germanicus. Das iſt, einen Auszug derjenigen Tugenden, welche das große Rom dreymal, aber vergebens, auf dem kaiſerlichen Throne gewünſchet.

Auf ein ſo koſtbares Geſchenk, gehörte auch eine reiche Erwiederung; und ſolche konnte nächſt Gott niemand, als unſer allergnädigſter König leiſten. Dieſer mächtige Held war oft bekümmert, wie er einer ſo lieben Gemahlinn, ſo viel Angenehmes und Gutes vergelten möchte. Denn ob ſie an ihm gleich alles hatte, und durch ihre Vermählung ſchon ſo groß geworden war, daß ſie nach ihrer Meynung nicht größer werden konnte: ſo bekannte er ſich doch für ihren Schuldner, und meynte auch, daß er es ſterben müßte, wenn er ihr nicht noch etwas ſchenkte. Es ſollte aber etwas beſonders ſeyn, welches nicht allein ſeine Liebe; nicht allein ſeine Erkenntlichkeit, ſondern auch ſeine Würde und Majeſtät ausdrückte. Mit einem Worte, es ſollte eben ſo groß, als er ſelbſt, und nach allen Umſtänden ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie es von keinem andern, als von ihm, empfangen könnte. Was konnte er aber größeres ſchenken, als eine Krone? welche er nicht, wie andere ererbet, nicht wie andere mit Blute erfochten, ſondern durch ſeine Thaten verdienet; und ob er ſie gleich allzeit nehmen konnte, dennoch nicht eher ihm zugeeignet, als, bis er vorher die Feinde zerſtreuet, das Vaterland beſchützet,

schützet, die Christenheit gerettet, den Glauben vertheidiget, dessen Verfolger gestürzet, die Verjagten versorget, die Kirchen vermehret, die Gesätze geschärft, sein Land bereichert, die Städte vergrößert, den Hof verherrlichet, und also alles und jedes vollendet hatte, was zu einem Könige auf das höchste erfodert wird?

Eine solche Krone war die Belohnung unsrer großen Heldinn. Preußen hatte viel tapfere Fürsten, Deutschland viel Prinzessinnen gehabt: aber das Verhängniß verzog mit Fleiß, damit es diese gesegnete Krone, nicht allein dem Weisesten unter so vielen Prinzen, sondern auch der Schönsten in der Welt aufsetzen möchte. Und also hatte unsre Heldinn wohl nicht zu klagen: denn sie hatte von der Hand des Glückes sehr viel empfangen. Aber das Glück wußte ihr auch nichts vorzuwerfen: denn sie hatte nichts empfangen, was sie nicht zweyfach würdig war.

Dieses alles hätte in tausend andern eine Vergessenheit ihrer selbst geboren. Allein unsre Heldinn gebrauchte sich ihres Glückes recht sittenmäßig; und gieng mit allen dessen Gütern nicht anders um, als sollte sie alle Stunden Gott Rechnung thun. Ihren allerdurchlauchtigsten Gemahl liebte sie von Grunde ihrer Seelen: und ob sie von ihrer Liebe gleich wenig sprach; so bedachte sie doch stets im Herzen, wie sie ihm täglich gefälliger werden, und seine bereits erworbene Neigung, alle Augenblicke noch mehr verdienen möchte. Ihren Prinzen hat sie durch ihre Lehren dahin gebracht, daß er schon im Rathe der Weisen sitzet; und daß wir ihn größer in seiner Jugend, als andere ihre Prinzen im Alter sehen. Auf solche Weise ward Julius Cäsar groß. Denn was er gutes und edles wußte, das hatte er alles von seiner Mutter: und sein ganzer Heldenlauf war nichts anders, als eine Vollstreckung ihrer Erinnerungen.

Die

Die Krone, welche doch ſonſt die meiſten blendet, kam unſrer Heldinn als eine Fackel vor, welche man andern vorzuleuchten, aber nicht zur Ergetzung trägt. So wenig ſie bey der Vermählung wußte, daß ſie eine Königinn werden würde; ſo wenig wußte ſie nach der Krönung, daß ſie es ihren Verdienſten nach längſt geweſen: und hätte ſie nicht der Titel deſſen erinnert, ſo hätte ſie auch kaum gewußt, daß ſie es wäre. So gar konnte ſie ihre Größe vergeſſen, daß ſie auch mitten in der Hoheit nicht weiter gieng, als ihr die Demuth zu gehen erlaubte. Es mußte ja wohl ein Unterſcheid zwiſchen itzt, und vorhin; zwiſchen einem churfürſtlichen und königlichen Gemüthe ſeyn: allein wir konnten keinen andern, als dieſen finden: daß ſie von Tage zu Tage gnädiger, und mit ihrer Leutſeligkeit ſo verſchwenderiſch ward, daß ihr auch die allergeringſten darinn nicht folgen konnten. Sie war über alle menſchliche Geſetze erhoben; gleichwohl hielt ſie unter allen Geſetzen das ſchärfſte: indem ſie nichts wider die Majeſtät, und auch nichts wider die Regeln der Liebe that; ſondern eins mit dem andern ſo feſt verband, als wären ſie dem Weſen nach, einerley. Ja, da ihre Tugenden nichts anders thaten, als, daß ſie ihr den Weg zum Throne bahnten; ſo that ſie doch auf dem Throne nichts, was einer königlichen Obermacht ähnlich ſah. Und was jener Römer von der Kaiſerinn Livia träumet, das konnte man hier mit Wahrheit ſagen: daß niemand ihre Gewalt empfunden, als, wenn ſie ihn entweder glücklich gemachet; oder wegen eines Verbrechens für ihn gebethen.

Alles übrige, was man ihr Glück oder Wohlſeyn neunte, theilte ſie nicht nur mit ihren Freunden; ſondern auch mit ihren Unterthanen. Die Armen genoſſen ihrer Hülfe; die Fröhlichen ihres Zeitvertreibs. Denn wie ſie keinen elend ſehen konnte; alſo konnte ſie auch ſelbſt nicht luſtig ſeyn, wenn ſie nicht andre fröhlich ſah. Ja ihre Beſcheidenheit war ſo groß, daß ſie ſich auch in der Kleidung nicht unter-

ſchieden; und dasjenige, was ſie ſelber trug, keinem einzigen jemals gemisgönnet. Welches, ob es gleich nur unter das Gute der Welt gehöret; dennoch einen recht chriſtlichen Geiſt andeutet und folglich ein ſtarker Beweisthum iſt, daß ſie alle dieſe Güter nicht darum geliebet, weil ſie ergetzen und erfreuen konnten; ſondern weil ſie aus der Hand desjenigen floſſen, in welchen wir uns alle erfreuen ſollen.

Es iſt eine der größeſten Seltſamkeiten, wenn man ein Ding beſtändig ſchön; ein menſchliches Gemüth beſtändig gleich, und abſonderlich eine Königinn, einen Tag wie den andern ſieht. Wir haben dieſes alles hier auch geſehen. Unſre Heldinn hat ſich niemals verändert; und ſie war eben ſo ſchön, da ſie ſterben ſollte, als an dem Tage, da ſie vermählet ward; eben ſo freundlich, wenn ſie beleidiget, als wenn ſie nach ihrer Würde bedienet ward; eben ſo ſanftmüthig, wenn ſie ſtrafte, als wenn ſie einem Getreuen den Lohn austheilte; eben ſo fröhlich bey der Arbeit, als ſie in der gröſten Geſellſchaft ſchien; eben ſo vorſichtig in dem Glücke, als wenn ſie zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebte; und endlich eben ſo ſtandhaft in dem Tode, als ſie es in ihrem Leben geweſen war. Die ſtoiſchen Weltweiſen hatten die Art, daß ſie von ihren Affecten ſtets Meiſter blieben; aber ſie mußten ſich dazu zwingen: und wenn ſie ſich gleich nicht traurig ſtellten, ſo hatten ſie doch Urſache traurig zu ſeyn. Unſre Heldinn blieb allezeit gleich, ohne, daß ſie ſich jemals verſtellen durfte. Denn Zeit, Krankheit, Unglück, Unbeſtand, welche ſonſt alles in der Welt verkehren, hatten über ſie nicht die geringſte Gewalt: und ſie hat ihren weiſen Gemahl allezeit gütig, ſeine Waffen allezeit ſieghaft, ihren Kronprinz täglich an Tugend gröſſer, ſich ſelbſt an Kräften ſtets unverändert, ihr Glück blühend, ſeine Blüthe beſtändig, ihr Reich geruhig, und keines von ihren Ländern betrübt geſehen.

Was könnte ich nun weniger ſagen, als daß ſich unſre Heldinn vollkommen nenne? Andern giebt man dieſen Namen,

men, wenn ſie es nur in etwas ſind: ſie war es in allen und jeden Stücken; und man mochte ſie anſchauen, wo man wollte, ſo fand man ſie allenthalben groß; ſo fand man ſie ſo edel und ungemein, daß man aller andern dabey vergeſſen mußte. Wir haben es bisher für Fabeln gehalten, was die Poeten von der Geſtalt der Venus, von Minervens Verſtande, von Penelopens Tugend, und von der Hurtigkeit der Atalanta ſchreiben. Hier ſahen wir alle in einer Perſon, und noch mit dem merklichen Unterſchiede: daß unſre Königinn eine Venus, aber ohne Laſter; eine Minerva, aber vermählt; eine Penelope, aber ohne Verſuchung; eine Atalanta, aber unüberwindlich war. Wenn alſo gleich noch die meiſten lebten, welche von den Griechen damals vergöttert worden: ſo wären ſie doch nur Wunder in einer Tugend, und würden ſich ſelber glücklich ſchätzen; wenn ſie auch in derjenigen, worinnen ſie andern zum Exempel waren, von unſrer Heldinn noch etwas erben könnten. Wo bleiben denn ſo viel andre Dinge, von welchen ſie alle mit einander gar nichts hatten? Die von ſo vielen Helden abſtammende Geburt; die mit ſo vielem Fleiße erforſchte Vernunft; die ſo gar ſonderlich erlangte Krone; die ſo kluge Unwiſſenheit eigner Macht; die ſo große Gleichheit in Glück und Sitten? und endlich der vor allen unſchätzbare Glauben?

Fürwahr! unſre Vorfahren würden viel Mühe haben, und die Nachkommen werden ſie nicht weniger haben, dieſes alles in ihren Gedanken ſich vorzuſtellen, wovon ich doch kaum die Hälfte ſage. Sie werden nicht glauben, daß eine Prinzeßinn ſchön, und doch ſcherzhaft; ſcherzhaft, und doch züchtig; züchtig, und doch artig; artig, und doch gelehrt; gelehrt, und doch freundlich; freundlich, und doch majeſtätiſch; majeſtätiſch, und doch demüthig; demüthig und doch glücklich; glücklich, und doch fromm; und dieſes alles eines ſo, wie das andre; und in einem jeden aufrichtig, frey und ungezwungen geweſen. Sie werden auch viel weniger glauben, daß wir dieſes Wunder allein erlebt; und daß unter ſo vielen Weltaltern

altern bloß unſre Zeit; unter ſo vielen Welttheilen das einzige Europa, unter ſo vielen Reichen das einzige Deutſchland, unter ſo vielen Städten das einzige Hannover, unter ſo vielen Königen der einzige Friederich, und unter ſo vielen Kronen das einzige Preußen, dieſe Heldinn gebohren, erzogen und beſeſſen hat. Und endlich werden ſie wohl gar nicht glauben, nachdem uns das Alterthum alles gewieſen, was zur Ausbildung des Leibes und Verſtandes gehöret, daß es, wie es doch wahrhaftig iſt, allen Künſtlern und Poeten unmöglich geweſen, dieſe Schönheit vollſtändig auszudrücken.

Sie möchten es auch immerhin nicht glauben, wenn wir nur dieſes unvergleichliche Kleinod entweder niemals; oder wenn es ja ſeyn und geſchehen mußte, nicht ſo gar zeitlich verlohren hätten. Allein der Himmel hatte ganz andre Gedanken. Er wollte ſein Werk zum Ende bringen: und nachdem er unſre Heldinn vollkommen geſchaffen, ſo wollte er ſie auch vollkommen begraben. Dieſes konnte nun nicht anders, als iſt geſchehen. Denn wäre ſie ſpäter abgeſchieden, ſo hätte ſich zum wenigſten ihre Geſtalt verändert: wäre ſie gar nicht abgeſchieden, ſo hätte ſie ihren Glauben nicht zeigen können.

Solches alles begriff niemand deutlicher, als ſie ſelbſt. Darum war ſie ſo beherzt zum Tode: und ungeachtet er ihr wenig Zeit erlaubte, ſo brauchte ſie doch dieſen Augenblick ſo vernünftig, als hätte ſie ſich viele Jahre darauf geſchickt gemachet. Und ſie hatte ſich freylich darauf geſchickt; ſonſt hätte ſie nicht ſo viel Muth erwieſen. Es iſt Zeit zu ſterben und nicht zu weinen; ſprach ſie zu denen, die ſie beklagten: und mit dieſen Worten begab ſie ſich zugleich der ganzen Welt. Andre verlaſſen ſie nach und nach. Sie warf ſie auf einmal aus dem Herzen; und ſo bald es geſchehen, wollte ſie von nichts, als von Gott, mehr hören. Sie lobte ihn, ſie erhub ihn, ſie dankte ihm, daß er ſie vor vielen Sterblichen ſo hoch erhoben, und vor vielen, vielen Königinnen ſo groß gemachet. Sie erkannte, daß ſie dieſes alles

les nicht würdig wäre; daß er Macht zu nehmen und zu geben hätte; und daß sie eben schuldig wäre, auf seinen Befehl den Thron zu räumen, als sie ehemals fertig gewesen, auf seinen Befehl ihn zu betreten. Darum fand sie sich so bald in seinen Willen, und gab ihm alles mit Demuth wieder, was sie mit Demuth von ihm empfangen hatte.

Und also war die Königinn abgelegt: und man sah nun nichts auf ihrem Bette, als eine seufzende und kämpfende Sünderinn. Aber da sie von allem Schmucke entblößet, des Purpurs los, der Krone abgestorben, und in ihrem erniedrigten Herzen nichts mehr war, so war sie vor Gott am allergrößten. Wo sich die Majestät sonst zeigte, da herrschte nunmehr der Glauben: und wie alle ihre Tugenden besonders gewesen; also bewies auch dieser so große Kräfte, daß sie gleich siegte, indem sie kämpfte, und eben so beherzt am Ende, als am Anfange ihrer Zerstörung war. Endlich, nachdem sie noch einen Blick auf ihren treuen Friedrich zurück gethan, und demselben auch abwesend, für den Ueberfluß seiner Liebe gedanket; den Kronprinzen gesegnet; die Bedienten besorget; und das kostbarste, was sie annoch besaß, ihrem Schöpfer und Erlöser anbefohlen; folglich den Lauf vollendet hatte, und also zu ihrer hiesigen Vergrößerung nichts mehr fehlte: so schloß sie die ehemals mächtigen, aber nunmehr gebrochenen Augen, und gieng aus dieser vergänglichen Hoheit, zu der ewigen und allerhöchsten Vollkommenheit.

Und nun hätte ich wohl so viel Worte, zu Beschreibung unserer Betrübniß nöthig, als ich mir beym Eingange meiner Rede, zu Beschreibung unserer Heldinn wünschte. Ich wollte es gern durch ein Gleichniß sagen: aber wo soll ich ein Gleichniß finden, das sich zu einem solchen Entsetzen, das sich zu einem solchen Verluste schicket? Es müßte die Verwirrung der Zungen bey Babel seyn. Denn wie jene die Sprache verändert hatten; so haben wir sie aus Schrecken gar verlohren. Wir sehen immer einer den andern an; als sollte uns der andre das wiedergeben, was er uns doch selber

im

im Herzen klaget. Wehmuth, Reue, Erzitterung, löſen ſich unaufhörlich ab: und indem wir unſere Heldinn zu Grabe tragen, ſo bedenken wir erſt, wie wir ſie in ihrem Leben hätten betrachten ſollen. Kurz; unſre Augen ſchließen ſich auf, da ſich die ihrigen zugeſchloſſen: und wir merken nun allererſt, daß wir zwar die Perſon bewundert, aber ihre Tugenden viel zu wenig geachtet haben.

Gott hatte ſie nicht umſonſt ſo ſchön, er hatte ſie nicht umſonſt ſo klug, er hatte ſie nicht umſonſt ſo groß gemachet. Wir ſollten uns daraus ſo viel nehmen: wenn die Allerſchönſte ſo fromm und züchtig wäre, ſo geziemte es ja wohl auch den Geringern: wenn die Klügſte ſo gar beſcheiden wäre, ſo käme es ja wohl auch der Einfalt zu; und wenn eine Königinn ſo gar gütig wäre, ſo gebührte es ja wohl auch den Unterthanen. Aber hier giengen wir wie die Blinden; und ob ſie gleich ſo hoch geſtellet war, daß wir ſie alle ſchauen konnten, ſo ſahen wir doch ſie, und uns ſelber nicht. Ja wir waren wohl gar ſo unverſchämt, daß wir auch dasjenige nicht einmal thaten, was wir doch an ihr für gut erkannten, was wir doch täglich an ihr rühmten. Darum nimmt uns Gott mit Recht wieder, deſſen wir ſo gar unwürdig waren: wir aber beweinen mit gleichem Rechte, was wir mit Undank bey Gott verſcherzet haben.

Und wollte Gott! daß nur entweder wir, oder nur diejenigen weinen müßten, welche ſich in dieſem Stücke mit uns verſündiget. Aber ſo weinen viel tauſend andere, welche dieſes Geſchenk mit Dank erkannt haben. Es weinet Europa, und zwar um eine ſolche Vollkommenheit, die es in vielen ſeiner Töchter ſich eingebildet; aber in keiner, als in dieſer einzigen geſehen, und in keiner vielleicht mehr ſehen wird. Es weinet eine graue und betrübte Mutter, welche in dieſer einzigen Tochter lebte; und dennoch ſie überleben muß, und dennoch ſie zu Grabe bringen hilft. Es weinen viel große Brüder und Anverwandten, welche unſre Heldinn ſo oft nicht ſprechen konnten, als ſie dieſelbige zu ſprechen wünſcheten;

wünscheten; und so oft nicht sprachen, daß sie nicht etwas von ihr lerneten. Es weinen so viel Bediente, welchen ehemals nichts angenehmer, als dieser Königinn Willen und Befehl zu thun; nicht mühsamer, als dero hohe Tugenden auszuüben; und dabey nichts unmöglicher war, als nur in einer einzigen ihr gleich zu werden. Es weinet eine durchlauchte Tochter, welche einer andern Mutter das Leben schuldig; aber über dieser doch so verstöret ist, als ob ihr die erste noch einmal stürbe. Es weinet ein tapfrer und kluger Sohn, welcher am Verstande so hoch gestiegen, daß er keine Lehren mehr nöthig hat; und gleichwohl diese tugendhafte Mütter so sehr bedauret, als ob er ohne ihre Lehren nicht leben könnte.

Und ach! es weinet der Größte unter allen Helden, der Getreueste unter den Ehgemahlen, und der Gütigste von so vielen Friedrichen: welcher alles, was er meynet, mit Ernste meynet; alles, was er thut, mit Eifer thut; und eben ein so fließendes Herz bey Freunden, als ein unüberwindliches gegen die Feinde hat. Wie nun nichts kostbarer ist, als seine Thränen; also kann auch zum Ruhme unserer Heldinn nichts größers seyn: und sie wären schon theuer genug beweinet, wenn er sie gleich nur allein beweinte. Endlich trauret auch die Natur, und erzittert über die Gewalt des Todes; weil er in einer Stunde ein Werk zernichtet, worüber sie viel tausend Jahre zugebracht. Dieses alles sind lebendige Zeugen, daß ich unsre Königinn viel zu klein beschrieben; und daß die Augen so hoher Weinenden weiter sehen, als ich, oder ein andrer, mit unsern Gedanken.

Aber wollen wir ihr nichts, als Thränen opfern? Und hat sie mit ihrer Tugend nicht mehr verdient, als, daß man sie so wie andre beklaget? Es beweinet ein jeder seinen Freund; es beweinet ein jeder, was er liebet: aber eine Königinn will etwas mehrers haben; absonderlich eine solche Königinn, welche es allen andern zuvor gethan. Das sah unser allergnädigster König wohl; darum beschenkte er sie mit einer Krone: und er sieht es auch itzunder noch; darum richtet er

ihr

ihr ein ſo prächtiges Grabmaal auf. Wir können ihm weder in einem, noch in dem andern folgen. Aber konnten wir unſre Heldinn nicht lebend krönen, ſo wollen wir es doch im Tode thun. Haben wir die Unkoſten zum Grabe nicht, ſo wollen wir es in unſerm Herzen bauen. Es leuchten keine Kronen weiter, als, welche man den Helden in der Gruft aufſetzet: und es ſind keine ſchönere Ehrenſäulen, als, welche in der Bruſt der Bürger ſtehen. Denn die Geſchenke des Glückes verſchwinden; die Erfindungen der Künſtler vergehen; oder wo ſie auch gleich eine Zeitlang dauren, ſo ſcheinen ſie den Nachkommen doch ſtets verdächtig. Jene aber ſteigen aus dem Herzen in den Mund, aus dem Munde in die Feder; und indem ſie den Todten rühmen, ſo erzählen ſie auch gleich die Thaten, wodurch er ein ſo herrliches Lob erworben hat.

Höret es, ihr preußiſchen Unterthanen! und die ihr eure Königinn nicht geſehen, höret ſie doch im Tode! Sie verlanget keine andre Krone, als die Betrachtung ihrer ſo tiefen Demuth; ſie verlanget kein ander Ehrenbild, als die Nachahmung ihrer ſo großen Tugend; und ſie begehret kein ander Gedächtnißmaal, als die Verewigung ihres Namens in euren Werken.

Lob- und Glückwünschungsrede,

welche

an dem Geburtstage

Friedrich Wilhelms,

Königs in Preußen,

von

Dero Conſiſtorialrath und P. P. auf der Univerſität Halle

D. NICOL. HIERON. Gundling,

im Namen gedachter Univerſität, den 14 Aug. 1714 gehalten worden.

Gute Exempel ſind viel kräftiger, als weitgeſuchte Vernunftſchlüſſe; und unter den Exempeln verdienen diejenigen den Vorzug, welche in der Nähe, und uns gleichſam vor Augen ſchweben, vor den übrigen, ſo etwas weiter entfernet ſind. Die Epheſier hielten ihre Jugend dahin an, daß ſie täglich aus den ältern Zeiten einige Tugendmuſter auslesen, darüber denken, ihre Tapferkeit betrachten, ihre Großmuth erhöhen, ihre Gütigkeit rühmen, und endlich derſelben untadelhaftes Thun und Laſſen, ſo wohl der gegenwärtigen, als auch der zukünftigen Welt getreulich anbefehlen mußte. Sie glaubten, daß dergleichen ſorgfältige Vorſtellung in den Herzen der Zuhörer oder Leſer einige Ehrfurcht zuwege bringen, einige Begierde entzünden, und diejenige Flamme, welche die Natur in uns unter allerhand Neigungen verborgen, durch geſchickte Worte auferwecken könnte: welche zu einer lobenswürdigen Nachahmung nöthig, und zu Ausübung vernünftiger Thaten ins beſondere nützlich iſt. Und es iſt wahr: der Glanz einer außerordentlichen Weisheit, die Stralen eines mit vielen Verdienſten geſchmückten Wandels, das Licht einer wunderwürdigen

Aufführung, verursachen durch ihren lebhaften Eindruck, daß auch andere Menschen sich zu gleichen Handlungen entschließen: damit sie dermaleinst, oder auch sogleich eines solchen angenehmen Tugendscheins, wo nicht völlig, jedoch einiger maßen theilhaftig werden. Zum wenigsten hielt Epicurus dafür, daß das Exempel Sokratis eine größere Kraft bey sich führte, als alle moralische Sätze; und ein Seneca urtheilet nicht unrecht, daß das Leben des standhaften Zenons den Kleanthes mehr, als alle Lehrsprüche desselben, aufgemuntert, zu einem ruhigen Leben zu gelangen. Ein fleißiger Maler lernet allezeit etwas bey guten Originalien. Seine Copeyen behalten nicht wenig von den Lineamenten, welche er vor sich gehabt: und die Stellungen und Figuren des künstlichen Zeuxis sind deswegen bey der späten Nachwelt in besonderer Hochachtung geblieben, weil darinnen die Fußstapfen aller gepriesenen Schönheiten, so er mit seinem Pinsel zu entwerfen getrachtet, auf einmal, und gleichsam in einem kurzen Bezirke zu finden und anzutreffen sind. Und gleichwohl ist dieses alles nichts anders, als eine Vorbildung derjenigen Trefflichkeiten, welche vergangen, und nicht mehr vor unsern Augen erscheinen. Das gegenwärtige rühret unsere Sinnen weit empfindlicher. Was wir selbst sehen, was wir täglich hören, was wir alle Augenblicke erfahren, drucket sich noch fester in unser Gedächtniß; und der Ruf heldenmüthiger Thaten schallet viel stärker in den Ohren derjenigen, welche die Ehre haben in der Nähe zu stehen. Es mag seyn, daß Augustus ein liebenswürdiger Prinz gewesen; daß Trajanus durch seine kluge Regierungskünste Rom in Verwunderung gesetzet; daß Carl der V. seine Feinde zittern gemachet; daß Maximiliam der II. alle Eigenschaften eines verständigen Kaisers besessen; daß Heinrich der IV. das zerrüttete Frankreich zur Ruhe gebracht: Ich weis, es sind noch mehr Helden, es haben viele durchlauchtige und hohe Häuser in und außer Deutschland Könige und Fürsten aufzuweisen, deren Namen unsterblich, deren Ehrenzeichen unauslöschlich, und

deren

deren Tugendsterne durch alle Ewigkeit funkeln und glänzen. Aber ich weis auch wohl, daß der gesegnete brandenburgische Zepter vor allen würdig sey, davor wir uns insonderheit neigen und bücken sollen; und daß der preußische Adler sich dermaßen in die Höhe geschwungen, daß man von dessen Seltenheiten und ungewöhnlichen Eigenschaften viele Stunden reden, ganze Bücher schreiben, und sich dabey, ohne Vermuthung einiges Ekels, auf das allerlieblichste belustigen könne. Die ernsthafte Sittsamkeit des ersten Friedrichs, welcher die Churlande glücklich betreten; die diamantenfeste Standhaftigkeit Alberts Achills, die mit der süßesten Beredsamkeit benetzte Zunge des Johannes Ciceros, die ausgesuchte Staatswissenschaft des in Deutschland geehrten Joachim des I, die durch viele Erfahrung geprüfte Großmuth Johann Sigismunds, die unverwelkliche Siegespalmen Friedrich Wilhelms des Großen, und die noch im frischen Andenken glorwürdig waltende Weisheit des Gütigsten, würden uns genugsame Gelegenheit ertheilen, die Tugend- und Heldengeschichte dieses durchlauchtigsten Hauses mit angenehmen Farben abzuschildern. Allein wir setzen für diesesmal diese sonst nützliche Arbeit beyseite. Der allerdurchlauchtigste und großmächtigste Friedrich Wilhelm, unser allergnädigster König und Herr, dessen Geburtstag wir heute, in der allertiefsten Erniedrigung, unter den Wünschen und Zurufen so vieler tausend getreuen Unterthanen, hochfeyerlich begehen; Friedrich Wilhelm, der, nach dem kurzen Antritte seiner höchstbeglückten Regierung, mehrere Großthaten verrichtet, als wir lesen können, mehrere Weisheitsproben abgeleget, als wir zu schreiben geschickt sind, und der vieleicht, da ich noch rede, etwas neues, tapferes und wunderwürdiges ausführen wird; Friedrich Wilhelm, den Deutschland verehret, den Europa bewundert, den alle Gratien und Musen mit ihren Lobsprüchen billig verewigen sollen, läßt uns nunmehr keine Zeit übrig, an das Vergangene zu denken: allermaßen wir kaum dasjenige, was gegenwärtig beschlossen, bedächt-

lich befohlen, tapfer gethan, und weislich verrichtet wird, übersehen, geschweige dann nach Verdiensten entwerfen und vorbilden können. Ich muß gestehen, daß mich deswegen einige Zaghaftigkeit befallen, als mir von hiesiger hochlöblichen Friedrichs-Universität großgünstig aufgetragen worden, an dem Geburtsfeste eines so erleuchteten und großen Prinzen eine Lobrede zu halten. Thue ich zu wenig, sagete ich bey mir selbst: so werden mich diejenigen vermuthlich tadeln, welche die hohen Verdienste unsers großmächtigsten Königes so, wie sie sind, nach allen ihren Eigenschaften wollen entworfen wissen. Verberge ich mich aber, und schweige, so werden mich diejenigen nicht unbillig für undankbar ausrufen, welchen nicht unverborgen ist, mit was für besonderen Gnadenbezeugungen Seine Königliche Majestät, so bald sie ihren väterlichen Erbthron bestiegen, unsere Musen angesehen, mit was für anmuthsvollen Blicken sie diese von König Friedrichen, dem Stifter, glorwürdigsten Angedenkens, errichtete hohe Schule allergütigst gewürdiget, mit was für königlichen Wohlthaten sie dieselbe von neuem überschüttet, und noch bis auf diese Stunde mildigst erhalten, und auf das allermächtigste beschützen. Ich entschloß mich derohalben, dasjenige in aller Unterthänigkeit zu bewerkstelligen, wozu mich die Lehrer hiesiger Akademie, meine geliebteste Mitarbeiter, verpflichten wollen. Die Ehre des Königes ist unsere Ehre: Dessen großer und theurer Namen vermehret meine Gedanken, dessen Tugendblumen befruchten meine Worte, dessen durchdringender Verstand öffnet mir das Verständniß, dessen ausgesonderte Staatsklugheit und Regierungswissenschaft überschüttet mich mit einer Menge guter Erfindungen, dessen Heldengeist machet auch mir einen unerschrockenen Muth. Ich will reden: und dieß soll der Zweck meiner Rede seyn; daß Friedrich Wilhelm das Wohlseyn seiner Unterthanen bisher weislich befördert, und deswegen einen unsterblichen und ewigen Nachruhm verdienet habe.

Was kann vergnügter seyn, hochschätzbare Zuhörer, als wann wir auf diesen Tugendspiegel unsere Augen und Gedanken wenden? Hier ist der größeste König, weil er versteht, warum und wie er regieren soll. Viele sitzen auf dem Throne, und wissen nicht, warum sie darauf sitzen. Sie denken, das Volk sey zu ihrem Prachte, und eingebildeter Herrlichkeit erschaffen. Aber unser theuerster Friedrich Wilhelm weis mehr als zu wohl, daß er wegen des Volkes König sey. Den lasset uns sehen! von diesem wollen wir so kurz, als es möglich, an dessen glücklich erschienenem hohen Geburthstage in aller unterthänigster Ergebenheit sprechen. Merket auf! und ich weis, sie werden allerseits diese Worte, weil sie zur Ehre unsers allerdurchlauchtigsten Landesvaters gereichen, nicht übel deuten, oder dafür halten, daß sie zu unmilde und herrisch seyn.

Das Wohlseyn des Volkes besteht in unterschiedenen Stücken. Es muß selbiges vor dem Anfalle äußerlicher Feinde beschützet werden: es muß ein innerlicher Frieden seyn; die Unterthanen müssen unter ihrem Weinstocke und Feigenbaume die Früchte ihrer Arbeit ruhig genießen: und endlich auch, da sie gehorchen, eine allen Menschen unschädliche Freyheit behalten. Wer nun sein Volk mächtig beschützen will, der muß wachen, weil auch mitten im Frieden denjenigen nicht zu trauen ist, welche um uns wohnen. Epaminondas erhub sich aus seinem Bette, da alle Thebaner schliefen. Der burgundische Carl begab sich am spätesten zur Ruhe, und war der erste, welcher wiederum die Ruhe verließ. Die Menschen haben deswegen ihrer natürlichen Freyheit entsaget, damit sie in stiller Sicherheit ihr Leben hinbringen möchten. Der Fürst ist ihr Auge. Was er selbsten nicht sehen kann, das sieht er durch getreue Diener. Er schauet in alle Winkel von Europa; er weis schon zuvor, wann ein tobendes Wetter kommen, und ein verzehrendes Feuer aufgehen will. Und das muß auch seyn. Das assyrische Reich zerfiel, als Sardanapalus unter dem Frauenzimmer saß. Der persische Zepter wurde ihren Re-

genten aus den Händen gewunden, da sie mehr auf den äußerlichen Pomp, und hingegen die Macedonier mehr auf den schwarzen Harnisch hielten. Das stolze Rom fiel unter die strenge Bothmäßigkeit der Barbarn, da ihre Kaiser sich in ein faules Leben verliebet. Die Mohren kamen aus Afrika nach Hispanien, als ihnen der Spaniarden unzüchtiges und sicheres Lebenk und geworden. Ein Fürst muß vor der Zeit, und ehe die Gefahr hereinbricht, vorsichtig seyn, sich befestigen, Soldaten werben, Flotten bauen: damit er schon bereit sey, ehe des Feindes Schwert in dessen Landen blitzet, und dieser sein gefräßiges Pferd an den Zaum seines Nachbars bindet, oder in dessen Hafen mit vollen Segeln einläuft. Und dieses alles bewerkstelliget unser vorsichtiger und tapferer König. Er wachet, da andre schlafen; er arbeitet, da andre müßig sind; er geht von einem Ende seines Reichs bis zum andern, damit seine Unterthanen von niemanden in ihrer Arbeit gestöret werden. Er könnte, wann er wollte, nach Art anderer Fürsten, seiner Bequemlichkeit pflegen, mit mehr als tausend Trabanten und Hofleuten erscheinen, in güldenen Stücken auf das prächtigste einher treten, mit den niedlichsten Speisen sich sättigen, mit dem köstlichsten Getränke seinen Durst stillen, mit fremden Thieren sich erlustigen, Opern, Komödien und andere Lustbarkeiten anstellen, in weichen Federn liegen, seine Bediente arbeiten lassen, durch ihre Augen sehen, durch ihre Ohren hören, durch ihr Gefühl empfinden; aber alsdann wäre er nicht ein König, der sein Volk weislich regierte; alsdann wäre er nicht selbst Herr, weil er von andern geleitet und geführet würde. Mazarin rieth Ludwig dem XIV er sollte selbst regieren: Friedrich Wilhelm hat diesen Rath für sich selbst erkieset. Er weis, daß auf ihn niemand neidisch werden könne: dahingegen, wo ein Bedienter herrschet, und den Zepter, statt des Königes führet, und im übrigen mehr als der Regent verehret wird, tausend Cabalen sich hervor thun, tausend Rotten und Trennungen sich äußern. Einer stürzet den andern. Der

Höchste

Höchste fürchtet sich vor dem Niedrigen, und die Niedrigen vergönnen dergleichen Ehre und Ansehen demjenigen nicht, der ihres gleichen ist. Unter Ludwigen dem XIV war mehr innerliches Unwesen in Frankreich, als äußerliche Gefahr vorhanden. Ein jeder laurete auf den Cardingl Richelieu, und dieser hinwiederum auf seine Feinde, welche dessen Unternehmungen widerstunden. Unter Heinrich dem IV wurde erst eine Stille, als kein Marschall von Biron mehr war. Die kluge Elisabeth ergriff selbst den Regimentsstab; sie erwählete sich ihre Minister, sie befahl, sie commandirte, als die Spanier ihre Insel anfallen wollten; sie schrieb, sie las selbst ihre Briefe; sie belehrete ihre Gesandten, und erwies in der That, daß sie selbst gelernet klüglich zu regieren. Unser weiseſter König trägt gegen seine getreue Minister eine gleiche Liebe; eben weil sie gleich getreu sind. Cromwell, welchen man in Europa als einen schreckhaften und großen Kometen angesehen, sagete öffentlich: die Fürstenkinder wüßten nicht, was ein Fürst oder König wäre. Allhier würde er solches nicht sagen. Das Kabinet Seiner Königl. Majestät ist eine geheime Kanzeley: dessen Verstand ist der Verstand des ganzen Landes; sein erleuchtetes Auge sieht so weit, als das hundertfache Auge des Argus. Es ist fast kein Brief, den er nicht durchliest, oder sich vorlesen läßt. Ehe die Morgenröthe anbricht, arbeitet er schon; ehe die Nachtigall singet, ist er schon wach. Und gleichwohl vergißt er bey allen diesen Sorgen seiner Armeen und Soldaten nicht, welche den Staat beschützen. Diese hält er für sein gröſtes Kleinod, und die beste Versicherung seiner Unterthanen Sicherheit. Diejenigen, welche anders urtheilen, verstehen vieleicht nicht allzuwohl, was zur Einrichtung eines großen Reichs gehöret. Man schwatzet vom Frieden: im Frieden, saget man, sind dergleichen Heere nicht nothwendig. Aber wo ist erstlich Friede? Blinken nicht annoch die Schwerter in dem kalten Norden? Wer weis, was in England ausgehecket wird? Auch Frankreich steht noch gewaffnet: Polen ist noch in Unruhe: Un-

seres Kaisers Majestät hat mit Spanien noch nicht geschlossen. Und gesetzt, daß es auch Friede wäre: so muß man im Frieden an den Krieg denken, und im Kriege an den Frieden. Tacitus erzählet von den Cheruscern: daß, als selbige mitten im Frieden sich auf die faule Seite geleget, selbige auf einmal von den benachbarten Catten überwunden, und folglich ihren sonst erworbenen Heldenruhm mit ihrer Freyheit verlohren. Churfürst Friedrich Wilhelm der Große hat unter andern Erinnerungen auch diese seinen weisen Nachfolgern hinterlassen, daß sie mitten im Frieden den Degen angürten, und sich jederzeit nicht anders stellen sollten, als wann sie mit vier und zwanzig bis dreyßig tausend streitbaren Soldaten ins Feld ziehen wollten. Tacitus spricht: Inter impotentes & validos falso quieseas, das ist: unter Schwachen und Mächtigen darf man nicht ruhig seyn. Diejenigen, welche denken, es wäre alsdann erst Zeit, daß man sich nach einer guten Artillerie umsehe, wann unsere Feinde aus ihrem Lager gehen, und ihre Dragoner in unsere Auen einrücken lassen, kommen denjenigen gleich, welche erst nach Wasser fragen, da bereits ihr Haus in lichten Flammen steht. Unser jetziger Friedrich Wilhelm versteht die Staatskunst besser. Er weis, daß man zwar nicht wünschen soll, in einen verderblichen Krieg zu verfallen, welcher die Länder und Unterthanen auffrißt; aber es ist ihm auch nicht unbekannt, daß man zuvor den Krieg müsse gelernet haben. Der sonst ungewissenhafte Machiavellus hat hierinnen Recht: daß ein Prinz vor allen Dingen die Kriegswissenschaften verstehen müsse, damit er von seinen Nachbarn nicht verachtet werde; sondern so gleich, da er auf dem Schauplatze dieser Welt eine Figur machet, den Ruhm erhalte: daß er gelernet, was ein Kriegsheer, Schwadronen, Schlachten, Belagerungen, Kriegsgeräth, Zeughäuser, Bagage sey? In der Eile aber erhält man nicht gleich gute Soldaten, und was dazu gehöret. Der große Gustav Adolph hat eines gewissen Prinzen neu aufgerichtete Cavallerie Spiel- und Kirmesreiter genennet: weil

weil ihnen das Feuer nicht so wohl aus den Augen, als aus blinkenden Knöpfen, Kleidern und Harnischen leuchtete. Im Frieden hat man Gelegenheit zu wählen, und dasjenige, was uns misfällt, auszumustern. Seine Königliche Majestät wollen streitbare Männer haben, welche große Arbeit vertragen, auf der harten Erde liegen, wachen, und wann es die Noth erfodert, hungern und Pulver riechen können. Diese schätzet er, wie billig hoch: er liebet sie, er spricht mit dem geringsten und gemeinsten Soldaten so gnädig, als mit dem größesten General; und ahmet hierinnen dem großen Alexander nach, den alle seine tapfere Macedonier liebeten und fürchteten: liebten, weil er ihnen nicht selten einen freundlichen Blick gab, und fürchteten, weil sie seinen Leuenmuth kannten. So wenig aber als man in der Geschwindigkeit gemeine Leute findet, welche ihr Leben für das Vaterland zu wagen geschickt sind: so wenig findet man auch geschickte Führer, welche eine Menge Volkes klüglich regieren können. Darum muß man auch auf diese, wie unser großmächtigster König, beyzeiten bedacht seyn. Man setzet mehr Hoffnung auf ein Heer Hirsche, welche ein Leu führet, als auf eine große Anzahl Leuen, vor welchen ein furchtsamer Hirsch einher läuft. Nun sind aber wenige also beschaffen, welche, wie der berufene Wallenstein, so gleich das Amt eines Obersten verwalten können; oder, wie der schlaue Spinola, der sonst dem Finanzwesen obgelegen, eine Armee zu commandiren wissen. Der unsterbliche Coligny, aus dessen Heldenblute Friedrich Wilhelm herstammet, hielt erst denjenigen zum Kriegsregimente geschickt, welcher bey der Pike stark worden, und unter dem Donnern der Carthaunen das vierzigste Jahr erreichet, oder zum wenigsten seine mannbaren Jahre erfüllet. Alles dieses kann jetzund, da die Trommel noch nicht gerühret wird, besser ausgedacht und weislicher vollstrecket werden; als wann hernach diejenigen zu Führern müssen angenommen werden, von welchen man noch nicht weis, ob sie Verstand, Ansehen, Tapferkeit, und endlich das Glück besi-

hen, welche nothwendige Eigenschaften eines vollkommenen Feldobersten sind. Der Marschall de Vitry war ein tapferer Kriegsmann, aber unglücklich; ein getreuer Soldat, aber hitzig, der mit den Einwohnern sich nirgend zu vertragen wußte. Richelieu mußte ihn, wo er ihn fast hingesendet, wiederum wegnehmen: dahingegen die Soldaten und Officiers Seiner Königlichen Majestät so wohl geartet sind, daß man fast nicht weis, ob unter uns Kriegsleute wohnen und liegen: von denen man sich sonst beredet, daß sie nicht die allerruhigsten sind. Das machets, sie werden alle richtig besoldet, täglich geübet, zur Arbeit und Ordnung angewöhnet, und also unterrichtet, daß sie sich nicht durch die blutigen Thränen der Unterthanen; sondern von der Verlassenschaft des ertödteten Feindes bereichern müßten. Wer mag also über die Armeen und Regimenter eines weisen Königes unnöthige Klagen erheben? welche uns nicht verunruhigen, sondern beschützen; welche ihre Munterkeit zwar täglich zeigen, aber an den Unschuldigen nicht prüfen; welche ihren Muth nicht unter den Friedliebenden verschwenden, sondern auf die blutdürstigen Feinde sparen, die unsere Mauren zerbrechen, unsere Häuser verderben, unsere Freunde und Kinder ermorden, und endlich uns allen den Untergang zuwege bringen wollen? O des weisen Königes! o des mächtigen Beschützers! Ein solcher Fürst mußte dem preußischen Reiche und andern damit verknüpften Landen billig zu Hülfe kommen, welcher auch die innerliche Ruhe und Glückseligkeit derselben glorwürdigst beförderte. Nichts aber ist dieser mehr zuwider, als Ungerechtigkeit, Armuth und Unwissenheit. Dann wie können die Unterthanen im Frieden bleiben, wann ihnen ihr gebührendes Recht von ihrem Beherrscher versaget wird, um welches willen sie sich doch dessen Herrschaft unterworfen, und ihren Degen, womit sonst in dem Stande der Freyheit alle Zwistigkeiten ausgemachet werden, von sich geleget haben? Allein Friedrich Wilhelm weis wohl, daß ein Monarch ohne Gerechtigkeit einem Flusse gleich komme, welcher kein Wasser hat. Es

wohnet

wohnet ihm hochvernünftig bey, daß selbige in einem Staate so nöthig, als im Körper die Gesundheit sey. Dann gleichwie diese alsdann erst vorhanden ist, wenn kein Theil des Blutes oder der übrigen Lebenssäfte in Unordnung ist, und kein subtiles Wesen das andere verzehren mag; also höret die Zerrüttung des gemeinen Wesens auf, wenn durch eine kluge Austheilung des meinen und deinen keiner den andern vervortheilen und verschlingen kann. Nun ist zwar kein Land oder Fürstenthum, darinnen sich nicht ein Richterstuhl finden sollte. Es ist kein Regent so barbarisch, der vor ungerecht will gehalten seyn. Auch die ungewissenhaftesten pflegen ihren Urtheilen und Aussprüchen einen Anstrich zu geben, damit sie nicht, wie der macedonische Philipp, oder der römische Kaiser Hadrian, diese freyheitsvolle Worte hören müssen: Sie sollten deswegen aufhören zu regieren, weil sie nicht geschickt, oder von Natur geneigt wären, ihren Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber alles dieses ist nicht genug. Manche glauben, in ihrem Reiche blühe die Billigkeit, in ihren Herrschaften küsse sich Gerechtigkeit und Friede, da sie indessen die Hindernisse nicht wissen, warum das, was sie glauben, nicht geschehe; noch viel weniger aber verstehen, warum ihren Unterthanen die eröffnete Gerichte nichts nutzen. Unser gerechtester König hat eine viel tiefere Einsicht. Er weis, daß unter dem vielen Disputiren die Wahrheit verlohren werde, und daß diejenigen, welche disputiren, das Licht derselben durch allerhand Künste und Erfindungen zu verfinstern suchen. Vielleicht ist ihm auch das spanische Sprüchwort nicht unbewußt: das die Juden durch ihr Osterfest, die Mahometaner durch ihre Hochzeiten, und die Christen durch ihre Processe sich zu Grunde richten. Denn was ist doch dieses für eine Justiz, wenn die Streitigkeiten ewig dauren? Plato sagete: es sey ein gewisses Kennzeichen einer sehr kranken Republik, wo viel Advocaten, Richter und Aerzte sind. Jene machen Zänkereyen, wo keine sind, weil sie davon leben, und unter dem Geräusche der streitenden Parteyen

ihr

ihr Brod gewinnen; und diese müßten gleichfalls Hungers sterben, wenn nicht jemand wäre, der sich ihrer Essenzen und Säfte bedienete. Zwar wissen Seine Königliche Majestät wohl, daß ein rechtschaffener Advocat bisweilen, wo die Sache verwirret und die Streitenden selbst ihre Rechte nicht verstehen, so nöthig sey, als ein kluger Arzt, wenn von ohngefähr eine verzehrende Krankheit unter die Menschen kömmt; aber sie wollen dergleichen Art Leute nicht haben, welche den Pöbel rasend und die Gesunden krank machen. Daß aber der Pöbel rase, wenn er sich unter einander beißt und einer den andern, um eines eingebildeten Gewinnstes willen, durch unnützes Rechten, verschlingen will, ist eine Sache, welche nicht darf erwiesen werden. Sie wollen diejenigen nicht vertragen, welche den Spinnen gleichen, die in ihrem Gewebe auf die Fliegen lauren, und sich eine Lust machen, wenn sich in ihrem Garne, welches Tag und Nacht gestellet und gerichtet ist, eine arme Magd, ein Bauer und Handwerksmann fängt; dem sie das Blut aussaugen, und ihn endlich, wenn der Körper ausgetrocknet ist, im Elende liegen lassen. Dahin gehen alle kluge Anstalten, welche bisher in allen Landen und Herrschaften, so den preußischen Zepter verehren, gemachet worden. Unser allerdurchlauchtigster König ist nicht der erste, der also gemtheilet. Ferdinand der katholische wollte keine Rechtsgelehrten nach Amerika senden, weil er aus einer langen Erfahrung gelernet, daß, wo diese häufig sind, sich auf dem Richtplatze gemeiniglich so viel Betriegerey hervor thue, als in einer unordentlichen Speisekammer Ungeziefer herum läuft. Der Beweis des alten Aristoteles tauget nicht viel, wenn er geglaubet: diejenigen Menschen zankten und liebten die Prozesse, welche Vernunft hätten, und einen größern Verstand, als Einfältige besäßen. Es giebt andere Spiele und Handlungen, wodurch die Unterthanen sich belustigen, und die Fähigkeit ihres Verstandes prüfen können. Das gemeine Advocatenspiel ist viel schädlicher, als das falsche Würfeln: wodurch die Müßiggänger und Betrieger reich,

und

und hingegen Einfältige, deren jederzeit viele ſind, an den Bettelſtab gebracht werden. Seine Königliche Majeſtät wollen den Credit in dem ganzen Bezirke ihres Reichs befördern. Handel und Wandel liegt darnieder, wo niemand leihen, borgen, oder ſonſt contrahiren will; dafern nicht ein Dutzend Cautelen erſt auf dem Papiere ſtehen, oder ſonſt ein Mann dabey gegenwärtig iſt, welcher mit ſeinen Formeln den Handlenden Sicherheit verſchaffen muß. Ohne dieſe Betrachtung iſt es wahr, daß es einerley ſey, ob dieſer oder jener, ob ein Advocat oder Bürger, ein Reicher oder Armer, das Geld habe, ob Mävius oder Sejus die Schatzung bezahle. Unſer Beherrſcher aber will niemand im Elende laſſen. Er glaubet, daß ihm der geringſte Unterthan ſo feſt, als der edelſte, auf die Seele gebunden ſey. Darum bewaffnet er die gerechten und unveränderlichen Richter mit größrer Macht und Anſehen: weil er wohl begreifet, daß der Ungerechte nicht leicht, ohne Furcht eines größern Verluſtes, das durch Gottloſigkeit Erworbene den Armen wieder gebe. Er hat gehöret, daß wer die Unterrichter läſtert, die Regenten ſelbſt angreife; und es endlich wie jener Italiener mache, der, als er gefraget wurde: warum er in das Bildniß ſeines Fürſten ſteche? geantwortet: damit er das Original ſelbſt deſto behender treffen könne. Vielmehr will dieſer Monarch alle und jede, welche ſeines Schutzes genießen, wider ihre Unterdrücker vertheidigen; damit ſie hernach zur Nothdurft des Staats, wie willig, insgeſammt nach ihrem Vermögen beytragen können. Soll nun aber dieſes geſchehen: ſo ergiebt es ſich von ſich ſelbſt, daß er auch eine landesväterliche Fürſorge tragen müſſe, damit wenig Arme ſeyn mögen. Dieß war eine Grundſtütze der jüdiſchen Republik, welche Gott gebauet, daß darinnen ordentlich keine Dürftige ſich finden ſollten. Die Dürftigkeit giebt zu verzweifelten Thaten Anlaß. Die Stadt Rom iſt niemals in einer größern Zerrüttung geweſen, als da in ihren Mauren alles von preßhaften Leuten wimmelte. Zur Armuth giebt die

Ver-

Verſchwendung und der Müßiggang die gröſſeſte Gelegenheit. Darum haben die Areopagiten die Verſchwendung mit dem Tode beſtrafet. Kaiſer Hadrian hat ſolche Durchbringer auf dem Schauplatze öffentlich, und in ſchimpflicher Kleidung herum führen laſſen: viele griechiſche Städte haben ihnen die Gruft ihrer Väter verſaget. Friedrich Wilhelm aber erkennet höchſtvernünftig, daß dergleichen ſcharfe Geſetze diejenige Wirkung nicht thun werden, als ein eigenes lebhaftes Exempel. Dieß iſt der feſteſte Damm, welcher der eingeriſſenen Schwälgerey am ſicherſten entgegen geſetzet wird. Die Menſchen ahmen dem Guten und Böſen nach. Schwälget der König, und trinket, bis die Hähne ſchreyen: ſo ſchwälget das ganze Land, und ſchwärmet, bis die Morgenröthe anbricht. Liebet der Regent, und machet ſich kein ſonderliches Bedenken, die eheliche Treue als etwas geringes anzuſehen: ſo verfällt das ganze Volk in ein liſternes, unkeuſches und unbeſonnenes Leben, welches nichts als Armuth, Sicherheit und endlich den Untergang zuwege bringet. Hängt der Fürſt den Schweiß ſeiner Unterthanen an die eitle Pracht ſeines Rockes, und verändert täglich die Moden, und beſetzet ſein Gewand mit vielen Spitzen, mit unnöthigem Silber, Gold und Edelgeſteinen: ſo wendet das ganze Königreich alles, was in ihren Häuſern annoch geglänzet hat, an ſolche vergängliche Lumpen, und beluſtiget ſich an dergleichen Schimmer, in welchem nichts Rechtſchaffenes und Beſtändiges iſt. Unſer groſmächtigſter Landesvater erkieſet dasjenige, was dauret und ewig iſt. Es iſt ihm zwar nicht unbewußt, daß dem Könige die Krone und der Zepter eigenthümlich gehören, und daß der Fürſtenhut ihn von andern unterſcheide. Er hat einen deutlichen Begriff, daß Romulus nicht ohne Urſache einen erhabenen Stuhl beſtiegen, ein mit Purpur bebrähmtes Kleid angezogen, mit einer königlichen Binde ſein Haupt umwunden, ein beſonderes Ehrenzeichen auserleſen, und ſich durch zwölf Stadtknechte die zuſammen gebundenen Stecken, ſammt dem ſchreckhaften Beile, vortragen

tragen laſſen; aber er weis auch wohl, daß dergleichen Pomp nicht alle Tage nöthig ſey. Der Habit Alexanders des Großen war nicht viel von ſeiner Soldatenkleidung unterſchieden. Kaiſer Rudolph von Habſpurg trug, wenn er nicht auf dem Throne ſaß, einen ſchlechten grauen Rock; und die Nachwelt muß geſtehen, daß er allein tüchtig geweſen, das Regentenloſe und zerrüttete Deutſchland in Ruhe und Ordnung zu bringen. König Guſtav Adolph war den Bürgern zu Stettin deſto angenehmer, weil er nichts aus ſich machete, ſondern durch ſeine geringe Staffirung vielmehr Hoffnung gab: daß er deswegen nach Deutſchland geſegelt, damit er ſelbiges von der Sclaverey befreyen möchte. Kaiſer Alexander der Strenge ſagete: das Regiment beſtehe nicht ſo wohl in einem äußerlichen Putze, als in Tapferkeit und Tugend. Der jetzige König in Frankreich ſchaffete zuerſt ſeine goldene Kutſchen ab, damit die Großen und andere Unterthanen ein gleiches thun, und diejenigen Güter auf den Nothfall aufbehalten möchten, welche ſonſt durch dergleichen übermäßige Koſten verſchleudert würden. Die Welt hat gemeiniglich keinen rechten Begriff von der Magnificenz der Fürſten. Sie beleget dasjenige mit dieſem ſchönen Namen, was ein Weltweiſer und wahrhaftig Kluger, Verſchwendung nennet. Seine Königliche Majeſtät ſind freygebig, und wiſſen ihre Schätze alsdann zu gebrauchen, wenn jemand ihre höheſte Gnade verdienet, und für das Vaterland ſein Leben gewaget, oder ſich ſonſt um daſſelbe durch große und verſtändige Thaten außerordentlich verdienet hat. Den übrigen Land überlaſſen ſie einem Heliogabalus: welcher, nach dem Zeugniſſe des Lampridins, einige Schiffe, ſo mit unſäglichem Reichthume beladen waren, in die See verſenken ließ, damit er für magnifique möchte gehalten werden. Ihre erleuchtete Abſicht gehet dahin, daß ein jeder unter ihrem Zepter höchſt vergnügt lebe; und durch eine tägliche Sparſamkeit und gemäßigte Arbeit tüchtig ſey, ſeinen Stand zu erhalten oder zu verbeſſern; und hiernächſt dem Staate, wozu er und ſeine Väter ſich verbunden, unter

ter die Arme greifen könne. Der sinnreiche Hobbesius urtheilet nicht unrecht, daß in den meisten Republiken, wo die Leute über die An- und Auflagen des Regiments klageten, diese selbst daran schuldig wären. Er saget: sie wären denjenigen nicht ungleich, welche vorgeben, daß sie der Alp drückete, und deswegen heftig schrieen: da doch ihre ganze Krankheit von dem Magen käme, welchen sie mit überflüßigen Speisen und Getränk angefüllet hätten. Diese müssen abgeschaffet werden: ein jeder muß arbeiten, handeln, nachsinnen, neue Künste ausdenken, und, wie einem jeden obliegt, in dem Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen, damit einmal das Misvergnügen aufhöre. Von einem Fürsten kann man weiter nichts verlangen, als daß er denen, so ihm gehorchen, Gelegenheit mache, etwas zu erwerben, damit sie die Früchte ihrer Arbeit empfinden, und in gebührender Stille genießen können. Und das thut unser weisester Friedrich Wilhelm. Denn wem ist unbekannt, mit was für Sorgfalt er bisher das Gewerb der Handwerker, die Besserung des Ackerbaues, die Vermehrung des Handels und Wandels sich angelegen seyn lassen? Er ist, wie ein kluger Vater, welcher auf gebührende Mittel denket, damit seine Kinder die ihnen von Gott geschenketen Güter nicht unnützlich verschwenden, und die Baarschaften, zum Nachtheile seines Staates, aus dem Lande schleppen, und für Kleinigkeiten, deren man entbehren kann, unweislich hingeben. Wie lange hat man nicht in allen deutschen Provinzen über den Geldmangel geklaget? Aber wo kömmt derselbige her? Hat nicht unser Vaterland alles, was zur Hülle und Fülle gehöret? Graben wir nicht aus der Erde Silber, Gold und andere Metalle, wornach andere Nationen über Stock und Stein, durch Feuer und Wasser rennen und laufen? Allein wir geben selbiges ohne Noth für fremde Dinge wieder hinweg. Wir verachten unsere eigene Waaren, und verlieben uns in dasjenige, was andere Völker daraus durch ihre Kunst erzwingen. Wem gefällt doch ein deutsches Tuch? ein einheimi-

scher

ſcher Zeug? ein bey uns gemachter Stoff, Hut oder Strumpf, Leinwand oder Spitzen? Unſer allerdurchlauchtigſter Beherrſcher iſt viel zu erleuchtet, daß nicht ſo wohl diejenige Völker unvernünftig handeln, welche uns dergleichen Thorheiten zumuthen, wohl aber ſeine Unterthanen dergleichen Titel verdienen würden, welche ſich alſo äffen, und mit fremdem Weſen wollten verſorgen laſſen. Er tadelt die Franzoſen nicht, welche in ihre Stoffe und Zeuge bald eine große, bald eine kleine Blume ſetzen, und die Käufer von allen Ecken der Welt zuſammen treiben: aber er will diejenigen, ſo ihm unterthänig ſind, nicht dahin laſſen, weil ſie es nicht brauchen; er will ihr Silber nicht denjenigen zum Opfer geben, die uns mit der Zeit mit unſern eigenen Schätzen bekriegen; oder dann das Joch über den Hals werfen wollen, wann wir nichts mehr übrig haben, ſondern faſt nackend einher laufen. Darum drücket er ſolche Praſſer. Alle fremde Waaren, deren wir miſſen können, werden mit ſtärkern Zöllen und Anlagen beleget, damit man ſich ſelbſt verbiethe, ſeine Münze unnützlich los zu werden. Eben dieſes Recht, welches die Engländer, Franzoſen und andere Völker haben, kommet auch ihm zu. Und doch darf ſich hier niemand einbilden, als wenn hochgedachte königl. Majeſtät die hohe Abſicht führen, daß der Grund ihres Staates nichts als Reichthum ſeyn ſollte. Es iſt weltkundig, daß die Sybariten ihre Schätze zu Grunde gerichtet; daß Tyrus und Sidon ſammt allen Phöniciern durch ihren Ueberfluß in Sicherheit gerathen, und ihren benachbarten zum Raube worden: und vielleicht hat es ehedeſſen nicht viel gefehlet, daß, was Janus Douſa von Holland ſeinem Vaterlande prophezeyet, wirklich wahr geworden wäre. Die Staatsmaxime unſers allergnädigſten Herrn fällt hierinnen auf den Schluß des klugen Senecä hinaus: daß das Vermögen der Unterthanen weder mit dem überflüßigen Reichthume, noch mit der kahlen Armuth gränzen müſſe. Reiche Leute fliehen die Arbeit, und wälzen ſich in den Lüſten dieſer Welt, und verſchwenden das erworbene wieder; eben weil ſie gedenken, daß ſie der

Ueberfluß nimmermehr werde darben lassen; diejenigen aber, welche ersehen, daß sie leichtlich wiederum in die Dürftigkeit verfallen können, arbeiten beständig: und das, was sie durch ihren unermüdeten Fleiß dazu setzen, brauchen sie nicht, sondern sind besser im Stande, dem gemeinen Wesen damit kräftig zu Hülfe zu kommen, als jene, welche darauf denken, wie sie sich belustigen wollen. Nur fraget sichs, was sie arbeiten sollen, damit die innerliche Ruhe nicht gestöhret werde? Dazu aber wird einige Wissenschaft erfodert. Die Unwissenheit ist in den meisten Ländern daran schuldig, daß man zu seinem Zwecke nicht gelanget; ob man schon viel von der Arbeit redet, und die Armuth auf das häßlichste abbildet. Zum wenigsten wissen wir aus den Zeitbüchern unsers Deutschlandes, daß vormals viele Künste darinnen geblühet, die Tuchweberey und andere Gewerbe im größesten Ansehen gestanden, die Färbereyen, das Drathziehen, die Blech- Kupfer- und Messingarbeiter und unzählich andere Handwerksleute die besten gewesen: da hingegen itzund die Franzosen, Engländer, Holländer, Italiener den Preis behalten; wir aber als Stümper und Hudler angesehen werden. Woher kömmt nun dieses? Ich glaube, die Unwissenheit, die Gilden und Zünfte, die wundersamen alten Gebräuche, die Betrügereyen im Handel, die verdorbenen Münzen, die unterschiedenen Ellen, Maaße und Gewichte, die Ausführung der rohen Waaren, das zuvor erwähnte nichtige Proceßiren, das Fressen, Saufen und Faullenzen, die Verachtung des Mittelmannes und der niedrigen Bürger und Unterthanen, die üble Einrichtung der Zölle seyn daran schuldig: weil solches auch unser hocherleuchteter König glaubet, und deswegen allen diesen Hindernissen durch zulängliche Mittel abzuhelfen willens ist. Herr Vauban, der seinem Könige vier und achtzig starke Festungen entworfen und gebauet, der Frankreich wohl zwanzig mal durchreiset, der durch alle Winkel itzgedachten Königreiches mit Bedacht gewan-

gewandert, hat Ludwig dem XIV. faſt gleiche Urſachen in ſeinen königlichen Zehenden angezeiget: und wir können uns leichtlich die Rechnung machen; daß, weil Frankreich eine weit beſſere Nahrung hat, bey uns noch größere Gebrechen ſich äußern müſſen. Dadurch aber iſt der Handel gefallen, von welchem Friedrich Wilhelm eine lebhafte Abbildung ſeinem Gedächtniſſe eingedrücket hat. Denn wer iſt doch wohl, der davon ſo weislich, als derſelbe urtheilet? Glauben nicht die meiſten, darinnen beſtehe der Flor deſſelben, wann nur viele fremde Waaren und Seltenheiten, koſtbare Tücher, Brocade, güldene Stücken, Coton, Thee, Caffee, Taback, Spitzen, Gläſer, Wein, Papier und tauſendmal tauſend andere Kleinigkeiten, welche alle Augenblicke etwas aus unſerm Beutel locken, herein geführet werden? Allein dieß iſt der wahre Urſprung unſers Verderbens; dieß iſt die Urſache, warum er ſich um alles ſo genau erkundiget, warum er durch ſeine Bediente eine ſo richtige Rechnung verfertigen läßt: damit man erfahre, was uns abgehe, und andern hingegen, die uns ſchaden können, und unſerer Blöße und Ohnmacht ſpotten, durch unſere Ausgaben zuwachſe. Dieß iſt der Endzweck, warum er ſeine getreuen Unterthanen ſo ernſtlich aufmuntert, denſelben Freyheiten verſpricht und zuſaget, wann ſie ſich auf neue Erfindungen legen, und die mechaniſchen Künſte, welche etwas einbringen, beſſern, zu neue Inſtrumente und Maſchinen ausdenken werden; damit wir nicht ſo wohl fremde, als Fremde unſere Waaren und künſtliche Sachen ſuchen mögen. Mit dem Studieren allein iſt Seiner Königlichen Majeſtät nicht gedienet. Selbiges iſt nothwendig; aber nicht allein. Diejenige Republik würde eine ſehr wunderſame Figur überkommen, welche mit lauter Gelehrten, Lateinern, Rednern, Poeten, Philoſophen, Juriſten, Aerzten angefüllet wäre. Kluge Leute haben ſchon längſtens Spanien beklaget, daß darinnen über eine Million Pfaffen ſich aufhielten,

hielten, welche bey ihren starcken Bäuchen nichts arbeiten, und bey ihren mannfesten Schultern nichts anders thun, als daß sie Tag und Nacht plerren und schreyen; damit ihnen der Muthwillen vergehe, und ihnen die Zeit nicht zu lang werde. Ists nicht bey der Menge der Gelehrten eben also beschaffen? Drücken sie nicht, wie die Mönche den Staat? Richelieu hat geschrieben, daß, wo die Milzkrankheit der Gelehrsamkeit überhand nehme, der übrige Körper verdorre; der Ackerbau, welcher die Säugamme des Volkes ist, darnieder liege, die Handwerker und andere Künste verachtet werden, der Pflanzgarten und die Baumschule der Soldaten eingehe, alldieweil diese nicht so viel zu plaudern wissen, als jene. In dieser Absicht verlanget unser allergnädigster Landesherr mehr Meister und Gesellen in gemeinen und nützlichen Künsten, als Doctoren und Magister. Die Erfindung des Compasses ist weit nützlicher, als die künstlichen Gewebe des Syllogismus, ohne welchen wir doch vernünftig reden und klüglich urtheilen können. Der in Italien bekannt gemachte Seidenhaspel ist weit zuträglicher, als die subtileste Maschine einer abgeschmackten Wortmetaphysik: die Einsalzung des Herings ist unendlich fruchtbarer, als die beste Auslegung über den unzüchtigen Martialis: das Puppenzeug, welches aus Deutschland durch die ganze Welt geführet wird, bringet mehr Gewinnst, als alle Chimären einer scholastischen Politik. Der Cardinal Perron, welcher selbst gelehrt war und Bücher schrieb, hat bey solcher Betrachtung gewünschet: es möchten in Frankreich einige Collegia eingezogen und abgeschaffet, und hingegen zu Paris und in den Hauptstädten nur etliche beybehalten werden, weil es doch nicht wohl möglich ist, daß in so vielen Schulen tüchtige Lehrer und genugsame Zuhörer, ohne dem gemeinen Wesen Abbruch zu thun, gefunden werden könnten. Es käme nicht auf die Anzahl, sondern auf die Fähigkeit der Studierenden an, welche man alsdann nach

ihren

ihren Verdiensten besser befördern könnte. Und es ist gewiß, daß, was itztbelobter Perron gerathen, und Seine Königl. Majestät eines Theils in die Uebung zu bringen suchen, höchst vernünftig sey. Es ist besser, daß das Feuer in dem Tempel der Weisheit durch eine mäßige Zahl in seiner Reinlichkeit erhalten, und die Wissenschaft in ihrer Vollkommenheit fortgepflanzet werde; als daß ein jeder sich dazu dringe. Es ist viel rathsamer, daß die Studierenden aus den reinsten Quellen ihren Durst stillen; als aus dem Bache Kidron trinken, worinnen bisweilen viel Schlamm und Unlust ist. Es ist für die Republik vortheilhaftiger, wann nur einige, welche einen außerordentlichen Geist und Geschicklichkeit zeigen, ausgelesen und zur Gelehrsamkeit angehalten werden, als daß ganze Schwadronen gelehrte Messer tragen, und im übrigen schlechte Köche seyn. Zur Erlernung anderer Künste und Handwerker gehören auch gute Köpfe, wann sie gebessert und zur Vollkommenheit immer je mehr und mehr sollen getrieben und befördert werden. Und dieses hat uns Seine Königl. Majestät allergnädigst anbefohlen, als sie unsere Friedrichsuniversität in ihren großmächtigsten und besondern Schutz genommen, und uns und unsern Musen ihre höheste und Königl. Huld allergütigst versprochen und zugesaget. Sie haben alles dasjenige, was Friedrich der Stifter, glorwürdigsten Gedächtnisses, dieser Schule gutes und vortreffliches angedeyen lassen, auf das kräftigste bestätiget, einem jeden Lehrer den ihme gewidmeten Gehalt allermildest gelassen, und noch dazu mit neuen königlichen Wohlthaten auf das reichlichste beschenket, auch uns sammt und sonders unter vielen allergnädigsten Ausdrückungen aufgemuntert, die Wahrheit zu untersuchen, das Gute zu lehren, das Falsche zu widerlegen, das Böse zu verwerfen: damit dermaleinst rechtschaffene Räthe, treue Diener, und in allen Ehrenämtern geschickte Männer aus diesem Weisheitstempel in die Welt gesendet, und also in der That erwiesen

wiesen würde, daß man nach abgelegten Universitätsjahren nicht nöthig habe, von neuem zu studieren, wie man das Unnützliche, so man gelernet, vergessen möge. Wodurch dann das eingebildete Vorurtheil auf einmal getilget wird, wann man sich beredet: es könnte ein Fürst, der sein Land mit guten Armeen beschützet, und Handel und Gewerbe in bessern Stand zu setzen suchet, die guten Künste nicht lieben. Friedrich Wilhelm weis wohl, daß, wo die Wolken der Unwissenheit sich aufziehen, das Pabstthum nicht weit entfernet sey. Denn wie hätte sonsten eine so ungereimte Religion zu Rom können geschmiedet werden; wo man nicht zuerst die Vernunft niedergedrücket, und hernach denjenigen Präbenden gegeben, welche den Aberglauben und die Thorheit vertheidigten? Es ist ihm vielleicht schon bekannt, daß, gleich wie vormals durch die Universitäten die Hoheit des römischen Stuhls vermehret und vergrößert worden; also dieselbe dadurch, nachdem man den Gräuel gesehen und wahrgenommen, wiederum müsse vernichtet werden. Dann wer bezeuget mehr Eifer wider solche römische Finsterniß? Wer dringet mit größerm Nachdrucke auf die Abschaffung des IV. Artikels im Ryßwickischen Frieden? Hobbes, welcher sonsten der Könige Majestät größer, als andere gemachet, hat ihnen aus einem andern Grunde, und deswegen die Akademien und hohen Schulen bestens befohlen: weil darauf die wahre Staatswissenschaft den noch zarten Gemüthern beygebracht, und die bösen Meynungen derjenigen, welche die Monarchen vom Throne stürzen wollen, widerleget; auch alles, was man sonst, im täglichen Umgange, von unruhigen weltlichen und geistlichen Leuten aufrührisches höret, aus dem Herzen der Jugend gebannet würde, welche dermaleinst die größesten Bedienungen in der Kirche, auf den Rathhäusern, und bey dem Staat erhielten. Dieser Beweisgrund leuchtet unserm hochtheuresten Friedrich Wilhelm destomehr in die Augen, jemehr derselbige wahrnimmt, wie ruhig wahrhaftig

haftig Gelehrte sind: als welche deßwegen die Stille lieben, damit sie in ihrem Nachsinnen nicht gestöhret werden; und daher in solcher Absicht jedermann zum Gehorsam anmahnen müssen, damit kein innerliches Gewitter ihre sinnreiche Erfindungen zu Schanden mache; oder sonsten ein tobendes Geräusch entstehe, welches sie von der Wahrheitserforschung, so nicht ohne süße Empfindung ist, abhalten möchte. Der verdrüßliche, und mit einem unersättlichen Ehrgeize gequälte Cato meynte zwar: man sollte dem Philosophen und klugen Karneades, welchen die Athenienser als einen Gesandten nach Rom gesendet, die Stadt verbiethen, damit nicht junge Leute dergleichen Manne nachliefen, der sie zu allem durch ausgesuchte Worte bereden könnte, und sie alsdann ihren martialischen Geist verlöhren. Es ist aber bereits von dem Plutarch angemerket worden, daß er sich vor des itzgedachten Karneades Verstande gefürchtet: welcher so durchdringend war, daß Cato mit seinem brutalen Wesen verstummen müssen. Unser kluger König hat die Erfahrung, daß die Wohlredenheit und Negotiation, imgleichen eine geschickte Feder bisweilen mehr wirke, als das Krachen seines Geschützes, oder das entblößte Schwert etlicher tausend Soldaten. Er erinnert sich, daß Friedrich Wilhelm, dessen durchlauchtigster und glorwürdigster Herr Großvater, fast mehr mit dem Kiel und etlichen Bogen Papier, als offenbaren Feldschlachten, gewonnen; mehr mit seinem Siegel, als mit allen Triumphs- und Siegeszeichen erhalten, mehr von den Polen durch Worte und Schriften, als der feurige und unsterbliche Carl Gustav mit dem Degen erzwungen. Ja er selbst hat bereits wahrgenommen, daß Geldern und andere Herrschaften nicht sowohl durch die Bomben und Carcassen, als durch kluge Unterhandlung der Allirten und ihrer Ministers, in seinen Händen geblieben. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß der Krieg auswendig nichts taugen oder fruchten könne, wo die innerste Raths-

stube nicht mit solchen Leuten besetzt ist, welche die Welt durchwandelt, und zugleich in die Bücher gesehen; weil man doch nicht alles selbst erfahren kann, sondern sich auch anderer Menschen Erfahrung unumgänglich bedienen muß. Ein Bothschafter, der die Gewohnheiten, die Gesetze und Sitten des Volkes, wo er hingesendet wird, nicht erst studieret, ist einem fremden Vogel gleich, der in den Kefigt, wo er hingesetzet wird, sich nicht finden kann. Ein Mazarini, der in währender Minderjährigkeit Ludwigs des XIV. nichts als Krieg geführet, muste endlich von dem Bischofe von Beauvais hören, daß er nicht zum regieren geschickt wäre, weil er das Finanzwesen nicht verstünde, noch vielweniger gelernet, wie er die innerliche Ruhe in einem so großen Körper erhalten müßte, indem bald hie, bald da Aufruhr und Tumult sich hervor gethan. Unser großmächtigster Beschützer weis beydes mit einander auf das verständigste zu verknüpfen. Er besitzt das Herz seines Volkes, weil dieses erkennet, daß er nicht so wohl seinen, als ihren Nutzen suche, auch ihre Güter, welche alle Menschen nicht gerne dem Dritten gönnen, zu erhalten trachte. Darum reichen sie auch alles, was sie in ihrem Vermögen haben, willig und allergehorsamst dar, nachdem sie begreifen, daß auch alles zur Bestätigung ihrer Glückseligkeit angewendet werde. Seine Königliche Majestät können mit Recht König der Preußen heißen, indem sie sich auf dieser ihrer Unterthanen dankergebenste Liebe und Treue mehr, als auf Preußen, oder ihre Lande selbst, welche unempfindlich sind, gründen und steifen. Ein jeder erkennet, daß sie ihnen darum solche scharfe Gesetze vorschreiben, damit der Bau des gemeinen Wesens fest zusammen gefüget bleibe, und durch die Bosheit der Ungehorsamen keinen Riß bekomme. Wir alle befinden, daß er keine Lust habe sie zu strafen, um dadurch seine Macht zu erweisen; sondern daß er vielmehr mit Verdruß und wider seinen Willen die Schärfe der Gesetze brauche. Dessen

Schwert

Schwert iſt wie das Schwert Carls des V, mit deſſe Knopfe er die Gnadenbriefe ſeinen Unterthanen verſiegelt und auch zugleich daſſelbe wider diejenigen, ſo ihm wide ſtrebten, zu rechter Zeit entblößete. Alle Unterthanen h ben die Freyheit Gutes, aber nichts Böſes zu thun. E König kann nicht jederzeit gnädig ſeyn, eben weil er Kön iſt, und ſeinen Reſpect durch ganz andere Mittel, a Privatleute, befeſtigen und handhaben muß. Und doc wo es ſeyn kann, wo es das Wohlſeyn des Staates leide will, ſo eröffnet er wiederum ſein allgütiges Herz, un zeiget, daß er, wie der Bienenkönig, keinen Stachel, un wie der Delphin, keine Galle habe. Er erinnert ſic daß ein Fürſt Menſchen beherrſche, welche, weil ſie kein Engel ſind, ſich bisweilen vergehen und ſtraucheln. E übet Barmherzigkeit gegen diejenigen, welche wiederkehre und läßt hingegen ſein Feuer wider andre anbrenne welche ſein Volk durch Ungerechtigkeiten plündern, od unter dem Scheine des Rechtens in Betrübniß ſetzen. E Regent kann nicht alles, was uneben oder höckericht i gleich machen. Das Waſſer, ſo auf allen Seiten m Ufern eingeſchränket iſt, wird zwar ſtille, aber auch fau und wo es hernach einmal ausbrechen kann, ſo überſchwem met es das ganze Land, zerreißt die Felder, verwüſt die Auen, und läßt den Beſitzern die allertraurigſten Fu tapfen zurücke. Friedrich Wilhelm hält dafür, daß d Geſetze nicht die Handlungen der Menſchen aufheben, ob ſelbige durch ihr Schrecken unbeweglich machen, ſonde regieren müſſen, damit ſie nicht des rechten Weges verfe len. Und darum ſieht ſein Reich nicht anders, als d heitere Himmel aus, daran ſich gar ſelten einige Wolk zeigen. Das machts, daß er nicht ſo wohl ein Herr ob Deſpot, ſondern ein Regierer und Vater ſeyn will: d mit Kindern, Bürgern und Unterthanen vernünftig ha delt, und, wie Auguſtus, alle Gedanken von einer Scl verey aus ſeinem Gemüthe verbannet. Nur iſt dieß der U

terſcheid: Auguſtus hat auf Einrathen des Mäcenas einen ſolchen Entſchluß gefaſſet; unſer allergnädigſter König aber hat von dem Höchſten eine ſo gutthätige Natur empfangen, daß er nicht anders mit den Seinigen zu verfahren gedenket, als wie er verlanget, daß der Beherrſcher des Himmels mit ihm verfahren ſoll. Denn er iſt ein gottesfürchtiger Fürſt, den aber deswegen der Allerweiſeſte mit dem Strale ſeiner ewigen Weisheit erleuchtet: eben weil er ſich vor ihm bücket, und ſein fürſtliches Herz vor dem Allgewaltigſten neiget und demüthiget. Und daher iſt es unmöglich, daß ſeine Gedanken ſich verwirren, ſein feſter Fuß gleiten, ſein ſtarker Arm ſinken, oder auch einige Unordnung in dem Bezirke ſeines Reichs ſich hervor thun könne, eben weil der Herr mit ihm iſt, und ihn mit den Gnadenflügeln ſeiner Allkraft bedecket. O des glückſeligen Königes! Aber eben darum iſt und bleibt deſſen mit ſo vielen Tugenden ausgeſchmückter Ehrenruhm unverwelklich. Der Ruf, welcher die mächtigſten Länder durchſchallet, trägt auch den Heldennamen des großen Friedrich Wilhelms auf den Fittigen der Ewigkeit durch alle Theile der Welt, und bringet ihn unter einem mehr als tauſendfachen Echo wiederum zurücke. Dieſes beluſtiget mich dann um ſo viel mehr, weil nicht etwan meine Worte dergleichen Getön, ſondern die an dem Original befindlichen Trefflichkeiten ein ſolches Frohlocken erwecket haben: die gewiß noch weit größer ſind, als ich ſie in einer ſo kurzen Zeit, ohne einige Wohlredenheit bezeichnen können. Wäre es nicht alſo beſchaffen, ſo wäre alle dieſe Ehre, davon ich geſprochen, nur eine Afterehre: auf meiner Seite aber würde eine unbeſonnene Schmäucheley offenbar werden, welche denjenigen, der von ſolchen Eigenſchaften nichts beſäße, mehr beſchimpfen, als verherrlichen würde, eben weil ſie unſichtbar wären. Aber thut mir die Gnade und Liebe, hochſchätzbare Zuhörer, betrachtet des Königes Majeſtät, überleget ſeine großen Thaten, durchſuchet ſeine Fürſtentugenden, denket nach! und ſaget alsdann

ob

ob nicht deſſen holdſeligſtes Antlitz noch vortrefflicher erſcheine, als es ſich in dieſem dunkeln Spiegel vorgeſtellet hat. Indeſſen aber erlaubet mir, daß ich aus euren Augen und Blicken, aus allen euren Bewegungen und Gebärden nicht unvernünftig ſchließe, daß ſich eine bisher in euren Selen verborgene allerunterthänigſte Ehrfurcht äußere, ja daß ein jeder ſo bereit, als willig ſey, unſerm Allerdurchlauchtigſten in dem Tempel ſeines Herzens ein angnehmes Opfer anzuzünden: welches bis in die Ewigkeit brennen, und hiernächſt, unter vielen anmuthigen Flammen, den allerlieblichſten Geruch von ſich hauchen ſoll. Wohlan! es iſt Zeit, daß es geſchehe.

Ich für mich aber, und in dem Namen unſerer geſegneten Friedrichsuniverſität, rufe den allgewaltigen Schöpfer Himmels und der Erden in tiefſter Demuth an: daß er den Thron Seiner Königl. Majeſtät, welche heute das 27ſte Jahr ihres Alters, unter dem Frohlocken ſo vieler tauſend Seelen, höchſtbeglückt anfangen, mit den Banden des Himmels befeſtige. Er laſſe auf ſie herab thauen ſeinen übernatürlichen Segen, damit die Welt erkenne, er habe denjenigen Fürſten in ſeinen beſondern Schuz genommen, der nach ſeinem Herzen iſt. Er überſchütte die allerdurchlauchtigſte Sophia Dorothea, unſere allergnädigſte Königinn und Frau, mit ſeiner überſchwänglichen Kraft aus der Höhe; er leite ihren Fuß daß ſie nicht gleite, er entbinde ſie unter dem Zurufen ihres Volkes, und laſſe ihr Geſchlecht, welches mit ſo vielen Ehrenzeichen und Fürſtentugenden geſchmücket iſt, groß werden; groß werden wie den Sand am Meer; groß werden, wie die Sterne am Himmel. Carl Friedrich, der Erb- und Kronprinz von Preußen, dem die allergütigſte Natur aus ſeinen Augen leuchtet, müſſe heran wachſen, wie eine Ceder, und unter unzähligen Tugendſproſſen Europa Hoffnung machen, daß die Früchte noch größer, als die Blüthen ſeyn werden. Das ganze Königl. Haus müſſen die Heerſchaaren der himmliſchen

Geiſter

Geiſter umzingeln, damit, unter einer ſo mächtigen Wache, daſſelbe feſt, unbeweglich und ewig beſtehe. Die Feinde des preußiſchen Zepters müſſen kahl werden! ihre Quellen ſollen vertrocknen! Feuerflammen müſſen ſie verzehren! Denn Friedrich Wilhelm iſt ein Prinz, der ſein Volk weislich regieret. Ihm gebühret der unvergängliche Heldenruhm: ſeine Ehre müſſe unſterblich ſeyn: ſeine Tage müſſen im königlichen Segen bleiben: ſeine Unterthanen müſſen mit ihm grünen, und bis in die Ewigkeit wachſen.

So dringe dann zur Ehrenpforten
Mit unumſchränkten Schritten durch:
Die Allkraft ſey an allen Orten
Dein' unerzwinglich feſte Burg:
Hier wird ein Denkmaal dir geſetzet,
Das ſtolzen Jaſpis übergeht,
Das keiner Zeiten Wuth verletzet,
So lang des Himmels Grund beſteht.

Lobrede

auf die hohe Vermählung

Friedrich Augusts,

Churprinzens zu Sachsen,

mit der durchl. Prinzeßinn

Marien Josephen,

Erzherzoginn zu Oesterreich,

von

D. Johann Burchhard Menken.

Latein. gehalten 1719.

und übersetzt

von M. Just. Gotthard Rabnern.

Furcht und Zittern haben mich zwar allezeit begleitet, so oft mir von euch, edle Väter, öffentlich aufzutreten befohlen worden: weil ich nach dem Erkenntnisse meiner Schwäche, wenig Beyfall zu erwerben hoffen konnte. Itzt aber sonderlich, stehe ich als vom Blitze gerühret, und fühle in den innersten Gebeinen einen Schauer, daß ich nicht reden, nicht denken und keinen Schluß fassen kann, wie ich mich zur Erfüllung dessen, was mir aufgetragen ist, schicken soll. Wie kann auch ein Sterblicher sonder Erstaunung bleiben, oder ein ungereinigter Mund Verwägenheit genug zu reden haben: wenn man den sächsischen Friedrich, und die österreichische Maria Josepha; in jenem der Sachsen Hoffnung, in dieser der Oesterreicher Zierde, betrachtet, ihrer geheiligten Flammen in die Augen faßt; und da mit lauter Herrlichkeit, und einem fast himmlischen Scheine umgeben wird, gegen welchen der lebhafteste Geist blöde, und die beredteste Zunge stumm werden müssen? Ist doch in der Liebe stets

etwas

etwas göttliches, das die Herzen mehr mit Empfindung, als den Mund mit Worten füllet. Alsdann aber muß sie sich erst recht kräftig, als ein Kind des Himmels erweisen, wenn sie bey Fürsten zu thronen anfängt: denen Gott selbst desto stärkere Regungen eingeflößet, da er sie mit seiner Hoheit und Macht betheilet, und auf ihre Häuser ganzer Völker Festigkeit und Dauer gegründet hat.

So sind denn die sächsischen Beylagersfackeln bey den Sternen angezündet: ihr Licht ist himmlisch, ihr Glanz heilsam und erfreulich. Nichts erwünschters war ja für den Prinzen der Sachsen, als die genaue Verbindung mit einem Kaiser: dessen Muth, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und unzählige andere Tugenden er vorlängst von ferne bewundert. Nichts war der Hoheit von Oesterreich anständiger, als daß es sein Geblüt mit dem sächsischen vereinigte, das demselben seine Treue und Gehorsam bereits so oft, ohne sein selbst zu schonen, bewähret hat. Soll ich die Herrlichkeiten beyder Häuser; soll ich ihrer Fürsten Ruhm, den sie in Krieg und Frieden erworben; soll ich Josephs und Augusts, der beyden großen Väter der hohen Vermählten, ihre vortrefflichen Thaten für das Reich und Vaterland; soll ich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther, und gegen einander bezeigte Gefälligkeit; soll ich der höchst preiswürdigen Mütter Sorgfalt und eifrige Wünsche; soll ich den auf allen Seiten erschallenden frohlichen Zuruf nicht erwähnen? Soll ich von den hohen Vermählten selbst nicht reden, die einander mit der Blüthe ihrer Jahre, mit der Anmuth und Pracht ihrer Gestalt, mit dem Glanze ihrer Tugenden, den Vorzug streitig machen?

Aber ach! indem ich alles dieß erwäge, werden mir alle Kräfte meines Gemüths, dergestalt, nicht nur eingenommen, sondern überfüllet: daß ich mich lieber mit stillschweigender Verwunderung und heimlichen Wünschen verbergen, als mit einem unförmlichen und übereiltem Laute in dieses Heiligthum eindringen wollte. Jedoch, ich sehe wohl, edle Väter, daß ich mich von eurem Befehle nicht los wickeln kann: nachdem ihr mir das akademische Regiment aufgeleget, mich

aber

aber dadurch verpflichtet habet, daß euer Willen mir ein Gesetz, und euer Wohlgefallen der meinige seyn muß. Hat man aber von langer Zeit her den Küssen derjenigen, die von österreichischem Geblüte sind, die Kraft beygelegt, daß sie beredt machen können: so mag ich daher wohl für mich eine glückliche Bedeutung nehmen, da ich von den Liebesküssen der durchlauchtigsten österreichischen Maria Josepha reden soll, die in ihrem Friedrich August itzo ganz Sachsen holdselig umarmet.

Dieser Stern wird durch seinen heilsamen Einfluß mein eigenes Unvermögen ersetzen, und zum wenigsten so viel bey mir wirken: daß meine Rede nicht gänzlich ohne Kraft zu seyn scheine. Auch ihre Gütigkeit, edle Väter, macht mir die Hoffnung, sie werden sich erinnern, daß ich für sie allerseits rede: und wenn ich also die Hoheit derer Dinge, die ich vor mir habe, nicht erreiche, solchen Mangel ihrem allzuguten Vertrauen gegen mich zuschreiben. Sie aber, allerseits nach Stand und Würden hochgeehrteste Anwesende; muß ich ergebenst ersuchen, nicht so wohl auf meine geringe Beredsamkeit, als auf den Willen und Vorsatz zu merken; und, da meine Rede stocken, oder hin und wieder abfallen sollte, zu gedenken: daß auch der Muth, etwas wichtiges zu unternehmen, nicht ganz verwerflich sey.

Diejenigen, die großer Prinzen Vermählungen, nach dem ordentlichen Richtscheit mit geringerer Personen ihren Verbindungen vergleichen, finden dabey den Unterschied: daß jene meistentheils durch des Glücks und Schicksals Hand, nach nothwendiger Erfoderung der Reiche und Länder zusammen geknüpfet werden; diese aber mehr aus einer angenehmen Uebereinstimmung der Gemüther, und darein gepflanzten reinen und aufrichtigen Trieben entstehen. Dort muß die Liebe meistentheils mit fremden Augen sehen, und ihre Neigung durch die falschen Pinsel der Maler regieren lassen; die, nach ihrer angemaßten Freyheit, dem vornehmen Frauenzimmer sonderlich häucheln, ihre Abbildungen ohne alle Flecken und Runzeln vorstellen, und damit den Preis der Kunst

zu

zu erlangen hoffen; wenn ſie in ſolchen Gemälden nicht der Natur folgen, ſondern nach ihrem eignen Sinne lauter Liebesgöttinnen ausarbeiten.

Auch die Zeit ſcheint öfters bey ſolchen Vermählungen ihre Macht zu verlieren; da man die Beſchaffenheit des Alters und die Zahl der Jahre in denſelben nicht zu Rathe zieht. Carl der V. weis zu ſeinem Vortheile mit Prinzeßinnen, die noch in der Wiege liegen, Verbindungen zu ſtiften. Die zarte Maria von Foix wird dem abgelebten Ferdinand in die Arme gelegt, wenn ſich Spanien und Frankreich vereinigen wollen. Philippus bewirbt ſich, aus Begierde nach der engliſchen Krone, um die alternde und unannehmliche Maria. Stephan Batori findet in der kalten Umarmung der verlebten Anna, das Königreich Polen.

Und was ſoll ich von andern ſagen? denen dergleichen Bande beſtimmet geweſen, und die mehr zu ihrer Unterthanen, als zu ihrem eignen Vergnügen, gutwillig Gemahlinnen angenommen, wie ſie ihnen das Glück beſcheret; ob ſie gleich weder am Leibe, noch am Gemüthe ſchätzbar geweſen: bloß, weil ſie gemeynet, daß durch dieſes Mittel tödtliche Feindſchaften, und unaufhörliche Kriege zwiſchen hohen Häuſern, am füglichſten könnten geſtillt werden. Aus ſolchen Urſachen verband ſich der ſpaniſche Ferdinand mit ſeiner erſten Gemahlinn Iſabellen; und in England Heinrich VII. den doch ein natürlicher Abſcheu zurücke halten wollte, mit der Eliſabeth: weil jener Caſtilien und Arragonien, zwey Reiche, die einander längſt die Zähne gewieſen; dieſer die Häuſer von York und Lancaſter, die bisher mit der gröſten Erbitterung gegen einander gewütet, auf dieſe Weiſe endlich zu vereinigen hoffte.

O wie glücklich biſt du demnach, theuerſter Friedrich Auguſt! da du niemanden, als deiner eigenen Würdigkeit und dem göttlichen Winke, in der Wahl einer durchlauchtigen Gemahlinn trauen dürfen; und zu derſelben nicht durch einen zweifelhaften Abriß, ſondern durch deine Augen geführet, vom Glücke aber begleitet worden. Glückſeliger

Prinz!

Prinz! welchen nicht ein blindes Schicksal oder eine zwingende Nothwendigkeit, sondern eine geheime Gewalt und reife Ueberlegung, seine Maria Josepha aufs zärtlichste zu lieben bewogen; und zu einem Schlusse gebracht, der bey einem jeden, unstreitigen Beyfall findet: da ja jedermann zugeben muß, es sey weder für den Prinzen eine vortrefflichere Gemahlinn, noch für die Prinzeßinn ein würdigerer Gemahl zu wählen gewesen.

Wiewohl du wareſt zu dieſer Vermählung gebohren und aufgewachſen. Denn, wie deine Geburt Sachſen die königliche Würde, die ihm wenige Monathe drauf zu theil ward, weißagte, ſo verſprachen von dir ſelbſt deine Windeln ſchon lauter großes und vortreffliches. Und, wenn es auch für Fürſten ein Glück iſt, von ſolchen Aeltern entſproſſen zu ſeyn, die es an hohen Eigenſchaften ſo wohl, als äußerlicher Größe andern zuvor thun, und nicht den Unterthanen allein, ſondern auch ihres gleichen zum Beyſpiele dienen können; was hat man nicht von dir zu hoffen: da ſich in dir alles zuſammen gefunden, und von dir aufs ähnlichſte vorgeſtellet wird, was dein großer Vater, und deine nie genug geprieſene Mutter, herrliches und ungemeines an ſich haben.

Damit aber das, was dir die Natur mit ſo freygebigen Händen zugetheilt, nicht in ſich ſelbſt verwüchſe, oder vergraben zu ſeyn ſchiene, mußteſt du dieſe Gaben durch eine ſiebenjährige Reiſe in die berühmteſten Länder, noch ſchöner ausarbeiten, und zu der Vollkommenheit treiben, die der gemeine Nutzen von ihnen erwartete. Du ſaheſt anfänglich in Frankfurt ganz Deutſchland beyſammen, befandeſt dich unter den vornehmſten Fürſten deſſelben, wohnteſt der kaiſerlichen Wahl und Krönung bey: und ſchon zu derſelben Zeit wollten viele glauben, der glorwürdigſte Joſephus habe, wie Carlen den Thron, alſo dir ſeine Prinzeßinn Maria Joſepha verlaſſen; und du würdeſt künftig den als Vater verehren, vor welchem du dich damals als vor deinem Kaiſer, beugeteſt, in dem unſer Vaterland ſeinen verlohrnen Schutz und Zierrath wieder bekam.

Jedoch dein Gemüth war viel zu feurig, als daß ſich die Begierde etwas zu ſehen, allein die Gränzen von Deutſchland hätte einſchränken laſſen. Weder Gefahr und Nachſtellungen, noch die Beſchwerlichkeit und Unſicherheit der Reiſe, noch die Widerwärtigkeit der Witterungen, noch das ſüße Gedächtniß deines Vaterlandes, dem du ſonſt ſo viel Platz in deinem Herzen einräumeſt, konnten dich abhalten, über die rauhen Alpen nach Italien zu gehen; und daſelbſt die traurigen Ueberbleibſel des Alterthums, und die zerbrochenen Stücke der ehmaligen Hoheit zu betrachten. Du ſaheſt ſie auch mit Aufmerkſamkeit. Indeſſen aber waren die Augen von ganz Italien auf dich gerichtet, und konnten ſich an dem edelſten von aller junger Herrſchaft in Deutſchland, an dieſer Heldenart, an der einzigen Hoffnung eines großen Vaters nicht ſatt ſehen: ſo, daß man nicht wußte, ob Italien in dir, oder du in Italien mehr Verwunderung erweckteſt. Wareſt du hier verehret worden, ſo wollte man hernach in Frankreich, ſonderlich am Hofe, den Italienern nichts zuvor geben; unterhielt ſich von dem ſächſiſchen Prinzen, ſah ihn mit Vergnügen, dachte an ihn mit Luſt, und pries ſchon zum voraus diejenige Prinzeßinn glücklich, welche die Liebe in künftigen Zeiten an ſeine Seite fügen würde.

Selbſt das Wunder ſeiner Unterthanen, Ludwig XIV. der zwar durch den Ruhm ſeiner Thaten, bisher viele Fürſten an ſeinen Hof gezogen, ihnen allen aber mit einer hochmüthigen Verachtung begegnet war, hat an dir zuerſt die ausnehmenden Gaben, ſo dir die Natur aus ihrem Schatze mitgetheilet, erkennen und bewundern müſſen; und, gleich als ob er ſich an dir ſeiner Jugend erinnerte, alsdann erſt das größte Vergnügen empfunden, wenn der ſächſiſche Churprinz um ihn geweſen. Und was ſoll ich mehr ſagen? Alle Völker haben dich mit höchſtem Unwillen von ſich gelaſſen, ſind bereit geweſen, ſich vor dir zu demüthigen, und würden, wenn ſie deines Regiments hätten theilhaftig werden können, gegen demſelben auch ihre Freyheit für bitter geſchätzet haben.

Mit

Mit solchen Eigenschaften, mit so ausgebreitetem Ruhme kamest du nun in unsers großen Kaisers Burg: und was ists Wunder, wenn du nicht Ihm allein, der ohne dieß dafür berühmt ist, daß er Tugend und Verdienste besser als jemand, nach ihren Würden zu schätzen wisse; sondern auch den ganzen Hof und das gesammte kaiserliche Frauenzimmer eingenommen? Wiewohl ich will mich nur an ein solch Beyspiel halten, aus welchem die Wirkung einer vom Himmel stammenden Liebe, mit wunderbarer Annehmlichkeit hervor blicket. Die durchlauchtigste Maria Josepha hatte dich kaum ersehen; du hattest ihr kaum die ersten Ehrenbezeigungen erwiesen: als schon bey beyden die Funken der Liebe rege wurden, und beyder Wünsche von sich selbst auf einen Zweck giengen. Diese Triebe kamen aus der Höhe, und man muß dabey fast sagen: du habest, o theurer Prinz, damals zuerst gefühlet, daß du ein Mensch seyst; da du bisher in das Innerste von vielen andern Wissenschaften hindurch gesehen, die Liebe aber kaum dem Titel und Namen nach, hattest kennen lernen.

Zwar, es ist fast unbegreiflich, daß ein Prinz, den das Glück mit vielen Dingen, so der Wollust sonst zur Nahrung dienen, überschüttet; dem keine fremde Herrschaft Ziel und Maaß setzet, in einem blühenden und sonst schlüpfrigen Alter, mitten unter den künstlichsten, und fast zauberischen Reizungen des weiblichen Geschlechts, als unter so vielen Sirenen, nicht so wohl die Ohren verstopfe, als vielmehr sein Herz vor einer übereilten und frühzeitigen Liebe, bloß durch angebohrne Tugend verwahre. Aber so mußte es Friedrich August machen, und gegen alle andere unempfindlich seyn: damit er von derjenigen die ersten Flammen fienge, die unter den Prinzeßinnen von Europa, wie der Mond unter dem Gestirne, den edelsten Glanz hat. Wie hätte auch die Liebe eine geschicktere Vereinigung stiften, welche Arme hätte sie wohl füglicher in einander schlingen können, als derer jenigen, deren großmächtigste Väter von ihrer ersten, in der zarten Jugend geschehenen Zusammenkunft an, dem Neide selbst zu Trotz, beständig

in der genaueſten Freundſchaft geſtanden, und die kräftigſten Wirkungen derſelben einander um die Wette ſpüren laſſen?

O wenn doch der glorwürdigſte Joſeph, das Beylager ſeiner Joſepha, ſelbſt noch hätte erleben ſollen, die er als ein Kind mit eigner Hand an das Sterbebette des großen Leopolds geführet, um den großväterlichen Segen zu empfangen; und welcher er, als ſein eigner Tod heran nahete, allein, in Abweſenheit der jüngern Erzherzoginn, zum letzten Abſchiede, die erſterbende Hand noch aufgeleget. Allein der Himmel hat dieſes dem großen, tapfern und glücklichen Carl vorbehalten, der vom Vater und Bruder, nebſt allen Reichen und Ländern auch die Neigung gegen Sachſen gleichſam erblich ſcheint überkommen zu haben. Dem iſt es vorbehalten, damit die Nachwelt erkenne, weil alles unter ſeiner Herrſchaft ſonderlich und wunderbar iſt, es ſey auch dieſe Vermählung nicht ohne einen ſonderbaren Wink des Allmächtigen, durch die Beförderung eines ſo großen Kaiſers getroffen worden. Doch iſt dieß keinesweges etwas ganz neues und unerhörtes, da man ja ſchon in Geſchichten der vorigen Zeiten, ob gleich nicht in den nächſten Jahrhunderten, Beyſpiele genug von dergleichen Verknüpfungen zwiſchen Oeſterreich und Sachſen antrifft.

Was hat wohl den habſpurg-öſterreichiſchen und aſcaniſch-ſächſiſchen Stamm mehr eingewurzelt, was hat beyde feſter an einander verbunden; als da Rudolph von Habſpurg ſeine Prinzeßinn Agnes, mit Churfürſten Albrecht II. vermählte? Das habſpurgiſche Haus, welches vorher mit einem nicht allzu großen Anfange, den höchſten Gipfel der Hoheit in Deutſchland erreichte, befeſtigte dadurch unter den Deutſchen ſein Anſehen. Sachſen aber, vermehrte durch des Kaiſers Gunſt, ſeine Größe mit den Grafſchaften Brene und Wettin; und bald hernach unter Churfürſt Rudolphen I. mit dem Burggrafthume Magdeburg: ſo daß man nicht wohl unterſcheiden kann, ob Oeſterreich von Sachſen, oder dieſes von jenem mehr Vortheil gehabt. Da auch endlich der aſcaniſche Stamm mit Albrechten dem III. ausgieng, und die meißniſchen Marggrafen in deſſen Recht traten, nahmen ſie

zugleich

zugleich auch die Meynung an: daß sie keine stärkere Grundfeste für ihren Stamm, als die Verschwägerung mit dem österreichischen finden könnten.

Dieser zu Folge vermählte sich nicht nur Friedrich der Sanftmüthige, welcher ohnedieß die Wichtigkeit der österreichischen Freundschaft, aus der seinem Vater verliehenen Chur hatte schätzen lernen, mit Kaiser Friedrichs des III. Schwester, Margaretha; sondern auch sein Bruder Wilhelm erwählte sich Annen, Kaiser Albrechts II. Prinzeßinn zur Gemahlinn; und also giengen zu einer Zeit, zwey österreichische Glücksterne an dem sächsischen Horizonte auf. Nun ist zwar unter diesen Vermählungen keine, weder wegen Unfruchtbarkeit, noch wegen unwürdiger Nachkommen unglücklich gewesen. Doch mag ich wohl zuförderst Friedrichs des Sanftmüthigen seine preisen: durch welchen die österreichische Margaretha zur allgemeinen Stammmutter des sächsischen Hauses geworden, nachdem sie die glorwürdigen Stifter, der beyden noch itzt blühenden Linien, Ernsten und Albrechten gebohren.

Dieß ist bisher die letzte Verbindung des österreichischen und sächsischen Geblüts gewesen. Da wir aber itzt, nach einem so langwierigen Zeitenlaufe ein neues Exempel davon, in unsers Prinzen Vermählung erblicken: so können wir uns aus derselben so viel mehr Gutes prophezeihen, je mehr sich Oesterreich und Sachsen seit dem verherrlichet haben. So haben auch ohne dieß zu allen Zeiten, beyde Völker einander ihre Liebe und Gewogenheit, gleichsam um die Wette erwiesen; und müssen die sächsischen Geschichte fast auf allen Seiten die Vortheile rühmen, die Oesterreich diesem Hause zugewandt.

Davon redet die Churwürde, welche Sigismund dem Marggrafen von Meißen, und Carl der V. dem albertinischen Stamme verliehen. Davon zeugen die Regierung in den Niederlanden, das güldene Vließ, die jülichische Anwartschaft, und die Erbstatthalterschaft in Frießland, womit Maximilian den Urheber des albertinischen Stammes, Albrechten den

Muthigen begnadiget. Dieß bestätiget das Ansehen, in welchem eben dieser Kaiser Churfürst Friedrichen den Weisen gehalten, dem er zum Generalstatthalter des Reiches mit darzu gehöriger Gewalt verordnet. Aus eben dieser Quelle flossen nachgehends die clevische Belehnung, welche Rudolph II. die Anwartschaft auf die anhaltischen Lande, die Ferdinand I. und auf etliche braunschweigische, die Ferdinand II. den Sachsen, meist aus unerwarteter Huld ertheilten. Was soll ich endlich von völliger Ueberlassung der Lausitz, und unzählichen andern gleichmäßigen Exempeln sagen? da ich besorgen müßte, daß mir die Kürze der Zeit mein Vorhaben zu nichte machen würde; wenn ich mich auch gleich in einen umständlichen Bericht einlassen wollte.

Zudem fodern auch die Verdienste unserer Fürsten gegen die Oesterreicher hier ihren Platz: welche so groß und zahlreich sind, daß man zwar vor einiger Zeit ganze Bücher damit erfüllen; sie aber gleichwohl noch dergestalt nicht erschöpfen können, daß weiter nichts davon zu sagen nöthig wäre. So gar oft haben die sächsischen Prinzen, die immerdar mehr auf die gemeine Wohlfahrt von Deutschland, welche von dem österreichischen Glücke ganz unzertrennlich ist, als auf ihre eigenen Vortheile gesehen, die Angelegenheiten des Hauses Oesterreich mit weisen Rathschlägen befördert, mit tapferer Hand verfochten, mit ihrem und ihrer Unterthanen treuem Blute vertheidigt.

Niederlagen, Verwüstungen und unersetzlicher Schade wurden nichts geachtet: als Friedrich der Streitbare, und dessen Söhne, Friederich der Sanftmüthige, und Wilhelm, der beyden Kaiser Sigismunds und Albrechts II. ihre Sache, wider die Hußiten aufnahmen, und dadurch diese wilden, sieghaften und rachgierigen Leute wieder sich reizten; die in unser Eingeweide wüteten, Stadt und Land verheerten, und den Sachsen den einigen Vortheil übrig ließen, daß sie ihre Treue gegen die Oesterreicher rühmlich behauptet. Ungarn, Niederland und die Friesen sind Zeugen, wie Albrecht der Muthige an allen diesen Orten, für Friedrichen den III. und

Mari-

Maximilian den I. seine Tapferkeit angewendet, sein Volk zugesetzet, sein Geld verwandt; und damit keinesweges sich und Deutschland, sondern Oesterreich geholfen habe.

Wie nützlich Maximilian die Rathschläge des weisen Friederichs befunden, ist eben so bekannt, als daß ihm Johann der Beständige, in Ungarn und Italien mit seiner Faust so heldenmüthig gedienet: daß er, weil ihm keine einzige Gefahr die Augen verdrehen konnte, in der Eroberung von Stuhlweißenburg der erste auf der Mauer war; und damit billig die Belohnung derjenigen erwarb, die eine belagerte Stadt zuerst bestiegen. Der theure Churfürst Moritz legte das Recht der Kriegsschule in Ungarn ab, focht unter Carls V. Kriegsheeren in den Niederlanden, half die unruhigen Böhmen zu Ferdinands Gehorsame bringen, enthielt sich des schmalkaldischen Bundes, damit er vom Kaiser nicht abzutreten schiene, widersetzte sich seinem Vätter Johann Friedrichen, als derselbe wider den Kaiser die Waffen ergriff; bewog seinen Schwiegervater Philipp den Großmüthigen, dieselben niederzulegen, und eroberte, dem Kaiser seine Treue zu bezeugen, Magdeburg.

Hätten ihm auch nicht des Glaubens Sicherheit und des Staats Freyheit, ohne welche Stützen kein Regiment bestehen kann, einige Aenderung abgenöthiget; so würde dieser Fürst in solcher Treue ohne Zweifel unbeweglich gewesen seyn.

Und dennoch hatte der Eifer für die deutsche Wohlfahrt, seine Liebe gegen Oesterreich so wenig bey ihm vertilget, daß er den Seinen, bey der Plünderung von Inspruck, mit allem Ernste anbefahl, sich an dem, was dem Könige Ferdinand zugehörete, im geringsten nicht zu vergreifen. Er setzete sich eben daher, mitten in dem Laufe seiner siegreichen Waffen, selbst ein Ziel, so bald nur die erste Hoffnung zu einem billigen Frieden hervorblickete: und ließ auf einmal alle Absichten zu mehrern Vortheilen fahren, womit ihm sein bisheriges Glück nicht ohne Grund zu schmäucheln schien. Endlich da der Vergleich kaum einige Monate alt, sein Herz aber mehr,

wegen der alten, als neugeſchloßnen Freundſchaft, an Oeſterreich verknüpft war, gieng er zu wiederholter Bezeugung ſeiner Treue, dem türkiſchen Solimann in Ungarn entgegen, ſchlug die Ungläubigen, verwahrte die Donauinſeln, ſetzte alles in Sicherheit; und im folgenden Jahre verſiegelte er in dem ſonſt glücklichen Treffen, mit dem brandenburgiſchen Albrecht, die Treue gegen ſeinen Kaiſer mit dem Verluſte ſeines eigenen Lebens.

Dieſes Fürſten Bruder, Auguſt, iſt zwar in den Geſchichten als Herz, Auge und Hand des deutſchen Reiches vortrefflich; aber auch nicht weniger, wegen ſeiner eifrigen Zuneigung gegen Oeſterreich, berühmt. Seine Jugend hatte ihm durch die zu Prag mit Maximilian II. gemeinſchaftlich genoſſene Auferziehung, an dieſen Herrn ſo feſt verbunden, daß er in den folgenden Zeiten alles, was nur möglich war, für ihn that; ihm ſo wohl, als ſeinem Sohne Rudolphen dem II. den Weg zum Kaiſerthume bahnete; ſeine Völker gegen die Türken ſchickte, und die grumbachiſchen Händel, welche den Oeſterreichern ſo viel Unruhe machten, ſorgfältig dämpfte. Und um eben dieſer Urſachen willen, hatte ihn Maximilian als einen Bruder geliebet, Rudolph aber faſt als einen Vater verehret. So kurz das Leben und die Regierung Chriſtians II. geweſen, iſt ſie dennoch auf eben die Art, als die vorigen, gegen das Haus Oeſterreich, welchem er Geſchütz und kräftige Hülfe wider die Türken geſandt, bewähret worden: und dieſer Fürſt ſelbſt hat bey Rudolphen und Matthia in ſolchem Anſehen geſtanden, daß man ihn zu Beylegung derer zwiſchen ihnen entſtandenen Streitigkeiten, in Perſon erfodert.

Wo es aber ja den Schein haben ſollte, als ob durch ſeinen unvermutheten jählingen Tod etwas wäre gehindert worden: ſo hat es die langwierige Regierung Johann Georgs I. reichlich und ausnehmend eingebracht. In Wahrheit, wenn dieſer Herr für die Oeſterreicher ſonſt nichts gethan hätte, als daß er ſich der Union enthalten, andere davon abgezo-

gen,

gen, den pragischen Frieden geschlossen, und durch diese Mäßigung seines aufgebrachten Eifers, sich, nach des Kaisers eignem Urtheile, nicht nur als einen Freund, sondern gar als einen Vater des kaiserlichen Hauses erwiesen: so würden seine Verdienste bey Oesterreich dennoch unsterblich seyn müssen. Wenn man aber vollend erwäget, wie er Böhmen, Schlesien und Lausitz beruhigen helfen; wie hart er, wegen des Bündnisses mit Oesterreich, die schwedische Rache empfunden; wie er, allein des Kaisers Verlangen nach der Ruhe nicht zu hindern, bey der westphälischen Friedenshandlung, auf die billige Ersetzung seiner erlittenen Schäden zu dringen unterlassen: so wird ihm wohl vor allen deutschen Fürsten der Ruhm bleiben; daß er sich das Haus Oesterreich, durch die ansehnlichsten und wichtigsten Dienste verbunden.

Dem großen Leopold begegnete in eben diesen Fußstapfen Johann Georg II. der nicht nur zu dessen Erhebung auf den Kaiserthron, durch sein Ansehen im Reiche, das er mit persönlicher Gegenwart auf dem Wahltage unterstützte, ein großes beytrug; sondern auch hernach auf den Reichstag nach Regenspurg eilte, die Berathschlagungen wider den Einbruch der Türken in Ungarn kräftig stärkte, und allen deutschen Ständen dadurch sonderlich ein rühmliches Exempel zur Nachfolge gab: daß er der erste war, der sich mit dem Kaiser verband, den Franzosen, die in die Niederlande eingebrochen waren, ein Gebiß anzulegen.

Solche Gedanken waren auch dem unvergleichlichen Helden, Johann Georgen III. von Jugend auf ins Herz gepräget. Dieser focht noch bey seines Vaters Leben bey Mummenheim, hernach in der Wetterau, ferner bey Diedenhofen, und endlich am Rheine, jederzeit glücklich gegen die französischen Heere: und da in den folgenden Zeiten die Türken wider alles Verhoffen, selbst bis an Wien gerücket waren, zog dieser mit unerschöpflichem Muthe und Treue begabte Fürst, nachdem er zu Finsterwalde mit den Oesterreichischen in Bündniß getreten, sein Volk in höchster Eil zu-

ſammen, führte es gegen den Feind, griff ihn an, ſchlug ihn; und zerſchlug alſo, durch dieſe einige That die Ketten, die nicht allein Oeſterreich, ſondern dem geſammten Deutſchlande angeleget werden ſollten.

Wiewohl, man möchte mich im Verdachte halten, als ob ich aus Liebe für mein Vaterland verblendet, indem, was zu deſſen Ruhme gehöret, zu milde wäre. Drum will ich itzt lieber einen Florentiner * von dem Lobe der Sachſen reden laſſen, als ſolches ſelbſt ausſprechen. Die Barbarn, ſpricht er, giengen dem Treffen, das man an ſie brachte, nicht aus dem Wege. Es mußten aber ihre erſte Hitze und den heftigſten Anfall die tapfern Sachſen aushalten, welche, weil ſich in ſolchen Fällen der Rang nach dem Muthe richtet, an der Spitze ſtunden, den Feinden, von denen ſie angefallen wurden, nichts ſchuldig blieben; dem Tode, der ſie auf allen Seiten umgab, nicht einen Fuß breit wichen, auch im Fallen den verfochtenen Ruhm mitnahmen, und dadurch allerdings erwieſen: daß ſie würdig wären, unter den Befehlen desjenigen Fürſten zu ſtehen, der ſie ſo rühmlich anführete. So redet ein Ausländer zum Preiſe eines ſächſiſchen Regenten: ich aber ſcheue mich faſt, denſelben mit meinen Gedanken an den, dieſem Helden ſo gefährlichen Rheinſtrom zu begleiten; dahin er nachgehends ſeine Siegeslorbern ebenfalls pflanzen wollen: und zwar drey Jahre nach einander, über des Glückes Misgunſt nicht zu klagen gehabt, in dem letzten aber leider! durch einen allzufrühzeitigen Tod, mitten in dem Laufe ſeiner Unternehmungen gehemmet worden.

Eben dieſer legte ſich auch Johann Georgen IV. in den Weg, dem es ſolchergeſtalt wohl an Gelegenheit, keinesweges aber an Willen, ſeine Treue dem Hauſe Oeſterreich zu bezeigen ermangelt; welchen er bereits durch den Zug an den Rhein-

* Anton. Stalagonællius Florentinus in Orat. Johanni III. Polon. Regi ob Viennam ab obſidione liberatam debita, Romæ pag. 182.

Rheinstrom aller Welt vor Augen geleget. Dieß würde sonder Zweifel unsere Seelen mit einer betrübten Erinnerung erfüllen, wenn es nicht Gottes Fürsorge zu unserm Vergnügen so weislich eingerichtet hätte, daß, was jener wohlbedächtig vorgenommen, von dem großmächtigsten Friedrich August, der ohnedieß nur zu großen Dingen gebohren ist, ausgeführet und glücklich vollendet würde.

Ich darf nicht bis auf diejenigen Zeiten zurück gehen, da sich seine Verdienste noch an den Siegeszeichen seines theuren Vaters hinauf wunden, als er unter demselben am Rheinstrome Proben der Tapferkeit ablegte. Denn Ungarn, Siebenbürgen und Oesterreich wollen sich nicht aufhalten lassen, und dasjenige vornehmlich erhoben wissen, was er für sich gethan, nachdem er selbst stark genug gewesen, den Feldherrnstab zu führen. Und da rühmen sie denn von ihm mit frohem Munde, daß er den türkischen Sultan, der mit einem unzählbaren Heere endlich einmal was sonderliches auszurichten gedachte, zurück geschlagen; durch unglaubliche Standhaftigkeit die halsstarrige Wuth der Barbarn ausgehalten, und, nach aller Geständniß, mit dem Blute, dadurch dieser Sieg erkauft worden, das Wachsthum der herrlichen Früchte befördert, die das folgende Jahr bey Zenta, nicht sonder abermalige Bemühung der heldenmüthigen Sachsen, reif geworden.

Allein, was hindert uns, daß wir nicht diesem Ruhme einen andern beyfügen, und sagen: wie sich zwar alle sächsischen Herren bisher beständig geweigert, Kron und Zepter, die man ihnen mehr als einmal angebothen, zu ergreifen; weil es meistentheils mit Nachtheil des österreichischen Hauses geschehen sollte; der einige Friedrich August aber den polnischen Thron bestiegen, und den Prinzen von Conti verdrungen, damit er die österreichischen Angelegenheiten unterstützen möchte. So haben, in den vorigen Zeiten der meißnische Wilhelm, nach Absterben seines Schwiegervaters Albrechts II. und seines Schwagers Ladislai, und noch im ver-

verwichenen Jahrhunderte Johann Georg I. aus Liebe zu Oesterreich, den böhmischen Thron nicht besitzen wollen, zu dem sie eingeladen wurden. Noch stärker hat Friedrich der Weise an sich gehalten, da ihm die Churfürsten die kaiserliche Würde, einmüthiglich, drey Tage nach einander, fast aufnöthigten; er aber dagegen so lange arbeitete, bis Carl V. darzu erhoben, und den Oesterreichern also die Hoheit, die sie schon so lange zu des Reiches besten geführet, behalten ward. So sollte es auch, nach vieler Meynung, dem löblichen Churfürsten August nicht schwer gewesen seyn, des Reichs Ruder in die Hände zu bekommen: wenn er nicht lieber bey den Ständen für den österreichischen Rudolph redete, und, wie es ein scharfsichtiger französischer Geschichtschreiber * beurtheilt, ein unentbehrlicher Freund des Kaisers, als selbst Kaiser hätte seyn wollen; da er der übrigen Reichsfürsten nicht entbehren könnte.

Dieß alles, und daß die sächsischen Fürsten wegen des Hauses Oesterreich, sich weder um Reiche und Kronen beworben, noch auch dieselben, da man sie schon in ihre Hände liefern wollen, ergriffen, wird ihnen zwar billig so hoch, als es dergleichen Großmuth verdienet, angerechnet. Jedoch ist unser großmächtigster König durch einen andern Weg zu eben diesem Zwecke gekommen, welcher eben deswegen den polnischen Zepter nicht ausschlug: damit er die französische Partey in Polen zerstäuben, den Anschlägen, die hernach auf so vielen Seiten, aus Frankreich, Bayern und Ungarn wider Oesterreich ausbrachen, desto nachdrücklicher begegnen, und dieß Haus, zum wenigsten von Polen her, obgleich mit seiner eignen Ungelegenheit, bedecken möchte.

So hatte sich denn Sachsen von langer Zeit das Recht erworben, die österreichische Maria Josepha, das edelste Kleinod ihres Hauses, als eine Versicherung beständiger Einigkeit und Liebe zu begehren. Dieß war die schönste Belohnung

* Thuanus l. 48.

lohnung eines so unauslöschlich erhaltenen Eifers, dieses das höchste, was wir hoffen und Oesterreich geben konnte: daß nun eine solche Prinzeßinn, von dort aus nach Sachsen versetzet würde, die von Lust und Vergnügen eingeführet, von einer durchdringenden Anmuth begleitet wird, und welcher ein unaufhörliches Glück auf dem Fuße folget.

So sey uns denn willkommen, durchlauchtigste Maria Josepha, du erwünschte Mutter unsers Landes! Sey uns willkommen, mit deinem unvergleichlichen Prinzen, dem theuersten Friedrich August! Sey uns willkommen, du bewundernswürdiges Paar! in dem eine himmlische Kraft alle Vollkommenheiten von beyderley Geschlecht so glücklich in einander geschmolzen, daß der Maria Josepha Leutseligkeit, Artigkeit, prächtige und wohlgefaßte Gestalt, in Friedrich Augusten; und Friedrich Augusts Großmuth, Gerechtigkeit, reifes und weit ausgebreitetes Erkenntniß, in Marien Josephen, durch einen seltsamen Tausch, bey dem doch jegliches Theil zugleich sein Eigenthum behält, gefunden werden. Freue dich, Sachsen! über dieser Vermählung, und erfülle die Luft mit deinem Frohlocken, weil der Himmel in dem Bande, das deinen Prinzen mit der österreichischen Marien Josephen vereiniget, für dich zugleich unendlich viel Gutes, Leben, Heil und unzerstörliche Ruhe verknüpfet hat; welches alles du nicht erst für die künftigen Zeiten erwarten, sondern schon itzo getrost ergreifen kannst.

Es erfreue sich dieser Vermählung unser großmächtigster König, mit seiner herzgeliebtesten Gemahlinn! Seine eifrigen Wünsche für den einigen Prinzen, für die einige, aber desto schönere Hoffnung seines Hauses und seiner Länder, sind nun erfüllet: und diese frohe Erfüllung müsse ihm lange Zeit ergetzlich vor Augen schweben, und durch eine gesegnete Reihe von Enkeln und Urenkeln, die in seinem Schooße spielen, und, nach dem Vorbilde ihrer Väter, der künftigen Hoheit und Regierung entgegen wachsen, sich zu desto viel-

vielfältigerm Vergnügen, in unzählige ſchöne Bilder zertheilen.

Euch aber, theureſter Friedrich Auguſt, durchlauchtigſte Maria Joſepha, erhalte der allgewaltige Herrſcher in unzertrennlicher Einigkeit, frey von drohenden Gefährlichkeiten und wirklichem Ungemache, und laſſe das heilige Feuer der keuſchen Flammen, die er in euch ſelbſt entzündet, nimmermehr verlodern. So hoffen wir, daß euer Glück, und die Dauer des ſächſiſchen Heldengeſchlechts, das durch euch erbauet werden ſoll, zu einer herrlichern Größe gedeihen werden, als unſre Hoffnung zu faſſen, oder die frohlockenden Zungen vermögend ſind auszuſprechen.

Lobrede

an die weil. Russische Kaiserinn

Katharina,

bey Einweihung der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, gehalten,

von

Theoph. Siegfried Bayern, P. P.
aus Königsb. in Preußen.

Allerdurchlauchtigste großmächtigste Kaiserinn, allergnädigste Kaiserinn und große Frau.

Eure kaiserliche Majestät haben allergnädigst geruhen wollen, in Gegenwart dero geheiligten Person, die von ihnen gestiftete Societät der Wissenschaften, und die mit derselben verknüpfte Akademie bestätigen zu lassen. Dieses ist wahrlich unter so vielen huldreichen Bezeugungen Eurer kaiserl. Majestät, eine so große Gnade für uns, daß wir darüber bestürzt stehen; und dieselbe besser mit Stillschweigen zu verehren wüßten, als, daß wir davon zu reden uns erkühnen wollten. Sie machet uns zwar in uns selbst dermaßen erfreuet, daß wir uns von Gott der größten Glückseligkeit in der Welt gewürdiget zu seyn erkennen. Allein eben dieses machet uns bekümmert, ob wir so glücklich seyn werden, den weisesten Absichten Eurer kaiserl. Majestät, vollkommene Gnüge zu thun; und ob wir geschickt seyn werden, etwas reden zu können, welches eine so große Kaiserinn, eine Prinzeßinn

von

von ſo tiefer Einſicht und gegründeter Klugheit, gnädig aufnehmen könnte.

Der erſte Anblick Eurer kaiſerl. Majeſt. iſt kräftig genug, auch in den edelſten und beherzteſten Gemüthern eine Blödigkeit zu verurſachen. Wie ſollen wir uns denn im Stande zu ſeyn erachten, dero Gegenwart ohne Zittern zu ertragen? Wir ſehen uns hiebey von uns ſelbſt, und von allem verlaſſen; außer, daß unſere Zuverſicht zu E. kaiſerl. Maj. unbegreiflich großen Gnade, durch alle Furcht und Bekümmerniß bricht, Eurer kaiſerl. Maj. fußfällig zu werden, und für die gänzliche Ausführung dieſer vortrefflichen Veranſtaltungen, für die erwieſene kaiſerliche Huld und Gnade, den allerunterthänigſten Dank abzuſtatten.

Wären wir von genugſamer Geſchicklichkeit, ſo würden wir uns der Begierde überlaſſen, die wir haben, das gerechteſte Lob Eurer Maj. bis an den Himmel zu erheben. Allein wenn ehemals Alexander der Große, ſeine Geſtalt von keinem andern in Marmor gehauen, oder in Erzt gegoſſen wiſſen wollen, als vom Pyrgoteles und Lyſippus; deren beſchrieene Kunſt ihn verſicherte, daß die Abbildungen von ihm niemals beſſer gerathen könnten: ſo ſtehen wir in Sorgen, ob unter uns, jemandes Mund oder Feder, nicht etwa das majeſtätiſche Bild einer ſo großen Kaiſerinn, und dieſes holde Licht ihrer Augen; ſondern, welches weit mehr iſt, den durchdringenden Verſtand, die ungemeine Fertigkeit in allen Rathſchlägen, das ſtandhafte Weſen, den tapfern Muth, das gerechte Gemüth, das fromme Herz, die landesmütterliche Gnade, kurz, alle Tugenden, alle Verdienſte, mit gleicher Kunſt und völligem Beyfalle abbilden würde.

Doch die hohen Eigenſchaften preiswürdiger Regenten, ſind in eine ſo wunderwürdige Höhe geſetzet, daß ſie von allen erkannt, aber von niemanden mit einigen Lobſprüchen erreichet werden. Die ſtärkeſten Redner werden dadurch gleichſam als von einem Gewichte unterdrücket, daß ſie ſich nicht einmal recht erheben können. Jene ſind wie ſo viele Sonnen, von deren Lichte und Wärme alles eine überzeugende

Em-

Empfindung hat; nach deren Glanze und Wesen aber, kein bloßes Auge ohne Verletzung hinzuschauen vermögend ist. Je näher solche große Seelen der Göttlichkeit kommen, desto mehr haben sie hierinnen von derselben Art an sich. Auch die geringsten Tugenden sind ihres Ruhmes fähig. Bey dem Anwachse der Vortrefflichkeiten aber, verlieren sich allgemach der Redner Kräfte: bis bey den größten Thaten die Rednerkunst im Stillschweigen, bey Gott aber in Verwunderung aufhöret.

Thrasikrates wollte aus dem ungeheuren Gebirge Athos eine Abbildung des großen Alexanders hauen*; so, daß dieselbe mit einer Hand eine volkreiche Stadt, mit der andern einen Strom unterstützen sollte. Die Vermögenheit der Kunst, schien selbst den Siegen und dem großen Gemüthe dieses Helden zu trotzen, und verdienete demnach billig verworfen zu werden. Nicht minder sind diejenigen Redner zu verwerfen, welche sich schmäucheln, den Verstand unvergleichlicher Helden, von welchen so große Thaten Zeugen sind, mit ihrem Verstande zu erreichen: davon doch nichts mehr, als eine Hand voll armer Worte zeugen kann.

Wann uns alle Geschicklichkeit gebricht, Eurer kaiserl. Maj. Ruhm mit Worten zu erheben; derselbe auch so groß ist, daß die stärksten Redner davor verzagen müssen: so bleibt uns allein dieses übrig, unserer Begierde einiger maßen eine Gnüge zu thun; daß wir uns von E. kaiserl. Maj. die Gnade ausbitten, daß es uns allergnädigst erlaubet seyn möge, ihrer hohen Verdienste, welche durch den größten Theil der Welt bekannt, und allen getreuen Knechten E. Maj. ins Herz geschrieben sind, vor dem Throne E. Maj. uns in schwacher und mangelhafter Vorstellung gleichsam nur zu erinnern. Denn, wie ist es möglich, daß wir uns ein so strenges Gesetz geben könnten, von dem nicht zu reden, davon unsere Gedanken angefüllet, und alle unsere Sinnen eingenommen sind? Oder was kann zur Erweckung der Freude dero getreuester Unterthanen,

* Plutarchus in Alex. fol. 705.

thanen, und zur Verherrlichung dieſes Tages vermögender ſeyn; als wenn wir die Gnade genießen, an das gedenken zu können, wodurch wir alle dieſe große Reiche, bis an den Gipfel der Glückſeligkeit gebracht ſehen?

Es hat die vortreffliche rußiſche Nation ſich bereits in den älteſten Zeiten durch mächtige Kriege hervorgethan. Sie war unter der Kaiſer Adrians und Antonins Regierung, den römiſchen Provinzen an der Donau, zur Furcht und zum Schrecken geworden: ſo gar, daß dieſe löblichen Kaiſer mit ihrer ganzen Macht, von Rom aus, an die äußerſten Gränzen des römiſchen Reiches rücken mußten; und daß nachmals der Kaiſer Antoninus Commodus, durch zugeſtandene wichtige Vortheile ſie zu beſänftigen genöthiget ward. Sie beſtritt auch in den folgenden Zeiten, die von den Römern nie unter das Joch gebrachten Deutſchen, und vertrieb ſie aus einem großen Theile des nordlichen Landes. Wenn man nun dabey in Erwägung zieht, daß ſie ſich wider die tapfern und klugen Hunnen, vor welchen ganz Europa erbebete, in ihren Plätzen zu erhalten gewußt: ſo iſt dieſes alles ein unwiderſprechlicher Beweis, nicht allein einer überlegenen Tapferkeit, ſondern auch einer ausnehmenden Klugheit ſich ſelbſt zu regieren, geweſen.

Wie aber kein Volk unter der Sonnen ſo fruchtbar in Erfindungen, ſo unerſchöpflich in der Einſicht, ſo glücklich in einem vollkommenen Beſitze der Weisheit und der Regierungskunſt geweſen, daß es in allen dieſen Stücken nicht einen Zuwachs hätte leiden können: alſo hat nachmals die ruſſiſche Nation hierinnen auch nicht ein geringes, der genauen Vereinigung mit den Griechen zuzuſchreiben gehabt. Die tapfere Olga, des Großfürſten Ingors Gemahlinn und würdige Nachfolgerinn, hat hiezu den erſten Grund gelegt; als ſie ſich zum griechiſchen Kaiſer nach Conſtantinopel verfüget, um daſelbſt von unſerm allerheiligſten Glauben, welchen ſie lieb gewonnen hatte, einen gnugſamen Unterricht zu überkommen. Ihr Enkel Vlodimir, hat durch die Heirath mit der Prinzeßinn Anna, der griechiſchen Kaiſer Baſilius des II. und

Con-

Constantins des VIII. Schwester, die Verbindung der griechischen und russischen Nation noch fester gegründet. Es war nämlich damals der constantinopolitanische Hof ein rechtes Muster einer wohl eingerichteten Regierung, und die griechische Nation die einzige Bewahrerinn aller Künste und Wissenschaften: dahingegen ganz Italien, Deutschland und das übrige Europa in eine wüste Barbarey, und zum Theile in tausend Verwirrungen gesetzet war.

So genoß demnach Rußland viel eher das Glück, von den benachbarten Griechen, fromme, kluge und geschickte Leute, samt allen andern Vortheilen zu überkommen, als Italien: welches eine geraume Zeit hernach, bey dem Untergange des constantinopolitanischen Reiches, durch die Flüchtlinge der Griechen sich erbauet, und das von ihnen empfangene Licht ihren Nachbarn aufgesteckt. Wenn nicht durch ein göttliches Verhängniß, die russische Nation bald hernach in viele Zerrüttung gerathen wäre, würde sie schon von derselben Zeit an, den Vorrang vor vielen andern erhalten haben. Aber eine erfolgte Theilung hatte sie entkräftet, und die Uneinigkeit der Prinzen hatte sie den Benachbarten geliefert: als endlich ein frecher Schwarm sich diese Vortheile wider sie zu Nutze gemachet, und eine lange Zeit das Glück dieses großen Landes unterdrücket hat.

Kaum hatte man sich, sonderlich durch die Tapferkeit der beyden Czaaren gleiches Namens, Johannes Wasilowitz, der unerträglichen Last entschüttet, auch nachmals die innerlichen Unruhen gestillet, und alles aus der äußersten Verwirrung in einen leidlichen Stand gesetzet; als sich, nebst der Pracht des Hofes, die Macht des Reiches und die Klugheit zu regieren, hervorgethan. Es schloß dieses sich aber dennoch in engere Gränzen ein, und hatte allein zur Absicht, die Benachbarten in Furcht, und sich selbst aus einer so langwierigen Unordnung in richtigere Verfassungen zu setzen. Wie dieses vielen Verstand erfoderte, so schien es dem großen Czaar Alexius Michaelowiz nicht zulänglich zu seyn, dieses mächtige Reich in einen blühenden Stand zu erheben. Er

ſatz bereits nach der ihm beywohnenden Weisheit, ein vieles ein, was hierzu erfodert ward. Dieſes große Werk auszuführen, und die Nation bey der ganzen Welt dadurch in die gröſte Hochachtung, an ſich ſelbſt aber, in den Beſitz der vortrefflichſten Glückſeligkeit zu ſetzen, hatte Gott deſſen würdigſten Sohn, den großen Petrus, glorwürdigſten Andenkens, mit Einſicht, Geiſt und Kraft ausgerüſtet.

Es konnte ſchon in ſeiner Jugend, wenn er von der benachbarten Völker Glanz und beglückten Regierung hörete, ſein großer Geiſt niemals anders, als für den Ruhm und das Glück ſeines Volkes entbrannt werden, dem er ſich und alles aufzuopfern begierig war. Er konnte in die, von ſeinen Vorfahren geſetzten Gränzen ſeines Reiches, und ſeiner Herrſchaft, ſich nicht einſchließen laſſen. Er fand Muth und Kräfte in ſich, ſeine Schultern der Laſt der Regierung von ganz Europa zu unterziehen, und den Schickſalen von Aſien den letzten Ausſchlag, oder ein überſchlagendes Gewicht zu geben: und dieſes alles nicht aus einer Ehrbegierde, die für ſich ſorgte; ſondern weil Se. Majeſtät wußten, daß hierauf die Sicherheit und Glückſeligkeit ihrer Länder, der Glanz ihres Volkes, und die Ruhe der Welt beſtehen müßte.

Alles nun, was ſeine Maj. nach dieſem unternommen, hat jene Ueberlegungen zum Grunde und zur Abſicht gehabt. Und wenn viele Prinzen durch die Fügungen der Zeit, die Vortheile des Glückes ergriffen haben, ſich in einigen Stücken hervorzuthun: ſo können wir es nicht genug bewundern, daß ſeine Maj. ohne alle ſolche Vortheile, ſo wichtige Sachen mit einem weit ausſehenden Auge erzielet; und dieſelben bey tauſend Hinderniſſen, dem erſtern Entwurfe gemäß, mit einer unglaublichen Klugheit und Standhaftigkeit, ins Werk geſtellet. Da Se. Maj. erkannten, daß den endlichen Zweck ihres Wunſches zu erreichen, eine Oeffnung zur Oſtſee, ein nach anderer Völker Art eingerichtetes Heer, eine genaue Kundſchaft der europäiſchen Höfe, und nach Beſchaffenheit

der

der Umstände, genaue Verbindnisse erfordert würden; und daß dieses alles zu bewerkstelligen, und die Unterthanen dahin abzurichten, die in den gröſten Theilen von Europa blühenden Künste und Wissenschaften nöthig wären: so haben sie nichts unterlassen, nicht eher ruhen wollen, bis in allen diesen weitläuftigen und wichtigen Stücken, der höchste Gipfel von ihnen erlanget würde. Sie haben unbeschreiblich viele und schwere Reisen unternommen, um selbst die Verfassungen von Europa, die dazu beförderlichen Anstalten, und auch so gar die Kleinigkeiten, durch welches jenes unvermerkt, aber dennoch wirklich befördert wird, ihnen bekannt zu machen.

Er richtete nach dieser Einsicht, die Sachen seines Reiches ein. Die darinn verursachten Verhinderungen, wandte sein kluger Verstand zu seinem Vortheile, und zur Beförderung des Guten an. Und da eine der tapfersten Nationen der ganzen Welt sich denenselben am heftigsten widersetzte; so muſte sie zur Uebung der russischen Kriegesmacht das ihrige beytragen, und eine Zeuginn der Standhaftigkeit und Klugheit unsers Monarchen werden. Seine Maj. befanden sich nach wenigen Jahren, in allen Vortheilen ihrer Absichten. Sie hatten eine befestigte Regierung, ein wohleingerichtetes und erfahrnes Heer, das so viele Proben der dieser Nation eingepflanzten und durch Se. Majestät angeflammten Tapferkeit gegeben; eine Seemacht, die zugleich aufgebracht, und zugleich sieghaft gewesen war.

Petrus hatte mehr denn einen Hafen erobert; und diese herrliche Stadt, an einem vormals wüsten und morastigen Orte, in sehr wenigen Jahren erbauet. Er hatte die Verehrung seiner Maj. und die Verherrlichung dieses Volkes bey allen Nationen, eine Verbindung mit so vielen Potentaten, die Liebe seiner Freunde, die Furcht der Feinde, das Ruder von Europa, und viele der geschicktesten und geübtesten Unterthanen. Er hatte sich die getreuesten, klügesten und erfahrensten Räthe ausersehen; den heiligen Synodus mit den frömmsten und gelehrtesten Prälaten besetzet, heilsame Gesetze verordnet, für den Anbau seines allerheiligsten Glau-

bens die höchſtnöthigen Verfügungen gethan, und ſo viele andere vortheilhafte Anſtalten gemachet; und dennoch darzwiſchen den Grund zu allen Künſten und Wiſſenſchaften gelegt. Des allen iſt der gröſte Theil der Welt ein Zeuge: dieſes weitgeſtreckte Reich aber, damit ich mich des Ausdruckes eines hochwürdigſten Prälaten und vortrefflichen Redners bediene, iſt, ſo groß es iſt, ſelbſt zur Ehrenſäule ſeiner Thaten und ſeiner Verdienſte gediehen.

Niemanden würde es Wunder nehmen, wenn ich von dieſem groſen Monarchen, von dieſem Vater des Vaterlandes reden, und mir keine Gränzen ſetzen könnte. Denn was könnte ich finden, welches Eure kaiſerl. Maj. mit mehrerm Vergnügen anzuhören geruhen ſollten? Ja wie rühmlich iſt dieſes alles, was man ſagen kann, Eurer kaiſerl. Maj. unſerer allergnädigſten Frauen ſelbſt? als welche ſo einen weiſen Meiſter und Anführer in der Regierungskunſt gehabt; oder, was weit mehr iſt, welche in den letzten und beſten Jahren, zugleich am Ruder geſeſſen, und die ruhmwürdigſten Thaten, durch ihren klugen Rath befördert hat? Was demnach von dem preiswürdigſten Kaiſer zur Bewunderung ausgeführet worden, das haben wir nicht minder Eurer Maj. zu verdanken. Denn es iſt allen erinnerlich, daß, was der groſe Petrus gethan, die groſe Catharina hat überlegen helfen. Daher hat nun dieſes weiſeſten Herrn unbetrügliche Einſicht in die Gemüther, den himmliſchen Verſtand Eurer kaiſerl. Maj. ſo gleich erkannt und bewundert, und Dero Verdienſte haben ſein groſes Herz beherrſchet.

Und wie ſollten ſie dieſes nicht thun? Befand er ſich auf weiten Reiſen: Eure kaiſerl. Maj. opferten zugleich ihre Kräfte darauf; auch ſelbſt in dem Zuſtande, da ihre Beſchwerlichkeit die Ruhe inſonderheit erfodert hätte. Muſterte er ſein Heer: Eurer kaiſerl. Maj. ſcharfes Auge ſah nicht weniger auf alle Bewegungen ihrer Soldaten. Begab er ſich zur See: Eure kaiſerl. Maj. ſcheueten eben ſo wenig die Drohungen des rauhen Ungewitters, und des ungetreuen Meeres. War ſein Herz jemals vollkommen vergnügt: ſo war es von dem

dern ihrigen entzündet worden. War das große Herz erm
det; Eure kaiserl. Maj. munterten es auf, und unterstützt
die sinkenden Arme ihres Helden. Und, o! was ist wu
dersamers, als, wenn in den schwereſten und weiteſten Krieg
zügen E. kais. Maj. mehr als einen männlichen Muth bezeug
einer mehr als glaublichen Gefahr sich nicht entzogen habe
Die entlegenſten Reiche, Deutschland, Dännemark, Persie
und die Türkey haben E. kaiserl. Maj. Gegenwart nicht w
niger, denn ihres großen Petrus bewundert. Wir habens
unſerm Vaterlande mit Erſtaunung angehöret, wir hab
es von denen, die es geſehen, gehöret, in welcher Gefahr d
Sachen des Reiches bey dem Prut geſtanden; und wie d
ſelbſt Eur. kais. Maj. Weisheit und ſtandhaftes Weſ
hervorgeleuchtet hat.

Es war die Macht des türkiſchen Reiches, theils aus B
neidung des ſteigenden Glücks der Ruſſen, theils durch frem
de Reizung, zum Friedensbruche bewogen worden. Ma
hörete ſo bald nicht von ſeinem gefaßten Entſchluſſe, als d
glorwürdigſte Kaiſer, ſein Reich zu keinem Tummelplatze d
Krieges zu machen, ſchlüßig ward, ſich dem drohenden Fei
de entgegen, und vor die Spitze ſeiner Armee zu ſtellen. E
gieng an die Gränzen, und drang bis über den Prut in d
Moldau, ſo daß ſich die Moldauer und Wallachen ergebe
mußten. Gleichwie man aber dieſer ihren Zutritt vorh
geſehen: alſo mußte man ihre Kaltſinnigkeit hernach unve
muthet erfahren. Man hatte ſich durch dürre Wüſten g
zogen: Menſchen und Pferde waren theils geſtürzet, thei
ermüdet; und des Proviants fand man weniger, als zure
chend war. Es drungen indeſſen die feindlichen Tartar
auf unſere Armee, und die türkiſche Macht von hundert un
funfzig tauſend Mann war unvermerkt heraus gerücket. D
abgematteten Soldaten, der unbequeme Ort, die uns übe
eilenden und an Menge überlegenen Feinde, der von den Ta
tarn abgeſchnittene Rückweg, hätten auf einmal alles in Ve
zweifelung ſetzen können. Doch die klugen Anſtalten d
glorwürdigſten Kaiſers, und die Tapferkeit des ſiegreichen He

ren hielten vielmehr den Feind mit ſeinem Schaden ab, und brachten ihn in eine größere Beſtürzung, über einen ſolchen Entſchluß, ſich ſelbſt wider alle Unmöglichkeit zu ſetzen; als er bey den Unſern, durch alle ſeine Vortheile verurſachet hatte. Indem ſich das ruſſiſche Heer allgemach zurück zog, mußte der Feind vier ganzer Tage lang, bey unabläßigen Anfällen, derſelben Widerſtand kennen lernen.

Endlich aber kamen die Unſern in ein Gedräng, da kein Fuß ohne augenſcheinliche Gefahr fortgeſetzet werden mochte; und da der Mangel der abgeſchnittenen Zufuhr, das bedrängte Heer an demſelben Orte nicht beſtehen laſſen konnte. Alles war auf Seiten der Feinde vortheilhaft: nur die Unſern waren von allen verlaſſen, und von Feinden umringet. Der glorwürdigſte Kaiſer, unſere theureſte Kaiſerinn, das ſiegreiche Heer, die Blüthe des ruſſiſchen Adels, und mithin das ganze Reich, ſtunden auf der Spitze der Gefahr, dem frechen Schwarme und der Rache eines unverſöhnlichen Feindes der Chriſtenheit geliefert zu werden. Was ſich noch dem endlichen Verderben entgegen ſetzen wollte, daſſelbe ſchien: als wollte es die, von der Gewalt des Waſſers aus ihrem Sitze gewälzten, und von hohen Felſen herabgeſtürzten Steine aufhalten, oder einen von ſeiner Höhe herabſchießenden Strom ſelbſt hemmen.

Das ſonſt ſo ſtandhafte Herz unſers Helden, überfiel eine ungewöhnliche Bewegung. Es wußte auf keinen Rath, auf keinen Ausgang zu denken; es war ihm ſelbſt entriſſen, und ließ nunmehr keine Kraft, nichts von ſeinem feurigen Geiſte mehr an ſich ſpüren. Alles um ihn war theils beſtürzt, theils verzweifelt. Nur allein Eure kaiſerl. Maj. waren unerſchrockenes Muthes. Sie redeten ihrem Helden kräftig zu, und erweckten ihn, daß er Hoffnung von ſich, und ſeinem Reiche faßte. Wenn Eure kaiſerl. Maj. auf die Sicherheit ihrer geheiligten Perſon, und ihres großen Petri allein hätten ſehen wollen: ſo wäre auch ein unwegſamer Weg zu dero Errettung entdecket worden. Allein die Liebe zu dero getreuem Heere, wollte in ihrem landesmütterlichen Herzen keinem eigenen

Vor-

Vortheile Platz geben, ohne mit sich dero getreueste Unterthanen zu befreyen. Sie unterzogen sich einem wichtigen Anschlage, und unser Held lehnete sich auf Eurer Maj. ihm gnugsam bekannten Verstand und Lebhaftigkeit; und stellete hiermit, sich, sein Reich, und sein Heer in Eurer Maj. Hände. Eure Maj. bestritten die Affecten des wilden Feindes, so, wie das Schrecken des russischen Heeres. Sie zeigeten, daß ein klug angelegter Rath oft mehr vermöge, als eine überlegene Macht von vielen tausenden. Sie erhielten darinnen einen Sieg, der ihnen rühmlich; ihrem Helden, dem Reiche, dem Heere, zur unvermutheten Rettung; dem vermeynten Sieger aber zu seinem äußersten Unglücke gediehen.

Wir Menschen erkennen die Vortheile niemals voraus, die öfters unter den größten Verhängnissen der Reiche dieser Welt erzielet und gebildet werden. Das kömmt, wie mich bedünket, daher: weil die Welt nicht allein nach menschlichen Absichten regieret wird. Die göttliche Vorsehung, die jenen den Segen mittheilet, machet zuweilen eine Störung dazwischen, um etwas über aller Menschen Gedanken auszuführen. Vor ihr geht Dunkel und Finsterniß her: sie selbst ist in Schatten verhüllet: hinter ihr her aber, ist es wie ein schöner Saphir, und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist. Dermaßen ist nunmehr unschwer zu erkennen, was bey jener Bestürzung in dem göttlichen Verhängnisse verborgen lag. Eure Maj. glichen bis dahin dem schimmernden Glanze eines kostbaren Edelsteines, welchen die Natur zwar vollkommen ausgearbeitet hatte; aber die Hand des himmlischen Meisters den Augen der Unwissenden offenbar machen wollte. Dem gefaßten Vorsatze ihres glorwürd. Petri, gegen die Verdienste E. Maj. mit Nachdruck erkenntlich zu seyn, wollte der Himmel zuvor kommen; und nicht allein ihrem Helden den Wink geben, die endliche Entschließung zu ergreifen; sondern auch selbst ihre Würdigkeit zu regieren, bey einer so verworrenen und verzweifelten Sache, vor den Augen aller Welt bekannt machen.

Wir haben in dem Alterthume Exempel der Könige, bey welchen in ihrer Jugend, zur Andeutung ihrer künftigen Herrſchaft, eine Flamme, ohne ſie zu verletzen, aus ihrem Haupte hervor geſchlagen, und ehe ſie verſchwunden, ſich um ihre Schläfe gezogen hat. Dieß war der groſſe Tag, an welchem Gott die ſiegreichen Lorberzweige um E. Maj. geheiligtes Haupt ſelbſt gewunden; die, weil ſie vom Himmel abſtammen, die nachmalige Pracht der kaiſerlichen Krone theils angedeutet, theils übertroffen haben. Wie Eure Maj. in den folgenden zehen Jahren, bey den Kriegeszügen und weiten Reiſen ſeiner kaiſerl. Maj. glorwürdigſten Andenkens, ſich dem einmal von ſich bezeigten himmliſchen Geiſte gemäß erwieſen, und wie daraus ihrem Ruhme viel erſprießliches erwachſen: ſo iſt ſolches auch bey E. kaiſerl. Maj. Unterthanen, eine unaufhörliche Reizung zur Liebe und unterthänigſten Treue geweſen.

Nachmals, da Eure kaiſerl. Maj. dero durchlauchtigſten Gemahle in die Königreiche Caſan und Aſtrakan, nach den äußerſten Gränzen ihrer weitläuftigen Länder, gefolget ſind, haben ſie weder des unbändigen caſpiſchen Meeres angedrohete Wuth, noch die unerträgliche Luft, noch die dürren Wüſten, noch die Gefahr vor einem wilden und liſtigen Volke geſcheuet; um an denen ſo herrrlichen, und für dero Lande ſo vortheilhaften Siegen Theil zu nehmen. Dieſes war die Gegend, in welcher die Alten ihre ſtreitbaren Amazonen geſetzet. Man hat zu unſern Zeiten dieſen Ruhm dem dortigen Lande ſtreitig gemachet. Allein es kann daſſelbe einen ſolchen Ruhm allen andern Plätzen in Aſien, oder in Europa gönnen, nachdem es E. Maj. die ſtreitbareſte Amazonin in ſeinen Gränzen geſehen. Wann demnach Eure Maj. die höchſtverdiente kaiſerliche Krone auf dero geheiligtes Haupt geſetzet: ſo hat das frohe Volk die Vorſehung des Himmels, ihres allergn. Kaiſers väterliche Fürſorge, und E. Maj. hervorragende Verdienſte, mit vereinigtem Herzen und darunter gemiſchten tauſend inbrünſtigen Wünſchen erhoben.

Dieſes

Dieses war ein Tag, welchen der Einfluß des gütigen Gestirnes vor andern erleuchtete, der aber weit mehr von dem Glanze E. Maj. verkläret ward: ein Tag, der das befestigte Reich zum voraus in Sicherheit setzete, den darauf erfolgten schweren Schlag des Verhängnisses in Ruhe zu ertragen. Der große Petrus hatte die irdische Krone zum Pfande seiner Liebe und Erkenntlichkeit, auf das größte Haupt gesetzet. Es rührete ihn gleichsam die Ahndung, daß sein großer Geist, zu einer herrlichern in den Himmel hingerissen würde: daher er sich zu einem geruhigern und gelassenern Gemüthe, bey seinem seligsten Hintritte zubereitete; indem er die Last der Regierung auf Er. Maj. würdigste Schultern geleget; und die Sorge, alle so große und wichtige Unternehmungen zu befördern und auszuführen, Ex. Maj. Weisheit und hohem Verstande überlassen hatte.

Wie sehr dieser Hintritt Eure Maj. gebeuget, und in die tiefste Finsterniß gesetzet hatte; so hoch hat das Licht ihres Verstandes aus der Dunkelheit hervorgeleuchtet: als dieselben nicht allein den höchsten Thron in gewünschter Ruhe betreten, welche in diesem Reiche bis dahin so ungewöhnlich gewesen; sondern auch alle bisherige Anschläge auszuführen beschlossen haben. Wir sehen das siegreiche Heer in gutem Stande, allen Feinden Trotz zu biethen. Wir sehen Eure Maj. selbst vor der Spitze ihrer Schaaren. Wir sehen eine vermehrte Seemacht; eine überall wohl eingerichtete Regierung, ein Verbindniß mit den größten Potentaten, die Beförderung der Ruhe von Europa, die Hemmung einer so übersteigenden Macht in Asien, die Hochachtung aller Völker gegen E. Maj., die Herrlichkeit der russischen Nation; Recht, Gerechtigkeit und Gnade in allen dero Reichen; den Flor der Handlung und alles Gewerbes; kurz, ein überall vom Himmel gesegnetes Regiment, und endlich auch den Anbau guter Künste und Wissenschaften.

Wenn ich gleich bey Erinnerung der höchsten Verdienste E. kaiserl. Maj. ihren hohen Gedanken nicht gleich kommen können,

können, ſondern der Schwachheit meiner Einbildungen habe unterliegen müſſen: ſo wollte ich mich, deſſen ungeachtet, erkühnen, die großen Vortheile, welche dieſes Reich von den Wiſſenſchaften zu genießen hat, nach der Länge vorſtellig zu machen. Ich würde erweiſen können, wie unumgänglich nöthig es einem Reiche ſey, daß der Jugend die Begebniſſe der Welt bekannt gemachet werden; daraus dieſelbe ſich nicht allein, was zuvor geſchehen, zur nöthigen Nachricht in denen etwan damit verknüpften Vorfällen merken könne; ſondern auch auf das künftige guten Rath, und von allen möglichen Veränderungen in der Welt, gnugſamen Unterricht haben könne: wie dieſe Begebniſſe dermaßen an einander hängen, daß die neuern Geſchichte auf den ältern beruhen; wie nichts vermögender ſey, die Gemüther zur Nacheiferung der Tugend zu gewöhnen, als die Erkenntniß und gründliche Vorſtellung ruhmwürdiger Thaten; wie die Jugend durch dieſen Weg zur Erkenntniß der itzigen Verfaſſungen der Welt, der ſo vielen Regierungsarten, derſelben Grundes und Urſprunges, der Gerechtſame großer Potentaten, und den beſondern Abſichten aller Staaten, und der Kenntniß ſo unterſchiedener Gemüther, allgemach geführet werde. Wie nachtheilig es einem Lande ſey, daß die ruhmwürdigen Thaten ſeiner Regenten, und die Geſchichte eines Volkes entweder gar vergeſſen, und verdunkelt werden; oder der benachbarten und auf vielerley Art eingenommenen Scribenten nachtheiligen Feder überlaſſen bleibe: wie im Gegentheile einer wohl eingerichteten Regierung gar zu viel daran gelegen iſt, daß dieſelbe ſich auch in dieſen Vortheilen geſichert ſehe: wie hierdurch und durch die Erkenntniß der Geſetze der Natur, der Rechte der Völker, der heilſamen Verordnungen weiſer Regenten, die Jugend zubereitet werde, ihrem Vaterlande die erſprießlichſten Dienſte zu thun. Wie nöthig es ſey, der Jugend die Regeln der vernünftigen Schlüſſe unſers Verſtandes zu zeigen, und die Vortheile, dasjenige, was man erkennet, mit Nachdruck, Vorſichtigkeit und Anmuth vorzutragen. Wie rühmlich es ſey, in

den

den mathematischen Wissenschaften die Scharfsinnigkeit der Gemüther zu üben: wie vortrefflich und angenehm es sey, den Lauf der Sterne, das Regiment der Luft, den Zustand der Natur zu erforschen. Oder, wie nützlich es sey, durch Erkenntniß der Gewächse, der Theile und Zusammenfügungen des menschlichen Körpers, und der Zubereitung heilsamer Mittel, andere dahin anzuführen, daß sie tüchtig werden, den Schwachheiten und Gefährlichkeiten unserer Leiber zu Hülfe zu kommen: wie vortrefflich es endlich sey, durch Erfindung neuer Instrumenten, oder Verbesserung der alten, so vielen Künsten, und aller menschlichen Nothdürftigkeit beyzuspringen.

Ich würde dieses alles unwidersprechlich erweisen können, und würde dennoch nicht alle Vortheile erschöpfet haben, welche bey diesen vortrefflichen Veranstaltungen, aus der landesmütterlichen Fürsorge Eurer kaiserl. Maj. diesen ihren Reichen zuwachsen. Doch außer dem, daß solches ein jeder für sich selbst vernünftig einsehen kann: so dörfte es auch, dafern ich hiervon weitläuftig wäre, das Ansehen gewinnen, als ob wir dabey unvermerkt, auf unsere Kräfte ein gar zu großes Vertrauen setzen wollten. Wir sind bereit, allergnädigste Beschützerinn, alles zu thun, was uns nur möglich ist, wodurch die Wissenschaften, die uns etwan beywohnen, ihre Verbesserung erhalten können; und daß die Jugend dieses herrlichen Reiches, unter unserer Anführung, in denenselben unterrichtet werden möge.

Daß es uns aber möglich falle, so erwünschen wir über uns den Segen des Himmels, der uns nicht entstehen kann; nicht wegen einiger unserer Würdigkeit, sondern weil Gott E. Maj. dermaßen liebet, daß er derselben Anschläge ohne seinen Beyfall und ohne sein Gedeihen nicht lassen wird. Die Tage, die der Himmel Eu. kaiserl. Maj. beyleget, sind so viele Zeichen der gnädigsten Providenz unsers Gottes, nicht

allein

allein für diese vortreffliche Nation, sondern auch für den größten Theil der Welt.

Für die höchste Gnade und Huld, die Eu. kaiserl. Maj. unsere allergnädigste Beschützerinn, uns zu erweisen geruhen wollen, danken Er. kaiserl. Maj. wir, dero getreueste Knechte, in aller Unterthänigkeit. Wir sind beglückt! Wir können uns bey unserer Freude nicht fassen! Wir wollen es der Nachwelt sagen! ja vielmehr, wir wollen auf unser Altar den reinsten Weihrauch streuen; und indem derselbe gen Himmel steiget, unsere Hände zu dem allerhöchsten Gott erheben: daß er Eurer Maj. ein langes Leben, und dabey ungekränkte Leibeskräfte, eine allezeit friedliche und gesegnete Regierung, ein überall erwünschtes hohes Vergnügen verleihen; Eure kaiserl. Maj. und dero sämtliches hohes Haus mit aller Glückseligkeit überschütten, ihre Waffen und Rathschläge segnen, alle ihre Feinde zu ihren Füßen werfen, und in Eurer kaiserl. Maj. Gnade, uns, dero getreueste unterthänigste Knechte, beständig erhalten wolle.

Lobrede
auf
König August den Zweyten,
auf Befehl des Raths der Stadt Danzig
gehalten von
Gottfried Lengnig, D.
ins Deutsche übersetzt von
Hrn. M. Johann Joachim Schwaben.

Königlicher Herr Burggraf,
Hochansehnliche Herren Bürgermeister und Räthe dieser Stadt,
Wie auch nach Stand und Würden allerseits hochgeschätzte Anwesende.

Nach zurückgelegten fünf und dreyßig Jahren, die auf einem beschwerlichen und mühseligen Posten hingebracht worden; nach außerhalb hergestelltem Frieden; nach innerhalb befestigter Eintracht; nach bestätigten Gesetzen; nach Einrichtung der Kriegesheere; nach einer auf den höchsten Gipfel gebrachten allgemeinen Glückseligkeit: begiebt sich August in die Unsterblichkeit, welche er durch seine Tugenden und große Thaten verdienet hat. Das Reich, so viele und große mit dem Reiche verknüpfte Provinzen, alle Bürger, welche das weitgestreckte Polen in sich schließt, sind bestürzt und erstaret. Sie beklagen mit einem Munde, dafern sie vor Schrecken die Wunde fühlen können, den aller-

allergütigſten König, der ſich ihnen entriſſen; den allgemeinen Vater, den ſie verlohren, und die Verſicherung ihres Heils, welche ihnen entzogen worden. O betrügliche Hoffnung! o vergebliche Wünſche und gänzlich zernichtete Vermuthungen!

Wir wußten zwar wohl, daß der König ins drey und ſechzigſte Jahr gieng, und daß ſich ſolches zum Ende neigte; uns war nicht unbekannt, daß es wenigen Sterblichen glücket, ein ſolches Alter zu erreichen; von herrſchenden Häuptern aber, kaum einem oder dem andern gelingt. Allein, wenn wir den geſetzten und ſtarken Leib unſers Königes; die nach der letzten Krankheit, welche ihm den Tod drohete, wieder erlangten, ja vermehrten Kräfte; oder die vorige Munterkeit des Geiſtes bedachten: ſo hofften wir erfreut, ſein Ende ſey noch weit hinaus geſtellet. Und warum ſollte derjenige nicht die engen Schranken überſchreiten, worinnen wir Menſchen eingeſchloſſen ſind, welcher die menſchliche Natur an Tugenden, und herrſchende Häupter ſchon lange an Verdienſten überſtiegen hatte? So richteten wir ja auch unſere Wünſche im Anfange des Jahres, auf nichts anders; da das Leben und die Geſundheit Auguſts ihr Hauptinhalt war. Hierum fleheten wir öffentlich und heimlich; dieß erbathen wir uns und den Nachkommen: weil unſer Vater nicht für ein Jahrhundert, ſondern für mehrere gebohren zu ſeyn ſchien. Und alſo liebten wir das Vaterland, daß wir ihm eine, wo nicht ewige, weil ſolches unmöglich wär, doch langwierige Glückſeligkeit anwünſcheten.

Es folgte auf unſere Wünſche die Abreiſe des Königes aus Sachſen. Bald kam die Poſt: es eile derſelbe nach Polen; nun ſey er ſchon nahe bey Warſchau; der Reichstag hätte angefangen; der Marſchall wäre erwählet worden: woran man einigemal mit großem Eifer, aber vergebens gearbeitet hatte; und man könnte in den Reichsgeſchäften einen glücklichen Ausgang ſchließen. Dieß hofften wir, und ſiehe! es lief die Nachricht ein: der König hielte ſich in ſeinem Palaſte bey Warſchau ſtille; er entzöge ſich den öffentlichen

lichen Berathschlagungen; er befände sich nicht wohl; er wäre bettlägerig, die Krankheit nähme zu, und was unsern Ohren das kläglichste ist: Er sey verschieden!

Eilest du nur deswegen, großer August! aus deinem Sachsen nach Polen, damit du dem Tode mit geschwinden Schritten entgegen gehen möchtest? Entzogest du dich darum den Umarmungen deines Sohnes, deiner Schwieger, und deiner Enkel; daß du mit wenigern Thränen entweichen könntest, und daß der letzte Anblick von dir, diese angenehmen Pfänder nicht verwirren, und niederschlagen möchte? Ist dieses die Ursache des Reichstages gewesen, daß du in Gegenwart des ganzen Polens, die Herrschaft niederlegen könntest, welche du ehemals vor seinen Augen übernommen hattest; daß die Bürger, welche deine andern göttliche Tugenden verehreten, itzo von dir lernen möchten, mit was für einem Muthe man die Welt verlassen müsse; daß sie öffentlich sehen könnten, wie deine Hand, welche so viele Jahre das Regimentsruder weislich geführet; die Hand, welche so oft für die gemeine Wohlfahrt, für des Vaterlandes Freyheit, für aller Wohlseyn und Glück das Schwert gezogen; die Hand, welche nach keinem vorhergehenden Beyspiele königl. Schätze freygebig und milde ausgeschüttet, itzt bey dem letzten Augenblicke dir selbst die Augen zudrücken würde; ja daß es endlich bekannt würde, daß du, wie du den Reichssorgen allein gewachsen gewesen, auch ohne fremde Dienstleistung sterben könntest?

Allein wo würde mich der Schmerz hinreißen, wenn ich mich bey dem traurigen Bilde des sterbenden Königs verweilen wollte! und wie wenig würde ich dasjenige verrichten, was mir durch öffentlichen Befehl zu thun auferlegt ist! Denn der Rath hat nach der, gegen seine Könige, auch nach ihrem Tode tragenden Ehrfurcht, mir anbefohlen, an diesem Orte nicht zu weinen, sondern zu reden; mich nicht bey dem Tode, sondern bey den göttlichen Thaten unsers gütigsten Königes aufzuhalten; nicht mit Thränen, sondern mit einer gerechten Lobrede, Augustum zu erheben; nicht den

Verlust selbsten, sondern dasjenige, was wir verlohren haben, zu erzählen; und endlich zu zeigen, was man für einen Nachfolger in der Regierung, für die itzt verweyste polnische Republik von Gott erbitten solle.

Ich empfinde diese Last, und werde bey nahe von ihrer ungeheuren Schwere erdrücket; wenn ich meinen Blick, auf den zahlreichen Ruhm des Königes wende. Denn es zeiget sich mir, außer den Staats- und Kriegsverrichtungen, deren Menge und Verschiedenheit man kaum mit den Gedanken fassen kann, ein uraltes und sehr hohes Geschlecht; ein majestätisches mit Leutseligkeit vermischtes Ansehen; ein Gang und eine Leibesgestalt, welche überall einen Fürsten verrathen; eine unglaubliche Stärke; ein noch stärkeres und von keinem Unfalle gebeugtes Gemüth; eine göttliche Kraft des Geistes; eine sonderbare Gnade; eine mehr als väterliche Huld; eine Kriegswissenschaft; eine Regierungskunst, und viele andere Sachen, welche alle zu erzählen, weder ein Tag, noch eine Rede zureichent, und welche man auch nicht in einer Ordnung hintereinander, ohne daß man abbräche, anhören könnte.

Sie werden mir also verzeihen, theureste Väter, wenn ich heute nicht den ganzen Augusst, so groß er in der Sterblichkeit gewesen, vorstelle; sondern aus seinen unzählichen Tugenden nur eine auslese, die aber so groß ist, daß, wenn man sie bey andern antrifft, sie allein solche vollkommen zu machen vermag. Ich rede hier von der gnädigen Huld unsers Vaters, wodurch er sich so gezeiget hat, daß er alle weit übertraf, da ihm niemand gleich war; wodurch er nicht nur die Herrschaft von Polen, und Sachsen, sondern der ganzen Welt, wenn sie dermaleinst einer haben sollte, verdienet: wodurch er seine Gewalt nicht weiter über unsere Leiber, als unsere Gemüther erstrecket; und wodurch er verursachet, daß wir ihn noch in unsern Herzen hochhalten und verehren, da seine Majestät schon erloschen ist.

Ich bitte, und beschwöre sie, meine Herren, bey den Thränen, bey den Schmerzen, womit sie den bittern Todesfall

Fr.

Fr. Augusts begleitet haben; ja bey derjenigen Ehrfurcht, mit welcher sie sich vor dessen geheiligtem Andenken beugen; sie wollen mich gütigst anhören: und da ich diese Geneigtheit gar nicht verdiene, doch diese Willfährigkeit der Gelindigkeit unsers Königes gönnen, womit er ihnen begegnet ist, ihre Stadt gezieret und erhöhet hat. Sie aber, nach Stand und Würden hochgeschätzte Herren, welche hier zusammen gekommen, werden dem Beyspiele des Rathes folgen. Es wird ein sonderbares Kennzeichen, der gegen den König habenden Hochachtung seyn, wenn sie einen Mann aufmerksam anhören, dem sonst keine andere Beredsamkeit beywohnet, als daß er im Begriffe ist, von Augusto eine Rede zu halten.

Ich pflege, theureste Väter, und andere nach Stand und Würden hochgeschätzte Zuhörer, das menschliche Schicksal allezeit zu bedauren, wenn ich die Reiche, und die unumschränkte Gewalt derjenigen bey mir erwäge, welche dieselben beherrschen. Denn ich sehe, wie so viele Tausende der unersättlichen Begierde eines einzigen dienen; wie die Glückseligkeit und das Elend einer unzählichen Menge auf dem Winke eines Einzigen beruhet; wie das Leben, die Ehre, die Familie, die Glücksgüter, dem Gutdünken eines Einzigen unterworfen seyn; wie ganze Kriegsheere aufgerieben, Städte geschleifet, Länder mit Feuer und Schwert verwüstet, die Einwohner in die äußerste Armuth gestürzet, die ganze Welt umgekehret werde: damit nur der einzige dermaleinst ein Krieger, ein Held, ein Ueberwinder vieler Völker, ja der Große heißen, und dadurch berühmt seyn möge.

Da stelle ich mir nun das ganze menschliche Geschlecht, nur einige wenige ausgenommen, gleichsam als ein Söhnopfer vor die Augen: welches nur darum eine Vernunft bekommen, daß es seine Unglückseligkeit destomehr fühle; und welches, da es ohne einen Herrn nicht seyn kann, unter der Herrschaft nur elend seyn soll. Wenn ich aber die zerstreuten Sinnen wieder sammle, so finde ich, daß man dieses Unglück nicht von der obern Gewalt; sondern von denenjeni-

gen, die solche haben; nicht von der Herrschaft, sondern von denen Herren herleiten müsse, die ihre Macht übel gebrauchen. Ich bilde mir alle Gesellschaften, die unter den Bürgern sind, als eine weit zerstreute Familie vor, in welcher der Oberherr einen Vater, seine Unterthanen Kinder vorstellen: daß also Fürsten mit den Vätern gleiche Pflichten haben; als die Bürger zu erhalten, zu beschützen, und sie so viel als möglich ist, glücklich zu machen.

Es wollen auch selbst die Regenten für nichts anders angesehen seyn: und sie folgen der Natur, indem sie ehrgeiziger Weise fodern, man solle sie für Väter halten. Diesen Namen ziehen sie allen andern vor, welche ihnen entweder der Hochmuth oder die Schmäucheley ausgesonnen hat, und ihre öffentliche Sorgen nennen sie väterliche Sorgen. Cäsar Octavianus hat niemals solche Freude empfunden, auch selbst nicht über den aktischen Sieg, der ihm doch den Weg zur Herrschaft öffnete; als er da empfand, da man ihn einen Vater des Vaterlandes nennete. Die Thränen fielen ihm vor Freuden aus den Augen, und er antwortete denjenigen, die ihm diese Ehrenbenennung überbrachten: Was kann ich nunmehr, ihr Glieder des Raths, von den unsterblichen Göttern weiter verlangen, da ich meiner Wünsche theilhaftig geworden? als daß ich bis an mein letztes Ende derjenige seyn möge, für welchen ihr mich angesehen habet.

Die Nachfolger Octavians haben diesen geheiligten Namen gleichfalls gebrauchet, wiewohl sie ihn im geringsten nicht verdienet: gleichsam als ob Wuth und Tyranney mit einem scheinbaren Namen bedecket werden könnten; und diejenigen dadurch gleich Väter würden, die in Thaten Schandflecke der Fürsten, und eine Seuche des menschlichen Geschlechts gewesen sind. Unter den Franzosen lebt keiner in so hohem Andenken als Ludwig der XII. und dieses aus keiner andern Ursache, als weil er ein Vater seines Volkes hieß und war. Ihm muß Ludwig der Große mit seinen unzähligen Siegen, mit aller Verherrlichung seines Namens, welche in der That aufs höchste gediehen, in den Herzen seiner Unterthanen weichen.

Von

Von den Unsrigen tröstete sich Johann Casimir, nach nunmehr niedergelegter Herrschaft, bey seiner Einsamkeit in Frankreich damit, daß er glaubte: er sey wirklich vor diesem der Vater seines Volkes gewesen. August dem zweyten ist zwar der Namen eines Vaters nicht aufgetragen worden; aber er hat ihn verdienet: er selbst hat nicht so wollen benennet werden, er ist aber ein Vater gewesen; und da ihn niemand so nennete, wurde er von allen dafür gehalten.

Mit welchem Fürsten soll ich dich, allergnädigster König, vergleichen? Diejenigen, welche ehemals ihren Bürgern mit einer väterlichen Neigung zugethan gewesen, waren Fürsten, da sie anfiengen Väter zu werden. Du wareſt noch nicht König in Polen; und bewieſeſt dich schon, durch deine Huld und Gnade, als ihren Vater. Die Republik hatte nach Absterben Johanns des III. ein trauriges Ansehen. Die Stände waren wegen unterschiedener Neigungen mit einander uneins; der Soldat entzog sich dem Gehorsame, weil er den Sold von vielen Jahren vergebens gefodert hatte; und es brannte dabey ein heftiger Türkenkrieg. Es fehlte nicht an eigennützigen Leuten, die bey diesem allgemeinen Jammer sich nach einem Könige umsahen, der ihnen nur nützlich wäre; ob er gleich, wie es damals das Ansehen hatte, dem Vaterlande nicht geringe Gefahr zuziehen würde: so daß es schien, Polen würde nicht nur wanken, sondern in kurzem unter seinem eigenen Schutte begraben werden.

In diesen Bedrängnissen nun kameſt du, allerdurchlauchtigster August, und unterstützteſt die sinkende Republik mit deinen Schultern; da du deine Kriegesheere, deine Schätze, und was mehr war, als alles andere, dich selbst großmüthigst anbotheſt. Du konnteſt ja in deinem geliebten Sachsen einer süßen Ruhe genießen; du konnteſt die von deinen Vorfahren gehäuften Schätze dir zum besten erhalten und vermehren; du konnteſt mit geringerm Aufwande, ohne alle Mühe deine Länder erweitern, und deine Würde auf die Erben bringen: allein eine verborgene Liebeskraft hat dich gezwungen, daß du dich, dein Haus, und andere wichtige Vortheile dem

Wohlſeyn eines fremdem Volkes, das an Sprache, Sitten und Geſetzen von dir unterſchieden, und nur durch den Ruf bekannt war, zu einem denkwürdigen Beyſpiele nachſetzeteſt; und daſſelbe durch unendliche Wohlthaten verbändeſt, da du vorher von ihm keine empfangen hatteſt.

Dieſen Nutzen hat uns, meine Herren, der anſcheinende Untergang Polens gebracht, daß wir den allergütigſten König erlanget haben; den wir nicht bekommen hätten, wenn die Republik nicht wäre in Gefahr geweſen. Durch dieſe Mittel hat ſich Auguſt die Herrſchaft erworben; durch dieſen Weg, den vor ihm niemand gegangen, hat er den königlichen Siß beſtiegen. Unruhen haben zwar auch ehemals den Römern einen Trajan gegeben; aber nicht mit Trajans Beſchwerung, noch einiger andern Mühe, als daß er die ihm freywillig aufgetragene Herrſchaft nur angenommen. Wer würde es aber wohl glauben, wenn nicht die Geſchichte der damaligen Zeiten redeten: daß dieſe unvergleichliche Gütigkeit unſer Königes von einigen ſey verachtet, und durch Läſterungen in Verdacht und Misgunſt gebracht worden; ja daß nach ſchon geſchehener Erwählung Auguſts, da ihm der gröſte und mächtigſte Theil mit gewöhnlicher Pracht die königlichen Kleinodien übergeben hatte, eine hartnäckige Neigung zum Aufruhre, wider die allgemeine Glückſeligkeit des Vaterlandes, ſo viel vermocht; daß eine Partey wider ſeine Majeſtät aufſtund, die unter dem ſüßen Namen der Freyheit und Rechte, den Unvorſichtigen eine harte Knechtſchaft zuzubereiten ſchien.

Kaiſer Titus, die Liebe und das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechtes, hat einen jeden ihm verdächtigen ungeſäumt unterdrücket. Wie ſehr iſt doch unſre Liebe, unſer Vergnügen Auguſtus, von ihm unterſchieden! Er unterdrückte diejenigen nicht, die durch ein unſeliges Bündniß auf ſein Verderben zuſammen hielten; ſondern dieß war ſeine einzige Sorge, wie er doch diejenigen, von denen er wußte, daß ſie ſeine Feinde waren, durch Wohlthaten lebend ſich verbinden möchte: vornehmlich, da er gar wohl einſah, daß, wo nicht alle, doch die meiſten von dem Verbrechen frey, und in einen menſchlichen

Fehler

Fehler verfallen wären; und, ob sie gleich sich widerspänstig erzeigten, doch nicht aufhörten seine Kinder zu seyn. Ludewig der XI. König in Frankreich, bediente sich der widriggesinnten Großen zu seinem Vortheile, da er mit ihren verkauften Gütern seinen Schatz vortrefflich bereicherte. Weit gefehlt, daß August von dem Vermögen seiner Bürger reich werden wollen! Er gab vielmehr reichlich von dem Seinigen, damit er die abgewichenen wieder zurechte brächte.

Cäsar Octavian hat zwar auch diejenigen mit Reichthümern und Ehrenstellen beschenket, welche auf des Feindes Seite gewesen: allein alsdann erst, da die Wildesten in der Schlacht und durch Verbannung weggeräumet, und die übrigen die Knechtschaft aufzunehmen bereitwillig waren. Unser Vater hat den Anfang seiner Regierung nicht mit Bürgerblute besudelt: er hat keinen ins Elend verwiesen, noch die Verächter seiner Majestät zur Knechtschaft gelocket; sondern alle unbeschädiget erhalten, und sie durch Geld und Ehrenstellen gereizet, eine rechtmäßige Freyheit einer unbilligen Frechheit vorzuziehen. August hat die Woywodschaften, Staroſteyen, und andere Würden, nicht nach langen Diensten, und auf das äußerste Bitten vergeben, als ob sie zu verkaufen stünden; er hat sie von freyen Stücken seinen Feinden aufgetragen; und dieses nur zum Besten des gemeinen Wesens, welches er nach wieder hergestellter Eintracht der Bürger, blühender zu sehen hoffete.

Allein, Könige führen oftmals nicht mit gleichem Gemüthe das Regiment, mit welchem sie es angenommen. Die größte Bescheidenheit pflegt oftmals in eine grausame Wuth auszugehen: wie denn selbst Nero, der hernach alle Arten der Grausamkeit verübet, bey dem Anfange seiner Riegerung, als er das Urtheil eines zum Tode verdammten unterschreiben sollte, gewünschet: wie gern wollte ich, daß ich nicht schreiben könnte! Vieleicht hat sich die Gelindigkeit Augusts allmählig verwandelt? vieleicht hat er den Gütern der Bürger nachstellen gelernet? vieleicht ist er gestrenger, vieleicht grausamer geworden! Es könnte diese Furcht entstehen, wenn

ſeine Leutſeligkeit nicht angebohren, ſondern nur angenommen, und durch eine lange Uebung beſtätigt geweſen wäre. Allein dieſe unſerer Meynung nach, tief gewurzelte Huld und Gnade, haben kein grauſamer Krieg, kein unverſöhnlicher Haß der Feinde, keine erneuerte Trennungen der Unterthanen, keine heftige Schmähungen wider die Majeſtät, ſo ſehr verrücken können, daß entweder an Rache oder an Strafe gedacht worden wäre.

Dieß einzige ſchmerzete und kränkete ihn nur in ſeinem ſanftmüthigſten Herzen, daß die Bürger ihr Vaterland verheereten, in ihr eigenes Eingeweide wüteten, den Fahnen der Feinde folgeten, jener Stärke vermehreten, und wider ihren Fürſten zu Felde lägen. Man unterließ nichts, diejenigen wieder zurück zu bringen, welche ein Wirbelwind hinweg geriſſen hatte. Man gebrauchete oftmals wiederholte väterliche Ermahnungen, man that viele Bitten hinzu, man zeigte die kläglichen Ausgänge eines innerlichen Uebels, man both ihnen die Verzeihung aller vorgegangenen Thaten an: und die hierdurch nicht beweget wurden, verſuchte man durch Geſchenke, die ſie noch nicht verdienet hatten; und welchen gegenwärtige nicht genug waren, denen verſprach man größere. Aber alles vergebens! Es war eine heftigere Gewalt in ein groß Stück von Polen gedrungen, die ſelbiges, faſt wider ſeinen Willen, zum Untergange des Vaterlandes antrieb und fortriß.

Alſo ſchien nun wohl dem allergnädigſten Fürſten das Vermögen, ſeine Bürger zu erhalten, benommen zu ſeyn. Nichts deſto weniger übte er es doch ſelbſt, in den erhitzteſten Treffen, in dem Blutbade und der Niederlage der Feinde, damit er die untermiſchten Polen erkennen; und wenn er ſie in Pflicht genommen, unbeſchädigt nach ihrer Heimath ſchicken könnte. Julius Cäſar ſagte ſonſt auch zu ſeinen Soldaten: Soldat! ſchone die Bürger; aber eben derſelbe befahl gleichfalls: Soldat, tödte die Bürger! Auguſtus hat beſtändig geſchonet; und niemals zu tödten befohlen.

Ich komme zur höchſten Staffel ſeines Ruhmes. Das Glück war dem Feinde ſo ſehr gewogen geweſen; ſo ſehr

hatten

hatten ihm auch diejenigen selbst, die er aufs heftigste bekriegte, beygestanden, daß er nach der gleichsam nach Wunsche verrichteten Sache, in Sachsen drang, um auch da Augustum zu bekriegen; den er in Polen zwar, nach oftmaligen Treffen hatte schlagen, aber nicht überwinden können. Es hatte der allergnädigste König schon lange den Frieden gewünschet, und einige mal einen billigen, seiner Würde und seinem Gemüthe anständigen angebothen: der Feind aber schlug alles aus, wofern er nicht der Krone absagte. Bey diesem Vorsatze blieb er, und drohete Sachsen das äußerste: wenn er nicht erhielt; was er bey seiner Gewalt abermals foderte. Da entstund nun in dem Gemüthe unsers Königes ein wichtiger Streit. Majestät und Liebe gegen die Bürger stritten mit einander. Die Bürger konnten, wenn die Majestät unverletzt bleiben sollte, nicht erhalten werden; und diese eines andern Gefallen zu unterwerfen, das schien was hartes zu seyn. Doch die Liebe siegete, da die Majestät verlieren wollte; und der allergütigste König ließ sich, nach seiner ungemeinen Huld und Gnade, dasjenige Reich entreißen, welches er durch die Wahlstimmen eines freyen Volkes, durch seine Tugenden, und unter den Wünschen aller patriotischen Herzen angenommen hatte.

Großmächtigster August! du hattest zwar oft groß geschienen; damals aber wareſt du vollkommen groß: als du dich über die Begierde zu herrschen, welche Fürsten erst mit dem Leben ablegen, erhubest. Du schienst nicht eines, sondern mehrerer Reiche würdig zu seyn, als du zu regieren aufhöreteſt. Der Feind hatte dein Glück überwältiget; du den Feind, ja dich selbsten. Er war glücklicher; du wareſt tapferer, und wurdest auch dafür gehalten. Man glaubte, daß du gezwungen würdest; allein du zwangest den Ueberwinder aus Sachsen zu gehen, und zu seinem Untergange zu eilen. Du floheſt nicht aus Polen, als du von dem Reiche wicheſt; sondern kameſt mit Lorbern bekrönet, von Calisch nach Sachsen, damit du über den Sieg selbst triumphiren möchteſt. Du biſt derohalben allein der Sieger, der Aller-

gröſste, der Vater des Vaterlandes: weil du die Unterthanen so geliebet hast, daß du Sieg, Würde und alles, ihrer Wohlfahrt nachgesetzet.

Ob nun gleich August abwesend war; so hatte er doch nicht das Reich verlassen: weil er durch ein gar zu genaues Band, und selbst durch die Gesetze damit verbunden war, die von keiner Gewalt, von keinem Vertrage konnten zerrissen werden. Auch selbst Pohlen sah ängstlich nach Sachsen, und hoffete, und erwartete nur von daher, das Ende seines Jammers und seiner kläglichen Zwietracht. Es glaubte, seiner Wohlfahrt würde nur durch dieß Mittel gerathen seyn; wenn August der bedrängten und zerrütteten Republik wieder vorstünde. Auf dieses Wünschen der Unterthanen, oder vielmehr auf den Antrieb seiner gegen sie tragenden Liebe, überließ sich der gütigste König wieder unsern Ländern, und legte die heilsamen Hände wieder an das erledigte Ruder des Reichs.

So bald die Nachricht einlief: August käme! bewegte sich das ganze frohlockende Polen; und da er bey Warschau hielt, liefen die Stände von allen Orten zusammen, verehrten den König durch einen Handkuß, bestärkten ihren Gehorsam mit neuen Satzungen. Der König ließ alle vor sich, versicherte alle seiner Gnade; so daß der wieder angelangte August, der einst wider ihn begangenen Verbrechen nicht einmal gedachte. Da verstunden wir erst, was uns durch den harten Frieden bey Altranstadt für eine Glückseligkeit erworben wäre! was für eine große Wohlthat August dem Reiche erwiesen, als er durch sein Weichen den Weg zur Ruhe gebahnet; welche bey der großen Hartnäckigkeit des Feindes, nur auf diese einzige Weise hergestellet werden konnte. Wenn auch kein anderes Verdienst unsers Fürsten da wäre, so hätte er sich hierdurch allein die Republik unendlich verbunden. Aber, wir haben andere erzählet, und es sind noch viele übrig, die zwar kleiner, aber doch so beschaffen sind: daß sie die ganz ungemeine Huld und Gnade beständig anzeigen, und alle in Verwunderung

setzen,

ſetzen, da ſie künftig einmal den Glauben überſteigen werden.

Wird es die Nachwelt wohl glauben, es ſey einſt in Polen ein König geweſen, der die Kriege durch ſeine Tapferkeit beygeleget, und innerliche Unruhen bloß durch ſeine Gnade gedämpfet habe? Der, da die Unterthanen zu wiederholten malen in ihrer Treue gewanket, keinen davon an Ehre, Gütern und Leben geſtrafet? der niemanden, wenn er nur wiederkehren wollen, den Zugang zu ſeiner Gnade verſchloſſen? der die wieder aufgenommenen, ohne des vergangenen im geringſten zu gedenken, auf eine erſtaunende Weiſe mit Wolthaten überhäufet? der auch bey Beſtrafung der Laſter, ſich aufs äußerſte enthalten hat, Blut zu vergießen? der endlich auf der höchſten Ehrenſtufe eine ſolche Leutſeligkeit, eine ſolche Beſcheidenheit, eine ſolche Unſchuld gezeiget: daß, wenn ja etwas hartes wieder ſein Wiſſen und Willen vorgegangen wäre, er davon nach dem Urtheile des ganzen menſchlichen Geſchlechts, losgeſprochen worden? Wir ſelbſt, die wir an dieſen Dingen Theil gehabt, die wir fleißig davon geredet, die wir oft eben das bewundert haben, werden uns nach einigen Jahren kaum überreden können: daß dieß von einem Fürſten verrichtet ſey, oder auch nur irgend von einem einzigen hätte geſchehen können. Sie aber, meine Herren, mögen aus dieſer einzigen Tugend die Größe Auguſts ſchlieſſen, und ſelbſt überlegen: ob eine einzige Rede denſelben ganz faſſen könne, da die bloße Huld und Gnade, wenn man ſie durchgehends loben wollte, die weitläuftigſte Rede erfodern würde.

Ich kann mich aber von Dir, göttlicher Auguſt! noch nicht los reißen, ob ich gleich deine Huld und Gnade zu erzählen, ein Ende mache. Ich muß dich noch einmal anreden, ehe ich dieſen Platz verlaſſe; denn ich werde dich, da du in den Himmel aufgenommen biſt, weiter anzureden, wohl keine Gelegenheit haben. Zwey Stücke habe ich ehemals von dem allerhöchſten Gott gebethen: für dich Leben, für mich Muße; daß ich deine hohe Tugenden und unſterbliche Thaten

ten erzählen, und dein nachdrückliches Urtheil darüber hören könnte; und daß du noch selbst bey deinem Leben deines Ruhmes genießen könntest. Nun ist mir zwar die Muße versaget worden; welches ich geduldig ertrug, da ich bey deinem Leben ein freyeres Alter hoffte, und glaubte; es geschähe solches nicht von ohngefähr, sondern durch seine sonderbare Vorsehung: damit ich nach beschriebenen Thaten meines Königes, mich nicht mit geringen Sachen beschäfftigen, sondern nach Endigung eines so wichtigen Werkes, sogleich mein Leben beschließen möchte.

Da du aber, allergnädigster Vater, erblasset bist, so ist alle mein Wünschen verschwunden, und mir unglückseligen nicht einmal dieses verstattet worden, daß mein Werk einst von dir gelesen würde. Indessen will ich doch darum nicht aufhören, deine himmlischen Tugenden zu betrachten, deine Thaten bey mir zu überlegen, dein Gedächtniß zu verehren, und auf die Nachkommenschaft zu bringen. Ja es soll in der heutigen Versammlung ein öffentliches Denkmaal meiner Ehrfurcht dastehen; indem ich deinen übrigen Ehrenbenennungen mit dem Beyfalle des ganzen menschlichen Geschlechtes, den Beynamen des Allergütigsten hinzu thue. Von diesem Tage an sollst du August, der Allergütigste, heißen, wie du es denn gewesen bist: mit diesem Worte sollst du unter den polnischen Königen hervor stralen, welche du alle mit deiner Gnade und Huld weit übertroffen hast; hiermit wirst du die Nachfolger beschweren, die sich eben den Namen zu verdienen, äußerst werden bestreben müssen. Unter keinem andern sollst du den Nachkommen, und welche nach langen Zeiten von ihnen gebohren werden, bekannt seyn: damit dein Ruhm, mit welchem du bey deinem Leben die Welt erfüllet hast, nach dem Tode in alle Ewigkeit wachse und ausgebreitet werde.

Ich wende mich zu ihnen, theureste Väter. Ich kenne ihre Thränen, über den Tod des Fürsten. Ich kenne ihren großen Schmerz, der die Thränen selbst zurücke hält. Sie haben die größeste Ursache zu klagen; weil sie nicht einen

König,

König, ſondern einen wahrhaften Vater verlohren. Unter ſeiner Majeſtät hat ihr Anſehen, das ſo oft angefallen wird, und das andere gern vernichten möchten, ſicher geſtanden. Er hat auch ihre Beſchwerden geduldig angehöret, und ihrem Bitten allergnädigſt gewillfahret. Sollte etwas zum Vortheile der Bürgerſchaft geſchehen, ſo hat er es willig verſtattet; und nichts unterlaſſen, was die Stadt ſicherer und blühender machen könnte: in allem aber hat er eine ſorgfältige Vorſicht gezeiget.

Es war einſt eine Zeit, die ſie ſelbſt wohl wiſſen; die aber ihren Vorfahren ſehr ſchwer fiel: wo übelgeſinnte aufgehetzet wurden, den Magiſtrat anzuklagen; wo der Zutritt allen denenjenigen leicht offen ſtund, die nicht errötheten, ihn zu beſchuldigen: daß er die gemeinen Gelder entwendet und durchgebracht, das gemeine Weſen ſchlecht verwaltet, und viele andere Verbrechen begangen habe; wo der Rath, der Ankläger mochte ſeyn, wer er wollte, Rechenſchaft zu geben vorgefodert wurde; wo man ihn bald gegen viele, bald gegen wenige ſtellete; und wo die Streitigkeiten und Gerichtstage nicht eher aufhöreten, außer, wenn es an Klägern mangelte. Hievon hat Auguſts Regierung nichts gewußt. Der allergütigſte König wollte lieber eine einträchtige, als eine durch Streitigkeiten zertheilte Bürgerſchaft haben: und ſo oft bey ihm Beſchuldigungen angebracht worden, von welcher Seuche ſeine glückliche Zeiten nicht haben frey ſeyn können; ſo hat er erſt ihre Unſchuld gehöret, bevor er was wider ſie beſchlöſſe; ja er hat niemals wider ſie etwas beſchloſſen, weil ihre Unſchuld beſtändig offenbar geweſen. Er hat nach den Schätzen der Bürgerſchaft weder getrachtet, noch ſie beneidet; und ſo oft Geld mußte aufgebracht werden, welches unter ihm ſehr ſelten geſchehen iſt: ſo hat es nicht die Eigenſchaft des Königs, ſondern die Noth der Zeiten gefodert.

Doch, warum mehre ich ihre Betrübniß, da ich Auguſts väterliches Gemüth erzähle? Ich ſollte ſie vielmehr hievon zu den Sorgen für die Stadt zurücke rufen. Denn

auf

auf sie allein richtet das Vaterland die Augen, nachdem es fühlet, daß es keinen König habe. Ermuntern sie sich also, theureste Väter! und verwalten das gemeine Wesen mit neuem Muthe, und neuer Stärke; da dessen ganze Wohlfahrt sich allein auf ihre Schultern stützet. Verschaffen sie doch durch ihre Wachsamkeit, durch ihren Rath, durch ihre Bemühung, durch ihre Arbeit, daß sie die Stadt, welche sie von Augusto unverletzt empfangen, welche sie unter dessen Aufsicht weislich regieret haben, seinem Nachfolger unbeschädiget erhalten mögen.

Ihre Sorgfalt gehe auch außerhalb unsern Ringmauren: weil sie nicht allein den Rath einer Stadt, sondern auch einen ansehnlichen Theil der preußischen Stände ausmachen. Kommen sie doch der bedrängten und wegen vieler Wunden bekümmerten Provinz zu Hülfe! Es müsse dieselbe durch dero Bemühung, aus dem Verfalle ihrer Gerechtsame wieder aufstehen: und da sie den alten Glanz nicht hoffen kann, doch die Gestalt eines von einer neuen Krankheit wieder genesenden Menschen, annehmen möge.

Unter ihren vornehmsten Sorgen, sey auch die Freyheit unsrer Religion! Es ist ja auf der Welt nichts heiliger, nichts vortrefflicher, und nichts einer menschlichen Fürsorge würdiger, als diese. So haben auch schon dero Vorfahren nach dem Tode Sigismund Augusts, mit unerschrocknem Herzen ihre Sache getrieben, und es dahin gebracht, daß es unter die öffentlichen Gesetze gestellet worden. Erhalten sie derselben doch, durch ihre Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, den Platz, den sie ehemals eingenommen hat. Es werde durch sie alles dasjenige ungekränkt auf die späte Nachkommenschaft gebracht, was mit großer Sorgfalt, und nicht geringern Kosten erlanget ist, auf sie gekommen, und ihrer Treue anbefohlen worden, daß es andern unverletzt übergeben würde.

Du aber, großer Gott! der du die Republik Polen ehedem gegründet; der du dieselbe, unter so vielen Spaltungen, Unruhen, Aufläufen, und betrübten Kriegen, viele Jahrhunderte hindurch

durch unbeschädiget erhalten; ja, so wenig es ihr auch andre gönnen, mit neuen Ländern vermehret hast: erbarme dich des verweysten Reiches! und da es ihm an einem Könige fehlet, so sey du selbst sein Schutz und Vertheidiger! Lagere deine Wache umher, daß es von aller äußerlichen Gewalt frey sey. Verbinde alle Herzen, daß sie einerley denken, einerley wollen, und daß dieß Einzige, die gemeine Wohlfahrt, und der gemeine Nutz sey.

Unser Preußen komme endlich bey diesem Zwischenregimente, zu denen so oft erbethenen Hülfsmitteln und Erleichterungen! es erlange wieder seine Gerechtsame, die es durch niemandes Freygebigkeit, sondern mit seinem eigenen Blute erworben hat! Man verfahre mit ihm nicht gewaltthätiger Weise; sondern so, wie es unter Völkern, die nach eigenen Gesetzen leben, geschieht; wie Vernunft und Verträge es erfodern!

Man habe auch auf unsere Stadt zugleich nicht geringe Achtung, und vergesse itzo nicht, daß in ihr, einst ganz Polen sey erhalten worden. Sie müsse keines fremden Begierde dienen; da sie ehemals das Joch einer unbilligen Herrschaft mit Großmuth abgeschüttelt. Sie müsse von keinen Privatpersonen verachtet werden; da sie gelernet hat, die Gewogenheit der höchsten Prinzen zu verdienen.

Ja, daß ich endlich die ganze künftige Glückseligkeit in einem Worte fasse: so gieb uns, o Gott, einen August! und da kein Mensch Augusto ganz gleich gehen kann; so gieb uns einen, der ihm so ähnlich seyn möge, als es möglich ist.

Das

Das IV. Hauptſtück.

Von Trauerreden oder Parentationen.

I. §.

Dieſe Art von Reden iſt von den obigen, faſt durch nichts anders unterſchieden, als daß ſie viel kleiner ſeyn müſſen; weil ſie auf Perſonen von geringerm Stande gehalten werden, von denen bey weitem nicht ſo viel zu ſagen iſt: hernach, daß ſie auch allezeit nach dem Tode ſolcher Leute gehalten werden; da jene auch bey dem Leben der Helden, und hohen Häupter abgeleget werden können. Wollte jemand einwenden, daß dieſer Unterſchied nicht weſentlich genug ſey, eine beſondre Claſſe auszumachen; ſo bin ich völlig ſeiner Meynung. Allein wir bequemen uns der Schwachheit der Anfänger, die vor jedem neuen Namen erſchrecken, und ſogleich denken: dieſes ſey abermal eine neue Art von Reden, davon ſie noch keine Regeln wüßten. Ich will alſo lieber ein Hauptſtück mehr machen, als den Vorwurf haben, daß ich von einer gewiſſen Art üblicher Reden gar nicht gehandelt hätte.

II. §.

Es werden aber ſolche Trauerreden entweder nur im Sterbehauſe, vor den verſammleten Leichenbegleitern; oder gar in öffentlichen Gotteshäuſern, vor einer Menge Volkes gehalten, welches ſich außer jenen daſelbſt einfindet. Dieſer letztere Umſtand machet ſie ohne Zweifel weit feyerlicher; und ein Redner hat dabey ſchon mehr Urſache, ſeine Kräfte anzuſtrengen. Je mehr Zuhörer er hat, deſto mehr Beredſamkeit kann er auch zeigen: je größer der Ort iſt, wo er redet, deſto mehr Nachdruck und Lebhaftigkeit muß er auch im Vortrage blicken laſſen. In einem engen Zimmer hergegen, und vor einer kleinen Anzahl von Leidtragenden und Leichenbegleitern, fällt alles mehr ins Kleine. Die großen Bewegungen würden in ſo engen Schran-

ken

ken abgeſchmackt heraus kommen: daher muß ſich ein Redner in die verſchiedenen Umſtände zu ſchicken wiſſen. Wo es nun gewöhnlich iſt, zwo Reden auf einen Verſtorbenen halten zu laſſen: da iſt es allerdings billig, den beſten und ſtärkſten Redner in der Kirche, den ſchwächſten aber im Trauerhauſe auftreten zu laſſen.

III. §.

Was nun die Einrichtung ſolcher Reden anbetrifft: ſo kommen fürs erſte die Anreden vor. Dieſe müſſen zuforderſt an die vornehmen und erbethenen Leichenbegleiter, ſo dann aber auch an die Leidtragenden gerichtet werden. Befänden ſich unter jenen fürſtliche oder gräfliche Standesperſonen, oder auch wohl auf hohen Schulen Rectores Magnifici: ſo müſſen dieſe zuerſt mit den gehörigen Titeln und Ehrenworten genennet; alsdann aber erſt die übrigen mit kurzen Worten angehänget werden. Z. E. Durchlauchtigſter Herzog, (oder Fürſt) gnädigſter Herr, wie auch allerſeits nach Standes Gebühr gnädige, hoch- und werthgeſchätzte Anweſende: oder, Hochgebohrner Reichsgraf, gnädiger Herr, wie auch ꝛc. oder, Rector Academiæ Magnifice, wie auch ꝛc. Wären aber keine ſolche Perſonen vorhanden, die ſo merklich von allen übrigen Anweſenden dem Range nach, unterſchieden wären: ſo wäre es billig, die Leichenbegleiter nach Verſchiedenheit ihrer Würden anzureden, und die Leidtragenden mit zu benennen: z. E. Hoch- und wohlgebohrne, hochedelgebohrne, hoch- und wohlgelahrte, hoch- und wohledle, (oder wo obrigkeitliche Perſonen in Städten dabey ſind, hoch- und wohlweiſe) nach Stand und Würden, höchſt- und hochzuehrende Anweſende, oder Leichenbegleiter; wie auch allerſeits ſchmerzlich betrübte Leidtragende. Dieſes letztere anzuhängen, iſt nun zwar gewöhnlich: doch wäre es meines Erachtens beſſer, wenn es wegbliebe. Denn der Redner tritt im Namen der Leidtragenden auf, um den Leichenbegleitern zu danken, daß ſie den Verſtorbenen durch ihre Gegenwart beehret haben. Was iſt es denn nöthig, dieſelben noch mit vielen Umſchweifen anzureden?

IV. §.

Was den Inhalt der Reden betrifft: so kann es nur zweyerley Fälle geben. Entweder es ist von dem Verstorbenen so viel Gutes zu sagen, daß man eine ganze Rede mit seinem Lobe anfüllen kann: oder man muß seine Zuflucht zu einem allgemeinen Hauptsatze nehmen, der sich auf die Leiche gewissermaßen schicket. Jenes thut man gemeiniglich bey ansehnlichen und um das gemeine Wesen wohlverdienten Männern; dieses aber meistentheils bey dem Frauenzimmer, und bey jungen Leuten, auch wohl bey solchen Mannspersonen, die nicht viel merkliches in ihrem Leben gethan haben. Wie man sich nun in beyden Fällen zu verhalten habe, das ist schon oben in den allgemeinen Regeln ausführlich abgehandelt worden. Es kömmt alles auf Erklärungen und Beweise der erwählten Hauptsätze an, die man nach Erfodern hier und da erläutert, und mit allerley schönen Einfällen und Lehrsprüchen auspuzet. Nur das ist der Unterschied, daß in rechten Lobreden, des Verstorbenen gleich im Anfange Meldung geschieht, wenn man die kurzgefaßte Lebensbeschreibung giebt: in der andern Art aber, wird seiner allererst nach geschehener Ausführung des Hauptsatzes gedacht. Hier muß denn kürzlich eine Erzählung seiner guten Eigenschaften und Tugenden, imgleichen der merkwürdigsten Umstände seines Lebens und Todes, mit eingeschaltet werden.

V. §.

Dadurch aber unterscheiden sich diese Trauerreden von Lobreden auf noch lebende Personen, daß man auch eine Klage über den Verlust, den das Land, die Stadt, oder doch das Haus und Geschlecht der Leidtragenden erlitten hat, anstellet, und die Betrübten aufzurichten suchet. Allein bey beyden ist eine Behutsamkeit nöthig. Man kann weder die Klage noch den Trost brauchen: wenn an dem Verstorbenen nicht viel zu bedauren ist, oder wenn niemand da ist, der sich um ihn grämen wird. Solche Leichen aber kommen nicht selten vor: und da thut ein kluger Redner wohl, wenn er kein

großes

großes Aufhebens machet. Denn denjenigen sehr zu bedauren, den die Welt sehr wohl hat entbehren können, das wird für eine satirische Verspottung aufgenommen. Und die Hinterbliebenen weitläuftig zu trösten, wenn sie Gott danken, daß der Verstorbene sie einer Last überhoben hat; das heißt sie verspotten, und bey jedermann zum Gelächter machen. Wenn also dergleichen Fälle vorkommen: so bleibe der Redner lieber nur bey allgemeinen Betrachtungen über die Sterblichkeit, über Zeit und Ewigkeit, über Tugend und Ehre, und über das dankbare Andenken, welches man seinem Todten schuldig ist; als daß er unwahrscheinliches Zeug vorbringet, und seinen Zuhörern Gelegenheit zum Lachen giebt.

VI. §.

Noch von den Eingängen ein Wort zu gedenken, so ist es hier vor allen Dingen nöthig, sie von den gegenwärtigen Umständen her zu nehmen, und der Absicht gemäß, so beweglich und traurig, oder doch so ernsthaft, als möglich ist, einzurichten. Es muß auch darinn bald anfangs der Namen und ganze Titel des Verstorbenen hergesaget werden; wobey man kürzlich eine gute Abbildung von demselben machen kann und soll. Zum Ende des Einganges gehöret auch eine höfliche Bitte an die Zuhörer, aufmerksam zu seyn, die mit einer schmäuchelhaften Art, auch dem Verstorbenen, oder den Leidtragenden zu Ehren, eingerichtet werden muß. Uebrigens muß ein Redner hier durchgehends einen beweglichen Ton der Sprache, und einen langsamen Vortrag brauchen. Denn nichts steht in Trauerreden übler, als eine lustige Erhebung der Stimme, oder eine übereilte Aussprache. Dieses ist es alles, was ich von Leichenreden zu sagen habe. Das übrige versteht sich aus den allgemeinen Regeln schon. Ich will auch hier, so wie bey dem vorigen Hauptstücke, etliche fremde Exempel geben, die ich für die besten halte, die wir aufzuweisen haben.

Klagrede

über das frühzeitige Absterben

der durchlauchtigsten Churprinzeßinn zu Brandenburg,

Frauen Elisabeth Henrietten,

gebohrner Landgräfinn zu Hessen.

von Fr. Rud. Lud. Freyherrn von Kanitz.

1683.

Fürsten sterben zwar eben so, wie alle Menschen; doch haben sie, zu solcher Zeit, vor andern ein großes voraus. Was ihr Tod nach sich zieht, das giebt nicht nur eine Veränderung in einem Hause oder Geschlechte, sondern auch zugleich in unzählich vielen Seelen.

Man weis, daß oft durch das Absterben eines einzigen hohen Hauptes, die Welt in solche Unordnung gesetzet worden: daß aller Menschen Klugheit und Macht dieselbe kaum wiederum zurecht bringen können. Es sind die Zeugnisse davon, in mehr als in einem Reiche und Lande, mit Blut und Thränen angeschrieben: und, wenn es ungewiß ist, ob Gott, ihren Fall vorher anzudeuten, Cometen am Himmel aufstecket; so ist doch dieses gewiß, daß von ihrem Falle oft ein großer Theil des Erdbodens erschüttert wird.

Sonderlich aber, machet ihr Tod die Gemüthsbewegungen bey vielen tausenden lebendig.

Der Untergang eines Tyrannen, erwecket insgemein ein Frohlocken bey allen: so daß auch ein sterbender Herodes sein Testament zu einem Bluturtheile machen muß; damit, [illegible] nicht sein Abschied, doch zum wenigsten das Andenken sein[er] Gra[usamkeit]

Grauſamkeit, naſſe Augen verurſachen möge. Da iſt nichts gemeiners, als daß man die Lobſchriften und Ehrenpforten mit Füßen tritt, daran Häucheley oder Zwang gearbeitet haben.

Hingegen merket man ein durchgehendes Leidweſen, wenn getreuen Unterthanen ihre Schutzgötter entzogen werden: und in ſolchen Fällen beweinet man nicht nur Fürſten, die allbereit in der That den Körper des gemeinen Weſens beſeelet, oder Fürſtinnen, die wirklich an der Wohlfahrt des Landes mitgearbeitet haben; ſondern ſelbſt der Verluſt einer blühenden und heranwachſenden Hoffnung iſt unerträglich. Denn die Tugend entgeht uns allemal zur Unzeit: und weil gemeiniglich auf einen ſchönen Morgen, ein ſchöner Mittag folget; ſo giebt es ein trauriges Anſehen, wenn die Sonne verdunkelt wird, ehe ſie kaum halb über unſern Geſichtskreis geſtiegen.

Wollte Gott! daß mir itzund kein Beyſpiel eines ſo ſchmerzlich beklagten Todesfalles einfiele; oder doch nur ein ſolches, das uns weniger, als dieſes gegenwärtige, angienge! Wollte Gott! die hochſeligſte Churprinzeßinn wäre unſterblich geweſen; oder, da ſie nicht unſterblich war, daß erſt unſre Nachkommen, im dritten oder vierten Gliede, ihr dieſe betrübte Aufwartung leiſten dürften.

Große Donnerſchläge machen großes Schrecken. Hier iſt die Traurigkeit allgemein! Hier weinet niemand aus Gewohnheit, oder aus flüchtigem Mitleiden: denn ein jeder iſt überzeuget, daß er Urſache dazu habe.

Wer kann mit gleichem und unbewegtem Muthe anſehen, daß der Sohn unſers großmächtigen Churfürſten, der theure Churprinz, der Troſt ſo vieler Länder, vor Schmerzen außer ſich ſelbſt geſetzet iſt: weil ihm der allerempfindlichſte Zufall, der Tod ſeiner unvergleichlichen Gemahlinn, zugeſtoßen? Wer kann, ohne Beſtürzung und Mitleiden, anhören, daß die durchlauchtigſten Schwiegeraltern einer ſo gehorſamen

Tochter, und das hochberühmte Churhaus, eines ſo unſchätzbaren Kleinodes unverhofft entbehren müſſen.

Es iſt bekannt, daß ihr Gemüth ein Aufenthalt aller fürſtlichen Vollkommenheiten, und alſo eines von denen Werkzeugen war, deren ſich der Himmel ſehr oft bedienet, wann er ein ganzes Land beglückſeligen will. Wer hat nun ſo wenig Nachdenken, daß er nicht urtheilen ſollte, wie viel Gutes mit ihr, in einem Augenblicke, verſchwunden ſey?

Ihr Leben war wie ein Licht, in welchem kein irdiſches Auge was unreines fand. Ihren andächtigen Sinn kennete Gott am beſten! dem eröffnete ſie das innerſte ihrer Seelen. So viel erinnern wir uns, daß die Lehrer ſelbſt ſich über ihre Wiſſenſchaft verwundert; und daß auch die unſträflichſten, durch ihren Wandel noch mehr erbauet worden.

Ihre weltlichen Gedanken, deren ſie ſich nicht entſchlagen konnte, weil ſie auf Erden etwas weniger als ein Engel war, giengen weder auf die Erfindung noch Ausübung der Eitelkeit. Sie betrachtete dieſe niemals anders, als eine unangenehme Seeluft, welche man in währender Schiffahrt, und ehe man das Land erreichet, nicht verändern kann.

Ihre meiſten Anſchläge waren vielmehr, wie ſie ihrem wertheſten Gemahle gefallen wollte: und ſie war hierinnen ſo glücklich, daß das Gedächtniß ihrer beyderſeitigen liebreichen Verbindung, ob ſolche gleich an ſich ſelbſt nicht ſo dauerhaft, als Stahl und Marmor ſeyn konnte, doch würdig wäre, in Stahl und Marmor eingegraben zu werden.

Jene gekrönte Häupter, die durch Entdeckung der neuen Welt ſo viel Reichthümer erlangten, daß ſie faſt die alte hätten an ſich kaufen können, zählet man unter die glückſeligſten Fürſten ihrer Zeit. Doch bin ich verſichert, wäre es möglich, und unſerm durchl. Churprinzen vergönnet, eine neue Welt, oder ſeine hochſeligſte Gemahlinn zu erwählen: er würde jene, für dieſe fahren laſſen. Ja, wäre es möglich, ich glaube, er ver-

verwandelte jene Fabel in eine wahrhaftige Geſchichte; und verſuchte die Gefahr, den Geiſt ſeiner zu früh verblichenen Eurydice wieder zu holen.

Denn ſie war von einem Werthe, gegen welchen das Gold viel geringer, als der Staub gegen das Gold, zu achten iſt. Sie hatte viele Tugenden, deren jede abſonderlich einen Thron und Zepter verdiente. Sie beſaß ſein ganzes Herz: und doch gab ſie ſich ſo viel Mühe, als wann ſie es erſt gewinnen müßte. Seine Gegenwart und ſeine Vergnügung brachten ihr Freude; ſeine Abweſenheit und ſeine Sorgen, lauter Unluſt. Sie lernete bald ſeinen Winken mit der That vorkommen, und ſeine Gedanken errathen.

So eine holdſelige Gemahlinn, als ſie ihrem Herrn war, ſo eine ſorgfältige Mutter würde ſie auch dem einzigen hinterlaſſenen Pfande ihrer geſegneten Liebe geweſen ſeyn: welches, in ſo weit, für glücklicher zu halten iſt, weil es, bey ſo zarter Kindheit, die mütterlichen Küſſe annoch leichter, als bey reiferem Alter, vergeſſen kann.

Heſſen, welches das Glück gehabt, ſie in ihrer Wiege zu ſehen, kann den aufrichtigen Gehorſam nicht genugſam rühmen; den ſie, von Anfang ihres Lebens, gegen ihre nunmehr auch hochſeligſte Frau Mutter blicken laſſen: und die Mark Brandenburg, welche das Unglück hat, ſie im Sarge zu erblicken, kann denjenigen Eifer nicht genugſam preiſen, mit welchem ſie, bis zum Ende ihres Lebens, darinn fort gefahren. Denn, als ſie kaum an ſich ſelbſt mehr gedenken konnte, und, ſo zu reden, ſchon an der Thüre des Paradieſes ſtund; ſah ſie ſich noch einmal um, von derjenigen Zeitung zu erfahren, gegen welche ſie allemal eine ſo kindliche Liebe und Ehrfurcht bezeiget hatte. Das Herz ſagete ihr eine böſe Poſt, die ihr ſonſt niemand ſagen wollte; und wie es bisher geſchienen hatte, als ſtürbe die Mutter an ſtatt der Tochter, um, mit ihrem Opfer das unerbittliche Verhängniß zu verſöhnen: ſo hatte es, nach dieſem, das Anſehen, als wann die Tochter

deſto mehr zum Sterben eilete, um die freudige Zuſammenkunft ihrer beyden Seelen nicht länger zu verzögern.

So bald ſie eine Tochter in dieſem churfürſtlichen Hauſe ward, machete ſie unter denen hohen Aeltern, die ihr die Natur, oder das Glück gegeben, ganz keinen Unterſcheid. Ihre Bezeigungen gegen dieſelben waren voll Ehrerbiethung und ungefärbter Liebe; welche mehr aus einer heiligen Begierde, der göttlichen Satzung zu folgen, als aus irgend einem eigennützigen Abſehen, herfloſſen. Sie ergetzete ſich an dem Aufnehmen des ganzen Geſchlechts, an welches ſie durch ein doppeltes Band der Freundſchaft war verknüpfet worden. Denen, die ihr an Hoheit gleich kamen, begegnete ſie freundlich; auch den geringſten gnädig; beyden aber ohne falſch.

So ein koſtbares Gefäß, als ihr Herz war, konnte keinen Gift leiden: ſo edle Zuneigungen, als die ihrigen, hatten keine betrügliche Maske zur Verſtellung vonnöthen. Sie war nicht ſonder Eifer; aber ſie eiferte nur wider die Verachtung des Heiligthums. Sie war nicht ohne Haß; aber ſie haſſete nur die Schmäucheley und Verläumdung, die ſich mit einer ſo großen Fürſtinn, wie ſie war, niemals gemein machen dürfen. Alles ihr Vornehmen ward auf Gerechtigkeit gegründet, und mit Sanftmuth ausgeführet. Durch Demuth bekam unſre hochſeligſte Prinzeßinn eine unbeſchränkte Macht über die Herzen. Sie wußte, daß durch dieſelbe ein großes Glück, ein großer Verſtand, eine große Tugend, noch größer wird; und daß eine Fürſtinn, durch die Demuth, die ſchönen Namen der Frommen, der Leutſeligen und der Wolluſt des menſchlichen Geſchlechts, gewinne.

Wie ungern erinnere ich mich ihrer Todesſtunde! Ich dürfte faſt ſagen, man ſollte ſie unter die verworfenen Tage in den Jahrbüchern anſetzen. Aber ſelbſt dieſes Bittere dienet zur Stärkung, und wir nehmen dadurch Anlaß, unſere Heldinn in ihrer Standhaftigkeit anzuſchauen. Denn ihr Thun und Weſen hatte noch mehr Beſtändigkeit als Glanz

an

an sich: wie jene Herzoginn von Savoyen über einen Diamant geschrieben.

Daß vielen das Sterben schwer ankömmt, davon mag dieses wohl eine Ursache seyn: weil sie gewiß wissen, daß sie vor dem Tode leben; aber noch ungewiß sind, ob, oder wie sie, nach dem Tode, leben werden.

Hier war eine viel bessere, und eine ganz sichere Erkenntniß. Sie hatte sich schon die meiste Zeit des Lebens geübet, diesen einzigen und gefährlichen Schritt, der das Gegenwärtige von dem Zukünftigen unterscheidet, ohne Fehltritt, zu thun. Ihr Sinn ward allemal, gleichsam durch ein Gewicht, zu dem Mittelpuncte des Todes getragen; den alle Zirkel und Linien des menschlichen Lebens zu ihrem Zwecke haben. Daher fand sie einen Zufall nicht gar zu fremd, zu welchem sie sich vorlängst bereitet hatte.

Es ist zu vermuthen, der Schmerz müsse durchdringend gewesen seyn; daß sie ihren liebsten Gemahl nicht noch einmal sehen können, da sie verscheiden sollte: weil es ihr schmerzlich fiel, wann sie ihn nicht sehen konnte, da sie gesund war. Es ist zu vermuthen, daß die Fürsorge für ihre unerzogene Prinzeßinn sie am längsten aufgehalten, sich von den Bekümmernissen dieser Welt gänzlich abzusondern: doch ward ihre Geduld durch diese Proben, und ihr Sieg durch diesen Streit, nur desto herrlicher gemachet.

Hat sie aber überwunden, so wird es uns übel anstehen, ihren Triumph mit Seufzen zu stören. Hält sie den Verlust ihres Lebens für einen Gewinn: warum können wir nicht auch damit zufrieden seyn? Wohnet sie unter den Lilien: warum verlangen wir sie unter den Dornhecken? So gar ungütig ist oft unsere Wehmuth! so gar eigennützig sind alle unsere Wünsche!

Der durchlauchtigste Churprinz, welchen dieser Schlag am ersten und heftigsten getroffen, wird uns mit seiner Groß-

müthigkeit vorleuchten. Er wird nicht ungeduldig seyn, daß sie sterblich gewesen, denn sonst hätte er sie schon bey ihrem Leben betrauren müssen. Er wird nicht ungeduldig seyn, daß sie ihm abgestorben sey: denn er ist viel zu vernünftig, als daß er dem Höchsten widerstreben; und ihm, einer Wunde halben, den Dienst und Gehorsam aufkündigen sollte.

Hat er ein Theil seiner selbst verlohren, so ist das andere desto höher zu halten; und dieses gehöret ihm nicht allein zu: das Vaterland hat auch sein Recht daran.

Damit aber sein schöner Denkspruch: einem jeden das Seinige *, hier in acht genommen werde: so gebe er seinen Kummer der höchstseligen Gemahlinn mit in ihre Gruft!

Er behalte für sich ihren Abdruck in seiner Einbildung! Er stelle sie sich aber vor, nicht in der Gestalt einer Sterbenden, oder einer Leiche; denn diese Abbildung ist nunmehr falsch.

Er stelle sie sich vor, in der Gestalt einer himmlischen Königinn; die, wenn es ihr Zustand zuließe, etwas zu beklagen, anders nichts beklagen würde, als daß sie der Vergänglichkeit nicht eher gute Nacht gegeben.

Alsdann wird aus seiner Zufriedenheit die unsrige; und aus seiner Ruhe unsre Wohlfahrt entsprießen.

* Hieraus erhellet, daß diese hohe Leiche die erste Gemahlinn Friedrichs des I. nachmaligen Königes in Preußen gewesen: dessen zweyte Gemahlinn, Sophia Charlotte, nachmals von B. Neukirchen so schön gepriesen worden: zum deutlichen Beweise, daß unser diesem weisen Regenten, die freyen Künste und Wissenschaften, nach dem feinsten Geschmacke, schon damals geblühet, als noch in dem übrigen Deutschlande ein sehr übler Geschmack geherrschet.

Trauer-

Trauerrede

auf den weiland hochedelgebohrnen

Herrn David Schüllern,

Kön. Pohln. Churf. Sächs. Accisrath in Leipzig

und Agenten in Danzig,

welche

den 19. Febr. 1732. gehalten worden,

von

Gottfried Lengnichen, D. u. Prof.

Nach Unterscheid des Standes, der Würden und Ehren,

gnädige, hochgeneigte, hochzuehrende, geehrte Anwesende!

Die Verdienste hören nicht mit dem Tode auf: sie überschreiten das dem Leben gesetzte Ziel, und breiten sich aus, wenn gleich der Leib, in einem engen Behältnisse, der Zernichtung übergeben wird. Dieser Vorzug ist ihnen eigen. Niemals ist ein Wohlverhalten bey dem menschlichen Geschlechte in eine solche Verachtung gefallen, daß man es gänzlich zu unterdrücken getrachtet hätte: da wir vielmehr bis in die äußersten Zeiten zurück gehen, alle jemals entdeckte Länder gleichsam durchreisen, so viel der Nachrichten aufbehalten werden, sorgfältigst durchblättern; um einen Vorrath löblicher Verrichtungen zusammen zu bringen, die als Beyspiele der Tugend, und als vollkommene Muster zur Nachahmung aufgeführet werden können.

Hier-

Hierdurch gelangen wir zur Kenntniß solcher Personen, deren Wesen vor viel hundert Jahren in Staub und Asche verkehret worden. Wir wissen ihre Eigenschaften, und sind fähig, sie von einander zu unterscheiden, ob gleich ihre Gestalt längstens aufgehöret: ja wir würdigen sie einer besondern Hochachtung; da sie doch weder unsere Glückseligkeit befördert haben, noch zu unserm Aufnehmen etwas beytragen können. So stark ist der Trieb, die Tugendhaften auch nach ihrem Tode zu verehren; und so unparteyisch sind wir in dieser Sache: da wir gemeiniglich alles nach unserm Vortheile zu beurtheilen pflegen! Die Nachwelt wird hierinn von unserer Gewohnheit nicht abgehen. Sie wird mit gleichem Eifer und Fleiße, unsere Thaten aus dem Verborgenen hervorsuchen, mit welchem wir, der Vorfahren Verrichtungen der Vergessenheit zu entreißen bemühet gewesen; und uns derjenigen Erkenntlichkeit genießen lassen, der wir uns im Leben würdig zu machen, bestrebet haben.

Diese Nachwelt soll ich anitzo, bey dem Sarge eines wohlverdienten Mannes, des hochedelgebohrnen Herrn, Herrn David Schüllers, Sr. königl. Majest. von Polen und churfürstl. Durchl. zu Sachsen, unsers allergnädigsten Königes und Herrn, verordneten Accisraths in Leipzig, und Agenten in Danzig, gleichsam vorstellen. Ich soll ihn, als einen unveränderlichen Christen, daneben als einen getreuen und unverdrossenen Diener seines Königes entwerfen. Ich soll ihn schildern, aber mit keinen andern Farben, als die ihm im Leben eigen gewesen, und ihn auch nach dem Tode kennbar machen.

Redlicher Greis! der du in deiner itzigen Vollkommenheit, über alles Weltgepränge erhaben bist: dein schmerzlich betrübtes Haus, weis durch keine deutlichere Zeichen, seine dir schuldige Ehrerbiethung an den Tag zu legen. Es denket dich desto vollkommener in seinem Gedächtnisse zu erhalten, wenn es dein Bildniß in deinen ehemaligen Verrichtungen vor sich sieht: und da du in deinem Leben, ihm zum löblichen Beyspiele gedienet; so glaubet es, selbiges nunmehr

in

in der Erzählung deines rühmlichen Verhaltens zu bewahren, nachdem ihm die Person durch den Tod entrissen worden.

So liegt mirs denn ob, dasjenige ins Werk zu richten, was mir zu solchem Zwecke aufgetragen worden; und wozu mich die ehmalige Gewogenheit des sel. Herrn Accisraths, die Ehre seines genossenen Umganges, und die nicht gemeine Güte der gesammten vornehmen Familie, besonders verpflichten. Es würde aber eine Vermessenheit seyn, wenn ich in diesem meinem Vorhaben fortfahren wollte, ohne zuvor die Erlaubniß einer so ansehnlichen und vortrefflichen Versammlung erbethen zu haben. Es würde eine gänzliche Ueberredung einer Vollkommenheit anzeigen, wann ich mich nicht bald im Anfange, um die Nachsicht der vorkommenden Fehler bemühete. Allein dero Leutseligkeit und Geneigtheit, gnädige und hochzuehrende Anwesende, tritt hier gleichsam ins Mittel; und gebeut dadurch der Worte zu sparen: da sie mir von selbsten, nicht nur die Freyheit zu reden ertheilet, sondern zugleich meine Mängel zu übersehen, großmüthig versichert haben.

Wegen der Religion, Verfolgung und Gefängniß leiden; von seiner angenehmen Vaterstadt sich entfernen; an einem fremden Orte die Wohnung aufschlagen; zu eines großen Königes Diensten gelangen; in denselben höher befördert werden; der Gnade seines Herrn über dreyßig Jahre unveränderlich genießen, und zuletzt wie ein Christ sterben: dieses sind die vornehmsten Stücke des von dem sel. Herrn Accisrathe rühmlich geführten und geendigten Lebens. Hier ist kein weitläuftiges Geschlechtregister; hier sind keine Verdienste der Vorfahren; keine ererbte Rittergüter; keine von Kaisern, Königen und Fürsten ertheilte Titel, Wapen, und Vorrechte!

Eine ehrliche Geburt, eine christliche Auferziehung, sind die Vortheile, die er seinen Aeltern zu danken gehabt: von denen er den 11 Septemb. des 1655. Jahres in Breslau gebohren worden. Jedoch kann niemand mit größerer Sorgfalt den von seinen Ahnen auf sich gebrachten Glanz in seiner Vollkommenheit bewahren, als der Selige bemüht gewesen,

sich

ſich jederzeit ſeiner Abkunft und gehabten Anführung würdig zu machen. Er ſah allbereit die Ewigkeit vor ſich: es war an dem, daß er in dieſelbe eintreten ſollte; er hatte ſich von allem, was mit den Weltgeſchäfften einige Verknüpfung haben konnte, gänzlich frey gemachet: doch konnte er den ehrlichen Namen nicht vergeſſen; dieſen, ſprach er, will ich in mein Grab nehmen! Wie viele Proben einer in der Kindheit genoſſenen chriſtlichen Auferziehung hat er nicht abgeleget! mit welcher Gelaſſenheit die häufig zugeſtoßenen widrigen Fälle ertragen! mit was für Freudigkeit die Wahrheit ſeiner Religion bezeuget! und mit wie großer Standhaftigkeit, iſt er bey derſelben unbeweglich geblieben! Hätte man von ihm dergleichen vortreffliche Früchte auch nur vermuthen mögen; wenn er nicht darzu wäre vorbereitet worden? Und wie würde er für eine Sache haben leiden können; wenn er nicht von derſelben Richtigkeit durch unwidertreibliche Gründe, von der erſten Jugend an, überzeuget geweſen?

So ſtund er denn in einer guten Verfaſſung, als die Verfolgungen über ihn ausbrachen: welche ihren Anfang nahmen, da er mit der wohlgebohrnen Frau Anna Regina Fladinn von Ehrenſchild, verwitweten von Ratizi, eine vergnügte Ehe getroffen, und ſich in Hirſchberg häuslich niedergelaſſen hatte. Seine Feinde wußten ihm kein anderes Verbrechen beyzumeſſen, als daß er der evangeliſch-lutheriſchen Religion zugethan war; und zwangen ihn durch ihre Nachſtellungen, daß er ſeinen Aufenthalt nach Breßlau verſetzen mußte. Aber auch hier war keine Sicherheit. Der einmal unverſöhnlich gewordene Haß, eilte nach; und ſchätzte ſich glücklich, als er den ſel. Herrn Accisrath nebſt ſeiner Ehegenoßinn, auf das dortige Rathhaus zur Verwahrung gebracht hatte.

Es war damals ein recht mitleidenswürdiger Zuſtand des ſchüllerſchen Hauſes; Vater und Mutter im Gefängniſſe: der eben verſtorbene Sohn, annoch auf der Baare; die übrige einzige Tochter auf der Flucht; das Vermögen in fremden Händen! Verborgener Gott! durch was für kummervolle

volle Umwege führest du die Deinen, ehe sie den ihnen zugeeigneten Ort erreichen? Joseph besteigt durch den Kerker die Ehrenstaffeln, und empfängt die Belohnung seiner Tugend; da er zuvor die Strafe eines Missethäters gefühlet. Dein Schüller wird ein Gefangener; weil er ohne Verletzung seines Gewissens nicht frey bleiben kann: aber eben dadurch eröffnest du ihm den Weg, zu seiner künftigen Erhebung.

Denn nach Verlauf eines Jahres, wird der Selige seiner Haft entlediget; folget mit Zurücklassung der Güter, seiner in Danzig verheiratheten Frau Tochter; begiebt sich darauf nach Wien; klaget bey dem kaiserlichen Hofe über das erlittene; und seine befundene Unschuld verschaffet ihm die Erlaubniß nach Schlesien zu kehren, den Besitz seines ihm bisher vorenthaltenen Vermögens, und zur Belohnung den Antrag, die Stelle eines kaiserlichen Agenten zu bekleiden. Allein die göttliche Vorsehung hatte nicht nur ihm, unsere Stadt zu seiner beständigen Wohnung bestimmet, sondern ihn auch zum Dienste eines andern Monarchen ausersehen.

Augustus, Sachsens Freude und Vergnügen, erfüllete um selbige Zeit, die eifrigsten Wünsche der wohlgesinneten polnischen Reichsstände, und bestieg den erledigten, und von einer sich aufgeworfenen widrigen Partey bestrittenen Thron. Seine Majestät, würdigte das seinen Beherrschern getreueste Danzig dero Gegenwart, davon die Vortheile sich bis auf unsern Herrn Accisrath erstreckten. Die in Schlesien ausgestandenen Drangsale; seine zu Wien bewährte Unschuld; die in Handlungssachen erlangte Wissenschaft und Erfahrenheit; seine aufrichtige Dienstfertigkeit, hatten ihn am königlichen Hofe in solchen Ruf und in solches Ansehen gebracht, daß Se. Majestät aus eigener hohen Bewegung, ihn im 1699. Jahre zu dero Intendanten und Agenten in Danzig allergnädigst ernannten.

Dieses war die erste Stufe zur Ehre, aber auch der Anfang vieler Arbeit, vieler Beschwerden, und mancherley Gefährlichkeiten. Es brachen Zeiten ein, deren bloßes Andenken uns in Schrecken und Bewunderung setzet. Wir, die

wir

wir ſie belebten, ſind zugleich Zeugen, mit welchem Fleiße, mit was für Bemühung und Eifer der ſel. Herr Accisrath, den Befehlen unſers allergnädigſten Königes und Herrn nachgelebet, und Dero Geſchäffte beſorget. Bald waren geheime Ausrichtungen zu befördern; bald in der Eile Gelder herbey zu ſchaffen; bald ganze Regimenter zu kleiden; bald der Armee allerley Nothwendigkeiten zuzuführen. Itzt kamen aus der Schlacht Verwundete; dann der feindlichen Gefangenſchaft Entgangene, und noch andere, die ſonſt fortgebracht ſeyn wollten. Alles ward ſorgfältig ausgerichtet: alle fanden in dem ſchüllerischen Hauſe das Nothwendige, und den verlangten Vorſchub.

Indeſſen ward der Zuſtand der damaligen Zeiten nicht nur täglich ärger; ſondern das Uebel kam aufs äußerſte. Gott, der dem Könige den Thron zubereitet hate, wollte deſſen unüberwindliches Gemüth, durch das empfindlichſte prüfen, ehe er denſelben völlig befeſtigte. Er ließ es geſchehen, daß der Feind ſeine Macht ſo hoch trieb, als jemals ein Sieger ſie zu bringen ſich unterſtehen dürfen. Seinem Herrn getreu zu verbleiben; für ihn ſein Leben und Vermögen zu wagen; von dieſer Pflicht ſich weder durch Drohungen noch Verſprechungen abbringen zu laſſen, hieß eine Mishandlung, welche mit Feuer und Schwert, mit Einziehung der Güter, und harter Gefangenſchaft, beſtrafet werden müßte. Die Tugend konnte ſich ſelbſt nicht ſchützen. Andere Mittel waren theils nicht zur Hand, theils nicht zureichend: und man wußte nicht anders, als durch eine Entfernung, dem Zwange des herrſchenden Feindes auszuweichen, und die Unverbrüchlichkeit ſeines Gehorſams zu bewahren.

Unter dieſen Gefährlichkeiten, ließ der ſel. Herr Accisrath, in ſeinen Verwaltungen nichts nach, und man bemerkte an ihm keine Aenderung; außer einer innerlichen Betrübniß, über den Hinfall der allgemeinen Wohlfahrt. Seine Bemühungen hörten endlich mit den Geſchäfften auf: und er fieng allererſt ah, für ſeine eigene Erhaltung zu ſorgen, als zum Dienſte des Herrn nichts mehr auszurichten übrig war. Die

Abreiſe

Man kann auch die Sammlung dazu nehmen, die Herr Profeſſor Kapp allhier vor einigen Jahren ans Licht geſtellet hat, als worinn manch ſchönes Stück befindlich iſt. Nach ſolchen Meiſtern, die ich Anfängern angeprieſen, darf ich mich kaum unterſtehen, etwas von meiner Arbeit hieher zu ſetzen; zumal ich mich in der lateiniſchen Zierlichkeit für keinen Meiſter ausgeben mag. Nun habe ich zwar einmal bey einer Diſſertation eine Vorrede zum Lobe der Weltweisheit gehalten, und ſelbige nachmals weiter ausgeführt drucken laſſen. Bey dem Antritte meines poetiſchen Lehramtes habe ich den Satz erwieſen, daß Poeten, die Philoſophen ſind, dem gemeinen Weſen viel Nutzen ſchaffen können. Beym Antritt meiner philoſophiſchen Profeßion habe ich den Nutzen und die Nothwendigkeit der Metaphyſik erwieſen. Bey einer Baccalaureal-Promotion habe ich als Promotor, wider den Democritum redivivum dargethan, daß auch die geiſtlichen Lehrer Redner ſeyn ſollen. Als Procancellarius habe ich bey einer Magiſter-Promotion wider den Biſchof Huet, in ſeinem Buche von der Schwachheit der menſchlichen Vernunft, gezeiget, daß auch die Gewißheit des Glaubens ſich auf die Gewißheit der Vernunft gründe. Und als Rector habe ich am Ende des 1738ſten Jahres, als eine Vorbreitung zu dem im 1739ſten Jahre einfallenden Leipziger Reformations-Jubelfeſte, dargethan, daß auch die freyen Künſte und Wiſſenſchaften von der Religionsreinigung unzählige Vortheile gezogen haben: derer vorizo nicht zu gedenken, die ich auch in meinem zweyten, dritten, vierten und fünften Rectorate gehalten. Eben ſo übergehe ich meine Lobrede auf Wien von 1750, und die bey einer poetiſchen Krönung 1752. mit Stillſchweigen, darinn ich bewies, daß die deutſche Sprache den Namen einer gelehrten Sprache verdiene. Doch weil ich bey dieſer Auflage alle meine eigene Sachen wegzulaſſen entſchloſſen bin: ſo will ich ſie ſämmtlich zu einer andern Zeit und Gelegenheit verſparen, wo ſie mit einander ans Licht treten können.

langten Vortheile, durch seine eingeschränkte Lebensart, durch eine ordentliche Haushaltung, durch die Handlungswissenschaft, und durch ein vorsichtiges Verkehr mit Auswärtigen und Einheimischen, zu vermehren wußte. Die nachmals gefolgten ruhigen Zeiten waren dazu beförderlich. Unser Herr und König, erfreuete die gesammten polnischen Lande mit seiner Gegenwart; und ließ nach einer kurzen Abwesenheit, sich wieder auf dem Throne, in dem ehemaligen Glanze sehen: da mit der Majestät, zugleich Frieden, Eintracht und Ueberfluß eintrafen. Alles ward wieder in den vorigen Stand gebracht: bey welcher allgemeinen glücklichen Veränderung, der sel. Herr Accisrath nach Danzig kehrte, und seine in etwas unterbrochenen Verrichtungen eines königlichen Intendanten und Agenten fortsetzte.

Ein Mann, der einmal den Tugendweg gewählet, und der durch eine lange Uebung sich gewöhnet, nicht auszuweichen, bleibt allezeit derselbe. Bey unserm Seligen fand sich keine Abwechselung, als die von dem zunehmenden Alter, und von der mit den Jahren sich vermehrenden Unpäßlichkeit herrührte. Aber eben diese Urheber unzähliger Unannehmlichkeiten, mußten ihn zu einer immerwährenden Glückseligkeit noch mehr zubereiten. Das Alter erinnerte ihn seines herannahenden Endes, und die Krankheiten, der Hinfälligkeit: dabey die Geduld durch die schmerzhaftesten Zufälle nur bewähret wurde, die ihn nicht eher, als mit dem Leben verließen, welches den jüngsten 28 Jänner in seinem 77 Jahre, durch einen seligen Abschied aufhörte.

Glücklicher Schüller! du stirbst in einem hohen Alter, bey einem siechen Leben: und wirst beklaget. Du hast deinem Könige 33 Jahre gedienet: und seine Gnade folget dir bis ins Grab. Du gehst in die Ewigkeit: und wählest dir zum Führer und Gefährten deinen Erlöser. Ohne Gesellschaft wolltest du diese Zeitlichkeit nicht verlassen, sondern fragtest noch vor dem letzten Abdrucke: wen habe ich denn? und gabest dir selbst die Antwort: Jesum in meinem Herzen. Dieses war gleich das Zeichen zum Aufbruche, da

dein

dem Geiſt, ſondern fernern Verzug ſeine bisherige Wohnung räumte. Vor der Welt mag von dir nichts rühmlichers geſaget werden, als was dein allergnädigſter König und Herr kurz vor deinem Ableben ausfertigen zu laſſen geruhen wollen: du haſt Sr. Majeſtät treulich gedienet, und daß ſie es gegen die Deinen, bey vorkommender Gelegenheit, zu vergelten bedacht ſeyn wolle. Kann man dir wohl ein prächtiger Denkmaal aufführen? Kann wohl dein Namen nach dem Tode mehr erhoben werden? Ja was kann man größeres von einem Könige ſagen, als daß er die Verdienſte dem allgemeinen Geſetze dee Sterblichkeit entreißt; und an den Früchten auch die Nachkommen Theil nehmen läßt.

Dein Abſchied aber, konnte deinem Hauſe nicht anders, als Schmerzen verurſachen. Du wareſt Vater, du wareſt ein Verſorger: und die Deinen ſind viel zu edelmüthig, als daß ſie unerkenntlich ſeyn ſollten. Deine einzige Tochter, deine ſo viele Jahre geweſene ſichere Stütze und unverdroſſene Pflegerinn; ihr Gemahl, dein würdigſter Schwiegerſohn; die mit Ehrfurcht und Gehorſam dir ergebene Großtochter; und dein dir jederzeit gefälliger Großſchwiegerſohn: dieſe alle vermiſchen ihre Thränen, und vereinbaren ihre Klagen, daß man weder aus ihrer Geſichtsſtellung, noch aus ihrem übrigen Bezeigen erkennen kann, wem du der nächſte geweſen, und wer dich am zärtlichſten geliebet hat.

Ich breche hier meine Rede ab, ſeliger Mann! nachdem ich die Gnade, Geneigtheit und Geduld einer ſo vornehmen Verſammlung genugſam geprüfet. Sie ſteht fertig, das, ſo von deiner Sterblichkeit zurück geblieben, ins Gotteshaus zu begleiten: und du erkenneſt auch daraus, daß derſelben Gewogenheit und Freundſchaft, ſich nicht mit deinem Leben geendiget habe.

Das V. Hauptſtück.

Von den öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen.

I. §.

Wenn ich hier von akademiſchen Reden handeln will, ſo iſt es nicht meine Meynung von den großen Lobreden, die zuweilen auf große Herren; oder von Parentationen, die öfters auf verſtorbene Gelehrte gehalten werden, zu reden. Von dieſen iſt oben ſchon gehandelt worden. Es ſind aber noch andre Arten übrig, die von Lehrenden auf unſern Akademien und Schulen gehalten werden. Dahin gehören nun I. die Antrittsreden der Profeſſoren, II. die bey Annehmung des Rectorats, III. bey Ablegung deſſelben, IV. bey Promotionen, theils von den Dechanten, theils von den Procancellarien, V. bey Diſputationen zuweilen als Vorreden, endlich die VI. an Jubelfeſten und dergleichen öffentlichen Feyertagen, ſowohl auf hohen Schulen als auf Gymnaſien gehalten werden. Alle dieſe nun gehören zu den lehrenden Reden. Es können aber auch, in den niedern Schulen, die Antritts und Abſchiedsreden der Lehrenden; wie auch die Introductionsreden der Obern dazu gezählet werden. Ob nun wohl die Regeln davon ſchon oben insgemein gegeben worden: ſo wollen wir doch hier dasjenige kürzlich wiederholen, was einen Zweifelhaften und Unſchlüßigen aufhalten könnte; und einige beſondere Anmerkungen dabey machen. Ich erinnere aber zum Voraus, daß ich hier nicht von bloßen lateiniſchen Complimenten rede, ſondern nur von ſolchen förmlichen Reden, darinnen ein rechter Hauptſatz ausgeführet wird.

II. §.

Zuförderſt nun fraget es ſich hier, wo man denn die Erfindungen der Hauptſätze hernimmt? Ich antworte, ein jeder muß auf ſein Amt, auf ſeine Fähigkeit, auf die Veranlaſ-

ſung

ſung zu ſeiner Rede, und auf alle Umſtände der Zeiten und Oerter Achtung geben: ſo wird ihm leichtlich ein guter Hauptſatz einfallen. Wer z. E. ein öffentliches Lehramt antritt, der kann aus der Wiſſenſchaft, die er lehren ſoll, eine Wahrheit, die nicht gar zu gemein und bekannt iſt, und von jemanden in Zweifel gezogen wird; oder einen gemeinen herrſchenden Irrthum; oder das Lob ſeiner Wiſſenſchaft überhaupt, u. d. gl. zum Gegenſtande ſeiner Gedanken machen. Wer ein Rectorat übernimmt oder niederlegt, der kann nach Beſchaffenheit des Zuſtandes ſeiner hohen Schule, von ihrem Flore; von dem Wachsthume der Gelehrſamkeit, ſeit dem Akademien geſtiftet worden; von dem Nutzen, den das gemeine Weſen von der Gelehrſamkeit hat; von der Nothwendigkeit eines Oberhauptes auf Akademien; von den Vorzügen ſeiner Univerſität vor andern benachbarten; von der, allen Studirenden obliegenden Pflicht, ein ſittſames und ordentliches Leben zu führen, gewiſſen Wiſſenſchaften obzuliegen, oder gewiſſe Abwege zu vermeiden ꝛc. reden. Wer bey Promotionen reden ſoll, der muß wiederum auf die Facultät ſehen, darinnen er entweder den Titel ertheilet, oder annimmt, und eine ſolche theoretiſche oder praktiſche Wahrheit wählen, die ſich für ihn, für ſeine Zuhörer, und für die Zeit, da er redet, am beſten ſchicket. Es muß aber auch eine ſolche ſeyn, die nicht gar zu gemein und ausgemacht iſt: ſondern daran noch wohl von manchem gezweifelt wird, oder davon man, eine neue Meynung oder einen neuen Beweis zu geben, im Stande iſt.

III. §.

Von den Vorreden bey Diſputationen iſt zu merken, daß ſie ſehr ſelten als ausführliche Reden, ſondern mehrentheils als kurze Complimenten eingerichtet werden, und alſo keinen beſondern Hauptſatz nöthig haben. Wollte man es aber zuweilen thun: ſo müßte es gleichfalls eine Materie ſeyn, die ſich zu der vorhabenden Diſputation ſchickte, und die den Zuhörern angenehm ſeyn könnte. Aus dieſem letztern fließt es, daß man nicht von gar zu tiefſinnigen und abſtracten

stracten Sachen reden müsse: denn diese sind allemal den wenigsten Zuhörern so geläufig, daß sie dieselbigen ohne ein mühsames Nachdenken erreichen könnten. Bey Jubelfesten, und andern großen Feyertagen werden auch Reden gehalten. Jene sind entweder akademische, oder Religions-Jubelfeyern: und in beyden muß sich der Hauptsatz zur Sache schicken. Doch hüte man sich vor bloßen historischen Erzählungen, die nichts anders, als ein mageres Wesen mit sich bringen, und dem Zuhörer leicht einen Ekel erwecken. Reden halten, das heißt nicht ein Historienschreiber seyn; vielweniger einen Sammler verschiedener Histörchen oder Mährchen abgeben: wie sich wohl viele in ihren akademischen Reden dieser Art bedienet haben; daß sie aus der gelehrten Historie eine Menge lustiger und lächerlicher Schnörkel zusammen gestoppelt haben, um ihren Zuhörern ein Gelächter zu erwecken. Man muß seine Zuhörer von einer Hauptwahrheit überreden, und das nur mit Gründen und Beweisen ins Werk richten. Nun kann zwar eine solche Wahrheit auch historisch seyn: allein es wird doch allemal ein großer Unterschied seyn, wenn man z. E. die ganze Geschichte der Leipziger Akademie in eine Rede bringen; oder etwa behaupten wollte, das Johann von Münsterberg ihr erster Stifter, Rector gewesen sey. Mit den Schulreden hat es letztlich eben die Bewandniß. Auch diese müssen sich zu den Absichten, Aemtern und Umständen schicken. Auch diese müssen einen logischen Satz zum Grunde haben. Auch diese müssen dem Redner anständig, und dem Zuhörer nicht verdrießlich seyn:

IV. §.

Die Ausführung solcher Sätze nun geschieht, durch die oberwähnten und so oft wiederholten Stücke, nämlich die Erklärung, den Beweis, die Widerlegung der Einwürfe, und die Erregungen der Gemüthsbewegungen; wobey hin und her auch einige Erläuterungen angebracht werden können.

nen. Von allen diesen Stücken habe ich insbesondere nichts zu sagen. Es bleibt alles bey den allgemeinen Regeln, die ich oben ausführlich vorgetragen und erläutert habe. Es pflegen aber auf allen hohen Schulen die Reden durchgehends in lateinischer Sprache gehalten zu werden; weil diese einmal für die Muttersprache der Gelehrten gehalten wird. Daher muß derjenige, der solche akademische Reden zu halten schuldig, oder willens ist, sich auch einer guten lateinischen Schreibart befleißigen. Diese zu erlangen, lese man fleißig die ciceronischen Reden, und andre gute Scribenten, aus den sogenannten goldenen Zeiten der lateinischen Sprache. Denn es ist allerdings billig, das derjenige, der in einer fremden Sprache reden will, sie so schön rede, als es nur möglich ist. Aber man hüte sich auch dabey vor dem entgegengesetzten Fehler derjenigen, die sich einbilden, ihre Reden wären schon gut und vortrefflich, wenn nur alle Wörter derselben im Cicero stünden. Es ist ganz etwas anders, lateinische Wörter aussprechen, und lateinisch reden. Man muß auch die alte lateinische Art zu denken annehmen, und allen seinen Perioden einen recht ciceronischen Schwung zu geben wissen. Dieses wollen andre auch zwar thun: sie schreiben aber ganze Zeilen und Sätze aus den alten Rednern ab, und bestehlen den Cornelius und Plinius, so, daß alle Schüler es merken können. Wer das thut, der darf nicht hoffen, daß man ihn jemals für einen guten Lateiner halten werde.

V. §.

Gleichwohl wird auch der allerbeste Lateiner noch nicht viele Heldenthaten in der Beredsamkeit thun, wenn ihm die Sachen fehlen, davon er reden soll. Wer nichts als Wörter und Redensarten gelernet hat, nichts als römische Alterthümer und kritische Historien der lateinischen Sprache besitzet, nichts als den Livius und Sallustius auswendig kann: der weis doch auf bedörfenden Fall nichts zu sagen, was sich zur Sache schicket. Ein Redner muß auch selbst etwas

neues erdenken können, das sich auf seine Zeiten schicket: dieses aber geht ohne eine sattsame philosophische Erkenntniß und mannigfaltige Belesenheit ganz und gar nicht an. Es ist auch nicht allemal mit einer historischen Abhandlung aus den Geschichten der Gelehrten, ausgerichtet. Man kann nicht immer vom Ursprunge der Akademien, der vier Facultäten, der Doctor- und Magistertitel seine Collectaneen zusammen setzen. Auch die Schicksale dieses oder jenes Theiles der Gelehrsamkeit, dieser oder jener Secte in den Wissenschaften, schicken sich besser zu den gelehrten Abhandlungen oder Dissertationen, als zu den Reden. Folglich ist auch die historische Erkenntniß nicht zulänglich, einem Redner gute Erfindungen an die Hand zu geben. Indessen will ich auch nicht behaupten, daß man die abstractesten Grillen, oder die verlegenen Irrthümer der Philosophen wieder aufwärmen, oder Lehren widerlegen sollte, denen kein Mensch mehr zugethan ist. Nein, was ein Redner vortragen will, das muß wichtig, neu, angenehm, noch nicht ganz ausgemacht, und den meisten Zuhörern verständlich und begreiflich seyn. Ein jeder begreift, daß sich auch theologische, juristische und medicinische Materien dergestalt zu Hauptsätzen akademischer Reden brauchen lassen, wenn sie diese Eigenschaften haben. Was sonst wegen der Anreden, Wünsche, Titel und anderer Nebendinge bey solchen Reden zu beobachten ist, das müssen eines jeden Orts Gewohnheiten und die Absichten der Redner selbst lehren.

VI. §.

Will man gute Muster solcher akademischen Reden lesen, so bemühe man sich um Melanchthons, August Buchners, Schurzfleischens und Cellarius Reden, darinn man eine Menge guter Exempel finden wird. Von Ausländern kann man den Muretus, Majoragius, Ferrarius, Facciolati, u. a. mehr dazu nehmen, welche alle gesunde Begriffe von der Beredsamkeit gehabt, und sich darnach gerichtet haben.

Man

Man kann auch die Sammlung dazu nehmen, die Herr Profeſſor Kapp allhier vor einigen Jahren ans Licht geſtellet hat, als worinn manch ſchönes Stück befindlich iſt. Nach ſolchen Meiſtern, die ich Anfängern angeprieſen, darf ich mich kaum unterſtehen, etwas von meiner Arbeit hieher zu ſetzen; zumal ich mich in der lateiniſchen Zierlichkeit für keinen Meiſter ausgeben mag. Nun habe ich zwar einmal bey einer Diſſertation eine Vorrede zum Lobe der Weltweisheit gehalten, und ſelbige nachmals weiter ausgeführt drucken laſſen. Bey dem Antritte meines poetiſchen Lehramtes habe ich den Satz erwieſen, daß Poeten, die Philoſophen ſind, dem gemeinen Weſen viel Nutzen ſchaffen können. Beym Antritt meiner philoſophiſchen Profeßion habe ich den Nutzen und die Nothwendigkeit der Metaphyſik erwieſen. Bey einer Baccalaureal-Promotion habe ich als Promotor, wider den Democritum redivivum dargethan, daß auch die geiſtlichen Lehrer Redner ſeyn ſollen. Als Procancellarius habe ich bey einer Magiſter-Promotion wider den Biſchof Huet, in ſeinem Buche von der Schwachheit der menſchlichen Vernunft, gezeiget, daß auch die Gewißheit des Glaubens ſich auf die Gewißheit der Vernunft gründe. Und als Rector habe ich am Ende des 1738ſten Jahres, als eine Vorbreitung zu dem im 1739ſten Jahre einfallenden Leipziger Reformations-Jubelfeſte, dargethan, daß auch die freyen Künſte und Wiſſenſchaften von der Religionsreinigung unzählige Vortheile gezogen haben: derer voritzo nicht zu gedenken, die ich auch in meinem zweyten, dritten, vierten und fünften Rectorate gehalten. Eben ſo übergehe ich meine Lobrede auf Wien von 1750, und die bey einer poetiſchen Krönung 1752. mit Stillſchweigen, darinn ich bewies, daß die deutſche Sprache den Namen einer gelehrten Sprache verdiene. Doch weil ich bey dieſer Auflage alle meine eigene Sachen wegzulaſſen entſchloſſen bin: ſo will ich ſie ſämmtlich zu einer andern Zeit und Gelegenheit verſparen, wo ſie mit einander ans Licht treten können.

Das VI. Hauptstück.

Von den Reden der Studirenden auf Schulen und Universitäten.

I. §.

In dem vorigen Hauptstücke hatten wir mit gelehrten Männern zu thun, die sich allenfalls schon selbst zu helfen wissen. Daher gaben wir auch nur denen, die sich selbst nicht recht trauen möchten, einige summarische Anleitung, wie sie sich bey Ausarbeitung ihrer Reden zu verhalten hätten. Hier aber haben wir mit jungen Leuten zu thun, die sich noch gar nicht zu helfen, oder zu rathen wissen; oder die doch furchtsam sind, wenn sie reden sollen, und immer besorgen, sie möchten es nicht recht machen. Daher wollen wir auch diesen eine etwas sorgfältigere Anleitung geben, und sie von der Schule an, bis zu einer akademischen Würde, begleiten. Zwar auf Schulen scheint nach unsern obigen Sätzen, ein junger Mensch noch nicht geschickt zu seyn, eine öffentliche Rede zu halten: weil die Lehren der Beredsamkeit, nicht ohne einen reifen Verstand, gefasset werden können. Allein da die Schulen ungleich sind, und die Schüler der obern Classen an einigen Orten, auch schon zur Redekunst angeführet werden: so kann man es niemanden wehren, auch einige Proben von seiner Beredsamkeit abzulegen. Es kömmt dabey mehrentheils auf die bekannten Actus oratorios, oder öffentlichen Redeübungen an, die von geschickten Schulmännern angestellet werden. Und diese pflegen entweder, ihren Lehrlingen die Reden selbst auszuarbeiten; oder ihnen doch den Entwurf dazu zu machen, und hernachmals alles zu verbessern. Hier hat es also gar keine

Schwie-

Schwierigkeit: indem sich die Schüler doch nach dem Gutachten ihrer Lehrmeister richten müssen.

II. §.

Dergestalt aber bekommen wir, an statt der Jugend, mit den Anführern derselben zu thun: denn auch diese bedörfen vielmals einen guten Rath; seitdem so viele zu Schulmännern gemachet worden, die sich wohl selbst keiner akademischen Anleitung zur Redekunst bedienet, und in keiner Redeübung die Beredsamkeit erworben haben. Denn wie nirgends ein Meister vom Himmel fällt: so ist es auch kein Wunder, daß mancher Lehrer in Schulen selbst erst recht gewahr wird, wo es ihm fehlet; wenn er andern Regeln und Exempel von einer Kunst geben soll, die er selbst niemals gelernet hat. Höret gleich mancher Ciceros schönes Latein bis zum Ekel anpreisen, und bekömmt dadurch einen recht fanatischen Eifer für dasselbe: so hat er doch darum Ciceros redneriſche Lehren, und Kunstgriffe so wenig in seiner Gewalt, als seine Lehrer. Es gebe also ein Schulmann, der seine Untergebenen zur Beredsamkeit anzuführen Willens ist, auf die verschiedene Fähigkeit derselben Acht. Die gar zu schwachen, muß er mit eigenen Ausarbeitungen verschonen, und zufrieden seyn, wenn sie etwas auswendig lernen, was entweder in lateinischen Büchern schon steht, oder was von ihm, dem Lehrer selbst, ausgearbeitet worden. Was die größern anbetrifft, die schon einen reifern Verstand haben, und der Feder etwas mächtiger sind, die kann man wohl zuweilen, nach einem vorgeschriebenen Entwurfe etwas ausarbeiten lassen; aber man muß es ihnen doch hernach ausbessern. Hierauf lasse man sie alles wohl auswendig lernen, und übe sie eine gute Weile in der guten Aussprache, und in den wohlanständigen Bewegungen des Leibes. Das ist es alles, was Schüler thun können; denn die Erfindung und Einrichtung ganzer Reden zu machen, dazu sind sie nicht eher fähig, bis sie die akademischen Wissenschaften eine zeitlang getrieben haben; wie oben bereits erwiesen worden.

III. §.

III. §.

Fraget nun jemand, wo denn so viele Hauptsätze herzunehmen sind, die so viele Schüler abhandeln sollen, als man in solchen Redeübungen gemeiniglich auftreten läßt: so antworte ich, erstlich, daß es eben nicht nöthig ist, alle mit einander reden zu lassen. Ein Lehrmeister muß eine kluge Wahl treffen, und nur die munterſten, lebhafteſten und geschickteſten Köpfe dazu nehmen. Er muß auch auf die äußerlichen Gaben, als in der guten Stimme und Aussprache, imgleichen der guten Stellungen, und freyen unerschrockenen Gebärden, sehen. Denn wer diese nicht zum wenigsten in einem ziemlichen Grade hat, der ist von Natur ungeschickt, ein guter Redner zu werden, und dem muß man nicht vergebliche Mühe machen; indem man ihn zwinget, eine Uebung zu treiben, darinnen er es doch niemals hoch bringen wird. Ist nun dergestalt die Zahl der jungen Redner, die man aufstellen will, ziemlich verkleinert worden: so muß der Lehrer auf eine Anzahl von Wahrheiten denken, die einige Verwandschaft mit einander haben. Z. E. Wenn er die Jugend in Lobreden üben will: so kann er verschiedene Lebensarten der Menschen, bey Hofe, in Städten, auf dem Lande, den Adelstand, das Soldatenleben, die Kaufmannschaft, die Gelehrsamkeit u. s. w. rühmen lassen. Oder er kann die Jahreszeiten, die vier Facultäten, die freyen Künste, die philosophischen Wissenschaften, u. d. gl. um die Wette von denen loben lassen, die dazu eine Neigung haben: worinn z. E. der Fr. von Gomez Sieg der Beredsamkeit vier schöne Muster gegeben hat. Wollte aber ein Redner auch einen großen Hauptsatz, z. E. das Lob eines regierenden Landesherrn, einer Provinz, oder einer Stadt ausführlicher vortragen lassen, als es in einer kleinen Rede geschehen kann: so könnte er solches unter etliche Schüler eintheilen, und stückweise, den einen die Vorbereitung dazu machen, den andern die Weisheit, den dritten die Gerechtigkeit, den vierten die Gnade, den fünften eine andre Tugend seines Herrn rühmen; oder die Eigen-

schaften

schaften der Länder und Städte, nach und nach ausführen; den letzten aber den Beschluß machen lassen.

IV. §.

Doch ich halte mich zu lange bey den Schulen auf. Es ist Zeit, einen Schüler auf Akademien zu bringen, wenn er nur erst seinen Abschied in der Schule genommen hat, wie an vielen Orten gewöhnlich ist. Könnte er nun gleich selbst schon seine Rede machen, so ist es doch gut, daß er sie erstlich von einem seiner Lehrer durchsehen läßt: noch besser aber ist es, wenn er den Entwurf derselben, erst der Verbesserung unterwirft. Es fehlet jungen Leuten noch immer woran, und ihre Vorsichtigkeit vergrößert sich immer, wenn sie hören, wie verständige Männer von ihrer Arbeit urtheilen. Haben sie aber noch nicht Kräfte genug, ihre Reden selbst zu machen, so wollte ich es ihnen, ihrer Ehre halber, rathen, sich dieselbe lieber von ihrer Lehrer einem verfertigen zu lassen, und hernach auf hohen Schulen desto fleißiger zu seyn, diesen Mangel zu ersetzen. Fraget man, was für Hauptsätze in dergleichen Reden zum Grunde geleget werden können: so kömmt es auch auf die Fähigkeit der jungen Leute an, und auf die Lust, die sie zu dieser oder jener Wissenschaft, oder freyen Kunst bey sich verspüren. Diese nämlich können ihnen leichte Sätze an die Hand geben, denen sie gewachsen sind. Sie können auch die Schule, wo sie bisher studiret haben; oder die Universität, dahin sie zu gehen denken; oder die Sorgfalt des Landesherrn, die dergleichen Werkstäten der Gelehrsamkeit gestiftet haben, und noch beschützen, mit Ruhme erheben. Zum Beschlusse aber, müssen sie ihren bisherigen Lehrern danken, und ihre Mitschüler zu allem Guten ermahnen.

V. §.

Wenn sie nun dergestalt, mit einiger Lust und Vorbereitung zur Beredsamkeit, auf Universitäten kommen; und gesonnen sind, es darinnen zu größerer Vollkommenheit zu bringen:

bringen: ſo müſſen ſie dennoch nicht ſogleich in die Collegia oratoria, oder homiletica laufen; wie es insgemein zu geſchehen pflegt. Mit einem leeren Gehirne lernet man in beyden nichts; als die Kunſt, viel thörichtes Zeug zu plaudern, oder aus Büchern zuſammen zu ſchreiben, was andre ſchon geſaget haben. Man muß alſo das erſte Jahr gänzlich der Weltweisheit, der Hiſtorie, den Sprachen, und dem fleißigen Bücherleſen, ſonderlich in der Sprache, darinnen man ein Redner zu werden denket, widmen. Alle dieſe Dinge bereiten einen künftigen Redner zu, ſchärfen ſeinen Verſtand, läutern den Witz, bereichern die Einbildungskraft und füllen das Gedächtniß mit unzähligen nützlichen Sachen an, davon ein Redner nothwendig einen guten Vorrath haben muß. Wenn dieſes nun vorläufig geſchehen iſt, ſo iſt es allererſt Zeit, neben der Erlernung ihrer Hauptwiſſenſchaft oder Facultät, auch die Regeln der Redekunſt mit neuem Eifer anzugreifen, und ſich dieſelben von einem geſchickten Manne erklären zu laſſen. Ich weis wohl, daß die meiſten mit der Anleitung, die ſie auf Schulen gehabt haben, ſchon zufrieden ſind; und ſich einbilden, es fehle ihnen an nichts, als an der Uebung. Aber man erfährt es auch, in ſolchen Uebungsſtunden, zur Gnüge, was für Reden aus dieſer Einbildung entſtehen; die nämlich weder an Erfindung und Ordnung, noch im Ausdrucke etwas taugen. Es bleibt immer ein groſſer Unterſchied unter der Schulberedſamkeit, die ſich oft wider ihren Willen, nach dem ſchwachen Begriffe junger Knaben richten muß; und unter der akademiſchen Redekunſt, die Leute von reifern Jahren zu Lehrlingen bekömmt. Es müſſen ſich aber Studirende allemal diejenigen Lehrer in der Redekunſt wählen, die zu ihren Zeiten die berühmteſten ſind; auch wohl, ihnen zu Gefallen, eben die Akademien erwählen, wo dieſelben lehren. So machte es Cicero, der in ganz Griechenland herum reiſete, um ſich von den berühmteſten Rednern unterweiſen zu laſſen.

VI. §.

VI. §.

Hat man nun die theoretiſche Anweiſung zur Redekunſt durchgehöret, auch die rhetoriſchen Schriften Cicerons und Quintilians fleißig dabey nachgeleſen: ſo muß man ſich nach einer Redeübung umſehen. Denn die wenigen Ausarbeitungen, die in den theoretiſchen Lectionen, etwa als Proben, dem Lehrer übergeben werden, ſind bey weiten nicht genugſam, einen zum Redner zu machen. Die Beredſamkeit iſt keine Wiſſenſchaft, ſondern eine Kunſt; und kann folglich nicht ohne eine langwierige Uebung erlernet werden. Es wird auch nicht ſo leicht eine hohe Schule ſeyn, da ſich nicht ein Anführer oder Aufſeher einer ſolchen Redeübung finden ſollte; wenn es nur nicht an Studirenden fehlet, die Liebhaber davon ſind. Die Einrichtung ſolcher Uebungsſtunden ſey nun, welche ſie wolle: ſo wird ſie ſchon gut ſeyn, wenn nur ein Anfänger oft zum reden kömmt, und fleißig beurtheilet und gemuſtert wird. In meiner bisherigen Erfahrung habe ich es ſehr gut befunden, wenn der Lehrer die Erfindung und Anordnung, den Ausdruck und Vortrag beurtheilet; die übrigen Glieder ſolcher Redeübungen aber, auf die Reinigkeit der Sprache, und grammatiſche Grundrichtigkeit aller Wörter und Redensarten, Achtung geben. Zu dem Ende iſt es gut, daß man Geſetze einführe, dadurch ein jeder Schnitzer wider die Regeln der Sprachkunſt, der nicht mit gutem Grunde gerechtfertiget werden kann, mit einer kleinen Geldſtrafe beleget wird. Dieſes machet theils den Redner, theils aber auch die Zuhörer, deſto aufmerkſamer auf alle Sylben und Buchſtaben, und befördert den regelmäßigen Ausdruck überaus ſehr. Er erleichtert auch dem Aufſeher oder Lehrer ſeine Mühe um ein vieles: weil er alsdann nur hauptſächlich auf die Sachen Acht haben, die Schreibart aber nur überhaupt beurtheilen darf, ob ſie zu ſtolz oder zu ſchlecht; zu matt, oder zu feurig; zu künſtlich, oder zu nachläßig geweſen iſt.

VII. §.

VII. §.

Fraget man mich nun, was für Reden man in solchen Gesellschaften halten solle? So antworte ich, allerley Arten derselben, keine einzige ausgenommen. Ein jedes Mitglied darf nur bedenken, was es mit der Zeit für Gelegenheiten, öffentlich zu reden, bekommen kann: und sich bey Zeiten darauf gefaßt machen. Man kann also Lobreden, Parentationen, geistliche Reden, und Lehrreden von allerley Materien aus freyen Künsten und Wissenschaften; man kann auch Hofreden, Strohkranzreden und andre dergleichen, davon in den folgenden Hauptstücken etwas vorkommen wird, halten. In allen diesen Stücken muß man nun die obigen allgemeinen und besondern Regeln beobachten. Doch will ich es bey Lobreden und Parentationen niemanden rathen, sich nur Personen zu erdichten, die man loben will. Nein, man muß wirklich verstorbene Leute, oder noch lebende große Männer dazu wählen, deren Verdienste bekannt und ruhmwürdig sind. Denn die Wahrheit der Umstände machet alles viel lebhafter und nachdrücklicher. Dahin gehören auch die Antritts- und Abschiedsreden der Mitglieder in solchen Uebungsstunden, nebst den Beantwortungen derselben, als welche auch schon etwas ernstlicher sind, als die übrigen. Ueberhaupt muß ein jeder Studirender sich selbst die Materien wählen, davon er zu reden Lust und Fähigkeit genug hat. Bey den letztern aber ist es gut, wenn man sich solche Hauptsätze wählet, die zur Redekunst gehören, und bald eine nöthige Eigenschaft eines Redners, bald einen Fehler desselben, bald einen Misbrauch und Uebelstand in der Beredsamkeit selbst, zum Gegenstande seiner Reden macht.

VIII. §.

Nichts ist übrig, als von den öffentlichen Reden zu handeln, die auch von Studirenden zuweilen auf Akademien gehalten werden. Dahin gehören hier bey uns in Leipzig I. der Stipendiaten ihre Reden, die sie einen gewissen Tag im

im Jahre halten müssen. Diese sollten nun wohl billig Lobreden der Stifter solcher guten Anstalten seyn; und davon haben wir schon oben geredet. Wenn aber so viel von ihnen nicht zu sagen, oder bekannt ist: so muß sich doch der Hauptsatz einigermaßen zu der Sache, das ist zu den Stiftungen schicken, die Studirenden zu gut, auf Akademien geschehen sind; dadurch nämlich Deutschland aus seiner alten Barbarey gerissen worden. II. Gehören hieher die Quartalreden, da hier allemal den Tag nach jedem Quatember, in der akademischen Kirche eine Rede gehalten wird. Hier hat ein Studirender völlige Freyheit, zu reden, was er will. Er thut also wohl, wenn er eine Lehrrede aus der Wissenschaft hält, die er sich zu seinem Hauptzwecke erwählet hat. III. Sind hier die Festreden gewöhnlich. Denn es werden an den drey großen Festen, und am Reformationsfeste von Studirenden, auch wohl jungen Magistern, in der Paulinerkirche gleichfalls öffentliche Reden gehalten. Diese müssen sich aber billig zu denen Festen schicken, an welchen sie gehalten werden, und also von theologischen Materien handeln. IV. Kommen die Reden bey Disputationen und Promotionen vor. Bey jenen sind es gemeiniglich bloße Complimenten, und also brauchen sie hier keine Regeln. Bey diesen letztern aber brauchet man gemeiniglich nur kurze Ausführungen selbstbeliebiger Sätze, dazu die Dechanten und Promotores schon Anleitung geben; oder man machet auch Danksagungen an die Zuhörer ꝛc. die aber dergestalt auch nur Complimente seyn dörfen.

IX. §.

An Exempeln von dieser Art kann es nun zwar nicht fehlen, seit dem aus meinen viele Jahre her fortgesetzten Rednerübungen jährlich eine gute Anzahl solcher Proben von den geschicktesten Federn dem Drucke überlassen, und weit und breit in Deutschland vertheilet worden. Allein es ist auch außer diesen einzelnen Reden, 1738. eine ganze Sammlung davon ans Licht getreten, die sehr viel schöne, und fast untadeliche Stücke von dieser Art in sich hält, die jungen Leuten und Anfängern zu Mu-

stern einer wahren Beredsamkeit, und reinen deutschen Schreibart dienen können. So wie sich nun die nachmittägliche Rednergesellschaft, die sich seit 1728. unter meiner Aufsicht geübet, dadurch in ihrer Stärke gewiesen: so ist auch die vormittägliche, die seit 1735. entstanden ist, weil die erste nicht alle Liebhaber der Beredsamkeit fassen konnte, bereits mit einem Bande ans Licht getreten. Dieses ist 1743. geschehen; unter dem Titel der Uebungsreden, die Herr Joh. Christoph Löschenkohl, itziger Gesandschaftssecretar Sr. Excell. des Herrn Grafen von Esterhasy, ans Licht gestellet hat. Ja auch von der nachmittäglichen Gesellschaft, ist vor kurzem der II. Theil, neue Uebungsreden betittelt, herausgekommen. Auch die in meinem Vaterlande, zu Königsberg in Preußen, unlängst (ich schreibe dieß im Anfange des 1743. Jahres) entstandene deutsche Gesellschaft, hat unter des gelehrten und beredten Herrn Prof. Flottwells Aufsicht, schon solche geschickte Proben abgeleget: daß man der versprochenen Sammlung derselben mit Verlangen entgegen sieht, und künftig die Anfänger darauf wird verweisen können. Meine eigene Exempel habe ich hier, wie bey den obigen Hauptstücken, mit Bedacht weggelassen. Man kann sie aber in meinem gesammleten Reden antreffen.

Das VII. Hauptstück.

Von den Hof- und Staatsreden.

I. §.

Wenn ich hier von den Hofreden handeln will: so wird man leicht von sich selbst sehen, daß ich nicht Lobreden auf große Herren meyne, als wovon schon oben gehandelt worden. Es giebt kleinere Reden in großer Menge, die bey Hofe gehalten werden, und die nur zu den Complimentirreden gehören. Z. E. die Reden der Gesandten an große Herren, um ihnen entweder Glückwünsche oder Leidbezeugungen im Namen ihrer Principalen abzulegen, oder sonst andere Anträge zu thun; die Einführungsreden, wodurch ein Minister oft ganzen Rathstuben einen Präsidenten, oder sonst einen Aufseher vorstellen muß; die Einweihungsreden, da gewisse Abgeordnete, bey Legung der Grundsteine zu öffentlichen Gebäuden, bey Stiftung neuer Akademien oder Gesellschaften, bey Einsegnung der Gotteshäuser, und d. gl. zu reden haben; die Landtagsreden, darinn ein Staatsbedienter den Vortrag des Landesherrn an die Stände thut, der Erbmarschall aber im Namen der letztern dieselbe beantwortet; und endlich die Huldigungsreden, die neu antretende Regenten theils an die Landstände thun lassen, theils aber auch von diesen an jene gehalten werden. Alle diese, und wo etwa noch mehrere Arten dieser Gattung vorhanden wären, können unter dem Namen der Staatsreden verstanden werden.

II. §.

Die Frage, wie diese Reden überhaupt gemachet werden, ist oben, in dem Hauptstücke von Chrieen, schon beantwortet worden. Man darf hier keine künstlich erfundene Hauptsätze gründlich ausführen: das machet, man darf seine Zuhö-

rer von nichts überreden: weil sie entweder der Meynung des Redners vorhin schon beypflichten; oder doch aus andern Ursachen dasjenige thun müssen, was er, im Namen des Königes oder des Fürsten, von ihnen haben will. Wenigstens hat es der Gebrauch unsrer Hofleute so eingeführet, daß sie sich keine Mühe geben, ihre Zuhörer durch Beweise und Bewegungsgründe einzunehmen. Sie würden auch oft sehr übel daran seyn, wenn sie solches zu Ausführung ihrer Absichten nöthig hätten. In freyen Republiken war solches vorzeiten nöthig, weil das Volk daselbst nichts that, als was es selbst für gut befand; und daher mußten die damaligen Redner sehr geschickt seyn. Heute zu Tage aber regieren selbst die Republiken, nicht mehr durch Vernunft und Ueberzeugung, sondern durch Zwang und Gewalt, oder durch List. Daher haben sich auch alle diese Hofreden nur in Chrien verwandelt, die sich ohne alle Gelehrsamkeit und Einsicht in die Natur des Menschen, halten lassen. Folglich brauchen wir auch keinen Demosthenes oder Cicero bey Hofe: und wenn ja ein solcher irgend wo aufstünde, so würde er in den heutigen Complimentirreden, alle seine Kunst nicht anbringen können.

III. §.

Wer nun solche Hofreden machen soll, der darf nur gleich auf den Hauptzweck seiner Rede denken, und daraus gleich das Consequens derselben machen. Den Grund davon, oder die Veranlassung dazu, nenne er das Antecedens, und die besondere Verbindung von beyden die Connexion: so ist der Entwurf oder Grundriß von seiner Hofrede fertig. Z. E. Gesetzt, es sollte ein Minister jemanden zum Präsidenten eines Hofraths, Appellations- oder Hofgerichts einsetzen: so ist seine Absicht, zu sagen: Gegenwärtigen N. N. soll das ganze Collegium künftig als seinen Präsidenten ansehen und ehren. Der Anlaß dazu ist dieser: denn diese Stelle ist durch die Beförderung, oder das Absterben des vorigen Präsidenten erlediget worden. Die nähere Verbindung kömmt auf des Fürsten Willen und Verordnung

an,

an, der diesen N. N. zu seinem Nachfolger bestimmet hat. So kömmt nun die ganze Einrichtung so heraus:

Antecedens, oder der Vorsatz. Der vormalige Präsident dieses Collegii ist bekannter maßen, mit Tode, oder durch fernere Beförderung abgegangen, und diese ansehnliche Stelle also erlediget worden.

Connexio, oder die Verbindung. Nun haben Se. Kaiserl. oder Königl. Majest. Churfürstl. oder Hochfürstl. Durchl. gegenwärtigen Herrn N. N. zum Nachfolger desselben ersehen, und mir denselben hiermit einzuführen, anbefohlen.

Consequens, oder der Nachsatz. Folglich werden sich alle Räthe oder Beysitzer dieses ansehnlichen Collegii künftig darnach zu achten, und ihn als ihren Präsidenten anzusehen, und zu verehren haben.

IV. §.

Dieses ist nun das bloße Gerippe einer solchen Introductionsrede, welches aber auf allerley Art, erweitert und ausgeputzet werden kann und muß. Denn ob es gleich auch viele Hofreden giebt, darinn außer den Titeln und Namen, und etlichen Curialformeln nichts weiter vorkömmt, als diese drey Stücke: so giebt es doch auch andre, die man etwas weitläuftiger ausgeführet hat. Man könnte also hier auf das Antecedens, gleich ein kleines Lob des abgegangenen Präsidenten einfließen lassen; oder einen allgemeinen Lehrspruch von dem Wechsel aller Dinge, von der Sterblichkeit, von der billigen Beförderung treuer Diener, u. d. gl. einrücken; auch wohl ein Exempel, ein Zeugniß, ein Gleichniß, und ein paar gute Einfälle, auf eine ungezwungene Art, anbringen: aber man brauche ja nicht alles auf einmal, sondern nur etwas davon, welches dem Redner am besten gefällt. Bey dem andern Satze, oder bey der Verbindung, kann gleichfalls entweder von der Sorgfalt des Landesherrn in Handhabung der Gerechtigkeit, oder von den Verdiensten und guten Eigenschaften des neuen Präsidenten, oder von der Wichtigkeit einer solchen Stelle, etwas gedacht werden; und auch dieses kann mit ein paar Erläuterungen ausgeschmücket werden. Endlich kann zuletzt noch dem neuen Vorsteher, auch seine Pflicht, mit einer guten Art angepriesen, und endlich ein Wunsch angehänget werden, daß

es dem Könige oder dem Landesherrn, dem Vaterlande und dem hohen Collegio, allezeit nach Wunsche gehen, und die Gerechtigkeit beständig darinn blühen möge.

V. §.

Auf eben diese Art können auch die übrigen Reden, die oben erwähnet worden, entworfen und ausgearbeitet werden. Denn das Kunststück per Antecedens & Consequens ist so allgemein, daß es sich so gar in Briefen brauchen läßt. Es dörfte sich also ein solcher Hofredner nur einbilden, daß er von der Sache, davon er reden soll, ein Schreiben an jemanden abfassen wollte: so wird sich alles leicht geben. Manche Reden, als z. E. die Gesandschaftsreden der Bothschafter, sind auch nicht viel länger, als ein Brief. Große Herren haben heute zu Tage nicht viel Geduld, einen Redner zu hören: daher ist derjenige Glückwunsch, die Leidbezeugung, oder Freundschafts-Versicherung allemal die angenehmste, die am kürzesten abgefasset ist. Ohne dieß nehmen die Titel hoher Häupter, und die ehrerbiethigen Ausdrückungen, auch Zeit und Raum weg, so daß die Anrede wider Vermuthen lang wird, ob gleich nicht viel darinn gesagt ist. Man sehe nur in den Reden großer Herren die Exempel davon nach, so wird man überführet werden, daß die Redekunst mit solchen Hofreden fast gar nichts zu thun hat: weil ein jeder Hofmann, aus dem Stegreife, gar leicht ein solches Compliment zu machen im Stande ist.

VI. §.

Wir wollen es indessen nicht läugnen, daß nicht auch viele Reden bey Hofe gehalten würden, die ein ganz anders und gelehrteres Ansehen gehabt hätten. Man findet in den Reden großer Herren auch Stücke von großer Belesenheit, darinn Exempel, Zeugnisse, Gleichnisse und andere so genannte Realien mehr, fast im Ueberflusse vorkommen. Allein fürs erste ist es gewiß, daß dieses zuweilen eine gar merkliche Pralerey ist; wenn man durch so viel weit gesuchte Zierrathe, eine Belesenheit zeigen will, die man doch selbst nicht hat. Allein darum will ich nicht in Abrede seyn, daß man nicht auch Hofreden machen könne, die etwas gelehrter aussehen. Man darf nur den

Ent-

Entwurf dazu per Thesin & Hypothesin machen, wie oben gewiesen worden, da wir von Chrieen eine Anweisung gaben. Doch muß man die Gelegenheiten unterscheiden, darinn man solche Reden hält: denn es ist nicht allemal rathsam, damit aufgezogen zu kommen. Wo sich dieselben noch am besten hinschicken würden, das wäre bey Einweihung neuer Universitäten, und gelehrter Gesellschaften. Man sehe hiervon die Exempel, die der Herr von Fuchs bey Stiftung der Universität Halle, und der Herr Oberhofprediger Jablonski, nachmaliger höchstwürdiger Präsident der königl. preußischen Societät der Wissenschaften, bey Eröffnung derselben, gehalten hat. Ueberhaupt kann man sich aus den Reden großer Herren hier und dar die besten aussuchen, und sie mit Vermeidung der Fehler, die wir oben von der Schreibart angemerket haben, sich zu Mustern dienen lassen.

VII. §.

Weil es überflüßig seyn würde, solche Hofreden hieher zu setzen, die schon in den Reden großer Herren, oder in andern solchen Sammlungen stehen; meine eigene Exempel aber, die in den vorigen Auflagen gestanden, nach dem einmal gefaßten Entschlusse wegbleiben sollen: so habe ich nur etliche Stücke hersetzen wollen, die bereits im vorigen Jahrhunderte, bey verschiedenen wichtigen Vorfällen, im Reiche wirklich gehalten worden. Die Erfindung und Einrichtung habe ich gelassen, wie sie schon in dem I. B. der Reden großer Herren befindlich sind: nur die Schreibart habe ich hin und wieder, von ihrer großen Weitläuftigkeit, und den ausländischen Brocken befreyet, womit man damals den Ausdruck zu erheben glaubte. Dieses wird genug seyn, die Einrichtung solcher öffentlichen Hof- und Ceremonienreden zu zeigen; ungeachtet es der Gelegenheiten noch viel mehrere giebt, wo sie vorzukommen pflegen. Wie sehr wollte ich wünschen, daß ich einige Stücke mittheilen könnte, die des erlauchten Grafen von Bünau Excell. als Landesältester auf den Landtagen zu Altenburg gehalten hat.

Rede

der kaiserlichen Gesandschaft zu Regensburg, bey der im Jahre 1663 dahin überbrachten schriftlichen kaiserl. Proposition, gehalten an die gesammten Reichsstände von dem kaiserl. Con-Commissario Herrn Grafen zu Wolkenstein.

Der römischen kaiserlichen Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, zu diesem allgemeinen Reichstage bevollmächtigter hochansehnlicher kaiserlicher Commissarius, der hochwürdigste Fürst und Herr, Herr Guidobald, Erzbischof zu Salzburg, vermeldet des heil. römischen Reichs wirklich erscheinenden, wie auch derer abwesenden Churfürsten, Fürsten und Stände, Räthen, Bothschaftern und Gesandten, seinen freundlichen Gruß, Gnade, Willen, und alles Gute. Sodann lassen Seine Fürstl. Gnaden vorbringen und anzeigen; daß Churfürsten, Fürsten und Stände, wie auch der Abwesenden Räthe, Bothschaften, und Gesandten, Inhalts des kaiserlichen Reichstages-Ausschreibens, nunmehr verstanden haben, um was großer erheblicher Ursachen willen, Seine kaiserl. Maj. diesen Reichstag, mit einhälligem Beyfalle des heil. röm. Reichs Churfürsten, vorgenommen und angesetzet.

Ob nun wohl der Sachen Nothdurft erfodert hätte, daß Se. kaiserliche Majestät selbst, in Person allhier erschienen wären; so sind sie doch, durch sonderbare eingefallene Verhinderungen, und zumal wegen der Ihren Erbkönigreichen und Landen androhenden Gefahr des Erbfeindes christlichen Namens, des Türken, davon abgehalten worden. Daher haben Sie, an deroselben statt, Se. Hochfürstl. Gnaden dahin vermocht, daß dieselben solchen Auftrag Seiner kaiserlichen Majestät, der deutschen Nation, und mithin der ganzen Christenheit zum besten, gutwillig übernommen. Seine Hochfürstl. Gnaden

den sagen also, Churfürsten, Fürsten und Ständen, wie auch den anwesenden Räthen, Bothschaften und Gesandten, für diese so willfährige Zusammenkunft, Absendung und Erscheinung, freundlichsten und gnädigsten Dank. Sie ersuchen darauf, und kraft des gegenwärtigen kaiserl. Credenzschreibens, ferner sammt und sonders; weil Seine kaiserl. Majestät dasjenige, davon dieses Orts zu handeln seyn wird, in einen schriftlichen Vortrag verfassen lassen: es wollen die erscheinenden Churfürsten, Fürsten und Stände, imgleichen der abwesenden bevollmächtigte Räthe, Bothschafter und Gesandte, solchen kaiserlichen Vortrag nicht allein unbeschwert anhören, sondern sich auch erheischender äußersten Nothdurft, und Sr. kaiserlichen Majestät zuverläßigem gnädigsten Vertrauen nach, mit gewieriger guter Antwort, förderlich hierüber erklären. Das wollen bey Sr. kaiserlichen Majestät, Seine Hochfürstl. Gnaden gebührlich rühmen: und Seine kaiserliche Majestät werden es gegen Churfürsten, Fürsten und Stände, auch der anwesenden Räthe, Bothschaften und Gesandten, mit freundschaftlichen kaiserlichen Hulden, Gnaden, und allem Guten, jederzeit verschulden. Ihre Hochfürstl. Gnaden aber, werden gleichfalls für ihre Person, denenselben zu freundlichen Diensten, gnädigem Willen und allem Guten, allemal erböthig und zugethan verbleiben.

Rede

des Erzbischofes zu Salzburg, als kaiserlichen Principalcommissars, so er nach verlesener Proposition, an die gesammten Reichsstände gehalten; 1663.

Die hochwichtigen Ursachen, durch welche die römische kaiserl. Majestät, mein allergnädigster Herr, diese Reichsversammlung anzusetzen bewogen worden, haben des heil. römischen Reichs Herrn Churfürsten, Fürsten und Stände, oder dero bevollmächtigte Räthe, Bothschafter und Gesandten, nicht allein aus deroselben kaiserlichen Ausschreiben, sondern auch aus dem jetzteröffneten und verlesenen Vortrage mit mehrerm zur Gnüge vernommen. Allerhöchstgedachter kaiserlichen Majestät sorgfältige väterliche Absicht geht hauptsächlich dahin, wie fürs erste, dem Erbfeinde, wegen dessen wider die allgemeine Christenheit führenden gefährlichen Vorhabens, und eine zeither in Siebenbürgen, und anderer Orten geschehenen Einbruches, mit gesammten Zuthun und erfoderlichem Nachdrucke begegnet werden möge. Sodann sind selbige eifrigst dahin bedacht, wie das heil. römische Reich in guter Ruhe und Sicherheit erhalten, und sowohl der mit großer Mühe und Unkosten erworbene Frieden, dauerhaft gemachet; als das uralte deutsche Vertrauen, zwischen Haupt und Gliedern, und diesen unter sich selbsten, festgesetzt werden könne. Schließlich sind dieselben auch landesväterlich besorget, auf was Weise die, vermöge des Friedensschlusses zu vollstrecken überbliebenen, und anher zum Reichstage zu weitererer Abhandlung verwiesenen Materien, erläutert, und ohne weitere Verzögerung verglichen werden mögen.

Es leben auch Se. kaiserl. Majestat der ungezweifelten allergnädigsten Zuversicht: es werden hochgedachte Herren Churfürsten, Fürsten und Stände, oder deren Räthe, Bothschaf-

ſchafter und Geſandte, ſich angelegen ſeyn laſſen, angeregten wohlgemeynten Vortrag, mit ſeinen wichtigen Umſtänden, der Nothdurft nach, zu erwägen, denſelben Stückweis in gebührende Ueberlegung zunehmen, und ſich darüber alſo willfährig und einhällig zu erklären; wie es des heil. römiſchen Reichs gedeihliches Aufnehmen und Ruheſtand, und eines jeden beſondrer Nutz und Wohlfahrt erfodert. Ich verſichere hiermit die Herren Churfürſten, Fürſten und Stände, auch deren anweſende vortreffliche Räthe, Bothſchaften und Geſandten, daß ich, ſowohl wegen tragender kaiſerlichen Principalcommißion, als Mitdirector des Reichsfürſtenraths, mich ungeſpartes Fleißes bearbeiten werde, zu Erreichung dieſes heilſamen Zweckes, das meinige, äußerſtem Vermögen nach, beyzutragen. Ich will zu dem Ende mit demſelbigen gebührendes und vertrauliches Vernehmen pflegen, und an mir dießfalls nichts ermangeln laſſen.

Seine kaiſerliche Majeſtät zwar werden ſolches, gegen die ſämmtlichen Herren Churfürſten, Fürſten und Stände, mit Freundſchaft und allen Gnaden erkennen: ich aber verbleibe willig und geneigt, denenſelben alle beliebige freundſchaftliche Dienſte und Willfährigkeiten zu erweiſen; bin auch denen anweſenden anſehnlichen Geſandſchaften, zu Bezeigung angenehmer Willfahrung, auch alles Lieben und Guten allezeit bereit und bewogen.

Rede

an Se. Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg,
Herrn

Friedrich Wilhelm den Großen,

als derſelbe
von dem eroberten Stetin zurück kam,
abgelegt vor Berlin,
im Namen der Räthe der Churfürſtl. Reſidenzſtädte
von
dem Bürgermeiſter Tiefenbachen,
den 31 Decembr. 1677.

Durchlauchtigſter Großmächtigſter Churfürſt, gnädigſter Churfürſt und Landesvater,

Durchlauchtigſte Churfürſtinn, gnädigſte Churfürſtinn und Landesmutter.

Die Griechen haben, nach erhaltener marathoniſchen Schlacht, worinnen ſie dem mächtigen Perſerkönige Darius obgeſieget, dem Tempel der Diana zu Epheſo, an ſtatt ihrer Dankbarkeit, einen ſolchen Schatz Silbers und Goldes zugeſchicket, daß gezweifelt worden: ob auch noch ſo viel Gold und Silber in Griechenland übrig geblieben? Bey den Römern verehrten die römiſchen Matronen dem Orakel des Apollo, allen ihren weiblichen Schmuck und ihre ſchönſten Kleinodien; da Furius Camillus die Etruſcer und Volſcer geſchlagen hatte. Und als der Feldoberſte Cornelius Sylla, den berühmten König Mithridates, mit welchem das römiſche Volk ganzer 46 Jahre Kriege geführet, überwunden hatte, hat der Senat zu Rom beſchloſſen: daß alles,

was

was ſie in ſelbigen Kriegen erlanget, nebſt etlichen Schüſſeln ihres eigenen Blutes, dem Gotte Mars geopfert werden ſollte.

Eurer Churfürſtl. Durchl. ſämmtliche getreueſte Unterthanen der Chur- und Mark Brandenburg, und darunter ſonderlich der Magiſtrat, nebſt allen Einwohnern Eur. Churfürſtl. Durchl. Haupt- und Reſidenzſtädte, Berlin, Cölln, Friedrichswerder und Dorotheenſtadt, haben, an ſtatt der Griechen und Römer Opfer, den wahren Gott Himmels und der Erden, zu der Zeit demüthigſt angerufen, und ihn mit Seufzen gebethen: da Eure Churfürſtl. Durchl. dem römiſchen Reiche zum beſten, die Waffen ergriffen, daß er ſelbige auch ſegnen; und Eure Churfürſtl. Durchl. nebſt Dero hochgeliebten Gemahlinn, auch Churprinzen und Prinzeßinn, bey guter Geſundheit, und allem Churfürſtl. Wohlergehen gnädigſt erhalten wolle.

Dieſes iſt nun auch dem höchſten Gott dergeſtalt gefällig geweſen, daß, als vor drittehalb Jahren die nordiſchen Feinde, wider alles Völkerrecht, und wider alle aufgerichtete Verträge, Dero Churfürſtenthum, und Erbländer gewaltthätiger Weiſe überfallen, dieſelben ſolche aufs geſchwindeſte vertrieben. Wie dort der erſte Kaiſer Julius Cäſar, die erhaltene Victorie wider den König in Pontus und Syrien, Pharnaces, an den Rath zu Rom mit drey Worten: Veni, vidi, vici, berichtete: eben ſo haben auch E. Churfürſtl. Durchl. durch des Höchſten Beyſtand, damals Dero Feinden ſchleunigſt den Rückweg gewieſen, und ſie zum Lande hinaus getrieben. Noch nicht genug: denn es hat auch ferner der Höchſte das Gedeihen dazu gnädigſt verliehen, daß unterſchiedliche vornehme Veſtungen; und darunter die Haupt- und berühmte Hanſee-Handels- und Veſtungsſtadt Stetin, mit dem ganzen dazu gehörigen Herzogthume, Eurer Churfürſtl. Durchl. Zepter ſich unterwerfen und ergeben müſſen.

Wir danken daher nicht allein dem höchſten Gott hiermit von Herzen, daß er Eure Churfürſtl. Durchl. nebſt Dero hochgeliebten Gemahlinn, Churfürſtl. Prinzen und Prinzeßinn, bisher vor aller Gefahr beſchützet, und die rechtmäßig-ergriffenen

ſenen Waffen dergeſtalt geſegnet hat, daß die Feinde überwunden, ihre Veſtungen erobert, wir aber erfreuet, und unſere Mauren ſicher geſtellet worden; ſondern wünſchen auch Eurer Churfürſtl. Durchl. hiermit deswegen von Herzen Glück, Heil und Segen. Wir thun aber letzteres um ſoviel erfreuter und inbrünſtiger, da ſie nunmehr dasjenige Herzogthum, und die Veſte Stetin wirklich erlanget haben, welche durch Abſterben des letzten Herzogs Bogislaus zu Stetin, Eurer Churfürſtl. Durchl. und Dero Herrn Vater, glorwürdigſten Andenkens, ſchon vor neun und dreyßig Jahren, durch das Erbrecht zugehöret hat; und von den bisher feindſeligen Nachbarn zur Ungebühr vorenthalten worden.

Wir vereinigen aber mit unſerm getreueſtem Glückwunſche, auch die unterthänigſte demüthigſte Bitte: daß der höchſte Gott, dieſes erlangte Herzogthum von Eurer Churfürſtl. Durchl. und Dero hohem Churhauſe, in Ruhe gnädigſt beſitzen; den Churfürſtl. Thron, ſo lange die Welt ſteht, ſegnen und befeſtigen, und durch Dero Erben zu ewigen Zeiten dero Chur- und Erbländern wolle einverleibet bleiben laſſen.

Da nun Eure Churfürſtl. Durchl. und Dero hochgeliebte Gemahlinn, mit dem Durchl. Churprinzen und Prinzen, auch nunmehr in Dero Haupt- und Reſidenzſtädten Dero geſegneten und triumphirenden Einzug halten: ſo erſuchen wir Dieſelben unterthänigſt, dasjenige, was von dem Rathe, auch Herrn Eximirten, aus unterthänigſter Liebe, und gehorſamſter treuen Bedienung, zu Eurer Churfürſtl. Durchl. Ehren, dort aufgerichtet und verfertiget worden, dergeſtalt gnädigſt aufnehmen zu wollen, als der große Perſer- und Meder-König Artaxerxes Mnemon es erkannte, und ſich gnädigſt gefallen ließ; da einer von ſeinen Unterthanen, welcher nicht großes Vermögens war, nur einen Trunk kaltes Waſſers aus dem Fluſſe ſchöpfete, und es demſelben zubrachte.

Desſelben Rede an Churfürſt Friedrich Wilhelmen, zu Brandenburg,

womit ihm im Namen ſeiner Reſidenzſtädte, vor Berlin empfangen, und Ihm wegen Eroberung der Inſul Rügen, Stralſund und Grypswalde gratulirt worden, den 2 Dec. 1678.

Durchlauchtigſter Großmächtigſter Churfürſt, gnädigſter Churfürſt und Landesvater,

Durchlauchtigſte Churfürſtinn, gnädigſte Churfürſtinn und Landesmutter.

Als der dritten Monarchie erſter König, Alexander Magnus, in dem vor ſeiner Zeit, für unüberwindlich gehaltenen großen Königreiche Indien, ſeine geführten Kriege zu Ende gebracht, und daſelbſt die Gränzen ſeines Reichs am Meere geſetzet hatte; hat er zum Denkzeichen der von ihm verrichteten Heldenthaten; die Stadt Alexandria bauen, ſteinerne Säulen aufrichten, und unterſchiedliche Altäre, dem Jupiter Ammon darauf zu opfern, verfertigen laſſen. Wann nun obgedachten Alexanders des großen Thaten, mit Eurer Churfürſtl. Durchl. glücklich geführten Kriegswaffen, verglichen werden: ſo findet ſichs, daß dieſe viel gerechter, nützlicher und zuträglicher, als jene geweſen; und zwar deswegen weil ſelbe allemal aus landesväterlicher Liebe, zu Beſchützung ihrer Länder, und zur Erhaltung ihrer gehorſamen Unterthanen, hervorgeſuchet worden. Daher iſt es aber auch durch

des

es dem Könige oder dem Landesherrn, dem Vaterlande und dem hohen Collegio, allezeit nach Wunsche gehen, und die Gerechtigkeit beständig darinn blühen möge.

V. §.

Auf eben diese Art können auch die übrigen Reden, die oben erwähnet worden, entworfen und ausgearbeitet werden. Denn das Kunststück per Antecedens & Consequens ist so allgemein, daß es sich so gar in Briefen brauchen läßt. Es dörfte sich also ein solcher Hofredner nur einbilden, daß er von der Sache, davon er reden soll, ein Schreiben an jemanden abfassen wollte: so wird sich alles leicht geben. Manche Reden, als z. E. die Gesandschaftsreden der Bothschafter, sind auch nicht viel länger, als ein Brief. Große Herren haben heute zu Tage nicht viel Geduld, einen Redner zu hören: daher ist derjenige Glückwunsch, die Leidbezeugung, oder Freundschafts-Versicherung allemal die angenehmste, die am kürzesten abgefasset ist. Ohne dieß nehmen die Titel hoher Häupter, und die ehrerbiethigen Ausdrückungen, auch Zeit und Raum weg, so daß die Anrede wider Vermuthen lang wird, ob gleich nicht viel darinn gesagt ist. Man sehe nur in den Reden großer Herren die Exempel davon nach, so wird man überführet werden, daß die Redekunst mit solchen Hofreden fast gar nichts zu thun hat: weil ein jeder Hofmann, aus dem Stegreife, gar leicht ein solches Compliment zu machen im Stande ist.

VI. §.

Wir wollen es indessen nicht läugnen, daß nicht auch viele Reden bey Höfe gehalten würden, die ein ganz anders und gelehrteres Ansehen gehabt hätten. Man findet in den Reden großer Herren auch Stücke von großer Belesenheit, darinn Exempel, Zeugnisse, Gleichnisse und andere so genannte Realien mehr, fast im Ueberflusse vorkommen. Allein fürs erste ist es gewiß, daß dieses zuweilen eine gar merkliche Pralerey ist; wenn man durch so viel weit gesuchte Zierrathe, eine Belesenheit zeigen will, die man doch selbst nicht hat. Allein darum will ich nicht in Abrede seyn, daß man nicht auch Hofreden machen könne, die etwas gelehrter aussehen. Man darf nur den

Ent-

Entwurf dazu per Theſin & Hypotheſin machen, wie oben gewieſen worden, da wir von Chrieen eine Anweiſung gaben. Doch muß man die Gelegenheiten unterſcheiden, darinn man ſolche Reden hält: denn es iſt nicht allemal rathſam, damit aufgezogen zu kommen. Wo ſich dieſelben noch am beſten hinſchicken würden, das wäre bey Einweihung neuer Univerſitäten, und gelehrter Geſellſchaften. Man ſehe hiervon die Exempel, die der Herr von Fuchs bey Stiftung der Univerſität Halle, und der Herr Oberhofprediger Jablonski, nachmaliger höchſtwürdiger Präſident der königl. preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften, bey Eröffnung derſelben, gehalten hat. Ueberhaupt kann man ſich aus den Reden großer Herren hier und dar die beſten ausſuchen, und ſie mit Vermeidung der Fehler, die wir oben von der Schreibart angemerket haben, ſich zu Muſtern dienen laſſen.

VII. §.

Weil es überflüßig ſeyn würde, ſolche Hofreden hieher zu ſetzen, die ſchon in den Reden großer Herren, oder in andern ſolchen Sammlungen ſtehen; meine eigene Exempel aber, die in den vorigen Auflagen geſtanden, nach dem einmal gefaßten Entſchluſſe wegbleiben ſollen: ſo habe ich nur etliche Stücke herſetzen wollen, die bereits im vorigen Jahrhunderte, bey verſchiedenen wichtigen Vorfällen, im Reiche wirklich gehalten worden. Die Erfindung und Einrichtung habe ich gelaſſen, wie ſie ſchon in dem I. B. der Reden großer Herren befindlich ſind: nur die Schreibart habe ich hin und wieder, von ihrer großen Weitläuftigkeit, und den ausländiſchen Brocken befreyet, womit man damals den Ausdruck zu erheben glaubte. Dieſes wird genug ſeyn, die Einrichtung ſolcher öffentlichen Hof- und Ceremonienreden zu zeigen; ungeachtet es der Gelegenheiten noch viel mehrere giebt, wo ſie vorzukommen pflegen. Wie ſehr wollte ich wünſchen, daß ich einige Stücke mittheilen könnte, die des erlauchten Grafen von Bünau Excell. als Landesälteſter auf den Landtagen zu Altenburg gehalten hat.

Rede

der kaiserlichen Gesandschaft zu Regensburg, bey der im Jahre 1663 dahin überbrachten schriftlichen kaiserl. Proposition, gehalten an die gesammten Reichsstände von dem kaiserl. Con-Commissario Herrn Grafen zu Wolkenstein.

Der römischen kaiserlichen Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, zu diesem allgemeinen Reichstage bevollmächtigter hochansehnlicher kaiserlicher Commissarius, der hochwürdigste Fürst und Herr, Herr Guidobald, Erzbischof zu Salzburg, vermeldet des heil. römischen Reichs wirklich erscheinenden, wie auch derer abwesenden Churfürsten, Fürsten und Stände, Räthen, Bothschaftern und Gesandten, seinen freundlichen Gruß, Gnade, Willen, und alles Gute. Sodann lassen Seine Fürstl. Gnaden vorbringen und anzeigen; daß Churfürsten, Fürsten und Stände, wie auch der Abwesenden Räthe, Bothschaften, und Gesandten, Inhalts des kaiserlichen Reichstages-Ausschreibens, nunmehr verstanden haben, um was großer erheblicher Ursachen willen, Seine kaiserl. Maj. diesen Reichstag, mit einhälligem Beyfalle des heil. röm. Reichs Churfürsten, vorgenommen und angesetzet.

Ob nun wohl der Sachen Nothdurft erfodert hätte, daß Se. kaiserliche Majestät selbst, in Person allhier erschienen wären; so sind sie doch, durch sonderbare eingefallene Verhinderungen, und zumal wegen der Ihren Erbkönigreichen und Landen androhenden Gefahr des Erbfeindes christlichen Namens, des Türken, davon abgehalten worden. Daher haben Sie, an deroselben statt, Se. Hochfürstl. Gnaden dahin vermocht, daß dieselben solchen Auftrag Seiner kaiserlichen Majestät, der deutschen Nation, und mithin der ganzen Christenheit zum besten, gutwillig übernommen. Seine Hochfürstl. Gnaden

den sagen also, Churfürsten, Fürsten und Ständen, wie auch den anwesenden Räthen, Bothschaften und Gesandten, für diese so willfährige Zusammenkunft, Absendung und Erscheinung, freundlichsten und gnädigsten Dank. Sie ersuchen darauf, und kraft des gegenwärtigen kaiserl. Credenzschreibens, ferner sammt und sonders; weil Seine kaiserl. Majestät dasjenige, davon dieses Orts zu handeln seyn wird, in einen schriftlichen Vortrag verfassen lassen: es wollen die erscheinenden Churfürsten, Fürsten und Stände, imgleichen der abwesenden bevollmächtigte Räthe, Bothschafter und Gesandte, solchen kaiserlichen Vortrag nicht allein unbeschwert anhören, sondern sich auch erheischender äußersten Nothdurft, und Sr. kaiserlichen Majestät zuverläßigem gnädigsten Vertrauen nach, mit gewieriger guter Antwort, förderlich hierüber erklären. Das wollen bey Sr. kaiserlichen Majestät, Seine Hochfürstl. Gnaden gebührlich rühmen: und Seine kaiserliche Majestät werden es gegen Churfürsten, Fürsten und Stände, auch der anwesenden Räthe, Bothschaften und Gesandten, mit freundschaftlichen kaiserlichen Hulden, Gnaden, und allem Guten, jederzeit verschulden. Ihre Hochfürstl. Gnaden aber, werden gleichfalls für ihre Person, denenselben zu freundlichen Diensten, gnädigem Willen und allem Guten, allemal erböthig und zugethan verbleiben.

Rede

des Erzbischofes zu Salzburg, als kaiserlichen Principalcommissars, so er nach verlesener Proposition, an die gesammten Reichsstände gehalten; 1663.

Die hochwichtigen Ursachen, durch welche die römische kaiserl. Majestät, mein allergnädigster Herr, diese Reichsversammlung anzusetzen bewogen worden, haben des heil. römischen Reichs Herrn Churfürsten, Fürsten und Stände, oder dero bevollmächtigte Räthe, Bothschafter und Gesandten, nicht allein aus deroselben kaiserlichen Ausschreiben, sondern auch aus dem jetzteröffneten und verlesenen Vortrage mit mehrerm zur Gnüge vernommen. Allerhöchstgedachter kaiserlichen Majestät sorgfältige väterliche Absicht geht hauptsächlich dahin, wie fürs erste, dem Erbfeinde, wegen dessen wider die allgemeine Christenheit führenden gefährlichen Vorhabens, und eine zeither in Siebenbürgen, und anderer Orten geschehenen Einbruches, mit gesammten Zuthun und erfoderlichem Nachdrucke begegnet werden möge. Sodann sind selbige eifrigst dahin bedacht, wie das heil. römische Reich in guter Ruhe und Sicherheit erhalten, und sowohl der mit großer Mühe und Unkosten erworbene Frieden, dauerhaft gemachet; als das uralte deutsche Vertrauen, zwischen Haupt und Gliedern, und diesen unter sich selbsten, festgesetzt werden könne. Schließlich sind dieselben auch landesväterlich besorget, auf was Weise die, vermöge des Friedensschlusses zu vollstrecken überbliebenen, und anher zum Reichstage zu weitererer Abhandlung verwiesenen Materien, erläutert, und ohne weitere Verzögerung verglichen werden mögen.

Es leben auch Se. kaiserl. Majestat der ungezweifelten allergnädigsten Zuversicht: es werden hochgedachte Herren Churfürsten, Fürsten und Stände, oder deren Räthe, Bothschaf-

schafter und Gesandte, sich angelegen seyn lassen, angeregten wohlgemeynten Vortrag, mit seinen wichtigen Umständen, der Nothdurft nach, zu erwägen, denselben Stückweis in gebührende Ueberlegung zunehmen, und sich darüber also willfährig und einhällig zu erklären; wie es des heil. römischen Reichs gedeihliches Aufnehmen und Ruhestand, und eines jeden besondrer Nutz und Wohlfahrt erfodert. Ich versichere hiermit die Herren Churfürsten, Fürsten und Stände, auch deren anwesende vortreffliche Räthe, Bothschaften und Gesandten, daß ich, sowohl wegen tragender kaiserlichen Principalcommißion, als Mitdirector des Reichsfürstenraths, mich ungespartes Fleißes bearbeiten werde, zu Erreichung dieses heilsamen Zweckes, das meinige, äußerstem Vermögen nach, beyzutragen. Ich will zu dem Ende mit demselbigen gebührendes und vertrauliches Vernehmen pflegen, und an mir dießfalls nichts ermangeln lassen.

Seine kaiserliche Majestät zwar werden solches, gegen die sämmtlichen Herren Churfürsten, Fürsten und Stände, mit Freundschaft und allen Gnaden erkennen: ich aber verbleibe willig und geneigt, denenselben alle beliebige freundschaftliche Dienste und Willfährigkeiten zu erweisen; bin auch denen anwesenden ansehnlichen Gesandschaften, zu Bezeigung angenehmer Willfahrung, auch alles Lieben und Guten allezeit bereit und bewogen.

Rede

an Se. Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg,

Herrn

Friedrich Wilhelm den Großen,

als derselbe

von dem eroberten Stetin zurück kam,

abgelegt vor Berlin,

im Namen der Räthe der Churfürstl. Residenzstädte

von

dem Bürgermeister Tiefenbachen,

den 31 Decembr. 1677.

Durchlauchtigster Großmächtigster Churfürst, gnädigster Churfürst und Landesvater,

Durchlauchtigste Churfürstinn, gnädigste Churfürstinn und Landesmutter.

Die Griechen haben, nach erhaltener marathonischen Schlacht, worinnen sie dem mächtigen Perserkönige Darius obgesieget, dem Tempel der Diana zu Epheso, an statt ihrer Dankbarkeit, einen solchen Schatz Silbers und Goldes zugeschicket, daß gezweifelt worden: ob auch noch so viel Gold und Silber in Griechenland übrig geblieben? Bey den Römern verehrten die römischen Matronen dem Orakel des Apollo, allen ihren weiblichen Schmuck und ihre schönsten Kleinodien; da Furius Camillus die Etrusker und Volsker geschlagen hatte. Und als der Feldoberste Cornelius Sylla, den berühmten König Mithridates, mit welchem das römische Volk ganzer 46 Jahre Kriege geführet, überwunden hatte, hat der Senat zu Rom beschlossen: daß alles, was

was ſie in ſelbigen Kriegen erlanget, nebſt etlichen Schüſſeln ihres eigenen Blutes, dem Gotte Mars geopfert werden ſollte.

Eurer Churfürſtl. Durchl. ſämmtliche getreueſte Unterthanen der Chur- und Mark Brandenburg, und darunter ſonderlich der Magiſtrat, nebſt allen Einwohnern Eur. Churfürſtl. Durchl. Haupt- und Reſidenzſtädte, Berlin, Cölln, Friedrichswerder und Dorotheenſtadt, haben, an ſtatt der Griechen und Römer Opfer, den wahren Gott Himmels und der Erden, zu der Zeit demüthigſt angerufen, und ihn mit Seufzen gebethen: da Eure Churfürſtl. Durchl. dem römiſchen Reiche zum beſten, die Waffen ergriffen, daß er ſelbige auch ſegnen; und Eure Churfürſtl. Durchl. nebſt Dero hochgeliebten Gemahlinn, auch Churprinzen und Prinzeßinn, bey guter Geſundheit, und allem Churfürſtl. Wohlergehen gnädigſt erhalten wolle.

Dieſes iſt nun auch dem höchſten Gott dergeſtalt gefällig geweſen, daß, als vor drittehalb Jahren die nordiſchen Feinde, wider alles Völkerrecht, und wider alle aufgerichtete Verträge, Dero Churfürſtenthum, und Erbländer gewaltthätiger Weiſe überfallen, dieſelben ſolche aufs geſchwindeſte vertrieben. Wie dort der erſte Kaiſer Julius Cäſar, die erhaltene Victorie wider den König in Pontus und Syrien, Pharnaces, an den Rath zu Rom mit drey Worten: Veni, vidi, vici, berichtete: eben ſo haben auch E. Churfürſtl. Durchl. durch des Höchſten Beyſtand, damals Dero Feinden ſchleunigſt den Rückweg gewieſen, und ſie zum Lande hinaus getrieben. Noch nicht genug: denn es hat auch ferner der Höchſte das Gedeihen dazu gnädigſt verliehen, daß unterſchiedliche vornehme Veſtungen; und darunter die Haupt- und berühmte Hanſee-Handels- und Veſtungsſtadt Stetin, mit dem ganzen dazu gehörigen Herzogthume, Eurer Churfürſtl. Durchl. Zepter ſich unterwerfen und ergeben müſſen.

Wir danken daher nicht allein dem höchſten Gott hiermit von Herzen, daß er Eure Churfürſtl. Durchl. nebſt Dero hochgeliebten Gemahlinn, Churfürſtl. Prinzen und Prinzeßinn, bisher vor aller Gefahr beſchützet, und die rechtmäßig-ergriffenen

ſenen Waffen dergeſtalt geſegnet hat, daß die Feinde überwunden, ihre Veſtungen erobert, wir aber erfreuet, und unſere Mauren ſicher geſtellet worden; ſondern wünſchen auch Eurer Churfürſtl. Durchl. hiermit deswegen von Herzen Glück, Heil und Segen. Wir thun aber letzteres um ſoviel erfreuter und inbrünſtiger, da ſie nunmehr dasjenige Herzogthum, und die Veſte Stetin wirklich erlanget haben, welche durch Abſterben des letzten Herzogs Bogislaus zu Stetin, Eurer Churfürſtl. Durchl. und Dero Herrn Vater, glorwürdigſten Andenkens, ſchon vor neun und dreyßig Jahren, durch das Erbrecht zugehöret hat; und von den bisher feindſeligen Nachbarn zur Ungebühr vorenthalten worden.

Wir vereinigen aber mit unſerm getreueſtem Glückwunſche, auch die unterthänigſte demüthigſte Bitte: daß der höchſte Gott, dieſes erlangte Herzogthum von Eurer Churfürſtl. Durchl. und Dero hohem Churhauſe, in Ruhe gnädigſt beſitzen; den Churfürſtl. Thron, ſo lange die Welt ſteht, ſegnen und befeſtigen, und durch Dero Erben zu ewigen Zeiten dero Chur- und Erbländern wolle einverleibet bleiben laſſen.

Da nun Eure Churfürſtl. Durchl. und Dero hochgeliebte Gemahlinn, mit dem Durchl. Churprinzen und Prinzen, auch nunmehr in Dero Haupt- und Reſidenzſtädten Dero geſegneten und triumphirenden Einzug halten: ſo erſuchen wir Dieſelben unterthänigſt, dasjenige, was von dem Rathe, auch Herrn Eximirten, aus unterthänigſter Liebe, und gehorſamſter treuen Bedienung, zu Eurer Churfürſtl. Durchl. Ehren, dort aufgerichtet und verfertiget worden, dergeſtalt gnädigſt aufnehmen zu wollen, als der große Perſer- und Meder-König Artaxerxes Mnemon es erkannte, und ſich gnädigſt gefallen ließ; da einer von ſeinen Unterthanen, welcher nicht großes Vermögens war, nur einen Trunk kaltes Waſſers aus dem Fluſſe ſchöpfete, und es demſelben zubrachte.

Deſſel-

Deſſelben Rede an Churfürſt Friedrich Wilhelmen, zu Brandenburg,

womit ihm im Namen ſeiner Reſidenzſtädte, vor Berlin empfangen, und Ihm wegen Eroberung der Inſul Rügen, Stralſund und Grypswalde gratulirt worden, den 2 Dec. 1678.

Durchlauchtigſter Großmächtigſter Churfürſt, gnädigſter Churfürſt und Landesvater,

Durchlauchtigſte Churfürſtinn, gnädigſte Churfürſtinn und Landesmutter.

Als der dritten Monarchie erſter König, Alexander Magnus, in dem vor ſeiner Zeit, für unüberwindlich gehaltenen großen Königreiche Indien, ſeine geführten Kriege zu Ende gebracht, und daſelbſt die Gränzen ſeines Reichs am Meere geſetzet hatte; hat er zum Denkzeichen der von ihm verrichteten Heldenthaten; die Stadt Alexandria bauen, ſteinerne Säulen aufrichten, und unterſchiedliche Altäre, dem Jupiter Ammon darauf zu opfern, verfertigen laſſen. Wann nun obgedachten Alexanders des großen Thaten, mit Eurer Churfürſtl. Durchl. glücklich geführten Kriegswaffen, verglichen werden: ſo findet ſichs, daß dieſe viel gerechter, nützlicher und zuträglicher, als jene geweſen; und zwar deswegen weil ſelbe allemal aus landesväterlicher Liebe, zu Beſchützung ihrer Länder, und zur Erhaltung ihrer gehorſamen Unterthanen, hervorgeſuchet worden. Daher iſt es aber auch durch

des

des Höchsten Beystand erfolget, daß solche Kriege allemal einen gewünschten und vergnüglichen Ausgang gewonnen, und noch neulichst, die vorhin für unüberwindlich gehaltene Vestung Stralsund, mit der Insul Rügen, und der Stadt Grypswalde, mit dem ganzen Pommerischen Herzogthume, sich an Eure Churfürstl. Durchl. ergeben müssen; wodurch Eurer Churfürstl. Durchl. Länder und Gränzen erweitert, und an dem Meere befestiget worden.

Wie nun über solche gute Bothschaft alle Eurer Churfürstl. Durchl. getreue Unterthanen, und darunter der Rath, mit der Bürgerschaft allhier, von Herzen erfreuet worden: so haben Bürgermeister und Rath dieser Haupt- und Residenzstädte, Eurer Churfürstl. Durchl. hierdurch, als einem Ueberwinder, einem Siegsfürsten und regierenden Herzoge in Pommern, unterthänigst Glück wünschen, und dabey Gott danken wollen: daß er Eurer Churfürstl. Durchl. hohe Person, mit Dero hochgeliebten Gemahlinn, Churfürstl. Prinzen und Prinzeßinn, vor allem Unfalle bisher bewahret; die rechtmäßig ergriffenen Waffen gesegnet, und Sie allerseits bey guter Gesundheit erhalten, auch des heil. römis. Reichs, und Eurer Churfürstl. Durchl. eigene Feinde, aus denen vor langen Jahren Eurer Churfürstl. Durchl. eigenthümlich zugehörigen Erbländern, nunmehr glücklich vertrieben hat.

Den Gott aller Götter, und Herrn aller Potentaten, bitten wir ferner demüthigst, daß er Eure Churfürstl. Durchl. selbst, Dero hochgeliebte Gemahlinn, und Churfürstl. Prinzen, auch Prinzeßinn, bey allem Hochfürstl. Wohlergehen erhalten, und ihnen seine göttliche Gnade von oben herab verleihen wolle. So wird das in Dero Herzogthume Preußen hervor glimmende Feuer, auch bald wieder gedämpfet werden; und wir werden unter Eur. Churfürstl. Durchl. gnädigsten Zepter, noch weiter geruhig wohnen, und des Schutzes Eur. Churfürstl. Durchl. und Dero Churfürstl. Stuhlerben, so lange die Welt stehet, genießen können.

End-

Endlich ersuchen wir auch Eure Churfürstliche Durchlauchten gehorsamst, daß Dieselben gnädigst geruhen wollen, nunmehr den triumphirenden Einzug auch allhier in Dero Residenzen zu halten, und das, was aus unterthänigster Liebe, zu Dero ewigem Gedächtnisse, Sie aufgerichtet und verfertiget finden werden, also gnädigst und landesväterlich aufzunehmen; als sonst ein liebreiches Vaterherz seiner gehorsamen Kinder Verrichtung und dienstliche Aufwartung Ihm gefallen läßt: und darauf mit fernerer Churfürstl. Gnade, dem Rathe nebst den sämmtlichen Einwohnern allhier, gnädigst und landesväterlich zugethan zu verbleiben.

Rede

des Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen geheimen Raths und Kammer-Präsidenten, und zu der ersten Braunschweig-Lüneburgischen Churbelehnung, bevollmächtigten ersten Gesandten, Herrn Otto Grotens, Freyherrns zu Schauern, welche er vor Seiner kaiserl. Majestät, den 19 December 1692 gehalten.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster und unüberwindlichster Kaiser,

Allergnädigster Herr,

Es ist unnöthig, mit weitläuftiger Erzählung zu wiederholen, was gestalt Eure kaiserl. Majestät sich aus bewegenden Ursachen entschlossen, dem hochwürdigsten, durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ernst August, Bischofe zu Oßnabrück, Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg, unserm gnädigsten Fürsten und Herrn, die neunte Churwürde im Reiche, mit allen deroselben anklebenden Vorzügen, Würden und Herrlichkeiten, allergnädigst zu ertheilen. Dieses wird zu keinem andern Ende allhier angeführet, als daß dadurch denen, die gegenwärtig sind, Eurer kaiserl. Maj. Macht und Weisheit, mithin auch höchstgedachter Sr. Durchl. die gegen Eure kaiserl. Majest. dießfalls allerunterthänigste Verbindlichkeit, desto klärer vorgestellet werden möge.

Es melden die alten Geschichte, daß, als Kaiser Friederich II, zu Maynz, Herzog Otten zu Braunschweig, im 1235 Jahre, in einer großen Versammlung, zum erstenmale mit dem Herzogthume Braunschweig-Lüneburg beliehen, er sich sehr darüber gefreuet; und selbigen Tag allen Jahr- und Geschicht-Büchern einzuschreiben befohlen: weil er an demselben, das heil. römische Reich, mit einem neuen Herzogthume ver-

vermehret hatte. So viel gröſſer und herrlicher nun Eure kaiſerl. Maj. in dero groſſen Thaten, vor vielen dero Vorfahren im Kaiſerthume ſind: ſo viel majeſtätiſcher leuchtet auch Eurer kaiſer. Majeſt. Thron darinnen hervor, daß ſie jetzo das Reich, nicht nur mit einem Herzogthume; ſondern mit einem neuen Churfürſtenthume, als ein Mehrer des Reiches, anſehnlich vermehren.

Wie nun gemeiniglich groſſe Dinge ihre Anzeichen und Vorbothen zu haben pflegen: ſo wird mirs verhoffentlich nicht verarget werden, wenn ich das Exempel Eurer kaiſerl. Majeſt. glorwürdigſten Vorfahren im Reiche, Maximilians des I. anher ziehe: welcher einem Herzoge von Braunſchweig ſeiner guten Dienſte halber, zu ewigwährendem Gedächtniſſe, einen Stern in die Helmzierde gegeben. Dieſer Stern hat nun gleichſam, der von Eurer kaiſerl. Maj. dem Fürſtl. Hauſe Braunſchweig-Lüneburg itzo beygelegten Gnade und Glanze ſo lange vorgeleuchtet; bis Eure Maj. allergnädigſt gut gefunden, daſſelbe mit dem herrlichen Kleinode der Churwürde, deſto mehr zu erleuchten und zu beehren.

Der Wiederſchein ſolcher empfangenen höchſten kaiſerl. Gnade und Ehren, wird billig in höchſtgedachter Seiner Durchl. und aller Nachkommen Herzen, in unverrückter treuer Ergebenheit, in der ganzen Welt herrlich hervorleuchten: und es werden Seine Durchl. alles, was in dero Kräften und Vermögen iſt, ja ihr Guth und Blut nicht ſparen, um gegen Eure kaiſerl. Majeſt. und dero hochlöbl. Erz-Herzogliches Haus, ihre herzliche Dankbarkeit zu erweiſen; und dieſelbe durch beſtändige Treue und nützliche Dienſte, Eurer kaiſerl. Majeſt. dem Reiche, und der ganzen Welt zu bewähren.

Nachdem nun Eure kaiſerl. Majeſt. unſers gnädigſten Herrn Durchl. auf den heutigen Tag allergnädigſt erfodert haben, um dieſelben mit der allergnädigſt ertheilten Churwürde, und allen derſelben anhangenden Herrlichkeiten und Vorzügen zu bekleiden: ſo hätten Se. Durchl. zwar wünſchen mögen, daß Sie durch die Beſchwerlichkeiten der jetzi-

gen Zeitläufte, auch durch dero herannahendes Alter, nicht verhindert würden, dieſes unſchätzbare Kleinod, und dieſe kaiſerl. Gnade, von Eurer kaiſerl. Majeſt. Händen, in eigener Perſon, mit unterthänigſter und tiefeſter Devotion zu empfangen; als welches ihre darob empfundene Vergnügung nicht wenig würde vermehret haben. Es tragen aber zu Eurer kaiſerl. Majeſt. höchſtgedachte Se. Durchl. das demüthigſte Vertrauen; maßen ſie dann dieſelbe darum nochmals gehorſamſt erſuchen: daß Eure kaiſerl. Majeſt. geruhen werden, die ſchon vorher allerunterthänigſt vorgeſtellten, und anitzo wiederholten Urſachen ihres Außenbleibens, bey ſich allergnädigſt gelten zu laſſen; und Seine Durchl. derhalben in Gnaden zu überſehen, und für entſchuldiget zu halten. Seine Durchl. machen ſich auch die tröſtliche Hoffnung, daß Sie noch in ihrem Leben das Glück haben werden, Eurer kaiſerl. Majeſt. die perſönliche Aufwartung zu machen, und deroſelben die Hände, von welchen Sie ſo große Gnade empfangen, demüthigſt zu küſſen.

Inzwiſchen erſcheinen vor Eurer kaiſerl. Majeſt. höchſtem Throne, auf Sr. Durchl. Vollmacht und Befehl, wir, deroſelben unterthänigſte Diener, mit allerdemüthigſter Bitte, Eure kaiſerl. Maj. wollen nunmehr, an Sr. Durchl. ſtatt, uns ſolche Belehnung, auf höchſtgedachte Se. Durchl. und dero männliche Nachkommen allergnädigſt ertheilen. Wir ſind nicht allein in unterthänigſter Schuldigkeit erböthig, kraft überreichter Vollmacht, den hergebrachten Thureid in unſers gnädigſten Herrn Seele abzuſchwören; ſondern verſichern auch eure kaiſerl. Maj. vermöge itztangeregter Vollmacht, auf das Wort der allerhöchſten Wahrheit: daß, was Eurer kaiſerl. Majeſt. durch Gottes Gnade wir itzo angeloben und beſchwören werden, in ſeiner Durchl. treuem und ergebnem Herzen vorlängſt angelobet worden, und ewiglich beſtätiget bleiben werde. Alles daſſelbe, was in demſelben enthalten iſt, werden dieſelben jederzeit treulichſt und fürſtlich leiſten: ſich auch alsdann erſt recht glücklich ſchätzen, wann ſie und ihre Nachkommenſchaft, die im Fürſtenſtande Eurer

kaiſerl.

kaiſerl. Maj. und dem Reiche bisher (ohne Ruhm zu melden) geleiſteten Dienſte und Treue, nunmehr als Churfürſt verdoppeln und vermehren können. Hiebey thun Se. Durchl. in allerunterthänigſter Zuverſicht die demüthigſte Bitte, daß, was hierunter an Ihren Kräften ermangeln möchte, Eure kaiſerliche Majeſtät mit Dero höchſten Macht, Schutz, Gnade und Beſchirmung, der ſie ſich mit ihrem ganzen Hauſe demüthigſt empfehlen, zu erfüllen und zu erſetzen geruhen wollen.

Antwort auf obige Rede, im Namen Sr. kaiſerl. Majeſt. abgelegt, von dem Herrn Grafen von Wallenſtein.

Se. römiſch kaiſerl. auch zu Hungarn und Böheim königl. Majeſt. unſer allergnädigſter Kaiſer, König und Herr, haben allergnädigſt angehöret, was im Namen des hochwürdigſten, durchlauchtigen, hochgebohrnen Fürſten und Herrn, Herrn Erneſts Auguſts, poſtulirten Biſchofs zu Oßnabrück, Herzogs zu Braunſchweig und Lüneburg, deſſen bevollmächtigte Geſandſchaft anjetzo allerunterthänigſt vorgetragen und gebethen hat. Höchſtgedachte Se. kaiſerl. Maj. erinnern ſich allergnädigſt und gar wohl, der gethanen allerhöchſten Erklärung: welchergeſtalt ſie, in Betrachtung des Glanzes, der Macht und des Anſehens des Fürſtl. Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, inſonderheit derer Ihnen ſelbſt und dem heil. röm. Reiche, von St. Durchl. zu Kriegs- und Friedenszeiten, auch mit mehrmaliger Darſetzung Dero eigenen hohen Perſon, erwieſenen getreuen und erſprießlichen Dienſte; wie auch der, ſo wohl wider den Erbfeind chriſtl. Namens, den Türken in Hungarn; als wider die Krone Frankreich in den Niederlanden, geſchickten, und noch fortdaurenden ſtattlichen Hülfe, hierzu bewogen worden. Seine kaiſerl. Majeſt. ſtellen es auch außer allem Zweifel, daß Se. Durchl. die dadurch beydem heil. Reiche, und der geſammten werthen Chri-

ſtenheit erworbenen hohen Verdienſte, ihrem eigenen Erbiethen und äußerſten Vermögen nach, ferner zu vergrößern, und dem geliebten Vaterlande wider deſſen beſtändige Feinde hinführo weitern Beyſtand zu leiſten, nicht ausſetzen werden. In ſolchem Vertrauen ſind auch dieſelben allergnädigſt entſchloſſen, Se. Durchl. ſammt Dero männlichen Leibes- und Lehnserben, nach dem Rechte der Erſtgeburt, in die Zahl Dero und des Reichs Churfürſten auf- und anzunehmen; und ſie mit der Churwürde, und allem was derſelben anklebet, wirklich zu belehnen.

Allerhöchſtgedachte Seine kaiſerliche Majeſtät erklären alſo nicht allein S. Durchl. und Dero männliche eheliche Abkömmlinge, nach dem Rechte der Erſtgeburt, hiermit gnädigſt für Dero und des heil. römiſch. Reichs Churfürſten; ſondern laſſen auch zugleich, zu mehrer allergnädigſten Lehnsbekräftigung, hierbey der Churfürſtl. Geſandſchaft den Churhut allergnädigſt übergeben. Es nehmen auch ferner höchſtdieſelben die allerunterthänigſte Entſchuldigung, daß ſie perſönlich nicht erſchienen, für dießmal in kaiſerl. Gnaden auf und an: und nachdem in dem übrigen alle Erfoderniſſe vollkommen erfüllet zu ſeyn befunden worden; als erklären allerhöchſtgedachte Se. kaiſerl. Majeſt. ſich hiermit dahin: gegenwärtige Abgeordnete, in Deroſelben ihres gnädigſten Herrn Seele ſchwörend, zur Ablegung des gewöhnlichen Lehenseides allergnädigſt zuzulaſſen. Dieſemnach verbleiben allerhöchſtgedachte Se. kaiſerl. Majeſt. Sr. Durchl. mit kaiſerl. Hulden und Gnaden wohl zugethan; deren Abgeſandten aber, mit kaiſerl. Gnade allergnädigſt wohlgewogen.

Dank-

Dankſagungsrede,

welche der zweyte Churfl. Braunſchweig-Lüneburgiſche bevollmächtigte Geſandte, Herr Johann Chriſtoph von Limbach, zum Beſchluſſe der Lehenshandlung gehalten.

Allerdurchlauchtigſter ꝛc.

Tugend und Tapferkeit ſind die Grundveſten aller Königreiche und Republiken; die Ehre aber iſt dasjenige, wodurch alle edle Gemüther aufgemuntert, und zu höhern fürſtl. Thaten angereizet werden. Deshalben haben die Griechen und Römer allerhand Würden und Ehrenbezeigungen erfunden, und ſelbige denjenigen beygeleget; welche ſich vor andern, um die Wohlfahrt des gemeinen Weſens wohl verdienet machen würden. In ſolcher Beehrung iſt man immer fortgefahren, bis die Tugendhaften gar unter die Unſterblichen gerechnet worden. Man hielt es nämlich für eine Gottloſigkeit, daß derſelben Verdienſte bey der Nachwelt vergeſſen wurden; und glaubete hingegen, die Götter hätten die Seelen der Helden ihrer Gemeinſchaft gewürdiget.

Es ſey nun dem wie ihm wolle, ſo war dieſes das rechte Mittel, tapfere Leute zu erwecken. Die chriſtlichen Potentaten haben nur die Tugend zu belohnen, und die Ihrigen zu tapfern Thaten aufzumuntern, nicht allein anſehnliche Güter und Landſchaften, ſondern auch verſchiedene Vorrechte als Vergeltungen ertheilet. Daher rühret nun der Urſprung der Lehen; welche anfangs eben deswegen, nur auf das Leben der Tugendhaften gewidmet, und nicht eher Dero Nachkommen überlaſſen wurden; es hätten denn dieſe ihrer Vorfahren Fußſtapfen betreten: wiewohl ſie nachgehends, allein wegen vermutheter Nacheiferung der Erben, erblich gemacht worden.

Inſonderheit haben die aus dem hochlöbl. Erzherzogliche Hauſe Oeſterreich entſproſſenen römiſchen Kaiſer, bereits bey der Vorwelt dieſen Ruhm erlanget, daß ſie die Tapferkeit niemals unbelohnet gelaſſen. Nicht allein die in der Vorrede angezogenen Exempel, ſondern auch die übrigen in dem römiſchen Reiche befindlichen fürſtl. Häuſer, können ein unverwerfliches Zeugniß davon geben. Denn welches iſt unter denenſelben, ſo nicht mit unterſchiedenen kaiſerl. Begnadigungen und Vorrechten pranget?

Eure kaiſerl. Majeſt. welche der allerweiſeſte Gott geſetzet hat, daß ſie ſein Ebenbild ſeyn ſollen, worinnen ſich die Tugend denen Menſchen in ſchönſter Vollkommenheit zeiget, ſind, wie in allen andern, alſo auch in Belohnung der Tugend, dem Exempel ihrer glorwürdigſten Vorfahren jederzeit gefolget; indem ſie den durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Erneſt Auguſt, Biſchof zu Osnabrück, und Dero männliche Nachkommen, mit der Churwürde, und Dero anklebenden Rechten und Vorzügen, allergnädigſt beliehen. Se. Durchl. haben zum Denkſpruche bisher gebrauchet: Sola bona, quæ honeſta. Denn die Devotion, welche ſie Eurer Kaiſerl. Majeſtät, die Liebe, ſo ſie dem werthen Vaterlande, die Ehre, welche ſie ſich ſelbſt, und Dero fürſtl. Stande ſchuldig ſind, iſt Dero einzige Abſicht allezeit geweſen; und darnach haben ſie alle ihre Handlungen eingerichtet.

Was daher zu Eurer kaiſerl. Majeſt. Dienſte, und des heil. römiſchen Reichs Wohlfahrt gereichet, und was ich itzo zu Ablehnung aller Eiferſucht gerühmet, das iſt eine bloße Schuldigkeit. Daß aber Eure kaiſerl. Majeſt. daſſelbe allergnädigſt angeſehen, und mit vorhin gedachter Würde begnadigen und unterſcheiden, auch Se. Durchlauchtigkeit zuförderſt von Dero kaiſerlichen Gnaden verſichern wollen; dafür gebühret Derofelben allerunterthänigſter gehorſamſter Dank.

Sola

Sola bona, quæ honesta! Von aller Ehrbarkeit iſt die Undankbarkeit weit entfernet. Es wird alſo dieſes verhaßte Laſter nimmer in Sr. Durchl. Sinn kommen; ſondern ſie werden und wollen den abgelegten Eid, nach allem ſeinem Innhalte, vollkommen und heilig vollziehen; auch was ſie mit Worten verſprechen, in der That zu erweiſen, ihnen äußerſt angelegen ſeyn laſſen. Des Herrn Herzogs zu Braunſchweig-Lüneburg-Zelle Durchl. pflegen ihr ganzes Thun dahin zu richten, Quo fas & gloria ducunt! So lautet Dero Wahlſpruch. Die Worte ſind dem durchaus gleich: die bey ihnen befindliche Ehrliebe aber iſt nicht ſo groß, daß ſie nicht, durch Liebe überwunden, höchſtgedachte ihres Herrn Bruders Durchl. dieſe Würde für ſich gegönnet, mit geſuchet, und dafür ſich gleichwohl zu aller Dankbarkeit allerunterthänigſt verbunden halten werden.

Die von dieſer beyder Churfürſtl. Geblüte herſtammenden Erbprinz, Neffe, und übrigen Nachkommen, werden dieſe Churwürde für ein ewiges Denkmaal, ſowohl der von Eurer kaiſerl. Majeſt. empfangenen außerordentlichen Huld und Gnade, als ihrer daher habenden allerunterthänigſten Verbindlichkeit halten. Sie werden ſich, nach den Beyſpiele jenes Römers, nicht nur das Bild, ſondern auch die Tugend und Treue des Vaters und Vätters allezeit vorſtellen. Sie werden dieſes für ihre wahre Glückſeligkeit achten, daß ſie für Eure kaiſerl. Majeſt. ſo wohl, als Dero Herrn Sohns röm. köngl. Majeſt. unſern auch allergnädigſten Herrn, und dieſen kaiſerl. Thron, Gut und Blut aufſetzen können. Dieſes iſt die Pflicht ihrer glorwürdigſten Aeltern und Vorfahren geweſen; dieſes erkennen ſie ebenfalls für ihre Schuldigkeit; welcher ſie zu allen Zeiten höchſtwilligſt nachkommen werden.

So wolle demnach der allgewaltige Gott Eurer kaiſerl. Majeſt. das Leben bis ins graue Alter verlängern, und ſie Lebens ſatt machen! Er wolle Dero Rathſchläge mit glück-

lichem Ausgange beſeligen, und Dero Waffen immerwährenden Sieg und Triumph verleihen! Er wolle die Feinde der Chriſtenheit und des Reichs, in deroſelben offenbaren und heimlichen Beſtrebungen verwirren, und dieſen kaiſerl. Thron alſo befeſtigen, damit allerhöchſtgedachte Se. königl. Majeſt. der mit Einſtimmung aller Welt vollkommene Erbe väterlicher Tugenden, denſelben zu ſeiner Zeit in erwünſchtem Frieden betreten, glücklich beſitzen, und alſo ferner fortpflanzen möge. Alſo wünſchen Se. Churfürſtl. Durchl. und deren Churerbe.

Wir, denen es erlaubet geweſen, vor dieſem preiswürdigen Throne uns nieder zu werfen, und dasjenige Kleinod wieder zu erheben, welches von vielen Jahrhunderten in dem fürſtl. Hauſe Lüneburg glänzet, haben nur für dieſes zu ſorgen, damit wir die allergütigſt verſicherte kaiſerl. Gnade, mit allerdemüthigſtem Danke erkennen, und darinnen unſer Leben beſchließen mögen.

Das VIII. Hauptstück.

Von Standreden, Personalien und Trostschriften.

I. §.

Ob ich gleich oben bereits von Lobreden und Parentationen gehandelt habe: so muß ich doch hier noch von ein paar Arten eines oratorischen Vortrages etwas sagen, die an vielen Orten üblich, und nicht zu verwerfen sind. Die erste davon wird insgemein eine Standrede genennet, ohne Zeifel darum, weil die Zuhörer sie stehend anhören; welches aber sonst nirgends, als bey dem Grabe, nach geschehener Einsenkung eines Verstorbenen, geschehen kann. Hieraus kann man leicht den Schluß machen, daß eine solche Standrede kurz gemacht werden muß; damit den stehenden Zuhörern, darunter oft alte und schwache Leute seyn können, die Zeit nicht lang werde. Ist dieses nun festgesetzet, so erhellet auch gleich, wie eine solche Standrede innerlich eingerichtet werden muß. Denn eine vollständige Rede nach allen erfoderlichen Theilen, läßt sich in wenigen Minuten unmöglich halten. Man muß also zu den Chrien seine Zuflucht nehmen, und sie so kurz einrichten, daß sie aufs höchste eine Viertelstunde dauren. Denn länger würden stehende Zuhörer wohl nicht die Geduld haben, einem Redner zuzuhören: es wäre denn, daß er ganz besondre Gaben im Vortrage hätte, und die schönsten Sachen von der Welt zu sagen wüßte.

II. §.

Da es nun zwo Arten von Chrien giebt, so kann ein Redner beyde zu solchen Standreden brauchen, nachdem es ihm beliebt. Das Antecedens u. Consequens läßt sich ganz gut brauchen, wenn man in einer Standrede weiter nichts, als eine Danksagung an die Leichenbegleiter machen will. Hier ist nun das

Antecedens: Wir haben den hoch- oder wohlseligen N. N. zu seiner letzten Ruhekammer begleitet.

Con-

Connexion: Weil nun dieſe gegenwärtige Verſammlung der Leichenbegleiter ſehr zahlreich erſchienen iſt, und dadurch dem ſel. Verſtorbenen viel Liebe und Ehre erwieſen hat:

Conſequens: So hätten die ſämtlichen Leidtragenden dem Redner Befehl ertheilet, ihnen allen ſchuldigen Dank zu ſagen ꝛc.

Man muß aber hier nicht denken, daß es bey dieſen dreyen nothwendigen Sätzen allein ſchon ſein Bewenden haben müſſe. Nein, es können überall feine Erweiterungen von Lehrſprüchen und guten Einfällen, auch wohl kleine Lobſprüche des Verblichenen eingerücket werden. Es kömmt alles auf den Verſtand des Redners dabey an, dadurch er beurtheilen muß, was ſich für ſeinen Todten, ja auf Zeit, Ort und Zuhörer ſchicket. Die Schreibart muß weder ſchwülſtig, noch niederträchtig, ſondern männlich, edel und beweglich ſeyn; damit die Zuhörer auf eine unvermuthete Art in erbauliche Gedanken geſetzet werden, und einen Stachel im Gemüthe behalten mögen.

III. §.

Die andre Art von Chrien, nämlich per Theſin & Hypotheſin, läßt ſich auch gar wohl hier anwenden; nämlich, wenn man etwas mehr Gelehrſamkeit, oder, eigentlich zu reden, Beleſenheit zeigen will. Dieſes geſchieht nun, wenn man einen gewiſſen Satz von dem Verſtorbenen, und zwar entweder zu ſeinem Lobe, oder doch zur Erbauung der Zuhörer, zur Hypotheſi macht, und eine Erläuterung, gleich im Anfange zur Theſi braucht. Dieſe Erläuterung kann ein Zeugniß, eine Geſchichte, oder ein Exempel ſeyn: genug, wenn ſie ſich zu dem Verſtorbenen, oder auf die Leichenbegleiter und Leidtragenden ſchicket. Uebrigens kann auch hier bey der Theſi, eine Umſchreibung und kurze Erweiterung durch gute Gedanken und Lehrſprüche Statt finden; bey der Hypotheſi aber ein kleines Lob des Verſtorbenen angebracht werden. Die Schreibart ſoll hier ebenfalls ernſthaft und nachdenklich ſeyn, wenn der Redner Ehre einlegen will. Ich habe niemals dergleichen Reden zu halten Gelegenheit gehabt. Talanders lebende Todten halten viele davon

von in sich, und ich würde sie anpreisen, wenn nur nicht so viele Sinnbilder und Ueberschriften darinn gehäufet wären. Man begnüge sich also an unsers D. Jöchers Trauerreden, wo man ziemliche Muster unter andern deutschen Leichenreden antreffen wird, die nach dieser Art ausgearbeitet worden.

IV. §.

Die Personalien anlangend, so sind sie nichts anders, als etwas besser eingerichtete Lebensbeschreibungen von Verstorbenen. Sie werden gemeiniglich nach den öffentlichen Leichenpredigten abgelesen, und werden vielmals auch in einer geistlichen oder biblischen Schreibart abgefasset. Aber dieses ist eben nicht nothwendig: ob ich es gleich einem Prediger nicht verarge, daß er eine theologische Schreibart brauchet, wenn er dergleichen verfertigen muß. Wenn indessen ein anderer Gelehrter die Feder dabey führet, so darf er doch in einem solchen Lebenslaufe keine weitgesuchte weltliche Gelehrsamkeit anbringen. Es müssen solche Personalien eigentlich in historischer Schreibart abgefasset werden; diese aber leidet keine andre Arten der Zierrathe, als sparsam eingestreuete Gedanken, und erbauliche Lehrsprüche, und Worte der Weisen. Lange Einleitungen oder Eingänge sind auch nicht nöthig: denn man will hier keine Rede machen. Gleichwohl wollte ich es auch nicht rathen, allezeit mit einer gewissen Formel anzufangen. Z. E. Was nun den wohlgeführten Wandel, die ehrliche Herkunft und den sel. Tod unsers N. N. anbetrifft ꝛc. Was gar zu gemein ist, das erwecket Ekel: ein vernünftiger Mann wird schon eine kluge und angenehme Veränderung zu machen wissen. Man sehe in meinen gesammleten Reden etliche Proben von dieser Art.

V. §.

Was nun endlich die Trostschriften betrifft, die in dieses Capitel füglich gezählet werden können; so sind dieselben von zweyerley Arten. Entweder man will darinnen einen besondern Satz ausführen, der das Lob des Verstorbenen in sich hält: oder man will nur durch allerley gute Betrachtungen, das Gemüth der bekümmerten Hinterbliebenen einigermaßen aufrichten. Beyde aber kommen darinn überein, daß man sie bey

Todes-

Todesfällen an die Leidtragenden ergehen, und an ſtatt eines Leichengedichtes drucken läßt, ihnen ſein Mitleiden zu bezeigen. Sowohl von der erſten, als von der letzten Art finden wir Exempel bey den Alten. Cicero hat über den Tod ſeiner Tulliola, Plutarchus gleichfalls an ſeine Gattin über den Verluſt ſeines kleinen Töchterchens, und Seneca theils an ſeiner Mutter Helvidia, theils an ein paar andre Perſonen ſolche Troſtſchriften abgefaſſet. Von neuern kann unter andern, Opitz zum Muſter dienen, der ſich gleichfals in dieſer Art mit Ruhme gewieſen hat. Allein ein jeder ſieht wohl, daß die erſte Art dieſer Schriften auf eben die Art, als die ordentlichen Reden, ausgearbeitet und mit einem kleinen Eingange verſehen werden muß; die andre aber etwas freyer und ungezwungener iſt: indem ein jeder daſelbſt ſeine Freyheit behält, viel oder wenig, in dieſer oder jener Ordnung, zu ſagen. Wer aber wiſſen will, wo er die Troſtgründe hernehmen ſoll, einen Betrübten aufzurichten, der kann, außer den oben angegebenen Scribenten, noch den Boethius, vom Troſte der Weisheit, und den Petrarcha, nebſt andern ſolchen Büchern, nachſchlagen, die von der Standhaftigkeit im Unglücke handeln.

VI. §.

Von dieſen letztern Arten habe ich Gelegenheit gehabt, ein paar Exempel zu verfertigen, die man in meinen geſammleten Reden im II. Theile nachſehen kann. Wer Meiſterſtücke davon ſehen will, der leſe von der erſten Art des Herrn von Fontenelle Lebensbeſchreibungen, von den Mitgliedern der königl. franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, worinn er die ſchönſten Muſter derſelben antreffen wird. Nur muß man ſich von den gar zu gekünſtelten Einfällen dieſes ſonſt vortrefflichen Mannes nicht gar zu ſehr einnehmen laſſen; als welche oft gar ins Luſtige fallen, und ſich alſo bey Leichen nicht ſonderlich ſchicken wollen. Von der andern Art habe ich bereits die beſten Scribenten angeprieſen. Damit aber dieß Hauptſtück nicht ohne alle Exempel bleiben möge, will ich die Perſonalien eines gelehrten Mannes auf ſeine eigene geliebte Gattin herſetzen, die nicht nur einen Redner, ſondern auch einen treuen und zärtlichen Ehegatten zeigen wird. Einla-

Einladungsschrift

zu Anhörung der Lobrede

auf

Augustum den Zweyten,

von

D. Gottfried Lengnichen,

Prof. in Danzig.

übersetzt von Hrn. M. Joh. Joach. Schwaben.

Es geht nunmehr ins vierte Jahr, daß ich dem allerdurchlauchtigsten August öffentlich gewünschet: es möchte dieser eines beständigen Lebens würdige Prinz, eine so lange Zeit unserm Reiche vorstehen, daß er dereinst von den Nachkommen, seines hohen Alters wegen, der Alte genennet würde. Es schien, Gott hätte den für das gemeine Wohl höchst gerechten Wunsch erhöret, da diejenigen, welche den Fürsten mit ihren Augen gesehen, die bey seinen Kriegsanstalten, bey denen zwar zur Lust, aber mit großer Pracht angestellten Feldlägern gewesen, einstimmig erzählten: er wäre nicht nur gesund; sondern verjüngerte sich, und, was nach sechzig Jahren etwas seltenes wäre, sein Leib würde von neuem völliger. Da meyneten wir, unsere Glückseligkeit werde noch lange dauren: und weil wir wegen des Künftigen unbesorget waren, so bedienten wir uns des Gegenwärtigen mit Vergnügen. Es setzte zwar das Gerichte: in Polen glimmete heimlige Spaltungen, die bald öffentlich ausbrechen würden, unsere Gemüther in Bekümmerniß; und das solches nicht bloß ausgesprenget sey, schlossen wir daraus, daß die Reichstage unverrichteter Sache, mit erbitterten Gemüthern, und unter vielen Drohungen zerrissen wurden. Doch

der

der erfreuliche Anfang des letzten Reichstages, da der Landbotheinmarschall glücklich erwählet worden, benahm uns alle Sorge. Allein, es folgte diesem Bothen bald ein anderer, aber sehr trauriger, nämlich: der König wäre den 1 Februar in seinem Palaste bey Warschau erblasset. Es war der sechste Tag desselbigen Monats, fast gegen Abend, als dieses Gerücht unsere Stadt durchlief, und sie gleichsam mit einer Haustrauer erfüllete: so daß es schien, es würde kein Fürst sondern ein Verwandter und sehr vertrauter Freund von jedem besonders beweinet. Ja diejenigen selbst, welche den Verlust nicht recht verstunden, klagten dennoch: weil sie sonst von andern vernommen hatten, der Tod des Königes würde dem Frieden, und den Gütern, die von dem Frieden herkommen, ein Ende machen; und es würde ein unruhiges Interregnum erfolgen.

Die aber den Schmerz nach dessen Ursache ermaßen, glaubten, der Tod eines so großen Königes, und so allergnädigsten Herrn könnte nicht genugsam beweinet werden. Denn sie überdachten alles das Gute, womit Polen unter Augusts Regierung geblühet; den beständigen Frieden, wodurch der verderbliche Krieg, welcher mehr von dem Verhängnisse, als menschlichen Anrathen erreget war, sich geleget; die durch des Königs Gelindigkeit gleich gestillten innerlichen Unruhen; das zu seinem Glanze steigende Reich; die besser eingerichtete Republik; die auf einen gewissen Fuß gebrachten Kriegsheere, und den auf gesetzte Tage geordneten Sold. Hierzu setzten sie Augusts himmlische Tugenden, sein in Glück und Unglück standhaftes Gemüth, seine Pracht, Freygebigkeit und Gnade, seinen Abscheu vor Menschenblut, und viele andere, welche wohl bey andern einzeln, bey keinem aber zusammen angetroffen werden. Man machte eine Vergleichung zwischen den Zeiten, in welchen er das Regiment angenommen, und niedergelegt hatte. Denn Johann der III. der allerdings unter die lobwürdigsten Könige zu zählen ist, konnte der Uneinigkeit der Großen weder zuvor kommen, noch selbige beylegen.

legen. Wie sie nun bey seinen Lebzeiten entglommen, so schlug sie nach seinem Tode in die Flamme eines innerlichen Krieges aus, welcher Litthauen mit mehr als einer Noth bedrängte. Der Soldat foderte öfters den ihm einige Jahre vorenthaltenen Sold, und da er durch Bitten nichts erlangete, machete er unter sich ein Bündniß, und legte der verwaisten Republik eine Schatzung auf. Hierzu kam ein auswärtiger Krieg mit den Türken, der schon einige Jahre her gedauret hatte. Dieß war der Zustand des Reiches, als August zur Regierung kam, welches er der Republik bey seinem Tode in überall gutem Frieden wiedergiebt, von der er es doch so voller Unruhen bekommen hat, daß er auch hierdurch ein ewiges Andenken verdienen würde; wenn er ihr sonst keine andere Wohlthaten erwiesen hätte, deren doch unzählige sind. Wie aber auf dem Ocean einer Meerstille nicht beständig zu trauen ist: also machet eben diese gemeine Ruhe patriotische Herzen, welche aus dem Vergangenen das Künftige vorhersehen, bekümmert: und sollte diese Ruhe auch gleich bis auf den Nachfolger dauren, so werden sie doch deswegen nicht von der Furcht befreyet; weil sie voller Zweifel erwarten, wie der künftige Herr seyn werde, da sie sich den Würdigsten wünschen.

Durch diese Ursachen wurden diejenigen gerühret, welche nicht nur nach der andern Beyspiele, sondern mit Vernunft den Hintritt Augusts bedaureten: und durch keine andere Ursachen ist auch der Rath dieser Stadt bestürzet worden. Denn da er gleichsam auf einer Warte steht, und für unser Glück wachet, so gehen ihm die öffentlichen Unfälle desto näher ans Herz. Der Bürgermeister konnte den übrigen den Tod unsers Königes nicht ohne Thränen hinterbringen: und die ihn höreten, zeigeten ihre Betrübniß im Gesichte und in Worten. Gleich ward ein Stillestand der Gerichte angekündiget, welches zwar nach alter Gewohnheit geschah; aber auch ohne Exempel geschehen wäre: ja das Volk würde ihn, wie ehemals die Römer nach dem Tode des

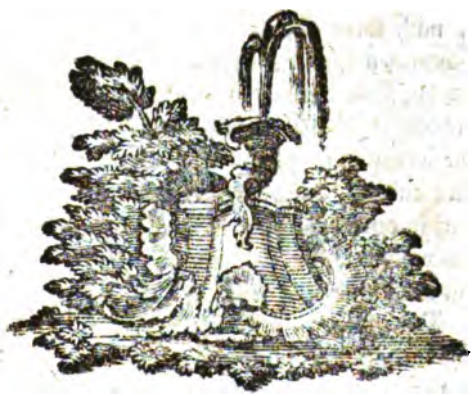
Germanicus von freyen Stücken genommen haben. Das ist bekannt, keines Fürsten Tod ist so tief in aller Herzen gedrungen, und keiner jemals mit solcher Treue beweint worden.

Damit aber auch das hiesige Athenäum bey dieser allgemeinen Trauer, Zeichen seines Schmerzens geben möchte: so ist mir durch den Befehl des Raths auferlegt worden, den 5. März diesem vortrefflichsten Könige eine Lobrede zu halten. Man hätte dieses Amt einem beredtern, man hätte es auch einem, der mehr Kunst hierinnen besäße, auftragen können; keinem aber, der eine größere Ehrfurcht gegen den Verstorbenen trüge. Erstlich habe ich von Augusto gelesen, hernach habe ich ihn bewundert, darauf verehret; itzt beweine ich ihn, und werde ihn allezeit beweinen. Ich habe nicht auf seine Majestät, nicht auf seinen Purpur; sondern auf seine Thaten und seine Tugenden gesehen: und ich würde ihn auch als eine Privatperson hochgehalten haben, wenn er mit eben denen Tugenden begabet gewesen wäre, womit er als ein Fürst hervorgestralet hat. Gleichwie aber ein Maler, wenn er alle von Augusto verübte Thaten und vortreffliche Verrichtungen, auf eine kleine Tafel malen wollte, jedes Stück mit den kleinsten Pünktchen, die man kaum sehen könnte, bezeichnen müßte: also müßte ich auch, wenn ich den ganzen August in einer Rede fassen wollte, alles nur kurz berühren, wofern ich nicht ein dickes Buch abzulesen Willens wäre. Ich habe mir daher von allem, wodurch August berühmt ist, die einzige Huld und Gnade genommen: von der ich doch nicht ihren ganzen Umfang, der sich sehr weit erstrecket, erzählen werde; sondern nur dasjenige, was bey dieser göttlichen Tugend das Vornehmste ist.

Ich lade also einen hochweisen Rath der Stadt, alle obrigkeitliche Personen, alle Gelehrten, und wer noch sonst von andern, die auswärtige Würden führen, die Versammlung ansehnlicher machen will, mit aller geziemenden Hochachtung und Ehrerbiethigkeit ein; nicht zwar einen beredten, sondern

ſondern einen betrübten Redner, der ſich in die Zeit ſchicket, anzuhören. Es wird eine ſonderbare Regung der gegen den verſtorbenen König tragenden Ehrfurcht ſeyn, wenn ſie darum zuſammen kommen, darum zuhören werden, weil von Auguſto geredet wird.

Ihr Muſen unſers Athenäi aber, die ich einſt, da ich euch den von dem Plinius beſchriebenen Trajan erklärete, Auguſtum zu verehren, und unſern gütigſten Fürſten, Trajano dem gütigſten vorzuziehen gelehret habe; und denen ich itzo die unter der Regierung Auguſts in Polen vorgefallenen Begebenheiten erkläre, ſtellet euch häufig ein! Eifert euren Lehrern nach, und zeiget im Geſichte und in der Tracht, die Traurigkeit eures Herzens. Ihr habt Auguſtum verlohren, desgleichen weder ihr ſehen werdet, noch die Nachwelt jemals ſehen wird. Geſchrieben am Sonntage Reminiſcere im Jahr 1733.



Lebenslauf
Fr. Mariä Agnes Güttherinn,
gebohrnen Sahmium,

entworfen von

Chriſtian Heinrich Güttherrn,
Kön. Pr. Hofr. u. Prof. der Gr. Spr. zu Königsb.

Wundere dich nicht, mein Leſer! wenn bey dieſer wohlverdienten Ehrenſchrift die ſalzigen Thränen ſo häufig, als die ſchwarze Dinte gefloſſen: denn treue Liebe und wahrhafte Wehmuth haben dabey die Feder geführet. Entferne dich von dem ganz ungegründeten Urtheile der leichtſinnigen Welt, daß das ſchöne Geſchlecht, in Betrübniß über den Verluſt des Geliebten, weit empfindlicher ſey; die Männer aber, nach ihrer gewöhnlichen Standhaftigkeit ſolchen leicht verſchmerzen können. Frage diejenigen, bey denen die Erfahrung das Wort führet, ob aufrichtige Liebe ſich an ein Geſchlecht binde? Iſt die Verbindung beyderſeits gleich ſtark: ſo kann die Trennung, ſie falle auf welche Seite ſie immer wolle, nicht anders, denn ſehr ſchmerzlich ſeyn. Ja der Schmerz iſt ſo durchdringend, daß die Zunge oder die Feder ein Zeuge davon ſeyn muß. Bilde dir nicht ein, daß mit der Ehrenbeſtattung unſerer Todten, alle Pflicht gegen dieſelben aufhöre. Der gröſte Liebesdienſt, den wir ihnen leiſten können, iſt, ihr Gedächtniß in unſerer Bruſt beſtändig zu bewahren; und ihre Tugenden andern zum würdigen Beyſpiele einer gleichmäßigen Nachfolge vorzulegen. Jenes gebiethet das Wohlverhalten derſelben, und als ein Opfer der geziemenden Hochachtung gegen ſie. Dieſes leget in uns einen Zunder zu gleichem Tugendwandel, und bereitet uns zu einer untadelhaften Nachahmung ihres Ruhmes.

So

So redet denn die Billigkeit ſelbſt das Wort für mich, wenn ich als ein aufrichtiger Zeuge meiner, nach ihren Verdienſten und meinem Wunſche gar zu zeitig erblaßten Liebe, ein ſchuldiges Ehrengedächtniß, mit eigener, ob wohl betrübter Hand ſetze. Und der weiſe Salomo wird mein Unterfangen gnugſam rechtfertigen, wenn er es unter die billigen Belohnungen einer tugendhaften Frau rechnet, daß ihr Mann ſie lobe. Doch ferne ſey es von mir! daß meine Feder zu einem eitelen Ruhmgepränge geſpitzet worden. Dieſes hieße, die im Leben ſo beſcheidene Tugend nach dem Tode beleidigen wollen. Gegenwärtige Blätter ſollen, ſo wie ſie in allen Wörtern unverfälſchte Liebe zeigen, gewiß nur mit der Wahrheit verſiegelt ſeyn.

Wiſſe demnach! dieſe Zeilen ſind dem tugendhaften Andenken der Frau Mariä Agnes Güttherinn, einer gebohrnen Sahminn, gewidmet. Nenne ich dieſen Namen, ſo haſt du den Inbegriff alles meines zu Ende gegangenen Vergnügens, und den itzigen Gegenſtand meiner billigen Betrübniß. Was du nur gottesfürchtiges, edeles, großmüthiges, vernünftiges, treues, liebreiches dir vorſtellen magſt, das ſchloß dieſer Namen in meinen Augen vollkommen in ſich. Der in der Taufe ihr beygelegte Namen Maria, feurete ſie jederzeit zu gleicher brünſtiger Liebesglut mit jener gegen Gott und Jeſum an. Sie wußte, daß dieſe ihr beſtes Theil in und nach dem Leben ſey, darum erwählete ſie ſelbiges. Ihr Herz war alſo Gott ergeben, und Jeſu eigen. Sie hieß, und war auch ein Schäflein von der geiſtlichen Heerde ihres Seelen-Hirten Jeſu. Sie kannte deſſelben Stimme in ſeinem Worte; ſie hörete und liebete dieſelbe; ſie folgete auch deſſen Leitungen. Das machte, in ſie war gar zeitig der gute Samen einer reinen und unverfälſchten Erkenntniß Gottes, und ſeiner herrlichen Eigenſchaften eingeſtreuet. Sie war zeitig auf das vollkommenſte Muſter der Jugend Jeſu gewieſen. Sie wuchs auf, unter den gewiſſen Führungen Gottes ſelbſten, der die Stelle des ihr zeitig entriſſenen irdiſchen Vaters vertrat. Sie ward groß unter dem vortrefflichen Beyſpiele

ihrer Gott wahrhaftig liebenden und fürchtenden Mutter, die ihren ſieben und dreyßigjährigen betrübten Wittwenſtand, nur allein durch den Umgang mit Gott verſüßet hat.

Gott hatte ihr, vor vielen andern ihres Geſchlechts, eine geſchickte Leibesgeſtalt, eine angenehme Geſichtsbildung verliehen. Doch die äußerliche Schönheit war das geringſte Gut, ſo ſie beſaß. Der herrliche Schatz des Guten und der Tugenden, den Gott in ihre Seele geleget, übertraf am Werthe alles übrige. Gott hatte ſie nicht reich, nicht arm an irdiſchen Gütern laſſen gebohren werden. Gottes Vatergüte hatte ihr aber ihr beſcheiden Theil gegeben. Das war das ſtetige Loblied ihres dankbaren Mundes: Gott hat mich von Jugend auf niemals Mangel leiden laſſen; ſondern mir, vor vielen andern, auch zeitliche Dinge zugeworfen, deren ich nicht werth bin. Allein der Reichthum der geiſtlichen Güter war bey ihr ausnehmend; Gottes Wort ihre tägliche Speiſe; die Kraft des Geſetzes der Hammer, ſo ihr Herz in aufrichtiger Reue und Buſſe, über die begangenen Schwachheitsſünden zerknirſchete; der Troſt des Evangelii, das Heilpflaſter für ihre verwundete Seele; das Verdienſt ihres Erlöſers, das ſichere Zufluchtshaus in aller Gewiſſensnoth; der thätige Glauben die Hand, ſo ihr ſolches zueignete; des himmliſchen Vaters Zuchtruthe das Bewährungsmittel für muthwillige Ausſchweifungen der ſündigen Natur; deſſen häufige Wohlthaten die Aufforderung zu ſtetem Danke; des Heiligen Geiſtes reiche Tröſtungen, die Ergetzungen in allem Kummer und allen Trübſalen; die gewiſſe Verſicherung des himmliſchen Gnadenerbes, das Hoffnungsanker ihrer Gelaſſenheit und Zufriedenheit mit allen, auch betrübten Zufällen dieſes Lebens. Siehe da einen Ueberfluß göttlicher Wohlthaten im Geiſtlichen.

Das Leſen geiſtreicher und wohlgelehrter Bücher war ihr einziger Zeitvertreib; ihr Morgen- und Abendgebeth die ſelige Unterredung mit Gott. Sie ſang, ſie ſpielete, nicht nach der heutigen Welt eitelm Gebrauche, ſondern durch Anſtim-

mung

mung erbaulicher Lieder, Gott in ihrem Herzen. Der Besuch des Tempels war ihre Freude. Kein Sonn- und Festtag brach ein, den sie nicht durch aufmerksame Betrachtung, einer auf das Evangelium oder die Epistel gerichteten geistlichen Rede, einweihete. Nichts betrübete sie so sehr, als wenn sie sich erinnerte, Gott, durch die unserer sündlichen Natur anklebenden Schwachheiten, erzürnet zu haben; um nichts war sie so sehr bemühet, als das Versehen zu verbessern, und die schwarzen Sündenflecken in Christi Blute, und ihren Bußthränen abzuwaschen. Sie wandelte im Tage beständig mit Gott und vor den Augen Gottes, und auch des Nachts redete ihr Herz mit Gott. Es weckete sie oft ein sinnreicher Gedanken von Gott und geistlichen Dingen, ein Kernspruch aus Gottes Worte, ein erbaulicher Vers eines geistreichen Liedes auf. Ihre Unterredungen mit andern hatten geistliche Materien zum Endzwecke. Sie ehrete Gott, auch durch die Ehre der rechtschaffenen Diener desselben, und diesen Umgang wählete sie vor allen andern. So war ihr unsträflicher Wandel gegen Gott beschaffen.

Und was das beste war, so zierete dieses alles ihre Aufrichtigkeit, mit der sie Gott begegnete. Sie erkannte schon aus der gereinigten Vernunft, daß bey einem Tugendhaften alles, folglich auch das innerliche und äußerliche übereinstimmen müsse. Wie groß wäre denn ihre Verwägenheit gewesen, wenn sie als eine, aus der Offenbarung unterrichtete Christinn, dem nur den äußerlichen Wandel gewidmet hätte, dessen Allwissenheit Herzen und Nieren prüfet, und vor dessen Augen auch das verborgenste der Seelen bloß und entdecket ist. Ihr eifriges Gebeth war, Gott solle sie doch in der erkannten alten Wahrheit, bis an ihr Ende erhalten, und nicht davon wanken lassen. Sie verlangte nur in dem weißen Rocke der Gerechtigkeit Jesu, nicht aber in dem unreinen Kleide ihrer beschmußten Heiligkeit Gott zu gefallen. Gelobet sey auch der Allmächtige, der ihr diese Gnade bis an ihren letzten Seufzer gewähret hat!

Aus dieſer reinen Quelle floß ihr vernünftiges Betragen gegen ſich und andere. Die gütige Natur hatte ihr zwey helle Augen des Leibes gegeben. Vernunft und Offenbarung hatten ihr auch zwey helle Lichter ihres tugendhaften Wandels aufgeſteckt. Dieſer Leuchte bedienete ſie ſich, damit ſie ja nicht des rechten Weges verfehlen möchte. Sie eilete unabläßlich zu dem Ziele, ſo ihr vorgeſteckt — und andere Vollkommenheiten zu befördern. Ihre vernünftige Liebe fieng von ſich ſelbſten an. Sie ſuchete anfänglich ihre Verbeſſerung, und wenn ſie ſelbige erreichet, bemühete ſie ſich, auch andere auf eben den Weg zu bringen. Sie erkannte den großen Verfall der menſchlichen Natur, die Finſterniß des Verſtandes, die Thorheit des Willens. Jene vertrieb ſie durch lebhafte Erkenntniß des Unterſcheides, zwiſchen dem wahren und dem falſchen. Dieſer widerſetzte ſie ſich durch die kräftigſte Ueberzeugung, dem Guten wegen ſeiner eigenen Schönheit nachzuhängen, das Böſe wegen ſeiner innerlichen Schändlichkeit zu fliehen. Verſagete die Schwachheit der Natur ihr hiezu Kräfte, ſo langte ſie ſolche aus der Fülle aller Kraft, dem unendlichen Gotte, durch ein andächtiges Gebeth her. Denn da ihr Gott einen wohlgebildeten Körper gegeben, ſo ſuchete ſie ſelbigen auch zur Wohnung eines ſchönen Geiſtes zu machen. Hiebey verſagete ſie jenem nicht die Pflichten, die ſie ihm ſchuldig war. Eine ihrem Stande zukommende Kleidung hüllete jederzeit ihren Leib ein. Dieſe war ſo wohl von einem blinden Vorurtheile der Liebe zu den Alterthümern, als der eitelen Begierde, dem Neuerfundenen ſich durchgehends zu bequemen, weit entfernet. Eine beſondere Nett- und Reinigkeit war ihr größter Schmuck. Dieſe waren bey ihr nicht eine unreiſe Frucht der nichtigen Weltliebe, und ihrer Eitelkeiten; oder eine thörichte Vergaffung in ſich ſelbſt: ſondern eine ſchuldige Ehrenbezeugung gegen die Gliedmaßen, die Gottes Ehre an ſich tragen. Ihr Herz war alſo frey von allem Stolze und Hochmuthe. Vielmehr betrachtete ſie die Hüllen, mit denen ſie ihren Leib bedeckete, als betrübte Sinnbilder,

bilder, und thränenswürdige Erinnerungen derjenigen Hoheit, davon die Menschen gefallen sind. Der Ueberfluß im Essen und Trinken, war ihr so verhaßt, als die Verschwendung aller zeitlichen Güter. Doch ließ sie ihren Leib nicht darben, sondern reichete ihm willig alle Nothdurft, so dessen Erhaltung zu erfodern schien. Denn ihren Leib durch Entziehung des Nöthigen, oder einen gekünstelten Zwang zu verstellen, und in anderer Augen ungestalt zu machen, das wußte sie als eine Sünde wider das göttliche und natürliche Gesetz zu vermeiden. Sie war auch keine Feindinn einer erlaubten Lust und Ergetzlichkeit: denn sie war überzeuget, daß solche zu Ermunterung und Erquickung des menschlichen Gemüths gedeihet. Kurz: sie bediente sich aller erlaubten Mittel, auch ihre äußerlichen Umstände vergnügt zu machen; nur daß kein Misbrauch dabey sich einschliche.

Alle Menschen neben sich, betrachtete sie als Mitbürger eines gemeinen Wesens, dessen Regierer Gott wäre. Sie wußte, daß Gott zwar nach dem Unterschiede der Stände die Menschen unterschieden; doch daß alle deswegen einerley menschliche Natur hätten. Den höhern begegnete sie demnach ehrerbiethig; denen, die ihres gleichen waren, liebreich; und denen, so im geringen Stande sich befanden, freundlich. Selbst die, die unter ihrem Befehle waren, sah sie als solche an, die Gott nach seiner verborgenen Weisheit in diesen Stand gesetzet, dem es eben so leicht gewesen wäre, auch sie zu einer so niedrigen Lebensart zu bestimmen. Ihre Gönner und Freunde bemühete sie sich, durch anständiges Betragen, jederzeit in dem Wohlwollen gegen sich zu erhalten. Ihre Feinde suchte sie mit Groß- und Sanftmuth zu überwinden, auch durch Wohlthun zu beschämen. Ja da sie von Jugend auf mehr heimliche, denn öffentliche Feinde und Neider zählen können, so sah sie beyde als eine Wohlthat Gottes an; jene, weil sie ihr einen Sporn zu mehrerer Ausübung der Tugend gaben; diese, weil sie

ein Beweis waren, daß Gott ihr Gutes zugewandt. Beſſer beneidet, denn beklaget, pflegte ſie in dieſem Anſehen im Munde zu führen. Das Unrecht brachte ſie in rechtmäßigen Eifer. Die Noth erweckete in ihr ein Mitleiden, und fertige Begierden nach Möglichkeit zu helfen. Die Boshaften ſcheuete ſie als ein anſteckendes tödtendes Gift. Die Frommen nahm ſie als ein Muſter der Nachfolge an. richtigen begegnete ſie mit gleicher Treue. Die Falſchen verachtete ſie als einen Gräuel in Gottes und der Menſchen Augen.

Ihr gröſtes Bemühen war, dem gefällig zu werden, den Gott ihr zum Mitgehülfen dieſes mühſeligen Lebens beſtimmet hatte. Ihre Zuneigung gegen ihren Ehemann war aufrichtig. Ihre Liebe gegen denſelben nicht getheilet, doch ohne alle Eiferſucht. Sie hielt ihn hoch, doch in der ſchuldigen Unterwerfung auf Gott. Was ſein Herz betrübte, das gieng ihr zu Herzen; was ihn ergetzte, das beförderte ihr Vergnügen. Ihr angenehmer Umgang war ſeine Ruheſtatt nach aller beſchwerlicher Arbeit; ihr freundlicher Mund das Lindrungspflaſter für allen ſeinen Kummer; ihr Schooß das ſichere Grab aller ſeiner Sorgen. Ihr Herz war ſein Herz; ſein Sinn ihr Sinn; beyder Wille ganz einig. Die Freude der leiblichen Kinder hatte Gott dieſem Eheſtande verſaget, doch ohne alles Murren und Verdruß. Gott hatte ſie nicht zu Erziehung anderer Kinder beſtimmet. Das vergnügte Betragen in der Ehe machete ihren Ehemann zu ihrem Sohne, ſie zu ſeiner Tochter; und hierbey war es ihre einzige Freude, ſich geiſtliche Kinder zu erziehen. Ihre gröſte Beyſorge war, der Eheſtand würde nicht lange dauren: da die Erfahrung den Satz beſtätiget, daß Eheleute, die einander herzlich liebten, nicht lange beyſammen bleiben. Nur dahin gieng ihr Wunſch: Gott ſolle ſie ihres Ehemannes Tod nicht erleben laſſen! Bey denen denſelben zugeſtoßenen, auch theils harten Krankheiten war ſie des feſten Vertrauens: Gott werde ihr die Laſt des Wittwenſtandes nicht abermal auflegen, da ihre Schultern ſolche zu tragen

zu schwach wären. Ihr kränklicher Leib belehrete sie ihrer Hinfälligkeit, und eine, ich weis nicht woher entstandene Ahndung sagete ihr: die Hütte ihres Leibes würde bald aufgeräumet werden. Ihr Umgang mit dem Tode war also täglich. Ihr Blick gieng stündlich in das Grab *, um zu sterben, ehe sie starb; damit sie nicht sterben möchte, ... sie stürbe. Ihr Vorbereitungsseufzer zum Tode, den sie mit eigener Hand in viele ihrer Bücher geschrieben, war dieser:

Ich sterbe, wenn ich soll, und wie es Gott gefällt,
Ob morgen oder heut. Es ist nichts in der Welt,
Das mir gefallen kann. Ich wünsche nur den Himmel,
Und sage hiermit ab dem eitlen Weltgetümmel:

Nimm, Herr! nim meinen Geist, und bringe mich zur Ruh!
So schließ ich wohlvergnügt die matten Augen zu.

Oefters ließ sie diesen freymüthigen Entschluß von sich hören:

Ich seh, daß nichts bestehe,
Allein in Jesu Wunden,
Da find ich meine Ruh.
Ich such mein Sterbgeräth,
Und eil dem Himmel zu.

Sie flehete zwar Gott an, einen bösen schnellen Tod von ihr abzuwenden; doch war ihr beständiges Gebeth dieses, daß er sie mit einer langwierigen Krankheit aus Gnaden verschonen möchte.

Ihr Wunsch ist ihr gewähret; ihr Gebeth ist erhöret. Eine den siebenten Augustmonat dieses Jahres sie unvermuthet überfallende Krankheit mußte der Bothe ihrer Auflösung seyn. Etwas mehr denn acht und vierzig Stunden verflossen: so sah sie sich schon an den Gränzen der Ewigkeit. So wie nun ihr ganzes Leben einen hellen Spiegel der völligen Ergebenheit in Gottes Willen vorgestellet, so sollte die letzte Zeit desselben den völligen Beweis davon geben. Auf den kräf-

* Diese Ueberschriften: Täglicher Umgang mit dem Tode; Täglicher Blick in das Grab, führen zwo Betrachtungen in Benjamin Schmolkens geistreichen Schriften, die sie täglich zu ihrer Andacht ausersehete.

kräftigen Zuſpruch ihres ſehr werthen Herrn Beichtvaters gab ſie dieſe freymüthige Erklärung: „Sie wiſſen, daß ich mit „meiner Heiligkeit niemals ein Gepränge gemacht, ſondern mich „jederzeit für eine groſſe Sünderinn ausgegeben. Doch das „muß ich meinem Gott zum Ruhme nachſagen, daß er bey an„dern vielfältig erwieſenen Wohlthaten, mich auch vor mutt„willigen und vorſetzlichen Sünden bewahret. Dabey „habe ich ihm mit vielen Thränen abgebethen, und bin des in„nern Zeugniſſes, ſie ſeyn mir um Chriſti willen vergeben. „Habe ich mich auch darinnen an Gott verſündiget, daß ich „dieſe Krankheit im Anfange nicht ſo beurtheilet, daß ſie mir „zum Tode gereichen könnte: ſo hege ich das feſte Vertrauen zu „Gottes Gnade, er werde mir auch dieſe Schwachheit verzei„hen. Uebrigens ergebe ich mich ſeinem Willen, es mag derſel„be Leben oder Tod über mich verhänget haben. Ich weis doch, „daß es alles zu meinem Beſten gereichen werde.„ Der allen Geſchöpfen eingepflanzte Trieb zum Leben äußerte ſich zwar bey derſelben; doch nicht anders, denn in der ſchuldigen Unterwerfung ihres Willens in Gottes Willen. Ihre letztere Anrede an ihren Ehemann, war wenig Stunden vor ihrer Auflöſung dieſe: „Mein Güttyer! ich bin vollkommen überzeuget, „daß du mich einzig in der Welt geliebet, ſo wie ich dir mit auf„richtiger Liebe zugethan geweſen. Wäre es Gottes Willen, ſo „wollte ich gern länger mit dir leben. Doch da es Gott nicht „ſo beliebet, verlange auch ich nicht eine Minute zu leben. „Nimm hin, (ſprach ſie, mit Uebergebung des an ihrem Fin„ger beſtändig getragenen Trauringes,) nimm hin das letzte „Zeichen meiner Treue, ſo ich dir geben kann. Nun will ich „nichts mehr von der Welt wiſſen. Ich danke dir für alle „vielfältige erwieſene Liebe. Würde mein Wunſch eintreffen, „ſo ſollteſt du noch der Glückſeligſte in der Welt werden. Doch „geſchieht dieſes nicht: ſo ſey feſt verſichert, Gott habe dir „gröſſere Glückſeligkeit in dem Himmel aufgehoben. Lebe „wohl und denke meiner! Jedoch ich weis, du wirſt mich „auch nach dem Tode noch lieben.„ Hierauf ſchloß ſie ihn feſt in ihre Arme, druckte ihn an ſich, und verſiegelte die Rede

mit

mit einem Abschiedskusse. Gleichmäßig beweglichen Abschied gab sie denen um ihr Bette stehenden Freunden mit der ausdrücklichen Versicherung:

Es würde einst gewiß geschehn,
Daß sie auf Zions Himmelswegen
Einander wieder sehn.

An ihre damals abwesende alte Mutter, geboth sie den verpflichtesten kindlichen Dank, für alle ihr von der ersten Stunde des Lebens an, erwiesene mütterliche Liebe abzustatten: mit der Bitte, sich ihren Tod nicht zu Herzen gehen zu lassen: denn sie würde ihr doch bald und unfehlbar zuerst folgen. Unter diesen und andern erbaulichen Gedanken, die das Gebeth und den Zuspruch der umstehenden, öfters auch ihre eigene Andacht unterhielten, nahete die erstere Stunde des zehenten Tages des Augustmonats, und mit derselben die letzte ihres Lebens herbey. Gegen diese übergab sie ohne alles Entsetzen und Grauen, mit stillem Muthe, das ihr auf eine Zeit verliehene kostbare Gut, ihre mit Christi Blute theuer erlöste Seele, den treuen Händen dessen, der sie ihr anvertrauet hatte. Das machte, sie versüßete ihren Tod in Jesu Wunden, und sie fand auf dem Wege zum finstern Todesthale die sicheren Fußstapfen des ihr vorgetretenen Erlösers. Ihre sehr eilfertige Entkleidung der Sterblichkeit bewies, daß sie nur verlangte, mit der himmlischen und ewigen Herrlichkeit überkleidet zu werden. Um Mitternacht hörete sie das Geschrey: der Bräutigam kommt, und gieng ihm freudig entgegen. Der zu Ende gekommene Freytag mußte sie dann von dem sündlichen Dienste der Eitelkeit frey machen; der Anbruch des Sonnabends aber, nach eingebrochenem Abende ihres Lebens, sie zum ewigen Anschauen der hellen Gnadensonne einführen.

Die Zeit ihrer Wallfahrt langet kaum an die Hälfte der Zeit ihrer zwey und achzig jährigen Mutter in ihrer Wallfahrt. Sie ist aber itzt zu einem Leben eingegangen, das alle Augenblick einen neuen Anfang nimmt, und niemals ein En-

de

de erreichet. Ihre Gebeine ruhen unter den Gebeinen der Väter dieser hohen Schule; ihre Seele aber ist in d[illegible] sellschaft der Aeltesten vor dem Stuhle des Lammes u[illegible] Ihr Leben ist in den Augen wahrer Tugendkenner: [illegible] in Gottes Augen werth gewesen. Die gerechte Nac[illegible] jeden nach Verdienst belohnet, wird sie unter die [illegible] tugendhaften und liebreichen Ehefrauen zählen [illegible] aber kann ihr nichts denn Thränen, und dieses schril[illegible] denken stiften. Doch da beydes vergänglich ist, [illegible] Bild ihrer Tugend und Liebe, dessen Brust beständ[illegible] drucket bleiben, auch nicht eher, denn mit dessen [illegible] löschet werden.

Ruhet dann wohl, ihr entseelten Gebeine! r[illegible] überstandenen Unruhe dieses Lebens, an dem euch bestimmten Orte. Gottes Auge wachet bey eu[illegible] daß sie ungestöret seyn soll. Gottes Engel besch[illegible] daß nicht eines soll verlohren gehen. Schlafe sanft, m[illegible] auch in der kalten Gruft werthes Leben! dein unvermuthe[illegible] ter Tod, hat dich zum rechten Leben eingeführet. Dein schnelles Sterben hat dich zur seligen Himmelserbinn gemachet. Geneuß, erlöste Seele! der unaussprechlichen Freude des Himmels, beym seligen Anschauen Gottes, in der erquickenden Gesellschaft deines Heilandes. Meine aufrichtige Liebe zu dir misgönnet dir diese unendliche Herrlichkeit nicht. Sie wünschet vielmehr auch, aus diesem Jammerthale,

Wo List, Gewalt und Missethat
Die Tugend oft zur Sklavinn hat

bald ausgespannet zu werden, und zu deiner erwünschten Gemeinschaft im Himmel zu gelangen. Ich will mich indessen stets zu der Reise nach der Ewigkeit rüsten. Meine Lebenslampe soll jederzeit mit Glaubensöle versehen seyn, damit ich, der Bräutigam komme, wenn er wolle, mit ihm zur Hochzeit des Lammes eingehen könne. Eya wären wir da!

Das IX. Hauptſtück.

Von Verlobungs- Trauungs- und Strohkranzreden.

I. §.

Die Gewohnheit hat es an vielen Orten eingeführet, daß man auch bey Gelegenheit hoher Vermählungen Reden zu halten pflegt. Darunter ſind nun lich die Anwerbungsreden zu zählen, die im Namen freyers an die Aeltern, oder Vormünder und Anverwandten eines Frauenzimmers, am Tage der feyerlichen Ver- gehalten werden. Dieſes thut gemeiniglich ein Bluts- wandter oder ein Gemüthsfreund deſſelben, den man dazu für geſchickt hält; auch wohl zuweilen der Geiſtliche des Ortes, wenn es irgend an andern Studirten fehlen ſollte, oder wenn man das größte Vertrauen zu ihm hätte. Solche Reden nun werden auch nicht als völlige Reden, ſondern nur als Chrieen, ausgearbeitet. Denn man hat nicht die Abſicht, die Braut oder die Ihrigen allererſt zu überreden, daß ſie dem Freyer das Jawort geben ſollen. Die Entſchließungen dazu ſind allemal vorher ſchon gefaſſet, und es ſoll eigentlich nur in Gegenwart anſehnlicher Zeugen offenbar werden, was insgeheim ſchon beſchloſſen worden. Es kann aber ſowohl eine Chrie per Antecedens & Conſequens, als eine per Theſin & Hypotheſin dabey gebrauchet werden: nachdem der Redner dabey einige Gelehrſamkeit zeigen will, oder nicht. Bey der erſten Art wird die Einrichtung irgend alſo lauten:

Antecedens. Der gegenwärtige, oder auch abweſende Herr, N. N. der durch die guten Eigenſchaften der Jungfer oder Frau N. N. bewogen worden, ſie zu einer beſtändigen Freundinn und Ehegenoßinn zu begehren, hat mir aufgetragen, dieſes ſein Verlangen auf eine geziemende Weiſe zu eröffnen.

de erreichet. Ihre Gebeine ruhen unter den Gebeinen der Väter dieser hohen Schule; ihre Seele aber ist in die Gesellschaft der Aeltesten vor dem Stuhle des Lammes versetzet. Ihr Leben ist in den Augen wahrer Tugendkenner: ihr Tod in Gottes Augen werth gewesen. Die gerechte Nachwelt, so jeden nach Verdienst belohnet, wird sie unter die frommen tugendhaften und liebreichen Ehefrauen zählen aber kann ihr nichts denn Thränen, und dieses schriftliche Andenken stiften. Doch da beydes vergänglich ist, so soll das Bild ihrer Tugend und Liebe, dessen Brust beständig eingedrucket bleiben, auch nicht eher, denn mit dessen Ende verlöschet werden.

Ruhet dann wohl, ihr entseelten Gebeine! nach aller überstandenen Unruhe dieses Lebens, an dem euch zur Ruhe bestimmten Orte. Gottes Auge wachet bey eurer Ruhe, daß sie ungestöret seyn soll. Gottes Engel beschützen euch, daß nicht eines soll verlohren gehen. Schlafe sanft, mein auch in der kalten Gruft werthes Leben! dein unvermutheter Tod, hat dich zum rechten Leben eingeführet. Dein schnelles Sterben hat dich zur seligen Himmelserbinn gemachet. Geneuß, erlöfete Seele! der unaussprechlichen Freude des Himmels, beym seligen Anschauen Gottes, in der erquickenden Gesellschaft deines Heilandes. Meine aufrichtige Liebe zu dir misgönnet dir diese unendliche Herrlichkeit nicht. Sie wünschet vielmehr auch, aus diesem Jammerthale,

Wo List, Gewalt und Missethat
Die Tugend oft zur Sklavinn hat

bald ausgespannet zu werden, und zu deiner erwünschten Gemeinschaft im Himmel zu gelangen. Ich will mich indessen stets zu der Reise nach der Ewigkeit rüsten. Meine Lebenslampe soll jederzeit mit Glaubensöle versehen seyn, damit ich, der Bräutigam komme, wenn er wolle, mit ihm zur Hochzeit des Lammes eingehen könne. Eya wären wir da!

Das IX. Hauptſtück.

Von Verlobungs- Trauungs- und Strohkranzreden.

I. §.

Die Gewohnheit hat es an vielen Orten eingeführet, daß man auch bey Gelegenheit hoher Vermählungen Reden zu halten pflegt. Darunter ſind nun anfänglich die Anwerbungsreden zu zählen, die im Namen eines Freyers an die Aeltern, oder Vormünder und Anverwandten eines Frauenzimmers, am Tage der feyerlichen Verlobung, gehalten werden. Dieſes thut gemeiniglich ein Blutsverwandter oder ein Gemüthsfreund deſſelben, den man dazu für geſchickt hält; auch wohl zuweilen der Geiſtliche des Ortes, wenn es irgend an andern Studirten fehlen ſollte, oder wenn man das gröſte Vertrauen zu ihm hätte. Solche Reden nun werden auch nicht als völlige Reden, ſondern nur als Chrieen, ausgearbeitet. Denn man hat nicht die Abſicht, die Braut oder die Ihrigen allererſt zu überreden, daß ſie dem Freyer das Jawort geben ſollen. Die Entſchlieſungen dazu ſind allemal vorher ſchon gefaſſet, und es ſoll eigentlich nur in Gegenwart anſehnlicher Zeugen offenbar werden, was insgeheim ſchon beſchloſſen worden. Es kann aber ſowohl eine Chrie per Antecedens & Conſequens, als eine per Theſin & Hypotheſin dabey gebrauchet werden: nachdem der Redner dabey einige Gelehrſamkeit zeigen will, oder nicht. Bey der erſten Art wird die Einrichtung irgend alſo lauten:

Antecedens. Der gegenwärtige, oder auch abweſende Herr, N. N. der durch die guten Eigenſchaften der Jungfer oder Frau N. N. bewogen worden, ſie zu einer beſtändigen Freundinn und Ehegenoſinn zu begehren, hat mir aufgetragen, dieſes ſein Verlangen auf eine geziemende Weiſe zu eröffnen.

Con-

de erreichet. Ihre Gebeine ruhen unter den Gebeinen der Väter dieser hohen Schule; ihre Seele aber ist in die Gesellschaft der Aeltesten vor dem Stuhle des Lammes versetzet. Ihr Leben ist in den Augen wahrer Tugendkenner: ihr Tod in Gottes Augen werth gewesen. Die gerechte Nachwelt, so jeden nach Verdienst belohnet, wird sie unter die frommen. tugendhaften und liebreichen Ehefrauen zählen

aber kann ihr nichts denn Thränen, und dieses schriftliche Andenken stiften. Doch da beydes vergänglich ist, so soll das Bild ihrer Tugend und Liebe, dessen Brust beständig eingedrucket bleiben, auch nicht eher, denn mit dessen Ende verlöschet werden.

Ruhet dann wohl, ihr entseelten Gebeine! nach aller überstandenen Unruhe dieses Lebens, an dem euch zur Ruhe bestimmten Orte. Gottes Auge wachet bey eurer Ruhe, daß sie ungestöret seyn soll. Gottes Engel beschützen euch, daß nicht eines soll verlohren gehen. Schlafe sanft, mein auch in der kalten Gruft werthes Leben! dein unvermutheter Tod, hat dich zum rechten Leben eingeführet. Dein schnelles Sterben hat dich zur seligen Himmelserbinn gemachet. Geneuß, erlösete Seele! der unaussprechlichen Freude des Himmels, beym seligen Anschauen Gottes, in der erquickenden Gesellschaft deines Heilandes. Meine aufrichtige Liebe zu dir misgönnet dir diese unendliche Herrlichkeit nicht. Sie wünschet vielmehr auch, aus diesem Jammerthale,

Wo List, Gewalt und Missethat
Die Tugend oft zur Sklavinn hat

bald ausgespannet zu werden, und zu deiner erwünschten Gemeinschaft im Himmel zu gelangen. Ich will mich indessen stets zu der Reise nach der Ewigkeit rüsten. Meine Lebenslampe soll jederzeit mit Glaubensöle versehen seyn, damit ich, der Bräutigam komme, wenn er wolle, mit ihm zur Hochzeit des Lammes eingehen könne. Eya wären wir da!

Das IX. Hauptſtück.

Von Verlobungs- Trauungs- und Strohkranzreden.

I. §.

Die Gewohnheit hat es an vielen Orten eingeführet, daß man auch bey Gelegenheit hoher Vermählungen Reden zu halten pflegt. Darunter ſind nun anfänglich die Anwerbungsreden zu zählen, die im Namen eines Freyers an die Aeltern, oder Vormünder und Anverwandten eines Frauenzimmers, am Tage der feyerlichen Verlobung, gehalten werden. Dieſes thut gemeiniglich ein Blutsverwandter oder ein Gemüthsfreund deſſelben, den man dazu für geſchickt hält; auch wohl zuweilen der Geiſtliche des Ortes, wenn es irgend an andern Studirten fehlen ſollte, oder wenn man das gröſte Vertrauen zu ihm hätte. Solche Reden nun werden auch nicht als völlige Reden, ſondern nur als Chrieen, ausgearbeitet. Denn man hat nicht die Abſicht, die Braut oder die Ihrigen allererſt zu überreden, daß ſie dem Freyer das Jawort geben ſollen. Die Entſchlieſungen dazu ſind allemal vorher ſchon gefaſſet, und es ſoll eigentlich nur in Gegenwart anſehnlicher Zeugen offenbar werden, was insgeheim ſchon beſchloſſen worden. Es kann aber ſowohl eine Chrie per Antecedens & Conſequens, als eine per Theſin & Hypotheſin dabey gebrauchet werden: nachdem der Redner dabey einige Gelehrſamkeit zeigen will, oder nicht. Bey der erſten Art wird die Einrichtung irgend alſo lauten:

Antecedens. Der gegenwärtige, oder auch abweſende Herr, N. N. der durch die guten Eigenſchaften der Jungfer oder Frau N. N. bewogen worden, ſie zu einer beſtändigen Freundinn und Ehegenoſinn zu begehren, hat mir aufgetragen, dieſes ſein Verlangen auf eine geziemende Weiſe zu eröffnen.

Con-

de ereichet. Ihre Gebeine ruhen unter den Gebeinen der Väter dieſer hohen Schule; ihre Seele aber iſt in die Geſellſchaft der Aelteſten vor dem Stuhle des Lammes verſetzet. Ihr Leben iſt in den Augen wahrer Tugendkenner: ihr Tod in Gottes Augen werth geweſen. Die gerechte Nachwelt, ſo jeden nach Verdienſt belohnet, wird ſie unter die frommen. tugendhaften und liebreichen Ehefrauen zählen

aber kann ihr nichts denn Thränen, und dieſes ſchriftliche Andenken ſtiften. Doch da beydes vergänglich iſt, ſo ſoll das Bild ihrer Tugend und Liebe, deſſen Bruſt beſtändig eingedrucket bleiben, auch nicht eher, denn mit deſſen Ende verlöſchet werden.

Ruhet dann wohl, ihr entſeelten Gebeine! nach aller überſtandenen Unruhe dieſes Lebens, an dem euch zur Ruhe beſtimmten Orte. Gottes Auge wachet bey eurer Ruhe, daß ſie ungeſtöret ſeyn ſoll. Gottes Engel beſchützen euch, daß nicht eines ſoll verlohren gehen. Schlafe ſanft, mein auch in der kalten Gruft werthes Leben! dein unvermutheter Tod, hat dich zum rechten Leben eingeführet. Dein ſchnelles Sterben hat dich zur ſeligen Himmelserbinn gemachet. Geneuß, erlöſete Seele! der unausſprechlichen Freude des Himmels, beym ſeligen Anſchauen Gottes, in der erquickenden Geſellſchaft deines Heilandes. Meine aufrichtige Liebe zu dir misgönnet dir dieſe unendliche Herrlichkeit nicht. Sie wünſchet vielmehr auch, aus dieſem Jammerthale,

Wo Liſt, Gewalt und Miſſethat
Die Tugend oft zur Sklavinn hat

bald ausgeſpannet zu werden, und zu deiner erwünſchten Gemeinſchaft im Himmel zu gelangen. Ich will mich indeſſen ſtets zu der Reiſe nach der Ewigkeit rüſten. Meine Lebenslampe ſoll jederzeit mit Glaubensöle verſehen ſeyn, damit ich, der Bräutigam komme, wenn er wolle, mit ihm zur Hochzeit des Lammes eingehen könne. Eya wären wir da!

Das IX. Hauptstück.

Von Verlobungs- Trauungs- und Strohkranzreden.

I. §.

Die Gewohnheit hat es an vielen Orten eingeführet, daß man auch bey Gelegenheit hoher Vermählungen Reden zu halten pflegt. Darunter sind nun anfänglich die Anwerbungsreden zu zählen, die im Namen eines Freyers an die Aeltern, oder Vormünder und Anverwandten eines Frauenzimmers, am Tage der feyerlichen Verlobung, gehalten werden. Dieses thut gemeiniglich ein Blutsverwandter oder ein Gemüthsfreund desselben, den man dazu für geschickt hält; auch wohl zuweilen der Geistliche des Ortes, wenn es irgend an andern Studirten fehlen sollte, oder wenn man das größte Vertrauen zu ihm hätte. Solche Reden nun werden auch nicht als völlige Reden, sondern nur als Chrieen, ausgearbeitet. Denn man hat nicht die Absicht, die Braut oder die Ihrigen allererst zu überreden, daß sie dem Freyer das Jawort geben sollen. Die Entschließungen dazu sind allemal vorher schon gefasset, und es soll eigentlich nur in Gegenwart ansehnlicher Zeugen offenbar werden, was insgeheim schon beschlossen worden. Es kann aber sowohl eine Chrie per Antecedens & Conſequens, als eine per Theſin & Hypotheſin dabey gebrauchet werden: nachdem der Redner dabey einige Gelehrsamkeit zeigen will, oder nicht. Bey der ersten Art wird die Einrichtung irgend also lauten:

Antecedens. Der gegenwärtige, oder auch abwesende Herr, N. N. der durch die guten Eigenschaften der Jungfer oder Frau N. N. bewogen worden, sie zu einer beständigen Freundinn und Ehegenoßinn zu begehren, hat mir aufgetragen, dieses sein Verlangen auf eine geziemende Weise zu eröffnen.

Con-

ihrer Gott wahrhaftig liebenden und fürchtenden Mutter, die ihren sieben und dreyßigjährigen betrübten Wittwenstand, nur allein durch den Umgang mit Gott versüßet hat.

Gott hatte ihr, vor vielen andern ihres Geschlechts, eine geschickte Leibesgestalt, eine angenehme Gesichtsbildung verliehen. Doch die äußerliche Schönheit war das geringste Gut, so sie besaß. Der herrliche Schatz des Guten und der Tugenden, den Gott in ihre Seele geleget, übertraf am Werthe alles übrige. Gott hatte sie nicht reich, nicht arm an irdischen Gütern lassen gebohren werden. Gottes Vatergüte hatte ihr aber ihr bescheiden Theil gegeben. Das war das stetige Loblied ihres dankbaren Mundes: Gott hat mich von Jugend auf niemals Mangel leiden lassen; sondern mir, vor vielen andern, auch zeitliche Dinge zugeworfen, deren ich nicht werth bin. Allein der Reichthum der geistlichen Güter war bey ihr ausnehmend; Gottes Wort ihre tägliche Speise; die Kraft des Gesetzes der Hammer, so ihr Herz in aufrichtiger Reue und Busse, über die begangenen Schwachheitssünden zerknirschete; der Trost des Evangelii, das Heilpflaster für ihre verwundete Seele; das Verdienst ihres Erlösers, das sichere Zufluchtshaus in aller Gewissensnoth; der thätige Glauben die Hand, so ihr solches zueignete; des himmlischen Vaters Zuchtruthe das Bewährungsmittel für muthwillige Ausschweifungen der sündigen Natur; dessen häufige Wohlthaten die Aufforderung zu stetem Danke; des Heiligen Geistes reiche Tröstungen, die Ergetzungen in allem Kummer und allen Trübsalen; die gewisse Versicherung des himmlischen Gnadenerbes, das Hoffnungsanker ihrer Gelassenheit und Zufriedenheit mit allen, auch betrübten Zufällen dieses Lebens. Siehe da einen Ueberfluß göttlicher Wohlthaten im Geistlichen.

Das Lesen geistreicher und wohlgelehrter Bücher war ihr einziger Zeitvertreib; ihr Morgen- und Abendgebeth die selige Unterredung mit Gott. Sie sang, sie spielete, nicht nach der heutigen Welt eitelm Gebrauche, sondern durch Anstimmung

mung erbaulicher Lieder, Gott in ihrem Herzen. Der Besuch des Tempels war ihre Freude. Kein Sonn- und Festtag brach ein, den sie nicht durch aufmerksame Betrachtung, einer auf das Evangelium oder die Epistel gerichteten geistlichen Rede, einweihete. Nichts betrübete sie so sehr, als wenn sie sich erinnerte, Gott, durch die unserer sündlichen Natur anklebenden Gebrechen, erzürnet zu haben; um nichts war sie so sehr bemühet, als das Versehen zu verbessern, und die schwarzen Sündenflecken in Christi Blute, und ihren Bußthränen abzuwaschen. Sie wandelte im Tage beständig mit Gott und vor den Augen Gottes, und auch des Nachts redete ihr Herz mit Gott. Es weckete sie oft ein sinnreicher Gedanken von Gott und geistlichen Dingen, ein Kernspruch aus Gottes Worte, ein erbaulicher Vers eines geistreichen Liedes auf. Ihre Unterredungen mit andern hatten geistliche Materien zum Endzwecke. Sie ehrete Gott, auch durch die Ehre der rechtschaffenen Diener desselben, und diesen Umgang wählete sie vor allen andern. So war ihr unsträflicher Wandel gegen Gott beschaffen.

Und was das beste war, so zierete dieses alles ihre Aufrichtigkeit, mit der sie Gott begegnete. Sie erkannte schon aus der gereinigten Vernunft, daß bey einem Tugendhaften alles, folglich auch das innerliche und äußerliche übereinstimmen müsse. Wie groß wäre denn ihre Verwägenheit gewesen, wenn sie als eine, aus der Offenbarung unterrichtete Christinn, dem nur den äußerlichen Wandel gewidmet hätte, dessen Allwissenheit Herzen und Nieren prüfet, und vor dessen Augen auch das verborgenste der Seelen bloß und entdecket ist. Ihr eifriges Gebeth war, Gott solle sie doch in der erkannten alten Wahrheit, bis an ihr Ende erhalten, und nicht davon wanken lassen. Sie verlangte nur in dem weißen Rocke der Gerechtigkeit Jesu, nicht aber in dem unreinen Kleide ihrer beschmutzten Heiligkeit Gott zu gefallen. Gelobet sey auch der Allmächtige, der ihr diese Gnade bis an ihren letzten Seufzer gewähret hat!

schaften ihres Geschlechts beraubet worden. Sollte sie nun ein so vielfältiger Verlust nicht billig kränken? Sollten sie nicht insgesamt auf einige Rache denken?

Man weis es gar wohl, daß E. Gnaden sich auf die guten und liebenswürdigen Eigenschaften des bisherigen Herrn Bräutigams, und nunmehrigen Gemahls; auf dessen unermüdetes Anhalten um dero Gegenliebe; auf und Befehl dero hochgräflichen Aeltern, und wer weis noch worauf mehr? berufen werden. Allein erwägen sie selbst unpartheyisch, was alle diese Entschuldigungen, sie mögen nun so schön klingen, als sie wollen, dem beleidigten Theile des ledigen Frauenzimmers helfen können? Haben E. Gnaden einen angenehmen und verdienstvollen Gemahl bekommen: was haben andre davon, die dergleichen noch nicht haben? Finden dieselben bey ihrer Veränderung vortheilhafte Umstände für sich: was hilft das alle andre Fräulein, die solche noch allererst, und wer weis, wie lange noch? werden hoffen müssen? Kurz um, das hochlöbliche ledige Frauenzimmer hat die gröβte Ursache von der Welt, mit Eurer Gnaden übel zufrieden zu seyn.

Nun ist es übrigens weltkündig, daß wir sämtliche Mitglieder des löblichen Ordens der Junggesellen, allezeit treue Diener und Verehrer, der unverehlichten Damen zu seyn pflegen. Ich will zwar damit nicht sagen, daß wir nicht auch vermählte Damen gebührend verehren sollten. Nein, alles was die Ehrfurcht und Höflichkeit uns für Pflichten auferlegt, das suchen wir auch hier getreulich zu erfüllen. Doch kann es uns in Wahrheit auch niemand verargen, wenn wir hier einen billigen Unterscheid machen. Sobald sich eine Dame vermählet, so hat sie ihren geschwornen Verehrer, der Gut und Blut für sie aufsetzen, und als ihr leibeigener Ritter, sie in aller Gefahr vertheidigen muß. Wer soll sich nun indessen des übrigen unvermählten Theils der Damen annehmen? Müssen wir Junggesellen es nicht thun? Müssen wir nicht am Lombertische, auf Bällen, bey Schlittenfahrten,

fahrten, bey Gastmahlen, und sonst überall bey der Hand seyn, wo sie unser vonnöthen haben? In Wahrheit, es würde eine himmelschreyende Sünde seyn, wenn wir diese so hülfbedürftigen, diese so vollkommenen Geschöpfe, die mehr in den Himmel, als auf die Erde gehören, in der Noth verlassen wollten.

Und das ist nun eben die Ursache gewesen, warum wir die vorhingedachte Rache des unvermählten Frauenzimmers gegen E. hochfreyherrliche Gnaden, über uns genommen haben. Wir haben ein abtrünniges Mitglied, aus dem uns so schätzbaren Orden, nicht besser zu bestrafen gewußt; als wenn wir Denenselben diesen handgreiflichen Verweis, dero itzigen Verbrechens überlieferten. Da sehen nun E. Gn. in was für einen schönen Kopfputz, sich dero bisheriger Blumen- und Mirthenkranz, itzo verwandelt hat! Da sehen sie nun die traurigen Vorbothen ihres künftigen Zustandes daran hängen! Das sind nun die herrlichen Früchte des gestrigen Tages! Das sind die trefflichen Belohnungen, einer abtrünnigen Schwester des löblichen Fräuleinordens!

Aus diesem meinem frohlockenden Tone, können aber Eure Gnaden auch leicht schließen, daß mir selbst dieser Triumph, über meine wohlausgeführte Rache, ganz sanft und wohl thun müsse. Denn ich kann es nicht läugnen, daß wir Junggesellen diese Gelegenheit ergriffen haben, unser Müthchen an Denenselben zu kühlen. Meynen E. Gn. denn, daß es auch unsere Anzahl nicht gekränket, daß wir dieselben, aus dem Orden, dem wir als getreue Ritter zugehören, so bald verlieren sollen? Und wenn doch dieselben nur noch länger in Leipzig blieben: so möchte doch alles noch so hingehen. Allein E. Gn. ziehen ja weg, und verlassen uns alle hier; uns, sage ich, die wir als treue Kriegsbediente, bey dem hochlöblichen Regimente von Sans-Façon in Diensten stehen. Unser tapferes Regiment schwächet sich von Jahre zu Jahre sehr merklich. Kaum haben wir am Ende des vorigen Jahres eine vortreffliche Compagnie davon eingebüßet; so müssen wir abermal eine gleich schätzbare verlieren. In Wahrheit, das ist

zu viel! Ja ich muß, im Namen aller meiner Cameraden und Mitbeamten, nochmals unſern allgemeinen Unwillen darüber bezeigen, und gegenwärtigen Strohkranz, auch von unſerntwegen, zum Zeichen der bitterſten Rachgier beſtimmen, und anwenden.

Ehe ich nun auch zu den hauptſächlichen Ceremo meiner Rede ſchreite, ſo habe ich noch mit dem Herr... Eurer hochfreyherrl. Gnaden, ein paar Worte zu ſprechen. Ich kann zwar nicht anders, als denenſelben Glück wünſchen, hochgeſchätzter Herr Droſt, daß es ihnen geglücket, eine ſo vollkommene Gemahlinn davon zu tragen: allein ich weis doch nicht, ob ſie vor dreyen Jahren, eben in dieſer Abſicht nach Leipzig gekommen, daß ſie die ſchönſte Gräfinn aus Sachſen entführen wollten? Man weis es, daß dieſelben die holländiſchen Univerſitäten ſchon damals beſuchet gehabt; aber gleichſam, als ob ſie auf keiner derſelben ihre Rechnung gefunden, mitten im Winter von da weg, und nach Leipzig geeilet: nicht anders, als ob ein geheimer Zug in ihnen gewirket hätte. Nun iſt es zwar bekannt, daß der hochgebohrnen Frau Gemahlinn Aufenthalt, dazumal noch nicht in Sachſen, geſchweige denn in Leipzig geweſen. Gleichwohl kann man nicht wiſſen, wie weit in ſolchen Dingen die Macht der Ahndungen gehen kann. Viele haben der menſchlichen Seele eine Kraft zu weißagen eingeräumet: und wenigſtens könnten ſie, im Abſehen auf die Verliebten, Recht haben. Dieſe haben gewiſſe Ahndungen, die oft einer Prophezeihung ähnlich ſehen. Dero eigenes Exempel zeiget es, hochgeſchätzter Herr Baron, und ſie können es gar nicht läugnen.

Soll ich ihnen frey meine Gedanken eröffnen, ſo werde ich ſie auf ein altes Sprüchwort zurücke führen, welches ſie durch ihr Exempel von neuem beſtätiget haben. Es muß aber daſſelbe wohl ſonſt ſchon wahr geweſen ſeyn, denn es reimet ſich: und was ſich reimet, daß iſt bekanntermaßen auch wahr. Es heißt aber ſo:

Wer

Wer kömmt aus Leipzig ohne Weib,
Aus Jena mit gesundem Leib,
Und aus Wittenberg ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

Die Verse sind schön! hochwohlgebohrner Freyherr: aber das beste daran ist, daß sie wahr sind. Ich stelle mir itzo dieselben vor, wie sie in Holland diesen schönen Spruch überlegen, um sich darnach zu entschließen: welche von den sächsischen Akademien sie besuchen wollen. Ihr gesunder Leib war ihnen billig lieb: und wer konnte ihnen das verdenken? Mit Jena war also nichts zu thun. Sich immer herum zu balgen, ist eben auch kein Vergnügen; denn man kann nicht wissen, wie es bisweilen abläuft. Es war also mit Wittenberg auch nicht viel anzufangen. Leipzig, das gepriesene Leipzig, bleibt also die Ueberwinderinn: denn eine angenehme Freundinn daselbst zu finden, das ist ja alles, was man sich wünschen kann: zumal da die Musen selbst Frauenzimmer gewesen. Der Schluß ward also gefasset: und Sie wählten die hohe Schule zu Leipzig. Gesagt, geschehn! Der Herr Baron findet am Ende seiner akademischen Jahre eine so vollkommen schöne, als geistreiche und tugendhafte Gräfinn allhier. Er bewundert, er ehret und liebet sie endlich: ja was das beste ist, er findet auch Gehör und Gegenliebe; so daß er wirklich die schönste Braut von Leipzig heimführen kann. Und so ist das obige Sprüchwort, wiewohl ganz anders erfüllet: denn von nun an wird man umgekehrt sagen müssen:

Wer kömmt von Leipzig ohne Weib,
Der hat von schlechtem Glück zu sagen.

Vielleicht fragen mich der Herr Droste itzo, ob ich denn auch einmal in Dero Fußtapfen treten wolle? Aber zweifeln sie nur nicht im geringsten daran. Wer wollte sich wohl scheuen, nachzufolgen, wenn man so glückliche Beyspiele vor

sich

ſich ſieht? Verſprechen mir Eure Gnaden beyderſeits nur ein einziges, ſo ſtehe ich ihnen dafür, daß ich gewiß Wort halte. Schicken ſie nur künftig ihr älteſtes Fräulein eben ſo wohl, als ob ſie ein Cavalier wäre, auf hieſige Univerſität: damit ich ſelbiges, nach meinen geendigten Studien und Reiſen hier gewiß antreffe: ſo will ich alsdann mein Wort gewiß halten, und meine künftige Freundinn u
linn nirgends anders, als hier in Leipzig ſuchen.

Und alſo iſt es nun Zeit, zu der Hauptſache bey dieſer ganzen Ceremonie zu kommen. Ich überreiche zuförderſt Eurer hochfreyherrl. Gn. als neuen Frau Baroneſſ. von Münchhauſen, dieſen anſehnlichen, dieſen herrlich gezierten, und ſehr geheimnißvollen Strohkranz. Ich bedecke Dero würdiges Haupt mit dieſer wohlverdienten Haube, und ich beſtätige dieſes alles, mit einem wohlgemeynten Trunke, aus dieſem großen Glaſe. Was kann ich denenſelben dabey beſſers anwünſchen, als daß die geſchehene Vertauſchung, Dero ledigen Standes mit dem verehlichten, dieſelben lebenslang vergnügen und erfreuen möge; ja daß ſie dermaleinſt ihrer künftigen hoffnungsvollen allerjüngſten Enkelinn Strohkranz, mit eben dem Vergnügen ſehen mögen, womit Sie heute Dero eigenen geſehen haben.

Ende der ausführlichen Redekunſt.

Regiſter

Register

der in dieser ausführlichen Redekunst befindlichen Hauptstücke und Exempel.

Das Gespräche von Rednern, aus dem Lateinischen übersetzt pag. 1

Allgemeiner Theil.

Historische Einleitung vom Ursprunge und Wachsthume der Beredsamkeit bey den Alten, imgleichen von ihrem itzigen Zustande in Deutschland 49

Das I. Hauptstück. Was die Redekunst sey, imgleichen von der Beredsamkeit und Wohlredenheit überhaupt 74

II. Von dem Charactere eines Redners, und denen ihm dienlichen Vorbereitungen 88

III. Von der Eintheilung der Redekunst, und den Theilen einer Rede, auch von ihren Hauptsätzen, 107

IV. Von Erfindung der Eingänge, ihren verschiedenen Arten und Eigenschaften 125

V. Von den Erklärungen in einer Rede 131

VI. Von den Beweisgründen 146

VII. Von der Widerlegung der Einwürfe 165

VIII. Von den Erläuterungen in einer Rede 175

IX. Von Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen und dem Beschlusse 201

X. Von der Anordnung oder Einrichtung einer Rede 233

XI. Von

XI. Von den Chrieen und ihren verschiedenen Arten 247
XII. Von der Ausarbeitung einer Rede. 258
XIII. Von den Wörtern und Redensarten, imgleichen von verblümten Ausdrückungen 271
XIV. Von den Perioden und ihren Zierrathen, den Figuren
XV. Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden 320
XVI. Von dem Unterschiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede 358
XVII. Vom guten Vortrage einer Rede überhaupt, und im Absehen auf die Aussprache ins besondere 380
XVIII. Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners 399

Besonderer Theil.

Einleitung in denselben 411
I. Von den Uebersetzungen 413

Exempel dazu:

1. Ein Brief aus dem jüngern Plinius, mit zween Uebersetzungen 418
2. Die I. philippische Rede des Demosthenes 427
3. Die II. philippische Rede desselben 442

II. Von der Nachahmung 452

Exempel dazu:

1. Des Cicero Rede für den Archias 461
2. Des Cicero Rede für den Ligarius 477

III. Von den großen Lobreden, oder sogenannten Panegyricis 494

Exempel dazu:

1. Königsdorfs Lobrede auf den Kaiser Leopold den Großen 501
2. Neukirchs Lobrede auf die Königinn von Preußen, Sophia Charlotte 535
3. Gundlings Lobrede auf König Friedrich Wilhelmen von Preußen 561
4. Menkens Lobrede auf Friedrich Augusts Vermählung, übersetzt von M. Rabenern 589
5. Bayers Lobrede auf die Rußische Kaiserinn Catharina 607
6. Lengnichs Lobrede auf August II. übersetzt von Herrn M. Schwaben 623

IV. Von Trauerreden oder Parentationen 640

Exempel dazu:

1 Canitzens Rede auf die brandenburgische Churprinzeßinn, Elisabeth Henriette 644
2. Lengnichs Rede auf Accisrath Schüllern 651

V. Von den öffentlichen Reden der Lehrer, auf hohen und niedern Schulen 660

VI. Von den Reden der Studirenden auf Schulen und Universitäten 666

VII. Von den Hof- und Staatsreden 675

Exempel dazu:

1. Rede der Kaiserl. Gesandtschaft zu Regenspurg, bey der im Jahr 1663. dahin überbrachten schriftl. kaiserl. Proposition, gehalten an die gesammten Reichsstände von Hrn. Grafen von Wolkenstein 682

2. Rede des Erzbiſchofs von Salzburg, als kaiſerl. Principalcommiſſarii, ſo er nach vorgeleſener Propoſition an die Reichsſtände gehalten 682

3. Tiefenbachs Rede an den Churfürſten von Brandenb. Friedrich Wilhelm den Großen 684

4. Deſſelben Rede an eben denſelben; bey — gehalten

5. Des Frh. von Schauers Rede an den Kaiſer, bey der erſten Braunſchw. Lüneburg. Churbelehnung 690

6. Des Grafen von Wallenſtein Antwort hierauf im Namen Sr. Kaiſerl. Maj 693

7. v. Limbach, Dankſagungsrede, nach geſchehener Belehnung 695

VIII. Von Standreden, Perſonalien und Troſtſchriften 699

Exempel dazu:

1. Lengnichs Einladungsſchrift zu Anhörung der Lobrede auf Auguſtum II. 703

2. Güntthers Lebenslauf auf Fr. Mariä Agnes Güntherinn 708

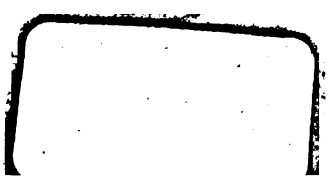
IX. Von Verlobungs- Trauungs- und Strohkranzreden 719

Exempel dazu:

von Mengden Strohkranzrede auf das Münchhauſiſche und Manteufeliſche Beylager 726

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419

MAR 7 - 1927